This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

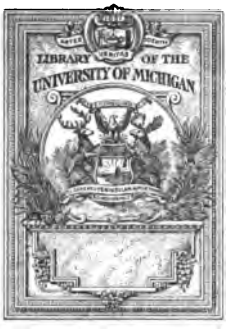
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



FROM THE LIBRARY OF
Professor Karl Heinrich Rau
OF THE UNIVERSITY OF HEIDELBERG
PRESENTED TO THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
BY
Mr. Philo Parsons
OF DETROIT
1871

DD
89
.W79
184
v.1

13904
PARSONS LIBRARY
University of
MICHIGAN

Die

Geſchichte der Deutſchen

von

Johann Georg Auguſt Wirth.

Vierter Band.

Zweite durchaus verbeſſerte Auflage.

Stuttgart.

Hoffmann'ſche Verlags-Buchhandlung.

1846.

Inhalt des vierten Bandes.

Zehntes Buch.

Umgestaltung Deutschlands durch den westphälischen Frieden.

		Seite
Erstes Hauptstück.	Einleitung. Rückblick auf den bisherigen Gang der nationalen Entwicklung	5
Zweites Hauptstück.	Umwandlung des deutschen Staatsrechts durch den westphälischen Frieden. Untergang der Reichseinheit	11
Drittes Hauptstück.	Verfall der Freiheit und der Nationalität	16
Viertes Hauptstück.	Die Lehren des westphälischen Friedens für Deutschland	27

Eilftes Buch.

Fortgang des deutschen Staats-Verfalls bis zur endlichen Auflösung des deutschen Reiches.

Vom Jahr 1649 bis zum Jahr 1806.

Erstes Hauptstück.	Vollziehung des westphälischen Friedens. Erstes Hervortreten der Folgen desselben. Reichstag in Regensburg. (Vom Jahr 1649 bis zum Jahr 1658.)	33
Zweites Hauptstück.	Der rheinische Bund. Entwürfe Frankreichs auf die Niederlande. (Vom Jahr 1659 bis 1668.)	38
Drittes Hauptstück.	Der Krieg des deutschen Reiches gegen Frankreich. (Vom Jahr 1674 bis zum Jahr 1679.)	45
Viertes Hauptstück.	Erniedrigung Deutschlands. Französische Reunions-Kammern. Verwüstung der Pfalz. (Vom Jahr 1679 bis zum Jahr 1690.)	50
Fünftes Hauptstück.	Fortgesetzte Reibungen zwischen Frankreich und Deutschland. Spanischer Erbfolgekrieg. Neue Wirren. (Vom Jahr 1690 bis zum Jahr 1738.)	60
Sechstes Hauptstück.	Innere Zustände Deutschlands zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. (Vom Jahr 1700 bis 1730.)	82
Siebentes Hauptstück.	Anfänge einer neuen Literatur. Liscow. (Vom Jahr 1730 bis 1738.)	90
Achtes Hauptstück.	Fortgang der Staatsgeschichte. Maria Theresia von Oesterreich und Friedrich der Zweite von Preußen. (Vom Jahr 1738 bis 1745.)	101
Neuntes Hauptstück.	Zerrüttung der kleinern Staaten Deutschlands. (Vom Jahr 1745 bis 1750.)	115
Zehntes Hauptstück.	Friedrich der Zweite von Preußen als Philosoph, Gesetzgeber und Staatsreformer. (Vom Jahr 1745 bis 1756.)	120

Seite

Eilftes Hauptstück. Ausbruch des siebenjährigen Krieges. Feldzug des ersten Jahres. (1756.) 135

Zwölftes Hauptstück. Zweiter Feldzug des siebenjährigen Krieges. (1757.) . 144

Dreizehntes Hauptstück. Dritter Feldzug des siebenjährigen Krieges. (1758.) . 156

Vierzehntes Hauptstück. Vierter und fünfter Feldzug des siebenjährigen Krieges. (1759 und 1760.) 164

Fünfzehntes Hauptstück. Sechster und siebenter Feldzug des siebenjährigen Krieges. Friede von Hubertsburg. (1761 — 1762.) . . . 176

Sechszehntes Hauptstück. Folgen des siebenjährigen Krieges. 190

Siebenzehntes Hauptstück. Kaiser Joseph II. Innere Zustände Deutschlands bei seinem Regierungs-Antritt. (Vom Jahr 1763 bis 1780.) . 196

Achtzehntes Hauptstück. Die Persönlichkeit Joseph II. Seine ersten Staats-Entwürfe. (Vom Jahr 1765 bis 1780.) 215

Neunzehntes Hauptstück. Die Reformen Kaiser Josephs des Zweiten. (Vom Jahr 1780 bis 1787.) 226

Zwanzigstes Hauptstück. Friedrich II. und Joseph II. in ihren letzten Regierungs-Jahren. Geschichtliche Bedeutung dieser Monarchen. (Vom Jahr 1763 bis 1790.) 240

Ein und zwanzigstes Hauptstück. Die französische Staatsumwälzung und ihre ersten Einflüsse auf Deutschland. (Vom Jahr 1789 bis 1792.) 250

Zwei und zwanzigstes Hauptstück. Die Regierung Kaiser Leopolds des Zweiten. (Vom Jahr 1790 bis 1792.) 257

Drei und zwanzigstes Hauptstück. Ausbruch des Revolutions-Krieges. Manifest des Herzogs von Braunschweig. (1792.) 265

Vier und zwanzigstes Hauptstück. Anarchie in Frankreich. (1792 und 1793.) 276

Fünf und zwanzigstes Hauptstück. Fortsetzung des Feldzugs. Kriegs-Erklärung des deutschen Reichs gegen Frankreich. Weiterer Verlauf der Waffenunternehmungen. (Vom September 1792 bis August 1793.) 291

Sechs und zwanzigstes Hauptstück. Unglückliche Wendung des Krieges für Deutschland. Separatfriede von Basel. (Vom Jahr 1793 bis 1795.) 303

Sieben und zwanzigstes Hauptstück. Fortsetzung des Krieges von Oesterreich und einem Theil des deutschen Reichs gegen Frankreich. Friede von Campo Formio. (Vom Jahr 1796 bis 1797.) . . . 341

Acht und zwanzigstes Hauptstück. Friedens-Unterhandlungen in Rastatt. Wiederausbruch des Kriegs. Ermordung der französischen Gesandten in Rastatt. (Vom Jahr 1797 bis 1799.) . . . 327

Neun und zwanzigstes Hauptstück. Fortgang des Krieges. Waffenglück der Franzosen. (Vom Jahr 1799 bis 1801.) 337

Dreißigstes Hauptstück. Folgen des Friedens von Lüneville. Der Reichsdeputationsschluß vom Jahre 1803. Gänzliche Umgestaltung Deutschlands. (Vom Jahr 1801 bis 1803.) 351

Ein und dreißigstes Hauptstück. Folgen der Säcularisation. Neuer Krieg von Frankreich gegen Oesterreich. Fortgesetztes Waffenglück der Franzosen. (Vom Jahr 1805 bis zum Herbst 1805.) . . . 359

Zwei und dreißigstes Hauptstück. Folgen der Schlacht bei Austerlitz. Friede von Preßburg. (Vom 2. December bis zum 26. December 1805.) 375

Drei und dreißigstes Hauptstück. Auflösung des deutschen Reichs. Schluß des Werks. (Vom 26. December 1805 bis zum 6. August 1806.) 389

Die

Geschichte der neueren Zeit.

Zehntes Buch.

Umgestaltung Deutschlands durch den westphälischen Frieden.

Erstes Hauptstück.

Einleitung. Rückblick auf den bisherigen Gang der nationalen Entwicklung.

Weisheit ist der große und ehrwürdige Preis des Lebens, sittliche Güte dessen schönste Frucht, Thatendrang sein Nerv, nationale Würde sein letzter Zweck. Schweigend und sinnend forschen wir in der Geschichte unseres Volkes, die Schatten der Vorfahren ziehen an dem geistigen Auge vorüber und ermuntern die ringenden Enkel zur Kraft, Ausdauer und Kühnheit, um die besseren Zeiten in höherer und vollendeterer Weise wieder heraufzuführen, und die nationale Größe unseres Stammes mit ihren wohlthätigen Einwirkungen auf die allgemein menschlichen Zwecke endlich siegreich und bleibend zu begründen. Groß und bedeutungsvoll ist die deutsche Geschichte, in ihr liegen die Keime unserer künftigen Entwicklung und die Andeutungen alles dessen, was wir erstreben müssen und wie sich unsere dauernden Stammverhältnisse in der Zeit der Reife gestalten sollen: für alle Aufgaben der Gegenwart finden sich die Vorbereitungen in dem Leben der Vergangenheit; bald dieses, bald jenes Geschlecht war in der Lösung solcher Aufgaben begriffen, und in der Thatsache, daß im Wesen immer dieselben Ideen und Bestrebungen die kraftvollsten und edelsten Generationen beschäftiget haben, liegt eben die Bürg-

ſchaft, daß dieſe Ideen am Ende doch noch zur vollſtändigen und bleibenden Ausführung gelangen.

Die Germanen traten auf als unverdorbenes und kraftvolles Urvolk. Trieb und Drang zum Großartigen war ſchon in der Urzeit ihr hervorſtechendſter Charakterzug, dem ſich die ſtrenge Eigenthümlichkeit der Sitten und Denkungsweiſe beigeſellte. Sie traten auf mit einer eigenen Religion, freilich als Mythe, doch als eigene Religion des Stammes und, wie der ganze Nationalcharakter der Germanen, coloſſal und erſchütternd. Es liegt eine Kühnheit und eine Kraft in der germaniſchen Mythologie, welche heute noch in Erſtaunen ſetzt, und durch die rieſenhaften aber dennoch kunſtreichen Formen der ſinnigen Dichtung, den ungeheuren Umfang des Geiſtes und der Phantaſie unſeres Stammes, und alſo frühe ſchon den künftigen großen Beruf deſſelben ankündigt.

Aus der zwar rauhen, doch ungemein gedrungenen und nachhaltigen Kraft der Germanen entſprang jenes glühende Freigefühl, welches ſchon in der Urzeit ihre edlen Geſchlechter ſo ſehr auszeichnete. Nun ward ſogar das Band des Gemeinweſens locker, weil das Bedürfniß der Freiheit die Opfer, welche zur Befeſtigung der geſellſchaftlichen Einheit erforderlich geweſen wären, nicht zuließ. Jede Familie trachtete ſelbſt räumlich nach Unabhängigkeit durch die Entfernung ihres Wohnſitzes von dem der Uebrigen; Jagd und Krieg allein ſagten dem unabhängigen Sinne als würdige Beſchäftigungen zu, Ackerbau und alle gewerblichen Beſchäftigungen wurden verachtet und den Schalken zugewieſen. Die angeſtammte Religion, voll von Kampf und Freiheit, nährte die nationale Neigung, unterhielt die Thatkraft und pflegte das Freigefühl, doch durch die Verachtung und Verwahrloſung der friedlichen Beſchäftigungen des Lebens und aller Kultur mußte im Laufe der Zeiten natürlich auch der innere Menſch verwildern und die Erziehung deſſelben zum geiſtigen Leben unmöglich gemacht werden. Es war alſo ein Element nothwendig, um das Gemüthsleben zu wecken und die Erziehung zur geiſtigen Bildung vorzubereiten, und dieſes Element trat in der chriſtlichen Lehre auf. Aber ſchon als fremder Gedankenkreis der germaniſchen Eigenthümlichkeit widerwärtig, verletzte es das Stammgefühl noch tödtlich durch die Gebote eines dienenden Muthes und der feigen Ertragung von Mißhandlungen, welche die Verkünder der Chriſtus-Religion irrthümlich deren Stifter in den Mund legten. Mit wahrem Abſcheu wendeten ſich daher die alten Germanen von der neuen Lehre ab, und je edler der einzelne der beſondern Volksſtämme war, welche zuſammen die gemeinſame Nationalität bildeten, deſto entſchiedener und hartnäckiger war der Widerſtand deſſelben gegen das Chriſtenthum. Endlich ſiegte die Nothwendigkeit, die angeſtammte Religion ging unter, und mit ihr die charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit der germaniſchen Urzuſtände.

Die Civiliſation hob an, neue Bedürfniſſe entſtanden, die Bevölke-

rung vermehrte sich, die verschiedenen Elemente der künftigen Staatenbildung traten also hervor. Ihr erstes war der Drang zur Herstellung einer engeren Nationalverbindung. Das allzulockere Band der gesellschaftlichen Verhältnisse mußte fester geschlungen, die Einheit des gesammten Stammes gesichert werden, und aus diesem Bedürfniß entstand das Königthum. Mit ihm war nun die Aufgabe gegeben, die Einheit der gesammten germanischen Nationalität mit der Freiheit in Einklang zu bringen, ohne daß weder die eine noch die andere aufgeopfert würde. Beide waren aber Gegensätze, welche sich wechselseitig aufzuheben strebten, und so entstand denn schon frühe der Kampf der Einheit gegen die Freiheit, und umgekehrt, welcher mit abwechselndem Erfolge geführt wurde.

Ungeachtet der ungemeinen Liebe zur Unabhängigkeit und Freiheit ruhte die gesellschaftliche Einrichtung der Deutschen durchaus nicht auf Gleichheit, sondern es bestanden vielmehr verschiedene Stände, aus deren wechselwirkender Lebensthätigkeit die allgemeinen Nationalzustände sich entwickelten. Tapferkeit war das Mittel zum Erwerb und zur Familiengröße, aus ihr entsprangen die edlen Geschlechter, welche nach Maßgabe des Erfolges und später des Glückes in verschiedenen Abstufungen von einander sich absonderten. Indessen frühe schon wurde die Idee der Majorate lebendig: das Besitzthum der begüterten Familien vereinigte sich in den großen Wehren, und der Ausschluß der nachgebornen Kinder von dem Erbrecht zu Gunsten des Erstgebornen und zum Zwecke der Erhaltung des Familienglanzes gab der Macht so wie den Vorrechten des Adels unerschütterliche Grundlagen. Die Eigenthümlichkeit des Wehrgelds lenkte die Machtverhältnisse der Bevorrechteten zu einem Uebergewicht des hohen Adels, welches die ursprüngliche Freiheit des niedern Adels bedeutend schwächte; denn dieser vermochte seine Unabhängigkeit im Laufe der Zeit nur mühsam gegen die immer höher steigende Macht der Urfreien oder der fürstlichen Geschlechter zu vertheidigen.

In jenen Zeiten war der niedere Adel das Volk, da die gesammten Massen der Handwerker, der Bauern und des Gesindes als Sklaven noch rechtlos blieben, und keine selbstständigen Mitglieder der Gesellschaft bildeten. Nicht nur die Humanität, sondern auch die höhern Interessen der Nation forderten deßhalb gebieterisch eine weitere Entwicklung so kümmerlicher Zustände, mithin die Emporhebung der rechtlosen Massen zu besondern Ständen der Gesellschaft. Der Weg dazu war bei der eisernen Herrschaft des Grundeigenthums schwer zu finden; doch dem edlen ersten Heinrich gelang gleichwohl die Lösung der Aufgabe .... er baute die Städte. Nun entstand ein neues fruchtbares Element und eine weitere Grundlage des Nationallebens, der Bürgerstand. Die Wechselwirkung der verschiedenen Stände ward jetzt lebendig und wirklich schöpferisch, alle Seiten des Nationalcharakters entwickelten und offenbarten sich, zu dem Freigefühle und Thatendrang war das geistige Leben, die Gemüthsrich-

tung gekommen, zu dem Waffenkampf der Gewerbsbetrieb und die Kultur der Erstlinge von Kunst und Wissenschaft. Mit innigem Wohlgefallen ruht der Blick immer noch auf dem frühern Geiste des deutschen Städtewesens, auf der wechselwirkenden Thätigkeit der verschiedenen Stände und auf der großartigen Majestät des Nationallebens in jenen Geschichtsabschnitten, wo es der Kraft und der Weisheit gelang, die widerstrebenden Neigungen, Interessen und Tendenzen der Einheit und der Freiheit in Einklang zu bringen. Nach den ruhmvollen und kräftigen Vorbereitungen unter dem ersten Heinrich, unter Otto I. und Konrad II. war jene Aufgabe unter Heinrich III. zur größten Lösung gebracht worden, ja sogar nahe daran, für immer glücklich durchgeführt zu werden.

Es ist einer jener mächtigen Erfolge der fortschreitenden Bildung, welche nur durch die Zeit erlangt werden können, daß auch die große Kluft der Stände allmählig sich vermindert und das Volksleben zu mehr mittleren Verhältnissen übergeht. Bei der ersten Blüthe der germanischen Staatszustände konnte dieser Fortschritt aber noch nicht möglich sein, sondern es mußte noch eine gewisse Schroffheit in der Scheidung der verschiedenen Stände stattfinden. Dieß war denn auch der Fall, letztere schieden sich streng von einander und bildeten sogar auch feindliche Gegensätze, nämlich 1) die Fürsten, 2) den Adel, 3) die Bürger und 4) die Landbewohner. Dazu kamen nun noch die Geistlichen, welche ebenfalls in verschiedene Stufen sich abtheilten und an Umfang der Würde bis zu dem Stande der Fürsten hinaufreichten.

Der Abstand der obersten und der untersten Stufe des Staatslebens war bedeutend, dort Reichthum, Pracht und Macht, hier Armuth und Abhängigkeit, denn schon in frühen Zeiten schildern die Geschichtschreiber das Loos der Leute auf dem Lande, welche zum Theil zwar gemeine Freie, zum größern Theil dagegen Hörige des Adels und der Fürsten waren, als sehr drückend und hart. Indessen es gab auch eine Milderung des Uebels. Seitdem Heinrich I. die große Idee der Städteerbauung als Stützpunkt der Reichsgewalt und der Macht der Nation gegen Außen gefaßt hatte, war den Hörigen auf den Gütern des Adels und der Fürsten die Gelegenheit gegeben, durch Niederlassung und Geschäftsbetrieb in den Städten Auskommen und Selbstständigkeit sich zu erwerben. Alle einsichtsvollen Kaiser der folgenden Zeit befolgten nun dieselbe weise Staatskunst und unterstützten die Entwicklung des Städtewesens, indem sie den Adel zwangen, einen gewissen Theil seiner Hörigen zur Bevölkerung der entstehenden Städte abziehen zu lassen. Das germanische Staatsleben war also in zwei Hauptelemente abgesondert: auf der einen Seite fanden sich die Fürsten und der Adel, welche nur von der Arbeit der untern Klassen lebten, und auf der andern die Städte, aus denen sich der selbstständige Bürgerstand entwickelte, unter dem Schutze des Kaisers. Es war von jeher Grundsatz des germanischen Staatslebens, den unter-

geordneten Reichselementen verhältnißmäßige Selbstständigkeit, also die freie Bewegung innerhalb eines gewissen Kreises zu belassen, und so gut die entstehenden unmittelbaren Städte dieses Recht dem Kaiser gegenüber besaßen, ebenso stand dasselbe den Fürsten und der reichsunmittelbaren Ritterschaft gegen das allgemeine Staatsoberhaupt zu. Die Macht des Kaisers war daher nie die strenge ausgebildete Centralgewalt, wie sie in neuerer Zeit bei vielen großen Völkern sich findet, sondern ungleich beschränkter. Sowohl Fürsten als Reichsritterschaft wußten dieß zu benützen und ihre Macht mehr und mehr zu erweitern. Dadurch wurden nun der Kaiser und die Städte zu natürlichen Bundesgenossen gemacht, indem der erstere die Entwicklung der letztern auf alle Weise begünstigen mußte, um das nothwendige Gegengewicht wider die wachsende Macht der Fürsten und der Reichsritterschaft zu gewinnen, und die Städte an die Reichsgewalt, also den Kaiser, innig sich anzuschließen genöthigt waren, um wider die Uebergriffe der Fürsten und der Reichsritterschaft Schutz zu finden.

Mit der großen Kraft der Germanen war auch eine gewisse Neigung zur Gewaltthätigkeit verbunden, welche bis zur Ausbildung milderer Sitten einer strengen Ueberwachung bedurfte. In gewisser Weise lag diese Pflicht den Fürsten und den Obrigkeiten überhaupt ob, aber die untern Volksklassen bedurften wiederum eines Schutzes wider die mißbräuchliche Anwendung des obrigkeitlichen Aufsichtsrechts selbst, sei es nun gegen die fürstliche, ritterschaftliche oder städtische Macht. Dieser Schutz konnte nächst den Bürgschaften des eigenen Richteramts des Volkes und der Landstände nur von der Reichsgewalt ausgehen, und so ergab sich denn eine neue wichtige Stellung des Kaisers zu den mittlern und untern Volksklassen. Dazu kam nun noch, daß die Neigung zur Gewaltthätigkeit bei den Mächtigen mitunter sogar zur offenen Raubsucht ausartete, und daß Unsicherheit der öffentlichen Straßen entstand; auch hier war der Kaiser der natürliche Schützer. Aus allem dem ergibt sich die wichtige Stellung, welche in der alten Reichsverfassung der Kaiser zu den übrigen Elementen der Gesellschaft einnahm. Ihre Bedeutung wurde dadurch noch größer, daß die Entwicklung der Nationalitäten noch nicht vollendet und die Grenzen der verschiedenen Stämme noch nicht definitiv festgestellt waren. Es gab daher von Zeit zu Zeit Wirren und Kämpfe mit den fremden Stämmen, und bei diesen, von deren Ausgang die nationale Größe Deutschlands abhing, war wiederum der Kaiser der Repräsentant der Nation. Je einflußreicher nach allem diesem das Staatselement der Reichsgewalt sein mußte, desto mehr reizte es auch die Eifersucht aller derer, welche zu ungebundener Macht anstrebten, und so entstanden denn theils die Kämpfe mit dem Pabstthum, wo die nationale Unabhängigkeit Deutschlands gegen Rom vertheidigt wurde, theils die innern Kämpfe für und gegen die Einheit.

Wo nun sowohl von der heitern, als auch von der trübern Seite der deutschen Nationalzustände der Grund lag, ist sehr klar und einfach. Die Verschiedenheit der Stände ist in keiner Zeit ganz zu vermeiden, und die Fortschritte der Bildung haben in dieser Beziehung nur den Sinn, daß die Schroffheit der Abstände gemildert und mehr mittlere Zustände im Laufe der Zeit gegründet werden sollen. Abstufung der Stände war also nothwendig, und keineswegs ein Uebel, vielmehr ein Mittel zu größerer Mannigfaltigkeit und Regsamkeit des Lebens. Indessen das Uebermaaß mußte vermieden, der Druck von oben nach unten gemildert, und den untersten Ständen, also den Hörigen auf dem Lande, die sorgfältigste Aufmerksamkeit und gründlicher Schutz gewidmet, namentlich die allmählige Fortbildung derselben zur Selbstständigkeit aus allen Kräften befördert werden. Es waren durch die Städte und durch die Entstehung der Industrie, der Wissenschaften und Künste alle Mittel gegeben, die öffentlichen Zustände von ihrer verhältnißmäßigen Rauhheit zur Gesittung und Kultur überzuführen und die socialen Verhältnisse aller Stände mit Billigkeit zu regeln. Aber dazu gehörte vor allem Gemeinsinn, Wohlthätigkeit und Vaterlandsliebe. Von Seite der Städte und selbst der Reichsritterschaft waren diese Eigenschaften auch öfters gegeben: in den freien Städten namentlich hatte sich zuweilen ein ehrwürdiger Geist von Bürgertugend, Vaterlandsliebe und Gemeinsinnigkeit ausgebildet: einzelne Kaiser unterstützten auch diese Richtung, und so war es an sich möglich, die Verhältnisse im innern Reichsleben, welche bei der Eigenthümlichkeit seiner Verfassung einer starken Hand und eines erleuchteten Blicks zur Leitung bedurften, bleibend zu ordnen und, ohne Rückfall der innern Freiheit und der äußern Macht, den Zuständen der Reife mit Mäßigung, doch mit Sicherheit entgegenzuführen.

Alles dieß sollte aber der westphälische Friede leider vom Grunde aus ändern.

Zweites Hauptstück.

Umwandlung des deutschen Staatsrechts durch den westphälischen Frieden. Untergang der Reichseinheit.

Es war ein auffallender Umstand, daß nicht nur das französische, sondern auch das schwedische Friedens-Instrument so ausführlich mit den innern Reichsangelegenheiten Deutschlands sich beschäftigte. Was hatten zwei auswärtige Staaten mit den staatsrechtlichen Einrichtungen unseres Landes zu schaffen? Aus welchem Grunde drangen beide insbesondere so eifrig auf die Befestigung der landesherrlichen Machtverhältnisse? Die Antwort liegt in der mittelalterlichen Geschichte der Deutschen!

Unser Volk war dortmals anerkannterweise das erste in der Christenheit, und durch den ausschließenden Besitz des Kaiserthums selbst staatsrechtlich der oberste Lenker und Schiedsrichter in den wechselseitigen nationalen Beziehungen. Diese Auszeichnung war zugleich kein leerer Titel oder bloßer Ehren-Vorzug, sondern ruhte durch den Reichthum der Nation, den Gewerbs- und Handelsfleiß, den Acker- und Bergbau, die große Bevölkerung und Waffenübung derselben, so wie hauptsächlich durch die Tapferkeit und Thatkraft des Adels und der Städte auf wirklicher Macht. Deutschland besaß daher im Verhältniß zu dem Ausland hohes Ansehen; doch der Nerv desselben und die belebende Kraft, welche alle Thätigkeiten in einen schöpferischen Mittelpunkt zusammendrängte, war.... die Reichseinheit. Da auf ihr vornehmlich die Macht Deutschlands nach Außen ruhte, so richteten die fremden Staaten, welche eine Verminderung jener Macht wünschten, ihr Augenmerk dorthin, und trachteten nach der Beschränkung der Rechte des Kaisers.

Die Franzosen insbesondere hatten sich nur unter dem Vorwande des Schutzes der deutschen Freiheit in den Krieg eingemischt; solche Freiheit war aber eigentlich das Anstreben der Landesherren zur völligen Souveränität, oder die Zersplitterung Deutschlands. War nun durch Anfachung der innern Zwietracht der Deutschen der Weg zur Auflösung

unsrer Staatseinheit schon angebahnt, so mußte in dem Friedensschlusse selbst dem Ziele näher gerückt werden. Aus diesem Grunde beschäftigten sich die Franzosen in dem Friedens-Instrument so emsig mit den innern Reichsangelegenheiten Deutschlands, und zwar mit der Schwächung der kaiserlichen Gewalt.

Bei dem ersten Anblick der dießfallsigen Bestimmungen scheint es, daß an dem ältern Staatsrecht wenig geändert, vielmehr nur die hergebrachten Gerechtigkeiten bestätiget worden seien. Anders wird jedoch die Sache durch den geheimen Sinn jener Vertragspunkte, und die Auslegung derselben, welche ihnen die Landesherren nun unterschoben. So oft früher Auflehnungen und Kriege einzelner Fürsten gegen das Reichsoberhaupt auch vorgefallen waren, so wagte es doch Niemand, das Oberaufsichtsrecht und das höchste Richteramt des Kaisers in Zweifel zu ziehen. Jetzt gab indessen die Spaltung im Glauben einen Vorwand an die Hand, jene Gerechtsame der kaiserlichen Gewalt wirklich zu bestreiten. Die evangelischen Fürsten behaupteten nämlich, daß sie in Sachen der Religion das Richteramt eines katholischen Reichsoberhaupts nicht anerkennen. Nach einer langen Uebung blieb die Kaiserwürde immer bei dem Hause Oestreich, also im Besitze eines katholischen Fürstengeschlechts; wäre dieselbe aber zufällig auf ein protestantisches Fürstenhaus übergegangen, so würden die Katholiken ohne Zweifel ebenfalls erklärt haben, daß sie einem evangelischen Kaiser in Religionssachen keinen Urtheilsspruch einräumen. Man hatte demnach die Religion über den Staat gesetzt, und da der westphälische Friede alles dieß sanktionirte, also in den Streitigkeiten beider Religionsparteien die Entscheidung durch Stimmenmehrheit verbot, so war Deutschland von nun an staatsrechtlich in zwei fremdartige Hälften abgetrennt. Es würde nicht zu tadeln gewesen sein, wenn man, nach dem Grundsatz der Duldung, jeder Religionspartei die Erledigung ihrer innern konfessionellen Streitigkeiten in souveräner Weise überlassen hätte; allein die Aufhebung der Richtergewalt des Kaisers beschränkte sich im westphälischen Frieden keineswegs auf bloße Glaubensdogmen, sondern umfaßte vielmehr die gesammte staatsrechtliche Stellung der Protestanten zu den Katholiken und umgekehrt. Dadurch löste sich die Reichsversammlung in zwei selbstständige Theile auf, die sich wechselseitig keinen Einfluß auf einander gestatteten, und fortan die einheitliche Staatsverwaltung unmöglich machten. Der einfache Widerspruch eines Religionstheiles hinderte nunmehr die Schlußfassung; ..... das Staatsruder stand still. Schon bei dem Abschluß des westphälischen Friedens hatte man dieß gefühlt, und gleichsam wie eine Wehklage den Satz aufgenommen:

„daß die Reichsversammlung durch die Spaltung in Evangelische und Katholische als Eine einheitliche Körperschaft nicht mehr angesehen werden kann!“

Durch die Vorschrift, daß sich die Trennung nur auf Religionssa-

chen beschränke, schien freilich die Einheit der Reichsversammlung in anderer Beziehung gerettet zu sein; aber auch dieß war mehr Schein, als Wirklichkeit, da bei dem vieldeutigen Wort „Religions-Angelegenheit“ in den meisten Streitfragen die Zuständigkeit der Reichsversammlung bestritten werden konnte. Handelte es sich z. B. um eine Vermehrung der Kurstimmen, so hieß es: „eine Ueberzahl der katholischen oder der evangelischen Wahlfürsten gefährde die eine, oder die andere Religion!“ Auf eine ähnliche Weise konnte man bei allen andern Staatsfragen den Glauben hereinziehen, und die Wirksamkeit der Reichsversammlung lähmen oder gänzlich aufheben. Kurz die Einheit der letztern und folglich der Nation selbst bestand bei dem Inhalt des westphälischen Friedens für die Folge nur noch den Worten, doch nicht der That nach.

Solches Verhältniß der Dinge wurde nun von den Landesherren sorgfältig benützt, um sich von der Reichsgewalt allmählig vollkommen unabhängig zu machen. Und hierin wurden sie noch von andern Bestimmungen des westphälischen Friedens, so wie von gewissen Vorgängen bei den Unterhandlungen desselben sehr nachdrücklich unterstützt. Was das Erstere anbetrifft, so hatte man den Reichsständen den Besitz einer vollen Landeshoheit eingeräumt. Man verband mit dem Ausdruck: „landesherrliche Gewalt,“ freilich schon früher den Begriff großer Machtvollkommenheit; allein unter „voller Landeshoheit“ verstand man jetzt doch noch größere Vorrechte, und da die Worte noch überdieß vieldeutig waren, so legte man von Seite der Fürsten so viel hinein, daß volle Landeshoheit wenig anderes sein sollte, als Souveränität. Zugleich waren durch das Schwanken der Ausdrücke so viele Streitigkeiten angebahnt worden, daß ihre Erledigung äußerst schwierig werden mußte, und daß jedenfalls der Gang der Reichsverwaltung dadurch gelähmt ward. Damit aber in solchen Streitigkeiten der Sieg schon im Voraus den Landesherren zugesichert bleibe, und damit über die thatsächliche Auflösung der deutschen Staatseinheit überhaupt kein Zweifel mehr obwalte, war dem westphälischen Frieden noch die ausschweifende Bestimmung beigefügt:

> „Daß die einzelnen Landesherren befugt seien, zu ihrer Erhaltung und Sicherheit Bündnisse mit auswärtigen Mächten einzugehen!“

Bei einer solchen Gerechtsame der deutschen Fürsten war die nominelle Beibehaltung der Reichseinheit ein wahrer Hohn! Wie kann von einem einigen Staate noch die Rede sein, wenn einzelne Landschaften desselben befugt sind, in ihrem Privatinteresse mit auswärtigen Mächten Bündnisse wider die andern Landestheile einzugehen? Man hatte freilich die Bünde wider Kaiser und Reich ausgenommen; allein jenes Recht deutet schon an sich die volle Unabhängigkeit an, weil es nur ein Ausfluß der Souveränität ist. Trotz der bemerkten Beschränkung erhob also die Befugniß, mit dem Ausland Bündnisse zu schließen, die deutschen

Landesherren zu wirklichen Souveränen. Bei solcher Eigenschaft mußte aber auch die beigefügte Beschränkung der fraglichen Gerechtsame nur in leerem Schein bestehen, ein Wort ohne Wirklichkeit sein, und daß dem in der That so war, hat die folgende Geschichte nur zu sehr erwiesen.

Soviel die besondern Vorgänge bei den Friedens-Unterhandlungen betrifft, welche das Streben der Fürsten nach der Souveränität ebenfalls beförderten, so sollte sogar der lächerliche Streit über die „Excellenz“ Bedeutung erlangen. Die Kurfürsten hatten diesen Titel für ihre Gesandten gefordert, um der Republik Venedig gleich zu stehen; bald begehrten sie denselben jedoch aus dem Grunde, weil er den Gesandten der Könige gebühre. Da man ihrem Verlangen willfahren mußte, so sahen sie sich im Geheimen schon als Könige an, und steigerten nun ihre Ansprüche auf Unabhängigkeit von der Reichsgewalt.

Gleichsam um größere Anrechte auf volle Souveränität und königliche Macht zu erlangen, vermehrten die Kurfürsten gleichzeitig die Förmlichkeiten und die Pracht ihres Hofstaates. Nach dem Beispiele der Könige, umgaben sie sich nicht nur mit Kammerherrn, sondern richteten auch Kron- und Hofämter ein. Durch die Ernennung von Oberhofmarschällen, Oberstkämmerern u. s. w., dann durch die Steigerung der kurfürstlichen Titel, endlich durch die Nachahmung der feierlichen Etikette des französischen oder spanischen Hofstons verwandelten sich die sonst einfachen Fürstenhäuser Deutschlands jetzt in ungemessene Schaustellung von Luxus und Pracht. Das Beispiel der Wahlherren reizte nämlich auch die Fürsten, dann die Grafen, und am Ende selbst die Reichsritter zur Nachahmung, und binnen kurzer Zeit zeigte sich in den Häusern aller dieser Geschlechter ein Luxus und eine Lebensmanier, welche die vollständigste Umwandlung der deutschen Sitten offenbarte.

Was nun vollends die deutsche Reichseinheit aufheben mußte, war die seltsame Bestimmung des westphälischen Friedens, daß alle Theilnehmer desselben, sohin auch die Kronen Frankreich und Schweden, für die Aufrechthaltung des Friedens-Vertrages die Gewähr übernehmen. Einen wesentlichen Theil des Vertrages bildete die Verleihung der vollen Landeshoheit an die Reichsfürsten. Wenn ein Streit darüber entstand, was zu der vollen Landeshoheit gehöre, so sollten hierüber auch Frankreich und Schweden gewissermaßen die Schiedsrichter sein. Beide Mächte konnten also selbst dem Rechte nach fortwährend in die innern Staatsangelegenheiten der Deutschen sich einmischen. Die Zwistigkeiten über den Umfang der Landeshoheit mußten hauptsächlich zwischen den Fürsten und dem Kaiser schweben; als Garanten des Friedens, waren die Kronen Frankreich und Schweden immer Bundesgenossen der Fürsten, weil diesen der Friedensschluß so große Rechte eingeräumt hatte; jene fremden Mächte fanden daher volle Gelegenheit, auf die Schwächung der kaiserlichen Gewalt und gänzliche Zerrüttung der Staatseinheit Deutschlands hinzuwirken.

Im Vereine aller dieser Umstände war der innere Organismus des germanischen Staatslebens durch den westphälischen Frieden in seinen edelsten Theilen verletzt, und konnte fortan nur zur völligen Auflösung übergehen. Die Interessen der einzelnen Reichsglieder standen einander so feindlich gegenüber, daß eine Ausgleichung schon einer starken Central-Staatsgewalt Mühe gemacht haben würde; nun war aber eine solche nach dem westphälischen Friedensschluß in Deutschland gar nicht mehr vorhanden, vielmehr die Macht des Kaisers bei Streitigkeiten mit den Fürsten nur auf gütliche Vorstellungen und auf Bitten beschränkt. Diese waren natürlich ebenfalls fruchtlos, da das leidenschaftliche Verlangen der Fürsten nach Souveränität auch die letzten Regungen von Patriotismus erstickt hatte. So war denn Deutschland in zwei Religionsparteien gespalten, welche ihre Glaubens-Interessen jenen des Vaterlandes vorzogen, in viele unabhängige Fürstenländer zerstückelt, die für ihre Sonder-Angelegenheiten mit auswärtigen Mächten Bündnisse eingehen durften, und von zwei fremden Staaten innerlich aufgewühlt, welche sich die Garanten des westphälischen Friedens nannten, doch nur auf die Schwächung unseres Vaterlandes sannen.

Erschien schon eine solche Wendung der Dinge als äußerst unglücklich, so kamen noch andere Umstände hinzu, um die Leiden der Nation bis zum Uebermaß zu steigern.

Drittes Hauptstück.

Verfall der Freiheit und der Nationalität.

Nach zwei Richtungen hatte sich die Reichseinheit geschichtlich als die größte Wohlthat, als das höchste Gut unseres Volkes ausgewiesen: 1) In Ansehung der Machtverhältnisse gegen Außen, und 2) in Ansehung des Rechtsschutzes für die untern Volksstände. In beiden Beziehungen mußte denn der Untergang der Nationaleinheit zerstörend auf Deutschland einwirken. So viel die Machtverhältnisse nach Außen betraf, so kündigte schon der Wortlaut des westphälischen Friedens an, daß Deutschland, seiner nationalen Unabhängigkeit baar, fortan unter der Vormundschaft fremder Staaten stehe; denn Frankreich und Schweden waren, als Garanten des Friedensschlusses, auch die Wächter über die neugeschaffene Art von Reichsverfassung. Wer erkennt in einem solchen Verhältniß noch die alte Hoheit von Kaiser und Reich im Mittelalter? Frankreich hatte durch den Besitz von Elsaß in Deutschland selbst festen Fuß gefaßt, und durch sein Einmischungsrecht in die innern Angelegenheiten unseres Volkes zugleich den Grund zur künftigen Oberhoheit über dasselbe gelegt. Seit dem Abschluß des westphälischen Friedens trat daher Frankreich in ein ähnliches Verhältniß zu Deutschland, wie einstens Rom zu den alten Germanen. Das war die erste Folge des Unterganges unserer Reichseinheit. Eine zweite ergab sich in Beziehung auf den Rechtsschutz der untern Volksklassen.

Es wurde im Verlaufe des gegenwärtigen Werkes vielfältig nachgewiesen, daß weder in der Urzeit, noch im Mittelalter von einer wahren bürgerlichen Freiheit die Rede sein konnte, vielmehr nur einzelne Stände im Besitze von Freiheiten, d. h. von Vorrechten, waren; aber andererseits gab es durch die lebhafte Wechselwirkung der verschiedenen Stände wieder Ersatz, sowie die kaiserliche Macht und die landständischen Verfassungen, in Verbindung mit dem freien Gesetze über die Verfestung, doch auch den untern Ständen einen verhältnißmäßigen Rechtsschutz ge-

gewährten. Auch dieß sollte der westphälische Friedensschluß nun ändern. Durch die Waffen und durch das Bündniß mit Fremden gegen Kaiser und Reich hatten die Fürsten ihre höhere Stellung gewonnen; durch dieselben Mittel mußte solche also erhalten und noch weiter entwickelt werden. Der dreißigjährige Krieg hatte die Lohnsoldaten und besoldeten Heere bedeutend vermehrt; sonst war es üblich, die Krieger nach geschlossenem Frieden wieder zu entlassen; zur Behauptung und noch weiterer Entwicklung ihrer neuen Stellung bedurften indessen die Fürsten die besoldeten Heere auch im Frieden. So entstanden denn die stehenden Heere, und mit ihnen erst der völlige Untergang der deutschen Institutionen.

Der Inhalt des westphälischen Friedens gab den deutschen Fürsten das Anrecht auf ungleich höhere Machtvollkommenheit, das stehende Heer, welches sie seitdem unterhielten, dagegen die Mittel zur Geltendmachung derselben. Durch ihren Vortheil an jenen der Fürsten gekettet, ohne Sinn und Gefühl für die vaterländischen Interessen, sahen sich die Lohnknechte nicht als Bürger, nicht als Vertheidiger des Vaterlandes, sondern als die Schergen der landesherrlichen Gewalt an, deren Befehle sie blindlings vollzogen.

Nach dem Geiste der alten Reichsverfassung waren die Reichsstädte und der ritterschaftliche Adel die natürlichen Elemente, um in Verbindung mit dem Kaiser das Gleichgewicht der verschiedenen Stände aufrecht zu erhalten, und den zerstörenden Uebergriffen der fürstlichen Macht Zügel anzulegen. Durch die Errichtung der stehenden Heere und die Umbildung der fürstlichen Haushaltung in königliche Hofpracht wurden jedoch dem ritterschaftlichen Adel Vortheile gezeigt, wodurch er sich blenden und berücken, ja endlich verleiten ließ, gegen seine eigenen Interessen den Zwecken der Fürsten zu dienen. Die Ritterschaft hatte nämlich entweder in Folge der Reichs-Matrikel oder der Lehens-Verbindung in den Kriegen mit Roß und Mann zu dienen; durch die stehenden Heere wurden nun diese Dienste entbehrlicher, und die Fürsten sahen schon hierin ein Mittel, den Adel an sich zu ziehen. Anstatt des Aufgebotes der Ritterpferde des Adels, vermehrten sie ihr stehendes Heer auf dem Wege der Werbungen, indem sie das Geld dazu durch Steuer-Auflagen beitreiben ließen. Da der ritterschaftliche Adel steuerfrei war, als das Kennzeichen seines Standes nach den Ueberlieferungen der Urzeit, so fiel alle Last auf die Bürger und Bauern, und der Adel hatte in der beschwerlichen Stellung der Ritterpferde entweder gänzliche Befreiung, oder wenigstens große Erleichterung erlangt.

Ein zweiter Umstand trug noch mehr dazu bei, die Ritterschaft wider deren wahre Interessen an die Fürsten zu ketten. Durch die Steigerung des Luxus in den Hofhaltungen wurden eine Menge von Ehrenstellen und Aemtern geschaffen, welche nach der Natur der Sache nur von Edelleuten

bekleidet werden konnten. Theils die Eitelkeit, theils die Habsucht reizte die Ritterschaft zur Annahme solcher Aemter und Ehrenstellen, weil damit bedeutender Einfluß oder Geldeinkommen verbunden war. So wurde denn auch der Adel das Werkzeug der unumschränkten Fürstenmacht.

Es war dieß ein ungeheurer Mißgriff, der zugleich die Unabhängigkeit und ehrenvolle Stellung der Ritterschaft selbst untergrub. Vormals lebten die Edelleute auf ihren Schlössern als selbstständige Mitglieder eines ehrwürdigen Reiches, und jetzt füllten sie die Vorzimmer und Gesellschaftssäle der Fürsten. Dadurch wurde ihr früheres patriarchalisches Verhältniß zerstört, und ihre schöne Unabhängigkeit im Bereiche ihrer Güter und Herrschaften zerrüttet. Von jetzt an ward es nothwendig, daß im Laufe der Zeit der Adel zugleich mit den Bürgern und Bauern unter die Zwingherrschaft der Fürsten gebeugt werden mußte.

Nach einer so großen Veränderung in der Stellung der Ritterschaft waren nur noch die Reichsstädte geeignet, wider die hochstrebenden Entwürfe der Landesherren ein Gegengewicht zu bilden. Indessen die Städte waren durch den dreißigjährigen Krieg verarmt, und zunächst nur auf ihre Erholung bedacht. Von den Folgen des Krieges mit Grauen erfüllt, richteten sie ihr Sinnen und Denken bloß auf Erhaltung des Friedens. Dadurch wurden sie so ängstlich, daß sie in allen Staats-Conflikten schon wieder eine Ursache zu einem neuen Krieg erblickten, daher diese eifrigst zu vermeiden suchten. Für das beste Mittel dazu hielten sie die Nachgiebigkeit, und sie wurden darum so geschmeidig, daß sie sich den Anforderungen der Fürsten allmälig unbedingt fügten. Viele Andeutungen solcher Sinnes-Aenderung hatten sich schon während der westphälischen Friedens-Unterhandlungen ergeben, wie das angeführte Votum des Abgeordneten von Konstanz erweist. Sowie man damals des Friedens wegen selbst die Nationalehre preisgeben wollte, brachte man jetzt der Erhaltung der Ruhe so große Opfer, daß auch die Selbstständigkeit der Städte untergraben wurde. Da demnach die kaiserliche Macht gelähmt, die Ritterschaft an das Interesse der Fürsten gekettet, und die Freiheit des Bürgerstandes zerrüttet war, so hatte sich die Auflösung aller Elemente der ehrwürdigen Reichsverfassung bemächtiget.

Jetzt sahen sich die Fürsten nicht nur im Besitze thatsächlicher Souveränität, sondern sogar der unumschränkten Staatsgewalt.

Die Oberaufsicht des Kaisers über die Regierung der Fürsten in ihren Ländern sollte zwar noch fortbestehen, also der Bedrückte bei dem Kaiser noch Schutz finden können, und die beiden Reichsgerichte, das Kammergericht und der Reichshofrath, waren dazu eingesetzt. Allein der Geschäftsgang bei diesen obersten Gerichtshöfen war der Art, daß Kästner darauf das schöne Epigramm machte: „Wetzlar (wo das Kammergericht war) ist der Olymp der deutschen Prozesse, denn auf dem Olymp wohnt die Unsterblichkeit.“ Niemand erlebte also den Ausgang eines Rechts-

streites gegen Mächtige, und wenn auch endlich ein rechtskräftiges Urtheil erlag, so konnte es wegen Mangel an Macht nicht vollstreckt werden. Einzelne Beispiele von Urtheilsvollstreckungen gegen Fürsten finden sich zwar auch nach dem westphälischen Frieden noch in der Geschichte; aber immer nur gegen schwächere Fürsten, gegen Mächtige war dagegen die Vollziehung unmöglich, wie die Geschichte Friedrichs II. gezeigt hat.

Wegen der gänzlichen Nichtigkeit des kaiserlichen Schutzes war also Freiheit, Leben und Eigenthum der Bürger vollkommen in die Hand und die Willkür der Fürsten gelegt. Die Landstände waren freilich da, allein die Fürsten wurden über jeden Widerstand, den diese leisten wollten, immer so aufgebracht, daß sie sich auch nicht scheuten, gegen die einzelnen Muthigen der Landstände Gewalt zu brauchen. Oefter als einmal wurden solche Männer wegen ihres Widerstandes in's Gefängniß geworfen, namentlich in Württemberg. Die Massen, in denen durch den Untergang der vaterländischen Geschichte und nationalen Tugenden alle Kraft und Männlichkeit erloschen war, ließen sich wie Schwächlinge und Feiglinge einschüchtern, und die Mehrzahl der Landstände ging ihnen mit diesem rühmlichen Beispiele gewöhnlich voran, wie wir dieß auch in andern Zeiten wieder erlebt haben. Der Eingeschüchterte widersteht nicht; aus der Repräsentation der Landstände wurde daher ein wahrer Spott, die Fürsten durften nur verlangen, was sie wollten, und es wurde sogleich bewilligt. Und wenn ja einmal ein Versuch gemacht wurde, den Uebermuth der Landesherren in gebührende Schranken einzuschließen, so durfte man gewiß sein, daß alsbald eine gewaltige Reaction eintreten und denselben doppelt so viel bewilligt werden würde, als ihnen streitig zu machen einen Augenblick lang versucht worden war.

Die Machtvollkommenheit der Fürsten war also unbeschränkt. Welcher Gebrauch davon gemacht wurde, ist in der unparteiischen und gerechten Geschichte ebenfalls niedergelegt. Durch die Kosten der stehenden Heere wurden natürlich die Staatsbedürfnisse sehr bedeutend vermehrt. Hätte man, wie es später in Preußen öfters, namentlich unter Friedrich II. und Friedrich Wilhelm III., der Fall war, jenes erhöhte Bedürfniß durch Beschränkung des Hofaufwandes wieder auszugleichen gesucht, so würde die neue Last noch etwas erträglicher geworden sein. Allein zu den großen Ausgaben für die stehenden Heere kam bei den meisten Regierungen noch ein beispielloser Hofluxus, und die gesammten Staatsausgaben erreichten dadurch eine außerordentliche, vorher nie gekannte Höhe. Nach den deutschen Sitten und Institutionen waren die Fürsten zur Bestreitung der Kosten ihrer Heeresmacht, ihrer Haushaltung und der gesammten Landesverwaltung auf die Domainen, die hergebrachten indirecten Gefälle und die Abgaben aus dem Grundverband verwiesen. Eigentliche Steuern, die ursprünglich gar nicht in den Sitten der Deutschen lagen und, wie wir schon bemerkten, nur nach und nach unter allerlei Namen einge-

schmuggelt wurden, waren auch später immer noch außer der Regel, und sollten nur bei ungewöhnlichen Fällen ausnahmsweise gefordert und bewilligt werden, um das durch unvorhergesehene Ereignisse und Nothfälle gestörte Gleichgewicht der Landes-Einnahmen und Ausgaben wiederherzustellen.

Alles dieß änderte sich nach dem westphälischen Frieden aber wesentlich. Die schrankenlose Macht der Fürsten erregte auch schrankenlose Pracht- und Genußsucht, das Gleichgewicht der Einnahmen und Ausgaben war fast immer gestört, die Steuer also zur Nothwendigkeit und Regel geworden. Durch die neue Last beständiger Steuern wurden der Industrie und dem Ackerbau die Mittel zur höhern Regsamkeit und Ausbildung entzogen; der Handel litt unter Zöllen und andern Beschränkungen, der Wohlstand sank, das Volk ward arm .... muthlos. Zu diesem materiellen Druck kam noch der geistige. Freiheit und Leben war in jenen Fällen halb und halb gesichert, wo der Bürger nicht die Pläne und Neigungen des Fürsten selbst durchkreuzte. Kam er aber mit diesem selbst in Widerstreit, so war öfters sowohl für die Freiheit, als das Leben zu fürchten. Man erzählt viele und schreckliche Beispiele leidenschaftlicher Aufwallungen, selbst berechneter Grausamkeit einzelner Fürsten. Wir wollen zur Ehre der Menschheit hoffen, daß sie unwahr sind, oder wenigstens mit Uebertreibung berichtet werden. Aber so viel bleibt historisch gewiß, daß, in Conflicten der Bürger mit den Fürsten selbst, die persönliche Freiheit so wenig gesichert war, als das Leben. Der Verlust des Geschwornengerichts mußte schmerzlich empfunden werden. Es gab allerdings Gerichte, und Leben oder Freiheit sollten nur durch richterlichen Ausspruch entzogen werden können. Indessen mit den Gerichten ging es, wie mit den Landständen, sie waren von den Fürsten abhängig, unterlagen, wie die Stände, der Einschüchterung und zum Theil auch dem Einflusse gegebener oder in Aussicht gestellter Gunstbezeigungen.

Zu allen diesen Uebeln gesellte sich nun noch die grenzenlose Verachtung, welche Fürsten und Adel dem Bürgerstande bezeigten. Jede Berührung mit diesem Stande war eine Verunreinigung, eine Heirath mit Bürgerlichen vollends eine Entweihung, strenge sonderten sich Fürsten und Adelige von den gemeinen Bürgern, und trieben den Uebermuth ihres falschen Stolzes über alle Grenzen.

Eine besondere Erscheinung der Zeit beförderte noch diese Richtung, und kündigte noch deutlicher den bevorstehenden gänzlichen Verfall Deutschlands an, nämlich die Nachahmung der französischen Moden und Sitten. Die erste Veranlassung zu einer solchen Entartung, deren Folgen verderblicher waren, als man glauben wollte, gab der Verkehr der deutschen Rechtsgelehrten und Staatsmänner am westphälischen Friedenscongreß mit den französischen Gesandten, den Grafen d'Avaux und von Servien. Beide Grafen repräsentirten den damaligen französischen Hofton, und ent-

wickelten die Manieren, welche man mit Recht oder Unrecht für feine Haltung und geistreiche Fülle hielt. Je mehr die französischen Botschafter an einem Orte, in welchem die größten Staatsmänner und die zierlichsten Edelleute von ganz Europa sich versammelt hatten, Aller Augen auf sich zogen, desto eifriger bestrebten sich die deutschen Notabeln, die bewunderten Sitten derselben sich anzueignen. Als nach der Aufhebung des Congresses die verschiedenen Geschäftsträger der deutschen Fürsten- und Adelshäuser in die Heimath zurückkehrten, brachten sie nun auch die berühmte französische Tournüre mit, und erregten in den Haushaltungen der Fürsten, wie der Grafen und Reichsritter, den Wetteifer, die feine Haltung der Franzosen und alle deren Sitten ebenfalls anzunehmen.

Um diese Zeit trat noch überdieß die Periode Ludwig des Vierzehnten ein, jenes stolzen und herrschsüchtigen Monarchen, der nicht bloß durch Eroberung und Kriegsruhm, sondern auch durch Beschützung der Künste und Wissenschaften glänzen wollte. In der That fiel auch in jene Zeit das erste Erwachen der französischen Literatur, manches Talent setzte sich in Wirksamkeit, und die Vorboten der geistigen Regsamkeit der Völker waren unverkennbar aufgetreten. Die langsamere, aber eben deßwegen zu größerer Dauer und zu höheren Leistungen berufene Entwicklung der Deutschen brachte es mit sich, daß sie bei der ersten Kultur der schönen Wissenschaften hinter Frankreich eine kurze Zeit zurückstanden: dieß legten nun Fürsten und Adel in Deutschland als eine Unfähigkeit der Nation aus, sie warfen sich daher mit ungemeinem, wahrhaft leidenschaftlichem Eifer auf das Studium und den Genuß der französischen Literatur, und dehnten ihre Verachtung der Bürger sogar auf die Verachtung der Nation und alles Vaterländischen selbst aus.

Es begann hiemit jene elende Zeit, wo die höheren Stände in Deutschland durch und durch französirt waren, aller deutschen Erzeugnisse, selbst unserer herrlichen Sprache, sich schämten und nur für das Fremde noch Sinn hatten. Wir müssen diese traurige Periode, welche die Nation in die geistige Abhängigkeit von Frankreich warf und die politische Unterjochung vorbereitete, wegen ihrer ungeheuern Folgen etwas näher beschreiben.

Als unter Ludwig XIV. eine Vorblüthe der französischen schönen Wissenschaften eintrat, wurde Deutschland mächtig davon ergriffen. Das Erlernen der Sprache, in der die Dichter und Weisen jener Zeit schrieben, wurde in Deutschland unter den bevorzugten Geschlechtern Sitte, alles hallte wieder von dem Lobe der geistreichen Nachbarn, man verschlang begierig die Erzeugnisse ihrer Leistungen in den schönen Wissenschaften, und weil man im Vaterlande Aehnliches nach dem Gange der Natur noch nicht finden konnte, so sah man mit Verachtung auf die eigenen Zustände.

Die Einflüsse des übertriebenen Glaubenseifers und des römischen

Rechts hat Deutschland im 16. und 17. Jahrhundert durch Beeinträchtigung seiner National-Einheit, seiner Freiheit und des Selbstgefühls des Volkes erfahren; jetzt sollte es auch die Wirkung einer ausschließenden und kriechenden Pflege fremder Literaturen kennen lernen, nämlich das Maaß seines Elends durch den Verlust der National-Unabhängigkeit vollendet sehen. Durch die übertriebene Verehrung der französischen Literatur und alles dessen, was in Frankreich Sitte war, eine Verehrung, welche oft wirklich bis zum Wahnwitz stieg, wurde die Geringschätzung der Deutschen von den Fürsten und dem Adel auf Sprache, Sitten, nationale Eigenthümlichkeiten und sogar auf Kleider und Geräthschaften ausgedehnt. Jene Stände sprachen und schrieben nur französisch, nahmen die französische Mode und Umgangs-Etikette an, wollten nur französisch fühlen und denken, und am Ende auch nur französische Kleider und Geräthschaften haben. Nicht bloß die Köche, auch die Erzieherinnen der Kinder wurden von Frankreich verschrieben, Kleider und Geräthschaften nur gekauft, wenn sie dort gemacht oder wenigstens ein Franzose sie aus Deutschland bezogen und als französische Waare wieder dahin zurückgesendet hatte *). Ueber die vaterländischen Erzeugnisse, sowohl im Fache der Literatur, als der Industrie, äußerten sich Fürsten und Adel mit wegwerfender Verachtung, mit tief verletzendem und empörendem Hohn. Welche Folgen ein solches beklagenswerthes Benehmen auf das Gemüth und die Entwicklung der Nation haben mußte, ist klar.

Der deutsche Nationalcharakter äußert sich namentlich in Bescheidenheit und anspruchlosem Wesen; es ist dieß eine der schönsten Tugenden, allein sie artete bei uns in Schüchternheit und Mangel an Selbstver-

*) Auch die Nachahmung französischer Sitten und Moden wurde schon von den Zeitgenossen als eine traurige Verirrung dargestellt. So rügte eine patriotische Stimme im satyrischen Tone:

„Daß die französischen Scheermeßer uns Deutschen den Bart beßer scheeren als andere, die französischen Scheeren und Zaugen schneiden besser die Nägel, und reißen die Haar aus, als unsere, ihre Uhren gehen besser, wenn sie die Deutsche zu Paris gemacht haben, als wenn eben selbige Meister solche zu Augsburg gemacht hätten, dann die Luft allda ist beßer dazu, ihre Spiegel seynd heller als die venetianische, ihre Weiber-Aufsätze, Garnituren, Bänder, Ketten, Perlen, Schuhe, Strümpfe, endlich gar die Hemder seynd besser, wenn sie die französische Luft ein wenig parfumirt hat, man fährt nicht wohl in den Gutschen, wann sie nicht die französische Mode haben: der französische Hutstock schicket sich auf alle deutsche Köpfe, so haben auch die Franzosen viel ein ander Maß einem die Kleider anzumessen und zu machen, als die deutsche Schneider, die französischen Perücken schicken sich besser auf die deutschen Köpfe, als der Deutschen Haar selbsten, so läßt sich auch hernach ein solch französisch Haar von keinem deutschen Kamm kämmen, oder anderst als mit französischem Puder bestreuen, noch ein deutscher Bart anderst, als von einer französischen Bartbürste oder Eisen aufsetzen, noch sich ein deutscher Zahn anders als mit einem französischen Zahnstierer putzen, noch sich das deutsche Geld anders als mit französischen Karten verspielen, und anderst als in französischen Beuteln und Küstlein aufheben. BECHERS politische Diskurs pag. 146.“

trauen und Selbstgefühl aus. Eine solche Stimmung ist der Production großartiger geistiger Werke und der Erweckung kühner Thaten nicht günstig. Ist nun ein Volk mit allen Anlagen zu beiden versehen, aber noch kühn und schüchtern, so muß es bei seinen ersten productiven Versuchen nicht durch Geringschätzung entmuthigt, sondern durch mäßigen und gehaltenen Beifall zu weiterem Fortschreiten und Thatendrang ermuntert werden. Fürsten und Adel wählten jedoch im 17. Jahrhundert den Weg der Geringschätzung, und brachten es dadurch dahin, daß das ohnehin geringe Selbstgefühl der Deutschen vollends erstickt und der Glaube vollständiger Nichtigkeit in den Massen allgemein wurde.

Das gedrückte Gefühl eigenen Unwerths pflanzte sich deßhalb fort, und verwandelte sich in Verbindung mit dem materiellen und geistigen Druck der absoluten Fürstenherrschaft, in wirklichen Stumpfsinn. Das *Volk* nahm nun eigentlich knechtische Gesinnungen an, küßte dem Herrn die Kleider, entblößte sein Haupt schon vor den Steinen seiner Wohnung, und wagte bei der größten Mißhandlung nicht einmal zu murren. So entstand denn die schreckliche Zeit der kriechenden Unwürdigkeit, die der Vaterlandsfreund so gerne aus unserer Geschichte ausstreichen möchte; die unsinnigsten Titulaturen kamen in Schwang, die Kriechereien vor den Mächtigen wurden bis zum Ekel getrieben, der Bürger bückte sich vor jedem unbärtigen Schreiber eines Beamten, und fühlte sich hoch geehrt, wenn nur Schergen und andere niedere Werkzeuge der Gewalt seine Freundschaft annehmen wollten.

An der unwürdigen und gemeinschädlichen Anbetung französischer Sitten und Moden in Deutschland trugen die höheren Stände die Schuld. In einzelne reiche Bürgerhäuser mochte sich die Nachahmungswuth freilich auch eingedrängt haben; doch im Allgemeinen nahmen die Bürger das französische Wesen nur in so weit an, daß sie einzelne welsche Ausdrücke von den Edelleuten lernten. Dagegen legten die mittleren Stände die Nationalität wieder nach einer andern Richtung ab, und zwar in einer Art, welche nicht weniger widerwärtig war, und sogar einen traurigen, schalksmäßigen Stumpfsinn verrieth.

Durch den Zwiespalt, in welchen sich die kirchlich-reformatorische Richtung mit der patriotischen schon bei ihrem ersten Auftreten gesetzt hatte, und durch ihren Sieg über die nationalen Bestrebungen, wurde der Volksgeist allmälig gänzlich von den nationalen Zwecken und Eigenthümlichkeiten abgeleitet und ausschließend auf das Religiöse hingezogen. In Folge der Verbreitung der übersetzten Bibel über die mittleren Stände ward dieses Buch nun die vorzüglichste Lectüre des Volkes. Der poetische und schwärmerische Geist, welcher darin herrscht, entsprach so sehr den dichterischen und tiefen Gemüthern der Deutschen, und erregte eine so große Begeisterung für die in der Bibel geschilderten Zustände und entwickelten Lehren, daß alle anderen Ideen und Bestrebungen dadurch zurückgedrängt

und erstickt wurden. Wie ich schon an einem andern Orte bemerkte, wurde die Bibel, mit der sich das eigentliche Volk allein beschäftigte, für dasselbe nun auch die vorzüglichste, wo nicht einzige Quelle der Geschichte. Anstatt die Geschichte der Deutschen zu lesen, verschlang man eifrig die der Juden, und wollte sein Leben nicht nach dem Muster unserer Voreltern, sondern vielmehr nach dem Beispiele der jüdischen Patriarchen und Religionslehrer einrichten. Dieß alles ging so weit, daß das Volk auch von den Stammverhältnissen und der Nationalität der Deutschen keine Vorstellung mehr hatte, sondern die gegenwärtigen Verhältnisse für eine Fortsetzung der in der Bibel geschilderten Zustände und die Deutschen für Abkömmlinge der Juden hielt.

Natürlich mußte hierdurch die vaterländische Geschichte, die Erinnerung an die Thaten, Verdienste und Leistungen der Vorfahren, der Geist der deutschen Gesetze, Sitten und Eigenthümlichkeiten in dem Bewußtsein der lebenden Geschlechter untergehen. Dieß war aber ein wirkliches Nationalunglück, aus dem allein Schritt vor Schritt die Schwächung der Nationalkraft und am Ende die jammervolle und unwürdige Unterjochung unter das Ausland entspringen mußte. Fremde Religionen, fremde Gesetze, fremde Literaturen sind für ein Volk immer gefährliche Dinge: denn die National-Unabhängigkeit ruht nicht auf der physischen Macht, sondern vielmehr auf dem Geiste und dem Selbstgefühle des Volkes. Durch die Aufnahme fremder Religionen, Gesetze und Literaturen wird eine Nation zuerst geistig abhängig, und einer solchen Abhängigkeit folgt auch bald die politische. Deßhalb hat die Kultur einer selbstständigen und eigenthümlichen nationalen Religion, Gesetzgebung und Literatur für das Gedeihen und die Wohlfahrt eines Volkes eine so außerordentliche Bedeutung. Wir sagen dieß nicht aus Haß gegen das Christenthum; wir erkennen vielmehr dessen Werth und Nothwendigkeit ausdrücklich an; allein wir müssen auf die Gefahren, welche aus der übertriebenen religiösen Richtung historisch für unser Vaterland und unsere Nationalität entstanden sind, aufmerksam machen, damit man sie in Zukunft vermeide. Wenn zwischen Religion und Nationalität ein absoluter und nie zu lösender Gegensatz obwalten würde, so ließe sich die Neigung noch begreifen, die patriotischen und nationalen Interessen den höheren Zwecken der Religion unterzuordnen. Indessen dieser feindliche Gegensatz besteht nicht, beide Zwecke lassen sich vielmehr recht wohl vereinigen, und unterstützen alsdann einander gegenseitig. Die Quelle alles Nationalunglücks der Deutschen lag daher darin, daß man jenen Gegensatz ohne Noth willkührlich und leichtfertig schuf. Umgekehrt besteht die Aufgabe einer höheren Bildung darin, die religiösen und patriotisch-nationalen Tendenzen fortan in Einklang zu bringen. Man stoße sich auch nicht an dem Ausdruck „nationale und fremde Religionen“. Es gibt allerdings nur eine höhere Wahrheit und also nur eine Religion, insbesondere ist der ächte

Kern der christlichen Lehre wegen seiner Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Weltordnung ewig und unvergänglich, und für alle Völker ein gleicher. Indessen gleichwohl gibt es nach Maaßgabe der nationalen Verschiedenheit auch im Einzelnen verschiedene Auffassungsweisen des Christenthums, und dadurch ergibt sich der Begriff der nationalen und der fremden Religion. Auch historisch besteht derselbe. Die gallicanische Kirche, auf deren Aufrechthaltung und Weiterbildung Frankreich früher mit Recht so sehr hielt, war eine andere, als die römische, die englische wieder eine andere, als die gallicanische, und die deutsche wieder eine andere, als beide. Diese aus verschiedener organischer Structur der Nationen herrührende Mannichfaltigkeit der Religions-Auffassung thut dem ächten Christenthum keinen Eintrag, sondern befördert vielmehr die immer größere Läuterung der Lehre oder die Ausscheidung alles Fremdartigen, und *führt* demnach immer mehr zur Herstellung des ächten Kernes des Christenthums, und dadurch zur praktischen Uebung der Religion.

Fassen wir nun alle Folgen des dreißigjährigen Krieges übersichtlich zusammen, so erlangen wir das nachstehende Ergebniß.

Der Ausgang der Bewegung vom 16. Jahrhunderte war das reine Gegentheil von demjenigen, was Anfangs angestrebt worden war und den Hauptcharakterzug jenes Zeitalters bildete; anstatt Wiederbelebung des vaterländischen Geistes und des nationalen Selbstgefühles der Deutschen, endigte das Ganze mit der vollkommenen Abtödtung der Nationalität. Dadurch erklärt sich nun die Entstehung und das Ergebniß des dreißigjährigen Krieges. Wegen religiöser Meinungen kämpften Deutsche gegen Deutsche, und gaben diesem schauderhaften Krieg, wie Cazalès von andern Kriegen der Deutschen unter sich ganz richtig bemerkt, nicht einmal den Namen „Bürgerkrieg“. Die Fremden mischten sich in diesen innern Zwiespalt und suchten ihn zu ihrem Vortheil auszubeuten. Während die französische Regierung den Protestantismus in ihrem eigenen Lande krampfhaft verfolgte und durch unerhörte Grausamkeiten am Ende vernichtete, vertheidigte sie denselben in Deutschland, um sich zu vergrößern, um Deutschland das schöne Elsaß zu entreißen. Schweden scheint dagegen, wenigstens Anfangs, zwar die Absicht gehabt zu haben, der Sache der Reformation aufrichtig und uneigennützig zu dienen, allein am Ende benutzte es dieselbe ebenfalls als Staatsmittel zu seiner Vergrößerung, indem es für die geleisteten Dienste nicht weniger als den dritten Theil Deutschlands forderte. Als die Vergrößerungspläne der Fremden, welche sich in die innern Krämpfe Deutschlands gemischt hatten, bei den Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück zu Tage traten, so hätten sich doch wenigstens jetzt beide Religionsparteien vereinigen, ihre Streitigkeiten gütlich schlichten und die vereinte Macht der Nation gegen die Ausbeutungsversuche der Fremden kehren sollen. Oestreich machte wirklich auch Vorschläge in diesem Sinne, die ziemlich billig

waren, und die bei weiser Erweiterung und Entwicklung die kirchliche Wiedervereinigung Deutschlands herbeiführen konnten, ohne die geistige Freiheit und die Bildungsfortschritte, welche durch die Reformation errungen worden waren, aufzugeben. Indessen bei den Fürsten war die Reformation schon zum Staatsmittel geworden, sie strebten nach unbeschränkter Souveränität und absoluter Gewalt, und es lag also gar nicht in ihrem Plane, die deutsche Nationaleinheit wieder herzustellen. Auf Seite des Volkes war aber aller Patriotismus und nationaler Sinn durch das Uebermaaß des Glaubenseifers erloschen; alle patriotischen Bemühungen scheiterten also, die Fremden erreichten ihre Vergrößerungszwecke auf Kosten Deutschlands, die Fürsten die beabsichtigte Souveränität, wenn auch noch nicht dem Worte, doch der That nach. Deutschland verlor einen großen Theil seines Gebietes und noch außerdem seine gesammte nationale Verfassung, d. h. die Freiheit und die Einheit zugleich, da beide fortan nur ein Begriff ohne Wirklichkeit waren, es verlor seine Bedeutung als consolidirte europäische Großmacht durch die nun definitive und ewig beklagenswerthe Trennung der Nation in zwei Religionsparteien. Trauriger Ausgang eines traurigen Bürgerkrieges!

Diesen großen Nachtheil, dessen Folgen wir immer noch fühlen, hat die Reformation allerdings verursacht. Vom historischen Standpunkte aus müssen wir dieß zugestehen. Man glaube deßwegen nicht, daß wir den Eintritt der Reformation selbst beklagen. Nein, wir kennen und schätzen ihren außerordentlichen Werth; aber damit ähnliche Fehler in der Zukunft vermieden werden, muß man auf die Ursachen aufmerksam machen, wodurch die Kirchenverbesserung für unsere nationalen Zwecke eine so nachtheilige Wendung nahm. Ohne Zweifel war die Reformation nothwendig, allein sie hätte sich mit den nationalen Interessen nicht in Zwiespalt setzen sollen. Dieser Zwiespalt war nichts weniger als nothwendig, hätte vielmehr recht gut vermieden werden können; dann wäre politische und kirchliche Reformation Hand in Hand gegangen und allgemein geworden, und hätte also, anstatt zur Trennung der Nation in zwei Hälften zu führen, die ganze Nation gleichmäßig umfaßt.

Nach dem 30jährigen Kriege war Deutschland eine Wüste; der größte Theil des Bodens lag verödet, weil es zu dessen Bebauung an Menschen fehlte; Künste und Wissenschaften waren verschwunden, die Sitten des Volkes rauh und verwildert, und selbst die Religion, um deren Willen doch aller dieser Jammer entstand, war in Vergessenheit gerathen, indem viele Gemeinden ihre Seelsorger nicht mehr ernähren konnten, und diese, um ihr Leben zu fristen, auswanderten oder andere Gewerbszweige ergriffen. Indessen noch weit trauriger, als alles dieses Unglück, waren die staatsrechtlichen Folgen des westphälischen Friedensschlusses für die Freiheit und Nationalität der Deutschen.

Viertes Hauptstück.

Die Lehren des westphälischen Friedens für Deutschland.

„Das alte Reich der Deutschen ist gefallen, gefallen mit seiner politischen Einheit und seinem wählbaren und verantwortlichen Oberhaupt, mit den Wahlfürsten und der unabhängigen Ritterschaft, mit den freien Städten, und allen Elementen zur kräftigen Entwicklung im Innern und Ehrfurcht gebietender Stellung nach Außen!“

In solcher Weise stellt sich die eigentliche Bedeutung des Staats-Vertrages von Münster und Osnabrück dar. Den Worten und dem Scheine nach sollte unser ehrwürdiges Reich freilich fortbestehen; doch kein denkender Mann konnte durch die Täuschung sich blenden lassen. Lag aber in dem westphälischen Frieden wirklich schon die Auflösung des Reichsverbandes, so ist auch hier der Ort, die Lehren zu entwickeln, welche die Geschichte durch solche Katastrophe uns ertheilt hat.

Schon die Geschichte Roms hatte erwiesen, daß sich an einem Volke nichts schrecklicher rächt, als die Herbeiziehung einer auswärtigen Macht in seine innern Streitigkeiten. So oft die Römer von einer Volkspartei um Hülfe angerufen wurden, endigte sich die Einmischung stets mit der Vergrößerung Roms und der Knechtschaft anderer Nationen, bis endlich der gesammte civilisirte Erdkreis unterjocht war. Als Ariovist von den celtischen Völkerschaften in Gallien um Beistand angegangen wurde, wiederholte sich dieselbe Erfahrung ..... der Schützer war der Zwingherr der Schützlinge, und nahm ihnen einen großen Theil ihres Landes ab. Ganz das nämliche ergab sich nun in dem großen Bürgerkrieg der Deutschen. Zwei fremde Mächte mischten sich dort in die innern Zwistigkeiten unsres Volkes, und beide trennten, als Lohn für ihre Hülfe, von unsrem Gebiete sehr große Theile ab.

Integrität einer Nation ist ein Bedürfniß des organischen Lebens, Zerstücklung ihres Gebietes daher nicht bloß eine Verminderung ihrer

äußern Macht, sondern eine Verwundung ihres innern Lebens. Die Natur vertheilt Sprachen und Landesgrenzen nicht willkürlich: alle ihre dießfallsigen Anordnungen gründen sich vielmehr auf bestimmte Gesetze, und die Mißachtung derselben gibt der weitern Entwicklung der Völker eine schiefe Richtung. Als daher das Elsaß von Deutschland abgetrennt wurde, war die Gebiets-Verminderung noch der geringere Verlust für unser Volk; der größere lag darin, daß Frankreich nun immer weiter in das Innere unsres Landes vordringen, und fortan die Schicksale unseres Volkes in souveräner Weise leiten wollte. Mit der Zerstücklung unsres Gebietes verband sich unmittelbar die Aufhebung der alten Volkssitten und die gänzliche Umwandlung des Geistes der Nation. Die Deutschen, sonst die ersten unter den Völkern, wurden die Nachahmer und dadurch schon geistig die Untergebenen der Franzosen.

Hütet euch vor Einmischung fremder Mächte in euern innern Streitigkeiten! lautet also die erste Lehre des westphälischen Friedens für Deutschland.

Faßt man die Sache noch etwas tiefer auf, so wird die Mahnung immer ernster. Es sind gewöhnlich bloße Meinungs-Verschiedenheiten, welche in Bürgerkriegen die Mitglieder einer Nation entzweien. Wie wandelbar sind aber die Meinungen, und wie leicht erregt bei ihnen der bloße Widerspruch die Leidenschaften! Sind die letztern einmal erwacht, so wird öfters Dingen ein großer Werth beigelegt, welche bei verständiger Nüchternheit als höchst unbedeutend erscheinen und die späteren Geschlechter in der That mit völliger Gleichgültigkeit erfüllen. Und wegen solcher geringfügigen Streitigkeiten soll ein großes Volk sein Gebiet zerstückeln und dadurch seine gesammte künftige Entwicklung verkümmern lassen? Bei den politischen Meinungen tritt insbesondere häufig ein bedeutender Wechsel ein; der reifere Mann urtheilt gemeiniglich anders, als der erregte Jüngling, nur langjährige Forschungen und Erfahrungen bringen in den schwierigen Fragen der innern Staatenbildung die gediegenen Ansichten hervor, welche sich in allem Wechsel der Zeiten bewähren. Wenn nun Parteien zur Durchführung ihrer politischen Wünsche die Hülfe des Auslandes begehren, wer bürgt ihnen dafür, daß sie ihre Wünsche selbst später nicht wesentlich modificiren? Welche Gefühle wird dann das Bewußtsein erregen, die nationalen Interessen wegen politischer Theorien preis gegeben zu haben, deren Unhaltbarkeit man nun selbst anerkennt?

Die Lockspeise zur Herbeiziehung fremder Mächte in innere Volksstreitigkeiten ist stets die Versicherung der Uneigennützigkeit; indessen in allen Fällen zeigen sich solche Betheuerungen als unwahr. Nicht bloß in öffentlichen Schriften, sondern selbst in den Staats-Verträgen hatten die Franzosen in dem 30jährigen Krieg auf das heiligste versichert, an keine Vergrößerung zu denken, vielmehr alle Eroberungen bei dem Frie-

beschluß zurück zu geben. Alles war jedoch Täuschung, und die Verstümmlung ihres Gebietes war die Strafe für die leichtgläubigen Deutschen. Es ist äußerst merkwürdig, daß man schon während des Krieges die Gefahren der fremden Einmischung kannte! Mit ungemeiner Sachkenntniß und Wahrheit beriefen sich insbesondere die Kurfürsten in ihrem mitgetheilten Votum auf die Lehren der Geschichte. „Was für Folgen hatte die Einmischung der Römer in die innern Zwiste anderer Völker?“ riefen sie aus: „Frankreich handelt wie Rom, es wird ebenfalls die Selbstständigkeit der übrigen Völker untergraben!“ Man verhärtete sich gegen die Warnung, und die Vorhersagung traf buchstäblich ein. Werden die Lehren der Geschichte auch jetzt noch für die Völker vergeblich sein?

Ein zweiter Fingerzeig des westphälischen Friedens betrifft die innern Staats-Angelegenheiten, und zwar die Gliederung des nationalen Organismus in verschiedene charakteristische Stände. Bei keinem Volke fand sich eine solche eigenthümliche Verfassung, als bei den Deutschen im Mittelalter, und eben darum waren diese dortmals in jeder Beziehung so ausgezeichnet. So sehr die Gleichheit ein Gebot der Vernunft zu sein scheint, so gewiß wäre sie das untrügliche Mittel, das Leben zu verflachen und aller poetischen Schönheit zu entkleiden. Es ist leicht gesagt, der Willkür der obersten Staatsgewalt durch Verfassungen Zügel anzulegen; die Erfahrung lehrt gemeiniglich etwas anderes, denn solche Verfassungen stehen meistens nur auf dem Papier, ohne in die Sitten des Volkes überzugehen. Um dem Willen der Staatsgewalt mit Erfolg sich zu widersetzen, wird eine Selbstständigkeit erfordert, welche einen ganz besondern Organismus des Volkes voraussetzt, und dieser liegt einzig und allein in dem freien Wechselspiel wohlgeordneter Stände. Der Korporationsgeist erhöht die Macht der Einzelnen und erlangt in den Staatssachen einen wirklich nachhaltenden Einfluß. Durch ihn wird nicht nur die oberste Regierungsgewalt gezügelt, sondern auch dem Uebergewichte einzelner Mächtiger vorgebeugt. Nichts ist einseitiger, als nur einem Stande das Wort zu reden, oder die Nothwendigkeit organischer Gliederung der Nation gänzlich zu verkennen. Dieß hatte die Geschichte Deutschlands im Mittelalter erwiesen. Den Kaiser hielt das Interesse der Fürsten, die letztern das Interesse der Reichsritterschaft und der Reichsstädte in Zügel: alle vier Stände vertheidigten wechselseitig ihre verfassungsmäßige Stellung, und so lange einem Jeden solches gelang, so lange ihre wechselseitige Thätigkeit sich im Gleichgewicht erhielt, besaß das Nationalleben sowohl Fruchtbarkeit, als Schönheit. In Folge der unglücklichen Religionswirren löste sich das Gleichgewicht der verschiedenen Stände auf, die Reichsgewalt verschwand, und sowohl Städte als Ritterschaft fielen unter die absolute Herrschaft der Fürsten. Jetzt war auch die weitere Entwicklung des Volkes dahin, und Willkür an die

Stelle des Gesetzes getreten. Sowohl die Reichs-Constitution, als die landständischen Verfassungen bestanden dem Namen nach immer noch; allein sie waren nur noch Papier, ohne Kraft und Leben, weil die Selbstständigkeit der Reichsritterschaft und der Städte gebrochen war.

An diesem Unglück trugen die Fürsten und der Adel einen großen Theil der Schuld, doch einen kaum minder großen auch die Bürger. Leben und leben lassen, sagt schon die gewöhnliche Weisheit. Jeder Stand hat also Recht, sich geltend zu machen; aber er sollte wissen, daß das Dasein des andern zur Erhaltung seines eigenen nothwendig sei. Diese große Regel verletzten nun nicht nur die Fürsten und Reichsritter, indem sie die Selbstständigkeit der Bürger zu untergraben suchten, sondern auch die Reichsstädte, weil letztere bei glücklichem Emporstreben die erlangte Macht nur zur Nachahmung des Adels benützten, nämlich die gestrengen Herren über Landstädte und Landvolk spielen wollten. Dann zeigten die Bürger während des Religionskrieges häufig einen Charakter des Eigennutzes und der Kleinmüthigkeit, welche sie nothwendig der Zwingherrschaft der Fürsten überliefern mußten. Die Sprache hat das Wort „Adel“ nicht willkürlich erfunden; das Leben weist vielmehr auch die Wesen nach, welche dem Worte entsprechen. Es gibt nach Charakter, Gesinnung und Denkungsart „edle“ und „gemeine“ Leute; wir unsres Orts stehen aber nicht an, die Ueberzeugung auszusprechen, daß, wie unter vielen Ständen, so auch unter den Bürgern, der Adel eben keine sehr häufige Erscheinung ist. In den mittelalterlichen Verhältnissen zeigte sich freilich öfters der schönste Gemeinsinn der Städte, und es mag schwierig zu untersuchen sein, welchen Einfluß darauf die Geschlechter der Patricier hatten; dagegen erwiesen die Städte während der westphälischen Friedens-Unterhandlungen nicht nur Thatlosigkeit und Entmuthigung, sondern auch eine sehr anstößige, ängstliche Bekümmerniß um kleinliche Sonder-Interessen.

So mußte also das ehrwürdige Reich der Deutschen fallen; so wird jedes fallen, welches ähnliche Fehler begeht. Wollen wir Geschichte studiren; denn die Ursachen des Unterganges der Staaten klären zugleich über die Mittel zur Beförderung eines gesunden Staats-Organismus auf!

Eilftes Buch.

Fortgang des deutschen Staats-Verfalls bis zur endlichen Auflösung des deutschen Reiches.

Vom Jahre 1649 bis zum Jahr 1806.

Erstes Hauptstück.

Vollziehung des westphälischen Friedens. Erstes Hervortreten der Folgen desselben. Reichstag in Regensburg.

(Vom Jahr 1649 bis zum Jahr 1658.)

Waren schon die Schwierigkeiten groß, über die endliche Beilegung eines dreißigjährigen Bürgerkrieges eine Uebereinkunft zu treffen, so schien die wirkliche Vollziehung des Vergleiches vollends gänzlich unmöglich zu sein, und die größten Hindernisse bot wiederum die Betheiligung auswärtiger Mächte. Die Länder, welche man den beiden Kronen abgetreten hatte, konnte man freilich übergeben; allein anders verhielt es sich mit der Aufbringung der Geld-Entschädigung, da das unglückliche Deutschland der völligen Erschöpfung nahe stand. Die Schweden weigerten sich entschieden, das deutsche Gebiet vor der Bezahlung der versprochenen Summen zu räumen, und da es für den Augenblick unmöglich war, das Geld zu schaffen, so bildete das schwedische Heer fortan das Werkzeug der Exekution, indem es nach Franken zog und dort von Neuem den Erpressungen sich ergab. Obgleich durch Gewaltthaten aller Arten ungeheure Summen beigetrieben wurden, täglich bis zu 100,000 Thalern,

und zwar beinahe zwei Jahre lang, so wurden dieselben doch nicht auf die Contribution angerechnet, vielmehr diese fortwährend ganz gefordert. Sowohl der Kaiser als die Bevollmächtigten des Friedens-Kongresses boten alle Kräfte auf, die Schweden zu befriedigen, und die Einzahlungen der erforderlichen Gelder wurden nun vom Jahre 1649 an allmählig mit Ernst betrieben. Jetzt kam auch die Auswechslung der Ratifikationen endlich zu Stande, und zwar am 19. Februar 1649; dafür erhoben sich wieder Anstände über die Räumung verschiedener fester Plätze und die Entlassung der Heere. Da schon vor der Auswechslung der Ratifikationen die Franzosen allerlei verdächtige Forderungen gestellt, z. B. verschiedene Erläuterungen des Friedens-Vertrags, Gewährschaften für den Besitz des Elsaßes begehrt hatten u. s. w.; da ferner die Schweden mit ähnlichen Ansinnen hervortraten, vornehmlich in Ansehung Pommerns, so schien die Vollziehung des Friedens von den Fremden absichtlich erschwert zu werden, um das deutsche Reich vielleicht noch mehr auszubeuten. Schon tauchte die Besorgniß einer Erneuerung des Krieges auf, als Kaiser Ferdinand III. endlich kraftvoll durchgriff, und nicht nur die Wiedereinsetzung der Beschädigten im Innern des Reichs, sondern auch die Flüssigmachung der schwedischen Geld-Entschädigung im Sommer 1650 glücklich zu Stande brachte. Nun wurden die festen Plätze übergeben, und nach der Bezahlung der Schweden Deutschland, soweit es bei der Nation geblieben war, endlich von den Fremden geräumt.

Als sich die Deutschen wieder allein in ihrem Hause befanden, so fühlten und erkannten sie erst den ganzen Umfang der Verwüstung ihres Landes. Bei ihrer unzerstörbaren Kraft gingen sie nun, ihrem National-Charakter gemäß, mit ungemeinem Eifer an die Wegräumung der Ruinen, und an den neuen Aufbau ihres Wohlstandes. Den Fleiß, dessen nur die Deutschen fähig sind, im höchsten Maße entwickelnd, ward jetzt in Feld und Wiesen, im Garten und Weinberg, in der Werkstatt und im Comptoir, ein wahrer Wetteifer des Schaffens eröffnet. Man gönnte sich nur wenige Stunden zur Ruhe, beschränkte die Bedürfnisse auf die äußerste Nothdurft, und verwandte alle Ersparungen auf Verbesserung von Haus und Hof, auf Kultur der Grundstücke, Vermehrung des Viehstandes, Wiederbelebung des Handels und der Gewerbe. In solcher Weise ward möglich gemacht, was einem Wunder zu gleichen schien, das heißt die Hinwegräumung der äußern Spuren des Krieges war schon in einem Jahrzehend zu Ende gebracht.

In geistiger Beziehung wirkte das Gift der französischen Sitten und Moden leider so stark fort, daß die Fürsten- und Ritter-Gesellschaften immer mehr den Salons von Paris und St. Germain ähnlich gemacht werden sollten; dagegen lebte unter einzelnen Gelehrten ein rühmlicher wissenschaftlicher Sinn auf. Dem deutschen Geist getreu, warf sich diese Richtung vornehmlich in der Geschichte auf gründliche Quellen-Forschung,

und es wurden durch tiefere Studien gediegene Werke vorbereitet, welche jetzt der vaterländischen Geschichtschreibung zum Grunde liegen. Auf einem solchen Wege wäre für Deutschland vielleicht noch eine Rettung möglich gewesen, wenn der Inhalt des westphälischen Friedensschlusses nicht zu verderblich auf alle innern Zustände des Reiches eingewirkt hätte; allein nach der entwickelten Bedeutung jenes Staatsvertrages war der völlige Ruin unseres Landes nicht mehr aufzuhalten. Dieß erwies sich schon in den ersten Jahren nach der wirklichen Vollziehung des Friedens.

In Gemäßheit des achten Artikels desselben sollte binnen sechs Monaten ein Reichstag zu dem Ende abgehalten werden, um die innern Staats-Angelegenheiten durch verschiedene neue Grundgesetze und Einrichtungen bleibend zu ordnen. Durch die Schwierigkeiten, welche sich bei der Vollziehung des Friedens ergaben, verzögerte sich aber die Versammlung der Stände mehrere Jahre. Endlich schien eine unerwartete Begebenheit vollends gar den Krieg wieder anzufachen, indem der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg im Jahr 1651 plötzlich die Jülich'schen Staaten mit bewaffneter Macht überfallen ließ. Der Beweggrund war der Streit über die Succession in jenen Landen, welcher aller Bemühungen ungeachtet noch nicht gründlich verglichen war, und dadurch schien der alte Hader von Neuem entzündet zu werden. Wirklich hegte schon ein großer Theil der Nation diese Besorgniß, als die Gefahr durch das kräftige Zusammenwirken des Kaisers und der Stände glücklicherweise abgewendet wurde. Nicht nur Ferdinand III. mahnte den Kurfürsten von Brandenburg sehr nachdrücklich um Zurückziehung seiner Truppen und Einstellung aller Feindseligkeiten, sondern auch die Reichsfürsten mißbilligten den geschehenen Schritt ganz unumwunden. Friedrich Wilhelm sah sich nun vereinzelt, und da er im Jülich'schen noch überdieß auf entschlossenen Widerstand gestoßen war, auch mit den Schweden in Conflikte gerieth, so schloß er unter Vermittlung des Kaisers zu Cleve mit dem Pfalzgrafen von Neuburg im October 1651 wieder Frieden. Jetzt schrieb endlich Ferdinand III. den lange verzögerten Reichstag auf das nächste Jahr nach Regensburg aus. Vor der wirklichen Eröffnung desselben wollte der Kaiser seinem Sohne Ferdinand die Nachfolge im Reiche sichern, und versammelte zu dem Ende die Kurfürsten erst in Prag, dann in Augsburg. Hier kam am 31. Mai 1653 die Wahl des jungen Ferdinands zum römischen König zu Stande. Nachdem sich hierauf die Kurfürsten nach Regensburg begeben hatten, begannen endlich im Juni 1653 die Geschäfte des Reichstags.

Jetzt schon zeigte sich indessen, daß eine einheitliche Reichsverwaltung wegen der konfessionellen Trennung nicht mehr möglich sei.

Die neuen Einrichtungen und Grundgesetze, welche nach dem achten Artikel des westphälischen Friedens auf dem gegenwärtigen Reichstag zu Stande gebracht werden sollten, bezogen sich hauptsächlich auf die Ein-

führung ordentlicher Reichsdeputationen und einer beständigen Wahlcapitulation, auf die Erneuerung der Reichs-Matrikel und die Verbesserung der Rechtspflege. Von Seite des Kaisers wurden nun über alle diese Punkte Vorschläge oder Gesetz-Entwürfe vorgelegt, und überhaupt dahin zu wirken gesucht, daß durch innere Eintracht der Stände die zerrüttete Einheit des Reichs wieder gestärkt werden möge. Es begannen hierauf die Unterhandlungen, und zwar zunächst über die Frage der Reichs-Deputationen. Nach dem Inhalt des westphälischen Friedens sollte die Anzahl der beiden Religionstheile in jenen Collegien gleich sein, und auf dem nächsten Reichstag nur die Personal-Ernennung vorgenommen, d. h. bestimmt werden, welche Fürsten und Stände von beiden Theilen in den Reichs-Deputationen Platz nehmen werden. Anstatt dieses einfache Geschäft vorzunehmen, erregten aber die Fürsten einen Streit über die Theilnahme der Kurfürsten an jenen Versammlungen. Die Wahlherren behaupteten nämlich, daß sie denselben als ein selbstständiges Collegium beizuwohnen hätten, und dem widersprachen verschiedene Fürsten heftig. Andere ergriffen zwar die Partei der Kurfürsten; doch nun entstanden wieder Schwierigkeiten über die gleiche Anzahl beider Religionstheile, da in dieser Beziehung die Stimmen im kurfürstlichen Collegium nicht gleich waren. Es wurden nun verschiedene Auswege vorgeschlagen, wie z. B. die Errichtung einer neunten Kurwürde; doch alles war vergeblich und der Streit erhitzte sich immer mehr. Die Wahlherren sahen den Widerspruch der Fürsten, wie gewöhnlich, als einen berechneten Plan zur Schwächung der Kuren an, und blieben darum hartnäckig auf ihrer Forderung stehen[1]); dagegen beharrten die Fürsten eben so entschlossen auf ihrem Widerspruch, und das Ende vom Lied bestand darin, daß man sich über keinen Beschluß vereinigen konnte. Der Grund war die Trennung der Reichsstände in zwei Religions-Bekenntnisse; es hatte sich also erfüllt, was im vorigen Buch bemerkt wurde, daß nämlich der einfache Widerspruch eines Religions-Theiles die Schlußfassung auf den Reichstagen hindern werde.

---

[1]) Wie groß die Eifersucht der Reichsstände unter einander war, zeigt am besten die nachstehende Erklärung der Kurfürsten auf dem damaligen Reichstage zu Regensburg:

„Von den widersprechenden protestantischen Fürsten könne nichts anders verspürt und intendirt werden, als wie sie das churfürstliche Collegium von seinen Präeminenzen, uralten Reichsgebrauch, Rechten und Herkommen, forma et modo consultandi abbringen, es unter sich trennen, und den Fürsten und Ständen in allem gleich zu machen und zu parificiren, einfolglich diese fürnehmsten Säulen des Reichs, durch welche die Wohlfahrt desselben ohne Rücksicht auf Religion am meisten jederzeit befördert worden, wankend zu machen, und ihren uralten Flor und Stand zu erniedrigen; daher ein churfürstliches Kollegium sich darüber am höchsten zu beschweren, und vermöge des Herkommens und der churfürstlichen Vereinigung darauf ein wachsames Aug zu schlagen, und mit einmüthigen Rathschlägen, wie nicht ohne Frucht bisher mehrmals geschehen, desto fester und unbeweglicher bey einander zu stehen habe."

Mit den übrigen Berathungs-Gegenständen ging es gerade so, wie mit den Reichs-Deputationen; man konnte sich weder über eine beständige Wahl-Capitulation, oder die Erneuerung der Reichs-Matrikel, noch über die Verbesserung der Rechtspflege vereinigen; nirgends brachte man es zur Schlußfassung, und das Staatsruder stand wirklich still. Um die innern Wirren noch größer zu machen, starb im Jahre 1654 bald nach der Verabschiedung des nutzlosen Reichstags der junge König Ferdinand, und drei Jahre später der Kaiser Ferdinand III. im 49. Lebensjahr, ohne daß ein anderer Nachfolger ernannt worden war. Diese Lage der Dinge erregte nicht nur einen neuen Zwiespalt unter verschiedenen Fürsten, sondern bewog auch die beiden auswärtigen Garanten des westphälischen Friedens, die Kronen Frankreich und Schweden, sich zum Verderben der Deutschen abermals in deren innern Staats-Angelegenheiten einzumischen.

Nach der ältern Reichsverfassung waren die Kurfürsten von Sachsen und von der Rheinpfalz bei Erledigung des Kaiserthrones die Reichsverweser. Als Ferdinand III. verschied, behauptete aber der Kurfürst von Baiern, daß durch die pfälzische Kur das Reichsvicariat auf ihn übergegangen sei. Dem widersprach der Kurfürst von der Pfalz sehr heftig, weil sein Haus durch den westphälischen Friedensschluß in alle frühern Vorrechte, also auch in jenes der Reichsverweſung wieder eingesetzt worden sei. Beide Theile bezogen sich auf den deutlichen Wortlaut jenes Friedensschlusses; man erlebte demnach wiederum, welcher unerschöpfliche Stoff zu Streitigkeiten durch den Staatsvertrag von Münster und Osnabrück aufgehäuft worden sei.

Da dem Hause Baiern nach dem vierten Artikel des Vertrages ausdrücklich diejenige Kurwürde verbleiben sollte, welche das pfälzische Haus bisher besessen habe, so schien der Wortlaut dem Kurfürsten von Baiern günstig zu sein[2]). Allein das pfälzische Fürstengeschlecht wandte dagegen ein, daß ihm die Reichsverweſung nicht wegen der Kurwürde, sondern in der Eigenschaft als Pfalzgraf oder als Richter über den Kaiser gebühre. Dieser Grund war historisch und staatsrechtlich ganz richtig; gleichwohl beharrte Kurbaiern wegen des Inhalts des westphälischen Friedens auf seiner Forderung. Beide Theile suchten nun thatsächlich von der Reichsverweſung Besitz zu ergreifen, indem sie in öffentlichen Ausschreiben die Behörden zum Gehorsam gegen ihre Befehle verpflichteten.

[2]) Der fragliche Artikel des westphälischen Friedens hatte folgende Fassung:
»Et prime quidem quod ad tinet Domum Bavariam, *dignitas Electoralis, quam Electores Palatini antehac habuerunt*, cum omnibus regalibus, officiis, praecedentiis, insignibus et juribus quibuscunque ad hanc dignitatem spectantibus, nulle prorsus excepto, ut et Palatinatu Superior totus, una cum Comitatu Cham, cum omnibus eorum appertinentiis, regalibus ac juribus, sicut hactenus, ita et imposterum maneant penes Dominum Maximilianum, Comitem Palatinum Rheni, Bavariae Ducem, ejusque liberos, totamque Lineam Guilhelmianianam, quamdiu masculi ex ea superstites fuerint.«

Das Kammergericht neigte sich in dem Streit endlich auf die Seite des Kurfürsten von Baiern, und so hatte man denn abermals erfahren, daß die alte Reichsverfassung durch den westphälischen Friedensschluß vom Grunde aus verändert sei. Zugleich erbitterte der Streit die Gemüther und erhöhte noch die Schwierigkeiten der Kaiserwahl, welche unter den gegebenen Umständen ohnehin schon bedeutend sein mußten.

Nach dem Tode Ferdinands III. war der zweite Sohn desselben, der Erzherzog Leopold, als Bewerber um den Kaiserthron aufgetreten; sowohl Frankreich, als Schweden wünschten dagegen die Erhebung eines schwächern Fürsten, um Deutschland noch ohnmächtiger zu machen. Bevor die Kurfürsten zur Ernennung eines neuen Reichsoberhaupts in Frankfurt sich versammelten, erschienen französische und schwedische Gesandte im Reiche, um die Wahl des Erzherzogs Leopold aus allen Kräften zu hintertreiben. Immer war es der unglückliche westphälische Friede, auf welchen sich alle Ränkeschmiede bei den Plänen zur Verwirrung Deutschlands beriefen. So behaupteten jetzt die Franzosen und die Schweden, daß das Haus Oestreich den Münsterischen Vertrag gebrochen habe, weil es dem Könige von Spanien gegen Frankreich Hülfe sendete. Beide Kronen tummelten sich ferner auf dem alten Gemeinplatz der „deutschen Freiheit“ herum, und flüsterten den Fürsten ins Ohr, daß sie ihrer Unabhängigkeit wegen die mächtigen Habsburger endlich ernstlich vom Kaiserthron entfernen müßten. Eben so wurde die religiöse Leidenschaft wieder angefacht, indem man die Protestanten wider die Erwählung eines katholischen Kaisers und insbesondere aus dem Hause Oestreich aufhetzte. Endlich bedienten sich die Franzosen auch ihres Lieblingsmittels bei Intriguen, nämlich der Bestechung.

Nachdem sie insbesondere den Kurfürsten von der Pfalz durch große Summen auf ihre Seite gebracht, und jenen von Mainz durch Schmeicheleien bearbeitet hatten, richteten sie ihr Augenmerk auf Köln und Kurbaiern. Selbst die kölnische Stimme schien ihnen bald zur Verdrängung des Hauses Oestreich sicher zu sein, und nun stieg ihr Vertrauen so hoch, daß sie sogar den ausschweifenden Gedanken faßten, ihren eigenen König, den eitlen Ludwig XIV., auf den deutschen Kaiserthron zu erheben. Ein solcher Plan war keine Bestätigung der großen Gewandtheit, welche man von Mazarin und allen französischen Staatsmännern so sehr rühmte; denn er mußte der untrüglichste Weg sein, gerade die Hindernisse für die Wahl des Erzherzogs Leopold zu entfernen. Die Ernennung Ludwigs XIV. zum deutschen Kaiser wäre für das Reich so gefährlich und überhaupt ein solcher ungeheurer Staatsfehler gewesen, daß sie jedenfalls den heftigsten Widerspruch finden mußte. Um die Gefahr zu entfernen, war nichts geeigneter, als dem französischen Kandidaten einen ansehnlichen Nebenbuhler entgegenzustellen, und dazu paßte Niemand besser, als der Erzherzog Leopold, welcher bereits die Krone von Ungarn trug.

Von Seite der Schweden sah man auch wirklich ein, daß die seltsame Kandidatur des Königs von Frankreich zur Erhebung Leopolds führen werde; der schwedische Hof rieth daher dem Französischen dringend, die Bewerbungen zu Gunsten Ludwigs XIV. aufzugeben, wenn man den Wunsch der Verdrängung Oestreichs erreichen wolle. Die Franzosen sahen diese Nothwendigkeit jetzt selbst ein, und es ward deßhalb der frühere Plan der Erwählung eines schwächern Fürsten wieder aufgenommen.

Nachdem der Kurfürst von Mainz vergeblich den Erzherzog Leopold Wilhelm, den Statthalter in den Niederlanden, zum Kaiser vorgeschlagen hatte, empfahlen die Franzosen den Herzog von Pfalz-Neuburg als Thron-Kandidaten. Mit Recht erinnerten die Schweden, daß gegen den letztern Kur-Brandenburg sich auflehnen werde, wegen des Jülich-Cleve'schen Erbfolgestreites. Die Franzosen, schon wiederum eines Mißgriffes überführt, warfen ihre Augen jetzt auf den Kurfürsten Maria Ferdinand von Baiern, den Sohn Maximilians. Während sie verschiedene Gesandten abordneten, um diesen Fürsten zur Uebernahme der Kaiserwürde zu bereden, wurde sogar der Kurfürst von Brandenburg, dessen beide Bevollmächtigten bei der Wahl noch überdieß bestochen worden waren, auf französische Seite herübergezogen. Glücklicherweise erwiesen sich jedoch die bairischen Minister als so verständig, daß sie ihrem Fürsten die Annahme der Kandidatur sehr ernstlich widerriethen. Jetzt gab selbst Maria Ferdinand dem Erzherzog Leopold seine Stimme, und da später auch der Kurfürst von Mainz, Johann Philipp, Graf von Schönborn, mit den Franzosen wieder zerfiel, zugleich Trier und Sachsen für das östreichische Haus sich erklärten, so wurde die französische Partei endlich ganz zersprengt, und Erzherzog Leopold am 18. Juli 1658 zum deutschen Kaiser erwählt.

Eine Intrigue der Franzosen war demnach mißlungen; deßwegen gaben sie die Pläne zur neuen Verwirrung der deutschen Verhältnisse aber keineswegs auf, sondern richteten die Ränke nur nach einer andern Seite.

Zweites Hauptstück.

Der rheinische Bund. Entwürfe Frankreichs auf die Niederlande.

(Vom Jahr 1659 bis 1668.)

Als der französische Hof seine Absichten zur Verdrängung Oestreichs vom Kaiserthron vereitelt sah, strengte er alle Kräfte an, wenigstens einzelne deutsche Fürsten mit einer ernstlichen Furcht vor der habsburgischen Macht zu erfüllen, und dadurch zu einem engern Anschluß an Frankreich zu bewegen. Das wirksamste Mittel zur Zerrüttung Deutschlands schien vollends ein Separat-Vertrag einzelner Reichsstände mit Frankreich zu sein, um sich gegenseitig zu Schutz und Trutz Beistand zu leisten. Mazarin schilderte daher die Uebermacht, welchen Oestreich durch den Sieg bei der Kaiserwahl in gegenwärtiger Zeit erlangt habe, mit so grellen Farben, und wußte die Angst einiger leichtgläubigen Fürsten überhaupt in dem Maaße zu erregen, daß wirklich ein Bund mit Frankreich zur Unterhandlung, ja am 14. Aug. 1658 sogar zum wirklichen Abschluß kam. Da außer den Herzögen von Braunschweig, dem Landgrafen von Hessen-Kassel und dem Herzog von Pfalz-Neuburg vornämlich die beiden rheinischen Kurfürsten von Mainz und Köln an dem Vertrage Antheil nahmen, so wurde derselbe der Rheinbund genannt. Der König von Frankreich übernahm dadurch die Verpflichtung, die verbündeten deutschen Fürsten nach Maaßgabe des westphälischen Friedens in ihren Rechten und Freiheiten zu schützen, sowie umgekehrt diese Fürsten sich anheischig machten, die Krone Frankreich bei allen Angriffen sogar gegen die übrigen deutschen Reichsstände mit Waffenmacht zu vertheidigen.

Wie ein böser Geist sollte also fortwährend der Münsterische Friede in die Geschicke Deutschlands eingreifen; auch dem unglücklichen Rheinbund diente er zum Vorwand und zur Bemäntelung. So war denn von der schlimmsten Bestimmung jenes Friedensschlusses, der Berechtigung der Fürsten zum Bündniß mit dem Ausland, zum ersten Mal Gebrauch

gemacht worden. Die Folgen mußten schrecklich für Deutschland werden, mochten sie auch erst später sich äußern; sichtbar ging daher das Reich unter den Einflüssen des westphälischen Friedens der Auflösung entgegen. Man wußte übrigens auch in jener Zeit recht gut, wie gefährlich und geradezu verderblich der rheinische Bund für Deutschland sei; denn der Kurfürst von Brandenburg bot alle Kräfte auf, den Kurfürsten zu Köln von dem Bunde wieder abzuziehen. In dem Schreiben, welches er zu dem Ende abgehen ließ, erklärte er sogar bestimmt, daß die Franzosen durch den Rheinbund nichts anderes, als den gänzlichen Umsturz des deutschen Reichs beabsichtigten [1]). Alle Vorstellungen der Art waren indessen stets vergebens; das rheinische Bündniß erhielt sich also und ward zu verschiedenen Malen von drei zu drei Jahren verlängert.

Nachdem Ludwig XIV. auf solche Weise die nöthigen Vorbereitungen für seine künftigen Pläne getroffen hatte, starb am 17. September 1665 der Schwiegervater desselben, der König Philipp IV. von Spanien. Philipp IV. hinterließ aus zweiter Ehe einen Sohn, Karl, welcher zu seinem Thronfolger bestimmt war. Nun hatte er aber aus der ersten Ehe eine Tochter, Therese, und diese war eben an Ludwig XIV. von Frankreich vermählt worden. Vermöge eines besondern Gesetzes in den Niederlanden sollten die Kinder erster Ehe vor jenen der zweiten zur Erbfolge gelangen; obgleich dieses Gesetz mehr auf das Privatvermögen, und zwar in Ansehung der Hinterlassenschaft des verstorbenen Gatten sich bezog, obgleich ferner Therese bei ihrer Verlobung an den französischen König auf ihr väterliches Vermögen feierlich Verzicht geleistet hatte, forderte Ludwig XIV. von dem Könige von Spanien dennoch die Abtretung von Artois, Cambray, Brabant, Flandern, Geldern, Hennegau, und der freien Grafschaft (franche Comté).

Es war ein Hauptgrundsatz des französischen Hofes, seine Vergrößerungs-Pläne auf Schleichwegen, durch Intriguen, Täuschungen und vornämlich durch Bestechungen auszuführen. Alle diese Umtriebe wurden vorzugsweise gegen die Deutschen gerichtet; denn Frankreich rechnete bei allen seinen Entwürfen auf die innere Zwietracht unseres Volkes. Niemals getrauten sich die Franzosen, durch eigene Macht eine Eroberung zu versuchen; stets suchten sie dieselben vielmehr durch den Beistand einer deutschen Partei zu erlangen.

---

[1]) Friedrich Wilhelm drückte sich in folgender Weise aus: „Wir müssen es für eine sonderbare Strafe ansehen, die der gerechte Gott über das Römische Reich verhängt, daß auch die vornehmsten Säulen desselben sich von dem rechten Wege, dasselbe in beständigem Frieden und sichern Ruhestand zu erhalten, durch die Widerwärtigen ableiten lassen; wir leben aber dabey der festen Zuversicht, der Churfürst von Cölln werde sich nach reifer Erwägung der Sache zu andern Gedanken bewegen lassen, und zu denjenigen übertreten, die keine andere Absicht haben, als fremde Gewalt von dem römischen Reiche und dessen gänzlichen Umsturz, der allein von dem Gegentheile gesucht werde, abzuwälzen."

Auch bei dem Anschlag auf die spanischen Niederlande kam denn dieselbe Politik zum Vorschein. Da den Ansprüchen Ludwigs XIV. die feierliche Verzichtleistung seiner Gemahlin auf die väterliche Erbschaft im Wege stand, so wurde zuerst in Staatsschriften der Satz vertheidiget, daß fürstliche Personen auf eine Erbfolge in gültiger Weise gar nicht Verzicht leisten könnten. Ja sogar eine eidliche Bekräftigung solcher Entsagungen sei ohne alle rechtliche Wirkungen. Damit wurde zugleich die Behauptung verbunden, daß ein Volk von seinem angestammten Gebiet in rechtsgültiger Weise niemals etwas verlieren könne, weder durch Gewalt im Krieg, noch durch Verjährung, Verträge oder Vergleiche. Wurde diese Theorie gegen die Franzosen angewendet, so mußten sie freilich die Bisthümer Metz, Tul und Verdun, sowie das Elsaß an Deutschland zurückgeben; allein auch abgesehen davon, daß das Völkerrecht nur in so weit für die Franzosen gültig sein sollte, als es ihnen Vortheil gewährte, nur Rechte ertheilte, aber keine Verbindlichkeiten auferlegte, so hatten sie auch eine besondere Logik ersonnen, um die Widersprüche ihrer rechtlichen Entwicklungen zu entfernen.

Ohne alle tiefere Geschichtskenntnisse und völlig unklar über die Entstehungsweise der neuern Nationen, glaubten sie, daß Karl der Große ein Franzose gewesen sei. Sie behaupteten daher, das alte Reich der Karolinger habe vormals das nationale Gebiet der Franzosen gebildet. Jetzt schien der aufgestellte Satz, daß von dem angestammten Reich eines Volkes niemals etwas abgetrennt werden könne, die französische Eroberungssucht keineswegs zu stören, sondern im Gegentheil zu befördern. In der That behaupteten nun die Hofschriftsteller Ludwigs XIV. in den bemerkten Staatsschriften, daß ihr König auf das gesammte ehemalige Reich Karls I. ein gegründetes Recht habe. So buchstäblich erfüllte sich also die Vorhersagung, welche in dem oben mitgetheilten, merkwürdigen Votum des Kaisers Ferdinand III. bei dem westphälischen Friedens-Congreß enthalten ist.

Nachdem durch solche Rechts-Verdrehungen den Ansprüchen Frankreichs auf die spanischen Niederlande ein Anstrich der Gesetzmäßigkeit gegeben zu sein schien, hob sogleich das Ränkespiel an, um verschiedene deutsche Fürsten zur Unterstützung der französischen Eroberungs-Pläne zu vermögen. Die Umtriebe waren so arg, und zugleich so gefährlich, daß unter den wenigen Patrioten Deutschlands die größte Entrüstung entstand, und daß auch in einigen öffentlichen Schriften das heillose Verfahren Frankreichs in seiner ganzen Widerrechtlichkeit dargestellt wurde.

Isola vornämlich zeigte mit siegreicher Gründlichkeit, daß der französische Hof ohne die Erregung innerer Zwietracht in Deutschland ohnmächtig sei, und in die Angelegenheiten anderer Völker niemals aus andern Absichten sich einmische, als durch die Wirren Gelegenheiten zur Eroberung zu erhalten. Er widerlegte sodann die lächerliche Argumentation

Frankreichs im Betreff des Reiches Karls I. im Allgemeinen, sowie der Ansprüche auf die Niederlande insbesondere, und verlangte sodann die nachdrückliche Einschreitung Deutschlands, um die ärgerlichen Anmaßungen Ludwigs XIV. mit Ernst zurückzuweisen. In scharfsinniger Weise bewies er staatsrechtlich, daß der burgundische Kreis sogar im westphälischen Friedens-Schluß noch für einen integrirenden Theil Deutschlands erklärt worden sei, Kaiser und Reich demnach die Verpflichtung tragen, jedem Einfall Ludwigs XIV. in die spanischen Niederlande mit gemaffneter Hand zu wehren.

Der Gesandte von Spanien forderte in Regensburg wirklich den Beistand des deutschen Reichs wider die Ansprüche Ludwigs XIV. auf die Niederlande, und gründete dies Verlangen auf den Inhalt des Münsterischen Vertrages; allein damit dieser immermehr die Quelle von Streit und Hader für Deutschland werden möge, leiteten die Franzosen gerade umgekehrt daraus den Satz ab, daß dem deutschen Reich eine Beschützung der Niederlande verboten sei [2]). Ein Widerspruch lag allerdings in der Fassung des betreffenden Artikels; allein ein gesunder Sinn würde ihn durch die Zurückführung auf die unverletzlichen Grundsätze des Völkerrechts leicht gehoben, und dann die Anmaßungen Frankreichs entschleiert haben. Der tiefe innere Verfall der Deutschen ließ alles das leider nicht zu, sondern kam der hinterlistigen Politik Ludwigs XIV. kräftig zu Hülfe. Verblendet durch das französische Gold, gaben sich verschiedene deutsche Fürsten wirklich dazu her, dem französischen Hof zur Eroberung der Niederlande behülflich zu sein. Einige Reichsstände behaupteten, daß der Kaiser zur Vertheidigung jener Provinzen gegen Frankreich nicht berechtiget sei, ja die Kurfürsten, welche an dem Rheinbunde Antheil genommen hatten, schickten sich sogar an, allenfallsige Truppen-Sendungen des Kaisers nach den Niederlanden mit Gewalt zu hindern.

Was aber vollends ärgerlich und anstößig war, ist die unbegreifliche Thatsache, daß sogar der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, welcher sich so schön wider den rheinischen Bund erklärt hatte,

---

[2]) Der dießfallsige Artikel des westphälischen Friedens, welcher so viele Streitigkeiten erregte, findet sich in dem französischen Instrument, und lautet also:

»Circulus quidem Burgundicus sit maneatque membrum Imperii, post controversias inter Gallium Hispaniamque sopitas hac Pacificatione comprehensus, bellis tamen in eo jam vertentibus nec Imperator nec ullus Imperii Status se immiscat: in futurum vero si inter eo Regna controversiae oriantur, firma semper maneat inter universum Imperium et Reges Regnumque Galliae de mutuis hostibus non juvandis supradictae reciprocae obligationis necessitas, singulis tamen Statibus liberum sit huic illive Regno extra Imperii limites suppetias ferre, non tamen aliter, quam secundum Imperii Constitutiones. Controversia Lotharingica vel arbitribus utrinque nominandis submittatur vel Tractatu Gallo-Hispanico vel alia amicabili via componatur, liberumque sit tam Imperatori, quam Electoribus, Principibus et Statibus Imperii ejus compositionem, amicabili interpositione aliisque pacificis officiis, juvare ac promovere, non tamen armis aut bellicis mediis.«

nun selbst ein Mitglied desselben wurde. So weit ging die Blindheit, man möchte fast sagen der Blödsinn der damaligen Deutschen!

Jetzt erst hatte Ludwig XIV. den Muth, die Anschläge auf die Niederlande mit den Waffen auszuführen. Im Mai 1667 rückte ein französisches Heer in jene Provinzen ein, und unterwarf dieselben zum größten Theil schon binnen drei Monaten der Herrschaft von Frankreich. Zu Anfang des folgenden Jahres 1668 eroberten die Heere Ludwigs XIV. vollends die freie Grafschaft. Nunmehr wollten andere Mächte freilich Anstalten treffen, um den Uebergriffen Frankreichs zu steuern; aber nicht der Kaiser, nicht das Reich waren es, welche aus Einsicht solcher Nothwendigkeit thätig wurden, sondern die Holländer. Diese schloßen nämlich mit England und Schweden einen Bund, die sogenannte Tripel-Allianz, um sich den Vergrößerungen Frankreichs zu widersetzen. Unter Vermittlung dieses Bundes kam auch der Friede zwischen Spanien und Frankreich am 2. Mai 1668 in Aachen zu Stande. Ludwig XIV. behielt die Eroberungen, welche er im Jahre 1667 in den Niederlanden gemacht hatte, insbesondere Charleroy, Bing, Ath, Douay, Bergen und Fürnes, mußte dagegen die freie Grafschaft wieder herausgeben.

So günstig dieser Friedensschluß, bei der Widerrechtlichkeit der französischen Ansprüche, für Ludwig auch war, so nährte der letztere heimlich doch große Unzufriedenheit darüber, und beharrte auf dem Plane, die vereinigten Niederlande vollständig zu erobern. Da ihn die Tripel-Allianz an der Ausführung desselben gehindert hatte, so beschloß er den Grundsatz: „herrsche durch Zwietracht“ (divide et impera) nun auf jenen Verein anzuwenden. Durch geheime Ränke gelang es ihm in der That, den König von England nicht nur von der Tripel-Allianz abzuziehen, sondern sogar zum Kriege gegen die Holländer zu verleiten. Hierauf wurde der Hof von Stockholm bearbeitet, und auch hier ein so vollständiger Erfolg erzielt, daß Schweden in einem Staatsvertrag vom 27. März 1672 dem Könige von Frankreich ebenfalls Hülfe gegen die Holländer zusagte.

Die Unterjochung der letztern mußte natürlich der Unabhängigkeit Deutschlands einen neuen empfindlichen Stoß versetzen; dessenungeachtet beharrten nicht nur die meisten Reichsstände, sondern selbst der Kaiser bei den Voranstalten in dumpfer Unthätigkeit. Nur der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg zeigte sich entschlossen, den verrathenen Holländern beizustehen. Vielleicht mit Reue über seinen Beitritt zum Rheinbund erfüllt, jedenfalls von den großen Gefahren der Uebergriffe Ludwigs XIV. überzeugt, drang er durch besondere Botschafter in den Kaiser Leopold, einen Reichskrieg wider Frankreich zu veranstalten. Auch dem Kaiser fielen nun endlich die Schuppen von den Augen, und er schloß vorläufig mit Friedrich Wilhelm ein Bündniß gegen Ludwig XIV.

Am 7. April 1672 erfolgte hierauf die Kriegs-Erklärung Frank-

reichs gegen Holland, und bald nachher eröffnete der König von England, als Bundesgenosse der Franzosen, die Feindseligkeiten zur See. Die Holländer erlangten zwar bei allen Seegefechten die Oberhand; desto unglücklicher führten sie dagegen den Krieg zu Land. Ludwig XIV., welcher mit vier Heeren in Holland einfiel, und bei einem derselben unter Türenne selbst in Person zugegen war, nahm, wie im Sturmschritt, die wichtigsten Plätze ein; seine Waffen verbreiteten sich so unaufhaltsam über Holland, daß nur Nimwegen und Amsterdam noch widerstanden.

Friedrich Wilhelm von Brandenburg brach im August 1672 mit seinem Heere von der Mark auf, um den bedrängten Bundesgenossen zu Hülfe zu kommen. Auch eine kaiserliche Heer-Abtheilung stieß unter Montecuculi zu ihm; allein der Kaiser und Kurbrandenburg hatten die Erklärung eines Reichskrieges gegen Frankreich noch nicht durchzusetzen vermocht, und fanden daher bei ihren Mitständen, anstatt Vorschub, die größten Hindernisse ihrer Unternehmung. Nicht bloß die Stadt Frankfurt, sondern auch die Kurfürsten von Mainz und Trier, ja selbst jener von der Pfalz verwehrten den kaiserlich-brandenburgischen Heeren den Durchzug durch ihre Länder. Alle Vorstellungen Friedrich Wilhelms waren so vergeblich, daß er seine Krieger wirklich nach Westphalen führen, und ohne einen Schwertschlag die Winterquartiere beziehen lassen mußte. Dort versäumte er eine günstige Gelegenheit, die nachziehenden Franzosen unter Türenne mit Vortheil anzugreifen, und wurde im folgenden Feldzug 1673 allmälig so gedrängt, daß er den Verlust des größten Theiles seiner westphälischen Besitzungen zu befürchten hatte. Friedrich Wilhelm, über die Theilnahmlosigkeit der deutschen Fürsten ohnehin schon erzürnt, wurde nun unmuthig, und wollte sich mit den Franzosen vergleichen.

Gerade um diese Zeit hatte aber der Kaiser Leopold I. beschlossen, den Krieg wider Frankreich mit größerem Nachdruck zu führen, und zu dem Ende sein Heer im Felde bis zu 30,000 Mann zu vermehren. Die kaiserlichen Botschafter gaben sich deßhalb die größte Mühe, den Kurfürsten zu Brandenburg von einem Separat-Frieden mit Frankreich abzubringen. Da indessen der Herzog von Pfalz-Neuburg umgekehrt den Kurfürsten in seinen friedlichen Neigungen bestärkte, und sich zum Vermittler eines Vergleiches anbot, so kamen die Unterhandlungen zwischen Frankreich und Friedrich Wilhelm wirklich in Gang. Ludwig XIV. konnte durch einen Separat-Frieden mit dem fähigsten Bundesgenossen der Holländer in der That viel gewinnen, und stellte deßhalb ziemlich günstige Bedingungen. Der Vergleich wurde nunmehr am 6. Juni 1673 zu Vossen wirklich abgeschlossen. Frankreich gab darin dem Kurfürsten von Brandenburg alle seine Ländereien in Westphalen und im Cleve'schen zurück, nur die Besetzung von Wesel und Rees bis zum Hauptfrieden sich vorbehaltend; endlich wurde dem Kurfürsten das Recht eingeräumt,

bei einem Angriffe der Franzosen gegen das deutsche Reich dem letztern Hülfe zu leisten. Es mußte mit dem innern Verfall der Deutschen schon weit gekommen sein, wenn sie die Erlaubniß, ihr Vaterland bei feindlichen Angriffen zu schützen, von Frankreich einholen und sich dieselbe sogar in Friedensschlüssen ausbedingen wollten.

Unter solchen Umständen konnte es dem Kaiser Leopold I. nur zum Ruhme gereichen, daß er, trotz des brandenburgischen Separat-Friedens, zur Unterstützung der Holländer und also zur Fortsetzung des Krieges entschlossen blieb, um den bedenklichen Uebergriffen Ludwigs XIV. noch einen Zügel anzulegen. Die östreichischen Heere zeigten sich jetzt auch so kräftig, daß der französische Oberfeldherr Türenne den Rückzug aus Westphalen nach dem Rheine für nothwendig erachtete. Um dafür Rache zu nehmen, besetzte Türenne im Elsaß vollends die meisten Reichsstädte der Landvogtei Hagenau, welche nach dem westphälischen Frieden bei Deutschland verblieben, nämlich Hagenau, Weissenburg, Landau, Obereinheim, Roßheim, Münster im Thal St. Gregori, Kaisersberg und Thüringheim. Auch dieß ließen die Reichsstände gleichgültig geschehen, und es zeigte sich selbst keine Spur von Thatkraft, als die Franzosen die kurfürstlichen Gebiete von Trier und Mainz verwüsteten. Türenne konnte vielmehr noch ein Mal angriffsweise zu Werke gehen, und gegen das Innere von Franken vorrücken, bis die Vereinigung der holländischen und kaiserlichen Truppen am Unterrhein einen Wendepunkt herbeiführte.

Im Jahre 1674 fand sich endlich der König von England bewogen, das unnatürliche Bündniß mit Frankreich aufzugeben, und mit Holland Frieden zu schließen. Jetzt trennten sich auch der Kurfürst von Köln, sowie der Bischof in Münster von dem rheinischen Bunde, und das Uebergewicht der Franzosen verminderte sich wieder einigermaßen. Sollte aber den gerechten Beschwerden Deutschlands über die Anmaßungen Ludwigs XIV. im Elsaß und dessen gesammtes Benehmen im gegenwärtigen Kriege Abhülfe geschehen, so mußten noch durchgreifendere Maaßregeln ergriffen werden. In diesem Sinne suchte nun Kaiser Leopold I. zu wirken.

Drittes Hauptstück.

Der Krieg des deutschen Reiches gegen Frankreich.

(Vom Jahr 1674 bis zum Jahr 1679.)

Leopold I. hegte mit Recht die Ueberzeugung, daß den Gewaltthätigkeiten der Franzosen nicht durch den Widerstand einzelner Stände, sondern nur durch ein nachdrückliches Zusammenwirken des Reiches selbst gesteuert werden könne. Er beschloß darum, die Stände unter sich zu einigen, und dieselben, wo möglich, zur Erklärung eines Reichskrieges gegen Frankreich zu bewegen. Da der Kurfürst von Brandenburg der thätigste Fürst Deutschlands war, so suchte der Kaiser zunächst diesen zu gewinnen. Friedrich Wilhelm hatte mit Frankreich freilich erst Frieden geschlossen, indessen die Beschützung des Reichs bei neuen Angriffen der Franzosen sich vorbehalten: solcher Angriffe waren nun seitdem viele vorgefallen, indem Türenne nicht nur die genannten Reichsstädte im Elsaß wegnahm, und die Gebiete von Trier und Mainz verwüstete, sondern bei seinem abermaligen Vordringen nach Franken sogar das Innere von Deutschland bedrohte. Darauf gründete nun Leopold I. die Ermahnungen an den Kurfürsten von Brandenburg, sich der Sache des Vaterlandes anzunehmen. Friedrich Wilhelm war nicht ohne Nationalgefühl; er gab daher, trotz der entgegengesetzten Bemühungen und der Schmeicheleien Ludwigs XIV., den Vorstellungen des Kaisers Gehör, und verband sich von Neuem mit demselben zur Bekriegung der Franzosen. Die Bewahrung der Nationalehre gegen Außen lag in allen Zeiten unsrer Geschichte den nördlichen Deutschen vorzüglich am Herzen; auch gegenwärtig bezeigten daher die beiden sächsischen Kreise über die Eingriffe der Franzosen am Rheine große Bekümmernisse. In verschiedenen Versammlungen beriethen sie über die Mittel zur Abwendung der Gefahr, und mahnten sodann zu einem energischen Widerstand gegen Frankreich. Als die Heere Ludwigs XIV. auch den Kurfürsten von der Pfalz zu be-

drängen anhoben, und in dem Lande desselben empörende Grausamkeiten verübten, als dieselben zugleich die beiden letzten Reichsstädte der Landvogtei Hagenau, nämlich Kolmar und Schlettstadt, mit übermüthiger Gewaltthat in Besitz nahmen, sahen die deutschen Stände immer mehr die Nothwendigkeit durchgreifender Schutz-Maaßregeln ein. Der Kaiser benützte diese Stimmung, und wirkte endlich im Frühjahr 1674 in Regensburg den Beschluß eines Reichskrieges gegen Frankreich aus.

Nachdem der französische Minister dortselbst am 19. März 1674 den Befehl erhalten hatte, den Sitz des Reichstags binnen drei Mal 24 Stunden zu verlassen, erfolgte nach einem Reichs-Gutachten vom 31. März desselben Jahres die Kriegs-Erklärung selbst. Alle Stände waren nun zur Stellung ihres Contingents nach der Reichs-Matrikel verbunden, und von mehreren Seiten setzten sich die Truppen auch in Bewegung; gleichwohl zeigte sich wiederholt das Gebrechen der Schwerfälligkeit des deutschen Reichs, welche seit der Verkümmerung der National-Einheit im westphälischen Frieden bedeutend um sich griff, und das kräftige Zusammenwirken unmöglich machte. Die französischen und die deutschen Heere stießen zu wiederholten Malen auf einander; allein die Uneinigkeit unter den Anführern der letztern hinderte einen entscheidenden Schlag. Als dagegen die Armee des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg in der beträchtlichen Stärke von 20,000 Mann am Rheine erschien, und der französische Oberfeldherr Türenne schon nach Lothringen zurückgewichen war, so stellte sich die Lage Ludwigs XIV., trotz der Uneinigkeit der brandenburgischen und kaiserlichen Heerführer, wirklich als sehr bedenklich dar. Indessen plötzlich trat ein Ereigniß ein, welches die gesammte Lage der Dinge wieder veränderte.

Während die Kriegs-Erklärung des deutschen Reichs gegen Frankreich erfolgte, hatte Ludwig XIV. auf diplomatischem Wege große Anstrengungen gemacht, um die Krone Schweden zu einem Kriege gegen Kur-Brandenburg zu bewegen. In dem Vertrage vom 27. März 1672, dessen bereits Erwähnung geschah, hatte Schweden die Verpflichtung übernommen, wider die Feinde der Franzosen in's Feld zu ziehen; jetzt mußte die Erfüllung solcher Zusage besonders erwünscht sein, da Deutschland den Reichskrieg mit Ernst zu führen schien. Unter allen Reichsständen scheute der Hof Ludwigs XIV. den thatkräftigen Kurfürsten von Brandenburg am meisten; es lag ihm daher alles daran, diesen im Rücken überfallen zu lassen, um ihn zum Rückzuge in seine Erblande zu nöthigen. Deßhalb lagen die französischen Botschafter den schwedischen Machthabern beständig im Ohr, einen bewaffneten Einfall nach Brandenburg zu unternehmen. Da sie das Geld massenweise vertheilten, so gelang ihnen endlich ihre Absicht. Schweden beschloß nicht nur den Krieg gegen Kur-Brandenburg, sondern eröffnete sogar die Feindseligkeiten noch vor Erklärung desselben.

Am 22. December 1674 drang die Vorhut, und am 27. December 1674 die Hauptmasse des schwedischen Heeres in die Uckermark ein. In dieser Zeit stand Friedrich Wilhelm gegen die Franzosen im Feld, und da er den Krieg wirklich mit Nachdruck führen wollte, deßwegen ein großes Heer an den Rhein geführt hatte, so war die Mark so von Truppen entblößt, daß die Schweden auf keinen Widerstand stießen. Während des Winters von 1674 auf 1675 wollte Friedrich Wilhelm einen Versuch zur Vertreibung der Schweden machen; dagegen brach er im Frühling 1675 zu solchem Zwecke nach Brandenburg auf. Der angestrengte Marsch ging über Magdeburg, welches der Kurfürst am 11. Juni 1675 erreichte. Nachdem hier der Operationsplan entworfen worden war, überfiel Friedrich Wilhelm in wohlberechneter Eile die Feste Rathenau, und zwang die schwedische Besatzung zur Uebergabe. Dann rückte er mit derselben Eile gegen Havelberg an, und verhinderte dadurch den General Wrangel, welcher dort mit der schwedischen Hauptmacht stand, seine zerstreuten Heer-Abtheilungen, namentlich jene von Brandenburg, an sich zu ziehen.

Obgleich Friedrich Wilhelm durch die Eile des Marsches sein Fußvolk zurücklassen mußte, und nur großentheils Reiterei mit sich führte, beschloß er gleichwohl jetzt schon einen Hauptschlag auszuführen. Die Schweden hatten sich bei Fehrbellin geordnet, und boten ihm die Schlacht. Voll von Muth nahm Friedrich Wilhelm dieselbe an, obwohl seine Reiterei nicht nur der Unterstützung der Fußsoldaten entbehrte, sondern auch durch die Anstrengungen des eiligen Rittes etwas erschöpft war. „Meine Schweden konnten nur siegen, wenn ich unter ihnen war, die Deutschen dagegen auch ohne mich!“ hatte Gustav Adolph gesagt. So sollte sich denn auch bei Fehrbellin die überwiegende Tapferkeit der Deutschen bewähren! Mit der schönsten Ordnung begannen die brandenburgischen Reiter den Angriff gegen die Uebermacht des Feindes, und indem sie ihrer geringen Anzahl durch die Heftigkeit des Sturmes nachhalfen, gelang es ihnen, die ersten feindlichen Reihen zu durchbrechen. Mit Umsicht geführt, zu immer höherm Muthe angespornt, brachten sie nunmehr auch die Hauptmassen der Schweden in Unordnung. Der Verwirrung folgte alsbald völlige Bestürzung, und unaufhaltsam ergriff das gesammte schwedische Heer vor dem kleinen Häuflein der kühnen Brandenburger die Flucht. Der Sieg der Deutschen war vollkommen, und einer der merkwürdigsten in der Geschichte. Auch seine Folgen waren bedeutend, denn er verwischte wenigstens im Norden die Nachwehen des dreißigjährigen Krieges durch die allmählige Vertreibung der Schweden aus ganz Pommern. Im Jahre 1678 war diese deutsche Landschaft von den Schweden schon geräumt.

Für die letztern war also ihre Einmischung in den Krieg sehr unglücklich ausgefallen, aber die Franzosen hatten dadurch gleichwohl Vor-

theile erlangt, weil ihnen der plötzliche Abzug des brandenburgischen Heeres die Uebermacht und freie Hand gegen die kaiserlichen Truppen verschaffte. Sie gingen daher wieder angriffsweise zu Werk, und verdrängten die Oestreicher zu Anfang des Jahres 1675 aus dem Elsaß. Der Sieg Friedrich Wilhelms bei Fehrbellin wirkte jedoch so ermunternd auf ganz Deutschland, daß man auch in dem Kriege gegen Frankreich wieder größere Thatkraft entwickelte. Ludwig XIV. zog deßhalb zu Ende des Jahres 1675 gelindere Saiten auf, und zeigte sich zu Friedens-Unterhandlungen geneigt, welche von Schweden vorgeschlagen worden waren. Als der König von England die Vermittlung übernahm, wurde hierauf im Jahre 1676 zu Nimwegen ein Friedens-Congreß eröffnet.

Seit den westphälischen Unterhandlungen war bei den Versammlungen der Bevollmächtigten verschiedener europäischer Staaten das Titel- und Ceremonienwesen einer der wichtigsten, und zwar der ersten Berathungs-Gegenstände. Auch auf dem Congresse zu Nimwegen wurde diese wichtige Angelegenheit mit ungemeinem Eifer erörtert. Die Streitigkeiten über die Excellenz schritten fast zu der nämlichen Heftigkeit vor, wie in Münster und Osnabrück; man eröffnete also den Congreß unter sehr günstigen Anzeichen.

Dieß bewährte sich, als die französischen Friedens-Bedingungen zum Vorschein kamen. Man hatte von den Anmaßungen Ludwigs XIV. bisher schon viele Beweise erhalten; jetzt sollte die Dreistigkeit jedoch auf die Spitze getrieben werden, denn die französischen Gesandten erklärten, daß ihr König über die vorgelegten Bedingungen keine Unterhandlung gestatte, sondern die einfache Annahme oder Zurückweisung derselben fordere. Nur der höchste Uebermuth konnte ebenbürtigen Nationen gegenüber eine solche Sprache eingeben, und es war ein weiteres Anzeichen des innern Verfalls der Deutschen, daß sie sich für eine solche Beleidigung nicht Genugthuung zu verschaffen wußten.

Ludwig XIV. würde seine Anmaßung schwerlich so weit zu treiben gewagt haben, wenn er sich nicht einer mächtigen Stütze bewußt gewesen wäre, und diese sollte der gewöhnliche Bundesgenosse Frankreichs sein, nämlich die Uneinigkeit der Deutschen. Die Holländer waren des Krieges müde, und wünschten aus Handels-Interessen die Herstellung des Friedens sehr sehnlich. Da die Franzosen aus Separat-Friedensschlüssen stets den größten Vortheil gezogen hatten, so wollten sie jetzt jene Stimmung der Holländer zu einem solchen besondern Abkommen benützen. Ihre Politik ging nun dahin, den Generalstaaten günstigere Bedingungen zu bewilligen, um dieselben auf ihre Seite zu ziehen, und dem deutschen Reich desto größere Opfer aufzulegen. Obgleich der Kaiser und die Stände hauptsächlich im Interesse der Holländer den Krieg geführt, und sich sehr uneigennützig erwiesen hatten, so wollten die Generalstaaten aus Dankbarkeit ihre Verbündeten gleichwohl im Stich lassen. Sie spannen

daher heimliche Unterhandlungen mit den Franzosen an und schloßen den Frieden auch wirklich hinter dem Rücken der Deutschen ab.

Kaiser Leopold I. hatte viele Standhaftigkeit gezeigt, als er trotz des Separat-Friedens von Kur-Brandenburg mit Frankreich den Krieg fortführte; allein jetzt wurde er plötzlich muthlos, und brachte dem Frieden bedauerliche Opfer. Er verpflichtete sich nicht bloß, den Feinden von Schweden und Frankreich keinen Beistand zu leisten, während die letztere Macht ausdrücklich das Recht zur Unterstützung Schwedens sich vorbehielt, sondern trat für das Besatzungsrecht von Philippsburg sogar Freiburg im Breisgau mit Lehn, Metzhausen und Kirchgart an die Franzosen ab. Ja er betrieb den Friedensschluß mit solcher Eile, daß er nicht einmal die verfassungsmäßige Zustimmung der Reichsstände einholte, sondern von diesen den Vertrag nur später genehmigen ließ. Der Friede von Nimwegen wurde am 5. Februar 1679 unterzeichnet. Eine solche Nachgiebigkeit mußte für die Franzosen nur die Aufforderung zu immer höher steigenden Uebergriffen sein, und dieß bestätigte sich nur zu bald.

Viertes Hauptstück.

Erniedrigung Deutschlands. Französische Reunions-Kammern. Verwüstung der Pfalz.

(Vom Jahr 1679 bis zum Jahr 1690.)

Seitdem die Franzosen in die innern Angelegenheiten Deutschlands sich einmischten, befolgten sie gleichmäßig die Politik, in den Friedensschlüssen sich Vergrößerungen zu bedingen, und unmittelbar nachher über den Sinn solcher Vertrags-Bestimmungen Streit zu erheben, um ihre Eroberungen noch weiter auszudehnen, oder zu dem Ende einen neuen Krieg zu erregen. Auch nach dem Abschlusse des Friedens von Nimwegen entwickelte also Frankreich das nämliche Verfahren, dieses Mal aber in einer Weise, welche das Rechtsgefühl auf das äußerste empört. Ludwig XIV. maßte sich nämlich an, besondere Gerichtshöfe zu errichten, welche ihm unter dem Schein des Rechts benachbarte deutsche Gebiete als ihm gehörig zusprechen sollten. Dieses unerhörte Verfahren war durch einen Zufall veranlaßt worden.

Nach einem Befehle des französischen Ministeriums hatte der Parlamentsrath Ravaux in Metz von dem Parlament daselbst den Auftrag erhalten, den Bezirk dieses Gerichtshofes festzustellen, sohin alle dazu gehörigen Ortschaften auszumitteln. Ravaux durchging zu solchem Zwecke die Urkunden, welche über die Bestandtheile der Bisthümer Metz, Tul und Verdun Auskunft gaben. Er wollte bei seiner Arbeit gefunden haben, daß verschiedene Bezirke, welche zu jenen Bisthümern gehörten, noch im Besitze deutscher Reichsstände seien. Mit den Neigungen der französischen Staatsgewalt bekannt, griff er nun immer weiter, und entwarf in willkürlicher Weise ein seltsames Verzeichniß von Ortschaften, welche angeblich zu irgend einer Zeit ein Mal zu den Fürstenthümern Metz, Tul und Verdun gehört haben sollten. Zu jener Zeit war Louvois der einflußreichste Mann am französischen Staatsruder, der mächtige Minister

und Vertraute des Königs. Unmittelbar an ihn, und zwar persönlich, übergab nun Ravaux seine abentheuerliche Arbeit. Louvois fand den Einfall des Parlamentsrathes so komisch, daß er herzlich darüber lachte; aber bald fiel ihm die Sinnesart seines Königs ein, und er glaubte, daß man sogar eine so lächerliche Sache zum Ernste wenden könne. In der That bezeigte Ludwig XIV. über die Arbeit von Ravaux großes Wohlgefallen, und ließ ihn aufmuntern, noch mehr Zubehörungen oder Pertinenzien zu Metz, Tul und Verdun auszuforschen.

Als das Geschäft im Gang war, glaubte man darin ein vortreffliches Mittel zu finden, auch von dem Elsaß aus die Besitzungen Frankreichs bedeutend zu vermehren. Man ließ daher auch willkürliche Verzeichnisse von Bezirken und Ortschaften entwerfen, welche irgend ein Mal zu Herrschaften im Elsaß gehört haben sollten. Alles dieß sollte übrigens keine bloße Spielerei sein, sondern die Voranstalt, dem König Ludwig XIV. den Besitz aller aufgeschriebenen Ländereien sowohl bei Metz, Tul und Verdun, als auch bei Elsaß wirklich zu verschaffen. Der Weg, welchen man dazu wählte, verrieth aber vollends eine maßlose Unverschämtheit. Ludwig XIV. ließ nämlich zwei sogenannte Reunions-Kammern errichten, um zu entscheiden, daß die aufgeschriebenen Besitzungen zu Frankreich gehören. Eine derselben ward in Metz, und die andere in Breisach versammelt: jene sollte urtheilen, welche Gebietstheile von den Bisthümern Metz, Tul und Verdun, die andere hingegen, welche vom Elsaß noch in fremden Händen seien, also an Frankreich herausgegeben werden müßten.

Der Unfug überschritt nun alle Schranken; denn die Franzosen entblödeten sich nicht, fremde Landesherren und Souveräne in Hoheitssachen vor die Schranken ihrer Gerichtshöfe zu fordern. So wurden in der That nicht nur der Kurfürst von der Pfalz, der Herzog von Württemberg, die Markgrafen von Baden und die Pfalzgrafen von Veldenz, sondern wegen Besitzungen im Zweibrückischen auch der König von Schweden, und wegen Herrschaften in den Niederlanden der König von Spanien vorbeschieden! Darin lag die große Lehre, daß die Schwäche Deutschlands nur zum drückenden Uebermuthe Frankreichs führte. Die Schrift, welche wir im vorigen Band anführten, nämlich der Entwurf der Franzosen, daß die Akten des kaiserlichen Kammergerichts von Speier nach Paris gebracht werden, und dort die deutschen Reichsfürsten für die Folge Recht nehmen sollten, war also kein Scherz, sondern Ernst; Deutschland erlebte wirklich die Schmach, daß seine Stände in Sachen der Landeshoheit vor französische Gerichtshöfe geladen wurden. Jetzt hätte sich doch wenigstens die ganze Nation erheben sollen, um den Schimpf zu rächen und den Räubereien Frankreichs zu steuern. Aber nein! Mit blödsinniger Gleichgültigkeit ließ man den Uebermuth gewähren. Hierdurch wurde die Anmaßung natürlich noch ermuntert, und so hob denn das Urtheilen

der Reunions-Kammern in Metz und Breisach wirklich an. Unter Beziehung auf die Friedensschlüsse von Münster und Nimwegen, denen man eine gewaltsame Auslegung ertheilte, wurden verschiedenen deutschen Reichsständen Besitzungen abgesprochen, weil solche früher entweder zu Metz, Tul und Verdun, oder zu dem Elsaß gehört hätten. Bis auf den alten König Dagobert gingen die Reunions-Kammern zurück, und erkannten ihrem Könige Ländereien zu, welche Dagobert einstens in Deutschland besessen haben sollte. Schon während des Urteils wurden aber die Exekutionsheere versammelt, um den sogenannten gerichtlichen Aussprüchen Nachdruck zu geben. Wie Räuber stürzten sich dieselben auf die ausgesuchte Beute und nahmen sie gewaltsam in Besitz. Immer weiter um sich greifend, forderte Ludwig XIV. auch von der gesammten Reichsritterschaft im Elsaß, welche nach dem westphälischen Frieden mit Deutschland verbunden und von der französischen Landeshoheit befreit bleiben sollte, Huldigung und Unterwerfung. Alles Widerstäuben war vergeblich; man drohte mit gewaltsamer Vertreibung des Adels von seinen Gütern, und brachte denselben dadurch in der That unter die französische Herrschaft.

Nach diesen Erfolgen richtete Ludwig XIV. seine habgierigen Blicke vollends auf die Reichsstadt Straßburg, um durch Besitznahme derselben seine Herrschaft im Elsaß zu vollenden. Zur Ausführung des Anschlags hatte Louvois zunächst das alte Erwerbmittel der Bestechung angewendet, indem er dadurch verschiedene einflußreiche Männer in Straßburg auf die französische Seite zog. Als alle Vorbereitungen getroffen waren, erschien am 30. September 1681 plötzlich ein französisches Heer vor den Mauern Straßburgs, und forderte unter Androhung des Bombardements die Uebergabe der Stadt. Mehrere Vornehme waren gewonnen, die Bürger hingegen entmuthiget und ohne Aussicht auf Hülfe aus Deutschland. So ergab sich denn auch die Reichsstadt Straßburg an die Franzosen. Diese Gewaltthat war so anstößig, daß sie allgemeine Entrüstung hervorbringen mußte, allein die Art und Weise, in welcher Ludwig dieselbe rechtfertigen wollte, war noch empörender. Er sagte nämlich kurz: „durch den Friedensschluß von Münster sei ihm das Elsaß abgetreten, und durch jenen von Nimwegen der Besitz bestätiget worden, zu dem Elsaß gehöre aber Straßburg.“ In dem westphälischen Frieden war jedoch die Reichsstadt Straßburg bei der Abtretung des Elsaßes an Frankreich ausdrücklich ausgenommen, und mit klaren Ausdrücken bestimmt worden:

Daß Straßburg bei Deutschland verbleibe, und der französischen Landeshoheit nicht unterworfen werden dürfe [1]).

[1]) Teneatur Rex Christianissimus non solum Episcopos Argentinensem et Basileensem cum Civitate Argentinensi, sed etiam reliquos per utramque Alsatiam Romano Imperio immediate subjectos Ordines, Abbates Murbacensem et Luderensem, Abbatissam Antlaviensem, Monasterium in Valle S. Gregorii, Benedictini Ordinis, Palatinos de Lüselstein, Comites et

Ludwig XIV. trieb daher mit den Staatsverträgen ganz offen Hohn und Spott. Wie tief war Deutschland gesunken, ein solches Verfahren ungerächt hingehen zu lassen! Auf die Nachrichten von den Anmaßungen der Reunions-Kammern und die darauf folgenden unerhörten Gewaltthaten hatte man wohl die Reichsstände in Frankfurt versammelt, um über die Mittel zur Vertheidigung der Nationalrechte zu berathen; allein man konnte wegen Streitigkeiten über das Ceremoniel zu keinem Beschlusse gelangen. Bei dieser Gelegenheit sollten die Deutschen wegen ihrer Nachäffung der Franzosen eine Lehre erhalten. Die Gesandten Ludwigs XIV. hatten nämlich dem Reichstage Friedensvorschläge übergeben, und zwar in französischer Sprache. Dagegen erinnerten die Stände, daß die hergebrachte Sprache bei reichsständischen Unterhandlungen die lateinische sei. Mit welchem Rechte mochte man dieß thun, wenn an den deutschen Höfen kein anderes Wort, als französisch gesprochen, das letztere Idiom mit wahrer Leidenschaft kultivirt wurde? In der That entstand über die Sprache auf dem Reichstag in Frankfurt ein so heftiger Streit, daß die Verhandlungen sehr lange verzögert wurden. Dazu kamen endlich noch Rangstreitigkeiten zwischen den Bevollmächtigten der Kurfürsten und Fürsten. Jetzt verhöhnten die französischen Gesandten die deutschen Reichsstände geradezu, und kaum mit Unrecht; denn sie verließen den Friedens-Kongreß mit der Erklärung: „die Deutschen könnten wegen der Streitigkeiten über die Excellenz und andere Dinge der Art zu keinen Berathungen über die Staatssachen gelangen: die Anwesenheit einer französischen Botschaft sei also überflüssig!“

Kaiser Leopold I. dachte zwar mit Ernst daran, die Nationalrechte Deutschlands gegen Frankreich endlich in nachdrücklicher Weise durch die Waffen zu vertheidigen; allein Unruhen in Ungarn, und in Folge derselben ein Krieg mit den Türken, hinderten ihn an der Ausführung. Die Osmanen drangen in diesem Krieg sogar bis Wien vor, und belagerten die Stadt. Ihr Heer belief sich auf die ungeheure Anzahl von 200,000 Mann, und da sie zugleich die Belagerung mit großer Hartnäckigkeit fortsetzten, auch mit ziemlichem Geschick Minen anwendeten, um die festen Bastionen zu sprengen, so gerieth die Hauptstadt des Kaisers in große Gefahr. Mit wahrem Heldenmuth vertheidigte sich aber die Besatzung und die Bürgerschaft; alle Stürme der Türken wurden zurückgeschlagen, und so Zeit gewonnen, den Bedrängten von Außen Hülfe zu bringen. Es war der polnische König Johann Sobiesky, welcher sich zum Ersatz von Wien entschloß. Nachdem sich mit ihm mehrere deutsche Fürsten

---

Barones de Hanau, Fleckenstein, Oberstein totiusque Inferioris Alsatiæ Nobilitatem, item praedictas decem Civitates Imperiales, quae Praefecturam Hagenensem agnoscunt, in ea libertate et possessione Immedietatis erga Imperium Romanum, qua hactenus gavisae sunt, relinquere, ita ut nullam ulterius in eos Regiam Superioritatem praetendere possit, sed ils Juribus contentus maneat, quaecunque ad Domum Austriacam spectabant.“

vereinigt hatten, erschien das Befreiungsheer (Sachsen, Baiern, Franken und Polen), 45,000 Mann stark, am 11. September 1683 vor Wien. Der Angriff auf das türkische Lager erfolgte am 12. September mit eben so viel Geschicklichkeit als Nachdruck. Selbst eine so große Uebermacht wurde vollständig geschlagen; die Türken flohen verwirrt, und so scheu, daß sie auch nach dem Aufhören der Verfolgung sich nicht beruhigen, sondern noch größere Entfernungen erreichen wollten.

So wurde Wien gerettet; gleichwohl hatte der Angriff der Osmanen für Deutschland die nachtheilige Folge gehabt, daß der Kaiser dadurch gezwungen ward, mit Frankreich einen zwanzigjährigen Waffenstillstand zu schließen. Ludwig XIV. blieb also im Besitz seines jüngsten Raubes, und das deutsche Reich erhielt wegen der beispiellosen Beschimpfung durch die Reunions-Kammern nicht die mindeste Genugthuung. Je mehr indessen das Glück die Franzosen begünstigte, desto weiter entfernten sie sich von der Mäßigung, desto höher stiegen ihre Anmaßungen gegen Deutschland.

Nach einem kurzen Waffenstillstand von vier Jahren wurde eine Ursache vom Zaun gebrochen, um einen neuen Krieg zu entzünden, und in diesem fielen Greuel vor, welche auch die ruhigsten Menschen zu allen Zeiten mit Erbitterung erfüllen müssen. Als nämlich der Kurfürst von Köln am 3. Juli 1688 verstarb, so mischte sich der französische Hof unberufen in die Wahl, und suchte sie auf einen seiner deutschen Anhänger, den Fürsten Wilhelm von Fürstenberg, zu lenken. Kaiser Leopold I. widersetzte sich dem Vorhaben mit vollem Recht, und erwirkte auch eine Entscheidung der römischen Kurie, welche das Erzbisthum Köln anstatt auf Wilhelm von Fürstenberg, auf den bairischen Prinzen Joseph Clemens übertrug. Der widerrechtlichen Gewaltthaten gewohnt, wollte Ludwig XIV. seinen Günstling Fürstenberg im Besitze des Erzbisthums Köln schützen, welchen derselbe thatsächlich sich angemaßt hatte. Im September 1688 rückte daher ein französisches Heer in die Rheinpfalz, und eröffnete die Feindseligkeiten sogar ohne Kriegserklärung. Erst am 3. October erfolgte diese, unter Angabe von Ursachen, die sämmtlich erdichtet waren, und den wahren Beweggrund nur verschleiern sollten.

Die Ueberraschung benützend, zwang das französische Heer durch seine Uebermacht nicht nur Philippsburg, sondern selbst Mainz zur Ergebung. Schon vor der Kapitulation der erstern Stadt schloß eine französische Heeres-Abtheilung von Philippsburg aus auch Heilbronn plötzlich ein. Man war nirgends zum Widerstand gerüstet, weil man keinen Angriff vermuthet hatte; auch Heilbronn ergab sich demnach, und die Franzosen verbreiteten sich nun über Franken und Schwaben. Gleichzeitig erschien der General Monclas vor Mannheim, steckte einen Theil der Stadt durch ein heftiges Bombardement in Brand, und nöthigte die Besatzung am 11. November zur Uebergabe. Nachdem jetzt auch Frankenthal überfallen,

und durch Kapitulation genommen war, befand sich die ganze Pfalz im Besitz der Franzosen, denn Heidelberg hatte sich schon vor Mannheim ergeben.

Als Ludwig XIV. in solcher Art von Neuem den Despoten über Deutschland spielte, voll von Anmaßung in den innern Angelegenheiten unsers Reiches seinen Willen diktirte, und denselben mittelst Feuer und Schwert durchsetzen wollte, ward der Kaiser Leopold I. mit wirklich ernster Entrüstung erfüllt. In einer öffentlichen Denkschrift schilderte er die unerhörten Anmaßungen Frankreichs, so wie die Mißhandlungen aller Rechts- und Sitten-Grundsätze, welche Ludwig XIV. offen zur Schau stellte, mit den lebhaftesten Farben. Ganz unumwunden ward darin ausgesprochen, daß der französische Hof über alle Pflichten der Rechtschaffenheit, der Ehre und des Gewissens frevelhaft sich hinwegsetze. Louvois, der Minister Ludwigs XIV., befürchtete nun doch eine endliche energische Erhebung der Deutschen, und sann zur Bewältigung des erwarteten Sturmes ein ganz eigenthümliches Mittel aus.

Zunächst wollte er die Deutschen durch furchtbare Grausamkeiten von dem Widerstand gegen Frankreich abzuschrecken suchen. Für den Fall, daß solche Absicht mißlänge, sollte zugleich eine Wüste zwischen Frankreich und Deutschland gelegt werden, um von letzterer Seite durch Mangel an Lebensmitteln einen Angriff unmöglich zu machen. Zur Erreichung dieses Doppelzweckes beschloß nun Louvois die Verheerung der blühenden Pfalz. Damit aber der Greuel noch entsetzlicher werde, begann die Ausführung der Missethat schon mitten im Winter von 1688 auf 1689.

Das Zeichen dazu gab die Verwüstung der Ortschaften um Heidelberg, indem acht Dörfer in Brand gesteckt wurden. Als die Einwohner sich bemühten, den Flammen Einhalt zu thun, fielen die Franzosen, wie ächte Barbaren, über sie her, und trieben sie gewaltsam von dannen. Unbarmherzig wüthete der Mord in dem wehrlosen Haufen der Unglücklichen, und schadenfroh wurden noch die Leichen nackt ausgezogen und zur Schau gestellt. Nach der Ausplünderung der weitern Umgegend stürzte sich die wüthende Räuberbande auf Heidelberg selbst. Das Schloß wurde geplündert, dann niederzureißen gesucht, und endlich durch Pulverminen großentheils zerstört, die Stadt dagegen an mehreren Orten in Brand gesteckt. Nur durch Zufall ward ein Theil derselben gerettet. Nunmehr kam die Reihe an Mannheim. Louvois hatte befohlen, diese bedeutende Stadt im buchstäblichen Sinne des Wortes zu zerstören, d. h., für Menschen ganz unbewohnbar zu machen. Mit Hast begannen denn die französischen Soldaten das Niederreißen der Häuser; dann legten sie aber an allen Orten Feuer an, um keine Spur einer menschlichen Wohnung übrig zu lassen. Trostlos entflohen die unglücklichen Einwohner!

In beharrlicher Verfolgung der Barbarei kündigten die Franzosen

im Mai 1689 den Einwohnern von Speier an, daß ihre Stadt dem Boden gleich gemacht werden soll, und daß der Bevölkerung eine Frist von sechs Tagen zur Auswanderung nach Elsaß, Burgund oder Lothringen gestattet werde. Nachdem man die Flucht an das rechte Rheinufer bei Todesstrafe verboten hatte, begann das Kannibalen-Geschäft auch in Speier. Viele Einwohner retteten ihre Habe in den Dom, weil die Verschonung dieses Kunstwerkes zugesagt worden war! als aber das Innere der Kirche sich füllte, ließ der General Monclas dieselbe anzünden. So gesellte sich Hohn und Schadenfreude noch zum Greuel der Zerstörung! Hiernächst wurde auch die Stadt an allen Enden in Brand gesteckt, und den fliehenden Einwohnern sogar auf dem Wege noch ihre Habe von den räuberischen Franzosen entrissen. Gleiches Schicksal wie Speier erfuhren auch Worms, Frankenthal, Wachenheim, Neustadt an der Haardt und andere Orte. Es hatte sich erfüllt, was Louvois wollte:

Die verheerte Pfalz lag als eine Wüste zwischen Frankreich und Deutschland![2]).

---

[2]) Nichts ist merkwürdiger, als wie in den Memoiren von St. Simon die Ursache des Krieges von 1688 erzählt wird. Man muß jene Stelle lesen, um zu erfahren, in welcher Weise frevelhafter Uebermuth mit den Geschicken der Völker zu spielen sich erdreistet. Nach der Herder'schen Uebersetzung heißt es dort also:

„Der Krieg von 1688 entsprang sonderbar. Nach Colberts Tode hatte Louvois die Aufsicht über die Gebäude. Klein-Trianon, das für die Montespan gebaut war, machte dem Könige Langeweile; er wollte überall Paläste. Das Bauen amüsirte ihn sehr; er hatte auch ein sehr richtiges Auge für Proportion, Symmetrie und dergleichen, bei einem nicht eben so richtigen Geschmack."

„Kaum war der neue Bau von Trianon über der Erde, als der König einen Fehler an einer Fensteröffnung im untersten Stockwerk gewahr ward; sie war schief. Louvois, der von Natur brutal und dazu noch verwöhnt war, sich von Niemanden widersprechen zu lassen, stritt lang und heftig, daß das Fenster gerad sei; der König kehrte ihm den Rücken und spazirte weiter."

„Tages darauf begegnete er dem le Notre (der durch die Gartenkunst berühmt ist, die er in Frankreich einführte), einem guten Architekten. Er fragte ihn, ob er zu Trianon gewesen sei? Nein! sagte dieser. Der König gab ihm den Auftrag, dahin zu gehen und das Fenster zu besehen. Ein Tag, zwei Tage; dieselbe Frage, dieselbe Antwort. Der König sah wohl, daß le Notre sich nicht zwischen ihn und den Minister stecken wollte, da Einer von beiden Unrecht haben müsse. Unwillig sagte er: Morgen solle er in Trianon sein; Er und Louvois würden auch da sein."

„Sie kamen. Louvois disputirte; le Notre schwieg. Der König befahl ihm zu messen. Louvois in Furie murrte laut: Das Fenster sei gerade und gleich den andern. Der König fragte le Notre, was er gefunden habe? Dieser stammelte, wollte nicht mit der Sprache heraus; der König in Zorn befahl, er sollte rein herausreden, was er gefunden. Der König habe Recht, sagte le Notre, und zeigte den Fehler."

„Nun wandte der König sich gegen Louvois und verwies ihm seinen Starrsinn. Ohne Seine Bemerkung würde man schief gebaut haben; das Gebäude würde man haben niederreißen müssen. Er wusch ihm den Kopf recht."

„Louvois, außer sich, daß Hofleute, Werkleute und Bedienten Zeugen des Auftritts gewesen, kommt in Furie nach Hause, wo er seine Getreuen findet. Sie sind erschrocken, ihn so zu sehen."

So handelten die Franzosen, welche bei ihrer ersten Einmischung in deutsche Angelegenheiten erklärten, daß sie nur der guten Sache, nur der Freiheit wegen, in völlig uneigennütziger Weise Partei ergreifen: — so äußerten sich die Folgen der Einmischung Frankreichs in die bürgerliche Zwietracht der Deutschen!

Die Missethaten der Franzosen in der Pfalz brachten die deutschen Reichsstände zwar in die Waffen, und man schien anfangs wirklich Energie zu entwickeln, da sowohl Bonn als Mainz wieder genommen wurden. Plötzlich ging aber alles in Unthätigkeit über, obwohl ein Heer von 180,000 Mann gegen Frankreich im Felde stand. Als am 1. Juli 1690 die Franzosen bei Fleury einen Sieg über die Niederländer erfochten, verwandelte sich die Thatenlosigkeit der Deutschen vollends in Entmuthigung, und die Greuelthaten der Franzosen in der Pfalz blieben sohin eben so ungestraft, wie der Unfug der Reunions-Kammern.

Das Schicksal lag mit seiner Hand schwer auf unserm Vaterland: — der Verfall der Deutschen war beschlossen, nichts sollte ihn also aufzuhalten vermögen.

Auch damals gab es scharfsinnige Männer in Deutschland, welche die Ursache des Elends einsahen, und mit patriotischer Wärme auf deren Beseitigung drangen. In dem gesunkenen Nationalgefühl, in dem Mangel an Selbstachtung der Deutschen, in der Nachahmung französischer Sprache und Sitten lag aller Grund des Uebels. Mit ungemeiner Wahrheit zeigte dieß um das Jahr 1694 ein schlichter Magister in Quedlinburg, Gabriel Wagner, welcher den Schriftstellernamen Realis de Vienna führte. Er schrieb eine schöne Abhandlung, um das Nationalgefühl in Deutschland wieder anzuregen, und vor der knechtischen Nachahmung der Franzosen Scham zu erwecken [3]). Allein so sehr war der Nationalgeist

---

„Es ist vorbei, spricht er, ich bin verloren. So hat er mir über ein Fenster begegnet. Ich kann mir nicht anders helfen, als durch einen Krieg, der ihn vom Bauen abbringt, und mich nothwendig macht. Er soll ihn haben.“

„Louvois hielt Wort. Einige Monate nachher entbrannte wider Willen des Königs und der andern Mächte ein allgemeiner Krieg, der Frankreich im Innern ruinirte, außerhalb, ungeachtet des Glücks seiner Waffen, nicht erweiterte, vielmehr ihm ehrenrührige Auftritte zuzog. Das machte ein schiefes Fenster!“

[3]) Wir theilen aus dieser wichtigen Schrift die nachstehenden Stellen mit:

„Deutschlands Vorzug bestehet in diesen vier Stücken, daß es nach der langen Nacht der dicken Unwissenheit die ersten, die meisten, die höchsten Erfinder gehabt, und in 900 Jahren mehr Verstand erwiesen, als die übrigen 4 Meistervölker zusammen in 4000 Jahren. Man kann mit Wahrheit sagen, Gott habe die Welt durch zwei Völker klug machen wollen, vor Christi Geburt durch die Griechen, nach Christo durch die Deutschen. Die Griechische Weisheit kann man das alte Vernunfttestament, die Deutsche das neue nennen.“

„Durch zwei Stücke wird vornehmlich ein Volk herrlich, durch Ehrliebe und Verstand zusammen; Tapferkeit und alles andere, was dazu hilft, muß durch jene zwei eingerichtet werden; aus ihnen kommt Reichthum und Macht, aus allen mit einander endlich Ruhm, den alle Welt sucht. Die Deutschen sind aus Mangel der Großmüthigkeit und

verstanden, daß jene Schrift kaum zum Drucke befördert werden konnte, und jahrelang vergebens im Manuscript umherlief.

Landesliebe, die übrigen Europäer (außer den berühmten fünf Hauptvölkern) aus Mangel der Erfinder und großen Weltweisen zurückgeblieben."

„Verachtung kommt aus Feigheit, Niedertracht oder Dummheit; jede allein kann arm, ohnmächtig und verachtet machen. Verstand aber allein, oder Großmüthigkeit allein machen nicht berühmt; sie müssen zusammen seyn."

„Aus Wahn von der ausländischen Klugheit fließt die Deutsche Niederträchtigkeit; oder ist sie schon in uns, so wird sie gräulich verwehret und verhärtet. Hierauf folgt die unsinnige Aefferei; hieraus die Verstandes-Verfinsterung, Jugend- und Zeitverlust, die Schwindelreisen, die Geldverschleuderung und Deutsche Armuth, fremder Nationen Reichthum, ihre Macht, Stolz, Trotz, ihre Verläumdungen und der Deutschen Verachtung, das Mährchen von der Deutschen Dummheit, unsere Bettelei, daß wir der Ausländer Lohnsoldaten heißen, stetiges Kriegen und Blutvergießen, da wir auf unsere eigene Unkosten gepeitscht werden, Verlust so vieler Länder und Städte, Verlust der Deutschen Vertraulichkeit, Aufrichtigkeit, Glückseligkeit, mit Vertauschung der hochgeachteten fremden Sitten, Liederlichkeit und Blindheit. Alles dies hängt an einander am Mährchen von der ausländischen Klugheit und Deutschen Einfalt."

„Dies Mährchen scheuet man ins Licht zu setzen wegen der angeerbten sklavischen Niedertracht, wegen Mangel der Wahrheitsliebe, Seltenheit des gesunden Urtheils, endlich aus Mangel der Geschichtkenntniß. Man begnügt sich mit Widersprechen, Wehklagen, Seufzen und Betteln: „die Ausländer möchten uns doch mit in ihre Gesellschaft nehmen, wir gehören auch unter die fünf klugen Jungfrauen u. s." Dies beweiset man, statt Erfinder anzuführen, mit Schulmeistern, Pfarrern, Sprachkünstlern und geduldig schwitzendem Volk, welche Fleiß für Verstand halten; mit Stopplern und Ausziehern, woraus eben die Ausländer unsere Dummheit beweisen wollen. Wir haben nicht einmal das Herz, unsere Erfindungen wider die Ausländer zu vertheidigen; sobald sich derselben eine einer zuschreibt, so ists damit aus, sie ist verlohren."

„Was geht mich ein hochbegabt Volk oder der tugendhafteste Mensch der Welt an, wenn er mich schändet? Ich habe die Briefe von seiner Tugend, wenn er mich verläumdet. Tugend muß man zwar auch am Feinde loben, wo es der Wahrheit Ehre fordert; sonst aber muß man von seines Feindes Tugend stillschweigen, sonderlich wo sein Lob uns Schaden bringt. Doch wird ein Tugendhafter hochbegabte Leute nimmer schimpfen."

„Bescheidenheit wird nur gegen ehrliche Leute erfordert; Irrende muß man unterrichten, nicht schimpfen mit harten Worten; Bosheit aber muß mit Beschämung gestraft werden, Unterricht hat da keine Statt. Will man vorsetzliche Bosheit ehrerbietig unterrichten, den Wolf bitten, die Schafe nicht zu fressen, so wird Bosheit durch die Ehre gestärkt, und andere zu gleicher Bosheit gereizt; bonis nocet, malis qui pareit.

Wie unzeitige Barmherzigkeit der ärgste Grimm ist: so stiftet unzeitige Ehrerbietung weit mehr Unglück als unnöthiger, allzugroßer Zorn. Der Päpstler mörderischer Eifer hat mit Geißeln, Martern, Brennen die Welt nicht so verderbt, als die heimliche Herrschsucht der bescheidenen Höflichen, der heiligen Heuchler tückische oder dumme Sanftmuth. Wie die abgedroschene Predigt von der Freiheit eine Eitelkeit ist, so ists mit dem Senf der Bescheidenheit ein herber Betrug, daran ein Aufrichtiger sich nicht kehret. Den Betrüger einen Betrüger zu nennen, gehört nicht nur zur Aufrichtigkeit, sondern auch mit zur Freiheit; es ist eine nothwendige Sache."

„Unsere Ehrenretter, wenn sie am eifrigsten sind, werfen den Franzosen die lächerlichsten Kindereien vor, die gar nichts bedeuten. Also, wenn sie ihnen heftig wehe thun, und sie mit Vorhaltung grober Fehler recht demüthigen wollen, so zählen sie hex, wie hie und da ein Franzos Wittenberg, Altorf, Rostock nicht gekannt und diese Städte für Personen gehalten. Nun ist zwar der Fehler grob genug; inmittelst weil solche Unwissenheit aus Stolz und Verachtung unser herrühret, warum wollen wir damit ihre Dummheit beweis-

Traurig und wirklich hoffnungslos war die Lage der Deutschen!

sen? Ihre Sachen wieder verachten, nicht bewundern, anbeten, geschweige für Millionen kaufen, ihnen Urtheil- und Sinnigkeitsfehler, Erfindungsmangel und Dieberei vorhalten, war die rechte Rache; diese kann demüthigen. Wie werden wir sie damit demüthigen, woraus sie Ehre suchen, nämlich aus Verachtung der Deutschen Sachen, woran wir selbst Schuld sind, weil wir unsere Sachen selbst verachten."

„Die Ausländer halten's für den ärgsten Spott uns etwas nachzuthun, das hernach an ihnen unser hieße, vielweniger werden sie es mit Prahlerei thun und uns dabei herausstreichen. Nehmen sie etwas von uns an, so thun sie es verstohlen, schämen sich der Annehmung und Nachahmung, und läugnen, daß es unser sey mit Zorn und Gift. Und der Deutschen Ehre soll die Affenkunst der Nachahmung seyn und bleiben?"

„Lernen ist eigentlich der Kinder Amt und Eigenschaft; daher Kinder der Strafe unterworfen sind; sie müssen gehorchen. Erwachsenen Leuten ist's gar unanständig, lernen sollen, was sie selbst können sollten; weit unanständiger aber ist einem ganzen Volk, einem andern Volk zu gehorchen. Nachahmen gehört entweder zum Lernen oder zur Knechtschaft."

„Der Schüler ist allezeit unter'm Lehrmeister, der Erfinder hat die Ehre vor'm Nachmacher; Erfindung macht Naturherren, Nachahmung Naturknechte."

„Wenn ein ganzes Haus mit allen Hausgenossen, alt und jung, sich gegen seinen Nachbar so anstellte: der Mann ahmete dem Nachbar; die Frau der Nachbarin; Töchter, Söhne, Knechte, Mägde ahmten den Töchtern, Söhnen, Knechten, Mägden des Nachbars nach, würde nicht die ganze Stadt sagen: Das Haus ist voll Narren; die darin wohnen sind alle unsinnig? Und trieben sie die Raserei nur aus Unbedachtsamkeit, würden nicht alle Kinder auf der Gasse von diesen tollen Klugen als Nichtswürdigen zu reden wissen? Was würde man aber sprechen, wenn diese Nachahmer den Ersten noch Geld dazu geben, daß sie derselben Narren seyn dürften? Von einem ganzen Lande nun ist es noch niedriger."

Fünftes Hauptstück.

Fortgesetzte Reibungen zwischen Frankreich und Deutschland. Spanischer Erbfolgekrieg. Neue Wirren.

(Vom Jahr 1690 bis zum Jahr 1738.)

Wenn die angestammten Landes-Grenzen einer Nation, wie sie durch die Natur und die Gewalt der Umstände sich gebildet haben, ein Mal verrückt sind, wenn irgend ein Gebietstheil, ohne daß Veränderung oder Verschmelzung der Nationalitäten erfolgt wäre, einem fremden Volk überliefert ist, so strebt der erobernde Theil stets nach weiterem Umsichgreifen, und es kann bis zur Wiederherstellung der frühern Grenzen oder der völligen Auflösung der beraubten Nation zwischen dem angreifenden und dem angegriffenen Theile keine Ruhe sein. Die Geschichte hat dieß schon in dem Verhältniß der Römer zu den alten Germanen erwiesen. Julius Cäsar schien Anfangs nur den deutschen Heerführer Ariovist verdrängen zu wollen; als er aber einmal am Rheine stand, so wollte er nicht mehr rasten, bis das gesammte linke Rheinufer der römischen Herrschaft unterworfen sei. So schienen es die scheinbar-natürlichen Grenzen fordern zu wollen. War aber Ruhe, als der göttliche Julius seinen Zweck erreicht, das ganze linke Rhein-Ufer erobert hatte? Keineswegs! Die Römer bewältigten vielmehr auch Holland, und drangen unter August an der rechten Rheinseite tief in Norddeutschland ein. Wir haben oben bemerkt, daß Frankreich durch die Eroberung des Elsaßes in ein ähnliches Verhältniß zu Deutschland getreten sei, wie die Römer zu den alten Germanen. Die Richtigkeit dieser Bemerkung mußte nun von der Geschichte bestätiget werden, Frankreich ungefähr dem Beispiele Roms folgen, also nach dem Besitze der gesammten linken Rheinseite streben, dann Holland überwältigen, und auch in Norddeutschland festen Fuß fassen. Es konnte lange dauern, bis alles dieß sich erfüllte, doch geschehen mußte es, und

immer werden ähnliche Neigungen Frankreichs sich äußern, so lange es im Besitze des deutschen Elsaßes ist.

Nach dem Treffen bei Fleury erklärte auch der Herzog von Savoyen dem König Ludwig XIV. den Krieg; es standen nun die meisten Mächte gegen Frankreich in den Waffen, da außer den Niederländern und Savoyen auch England mit dem deutschen Reich verbündet war. Gleichwohl ließ der innere Verfall des letztern eine energische Leitung des Krieges nicht zu. Nachdem Streitigkeiten über den Oberbefehl entstanden waren, wurde der Kurfürst von Sachsen lau, und rief, bis auf sein Kontingent, alle Truppen zurück. Zugleich zersplitterte man die deutsche Macht durch Truppen-Sendungen in die Niederlande, und gab dadurch den Rhein preis. Endlich half man den Franzosen durch den Mangel an Zusammenwirken, indem man dieselben nie mit der gesammten Macht zugleich angriff, sondern immer nur mit einzelnen Heer-Abtheilungen, so daß Ludwig XIV. seine ganze Streitkraft bald gegen diesen, bald gegen jenen Theil der Verbündeten richten, und sie einzeln bewältigen konnte.

Kaiser Leopold I. sah den Fehler wohl ein, und suchte ihm abzuhelfen; allein seine Vorstellungen blieben vergeblich. Der Krieg zog sich in die Länge, ohne daß entscheidende Schläge geführt worden wären; im Innern zehrte sich aber die Kraft Frankreichs dennoch so bemerkbar auf, daß Ludwig XIV. allmählig Friedens-Vorschläge machte. Die Einleitung von wirklichen Unterhandlungen stieß auf Schwierigkeiten, weil Niemand den Franzosen trauen wollte. Da Ludwig XIV. endlich sich erbot, nicht nur die Reichsstadt Straßburg, sondern auch die Festung Luxemburg, welche er ebenfalls erobert hatte, an Deutschland zurückzugeben, so kamen die Friedens-Unterhandlungen in Ryswick am 9. Mai 1697 wirklich in Gang.

Gleich am Anfang nahmen die Bevollmächtigten Frankreichs alle Anerbietungen über die Zurückgabe von Eroberungen zurück, weil ihr König im Kriege stets siegreich gewesen sei. Von Seite des deutschen Reichs stellte man nun freilich Bedingungen, wie sie die Würde der Nation erheischte; man verlangte Genugthuung für den Raub bei Gelegenheit der Reunions-Kammern, Herausgabe von Straßburg und Luxemburg, der Reichsstädte der Landvogtei Hagenau, kurz den Ersatz alles dessen, was Frankreich seit dem westphälischen Frieden von Deutschland an sich gerissen hatte. Ludwig XIV. kannte indessen den Verfall des deutschen Reichs zu gut, um solchen, noch billigen Bedingungen sich zu fügen; wenn es ihm gelang, mit Spanien, Holland und England sich zu vergleichen, so hatte er von den Deutschen wenig zu besorgen. Deßhalb nahm er die alte Politik wieder auf, durch Bewilligung günstiger Bedingungen mit Spanien, Holland und England Separatfrieden zu schließen, und dadurch in den Eroberungen sich zu behaupten, welche er auf Kosten Deutschlands gemacht hatte. Diese Absicht gelang auch; Ludwig XIV.

verglich sich erst mit den genannten drei Mächten, und nahm dann gegen Deutschland die übermüthigste Sprache an. Das Nationalgefühl unseres Volkes war erloschen; es konnte also von einer kräftigen Opposition gegen die Anmaßungen Frankreichs keine Rede sein. Man schloß vielmehr am 30. October 1697 den Frieden zu Ryswick mit den günstigsten Bedingungen für Frankreich ab. Ludwig XIV. behielt Straßburg und alles, was er durch die Reunions-Kammern im Elsaß an sich gerissen hatte. Nur die Reunionen außerhalb des Elsaßes, dann Philippsburg, Kehl, Breisach und Freiburg wurden an Deutschland zurückgegeben.

Nach dem Abschlusse des Friedens zeigte sich sogleich wieder, daß alle solche Einigungen nur Waffenstillstände sein sollten, um den Franzosen zum Zwecke weiterer Eroberungen Erholung zu verschaffen. Kaum war der Ryswicker Friede von beiden Theilen ratificirt, so ging Ludwig XIV. schon wieder rüstig an's Werk, im Innern von Deutschland Streit und Zwietracht anzufachen. Nicht genug, daß er das Mißtrauen der deutschen Protestanten gegen die Katholiken von Neuem erweckte, wußte er auch über die Besetzung der abzutretenden Reichsfesten Philippsburg und Kehl Streitigkeiten anzuspinnen. Mit Mühe wurden diese wieder beschwichtiget, und die genannten Plätze, nebst Breisach und Freiburg, nach langem Zaudern von den Franzosen endlich geräumt.

Bald nachher trat ein Ereigniß ein, welches die kurze Waffenruhe abermals unterbrechen und einen neuen allgemeinen Krieg veranlassen sollte. Am 1. November 1700 starb nämlich der König Karl II. von Spanien ohne männliche Nachkommen, und es wurde nun das Recht der Erbfolge sowohl von Ludwig XIV., als von dem Hause Oestreich in Anspruch genommen. Leopold I. und dessen Sohn Joseph, welcher schon am 19. September 1689 zum römischen König erwählt worden war, hatten als nächste Agnaten der erloschenen habsburgischen Linie in Spanien die Erbfolge zuerst anzusprechen. Da jedoch die Vereinigung der spanischen und der deutschen Reichskrone auf einem Haupte den Widerspruch aller Mächte Europa's erregen konnte, so verzichteten sowohl Leopold, als Joseph zu Gunsten des zweiten kaiserlichen Prinzen, des Erzherzogs Karl, auf den Thron von Spanien. Ludwig XIV. nahm dagegen die Erbfolge als Schwager des letzten Königs und als Enkel Philipps III. in Anspruch. Auch er wollte übrigens nicht selbst der Nachfolger Karls II. sein, sondern die spanische Krone seinem Sohne Philipp, Herzog von Anjou, übergeben, welcher in einer letztwilligen Verordnung Karls II. zum Nachfolger desselben ernannt worden sei.

Um sich nach seiner gewöhnlichen Politik vor allem Bundesgenossen in Deutschland zu erwerben, wandte sich Ludwig XIV. durch seine Ränke an den Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern. Der Erbprinz desselben, Joseph Clemens, war früher von dem Könige Karl II. in Spanien zum Nachfolger letztwillig ernannt worden, aber im Jahre 1699

noch vor Karl II. verstorben. Da nun der Kurfürst Maximilian Emanuel Statthalter der spanischen Niederlande war, so versprach ihm Ludwig XIV. die Abtretung dieser Provinz, wenn er die Ansprüche des Herzogs von Anjou auf Spanien unterstützen wolle. Maximilian Emanuel gab sich den Einflüsterungen der Bourbons hin, und überlieferte sogar den französischen Heeren viele feste Plätze in den Niederlanden. Dadurch wurden die Holländer so sehr eingeschüchtert, daß sie den Herzog von Anjou wirklich als König von Spanien anerkannten. Ein Gleiches geschah bald nachher von England. Jetzt glaubte der Kaiser Leopold I., zur Verfechtung der Rechte seines Hauses einschreiten zu müssen, und zwar mit den Waffen. So entbrannte denn mit dem Jahr 1700 ein neuer heftiger Krieg zwischen Oestreich und Frankreich. Da übrigens dieser Krieg kein deutsches National-Interesse, sondern nur eine Privat-Angelegenheit des Hauses Habsburg betraf, auch der Kampf zunächst in Italien geführt wurde, so kann er hier nicht ausführlich beschrieben werden.

Dagegen steht mit dem spanischen Erbfolge-Krieg zufällig ein Ereigniß in Verbindung, welches in Zukunft die wichtigsten Folgen für Deutschland nach sich ziehen sollte, nämlich die Erhebung des brandenburgischen Kurhauses zum königlichen. Der damalige Kurfürst Friedrich III. ließ nämlich in Wien bei dem Kaiser nachsuchen, sein Herzogthum Preußen in ein selbstständiges Königreich umzuwandeln. Leopold I. brauchte in dem bevorstehenden Erbfolge-Krieg Unterstützung: da ihm nun der Kurfürst Friedrich III. ein Hülfsheer von 10,000 Mann zusagte, welches er noch außerdem auf eigene Kosten unterhalten wolle, da er ferner auf verschiedene Geld-Forderungen verzichtete, und dem Söhnen des römischen Königs Joseph seine Wahlstimme versprach, so erklärte der Kaiser das Herzogthum Preußen im Jahr 1700 für ein Königreich. Friedrich III. führte nun den gewünschten Titel: König von Preußen und Kurfürst von Brandenburg. Es war dieß freilich nur eine Veränderung der Etikette, nicht wirklicher Macht; gleichwohl sollte auch die letztere später daraus hervorgehen, überhaupt die Neuerung für Deutschland äußerst folgenreich werden. Am 15. Januar 1701 ward Friedrich in Königsberg feierlich als erster König von Preußen ausgerufen.

Was den spanischen Erbfolge-Krieg betrifft, so ergriffen nunmehr, außer Friedrich I. von Preußen, auch England und Holland die Partei des Hauses Oestreich. Dagegen hielt der Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern mit seinem Bruder, dem Kurfürsten von Köln, sehr eifrig zu Frankreich. In Folge dieses Umstandes wurde der Krieg endlich auch nach Deutschland gespielt. Kaiser Leopold I. stellte nämlich auf dem Reichstag in Regensburg, der jetzt ein beständiger geworden war, den Antrag, daß man den spanischen Erfolge-Krieg für einen Reichskrieg erklären möge. Dieses Ansinnen war dadurch motivirt worden, daß schon

das europäische Gleichgewicht, noch mehr aber das Interesse Deutschlands, die Vereitelung der französischen Anschläge auf Spanien fordere, daß das Haus Oestreich eine Unterstützung des Reichs durch seine vielen Verdienste um dasselbe verdient habe, und daß dadurch noch eine Gelegenheit gegeben werde, den Franzosen wieder abzunehmen, was sie von Deutschland an sich gerissen haben. Verschiedene Reichsstände schienen Anstand zu nehmen, den Anträgen des Kaisers zu willfahren; doch ein auffallender Schritt des Kurfürsten von Baiern und andere Umstände leiteten die Sache zuletzt nach den Wünschen des Hauses Oestreich. Maximilian Emanuel hatte nämlich die Reichsstadt Ulm plötzlich überrumpelt und in Besitz genommen. Diese widerrechtliche Gewaltthat erregte bei den Ständen des Reichs die größte Entrüstung, und bewog sie vornehmlich, den Krieg des Kaisers gegen Ludwig XIV. und den ihm verbündeten Kurfürsten von Baiern für einen Reichskrieg zu erklären. Letzteres geschah am 6. October 1702. Wie genau man auch zu jener Zeit die gefährlichen Umtriebe und Entwürfe Frankreichs, sowie überhaupt die gesammte Stellung dieser Macht zu Deutschland kannte, beweist der Inhalt der Kriegs-Erklärung. Es kommt darin nämlich folgende Stelle vor: „Der König von Frankreich hat die Reichsstände gegen ihre kaiserliche Majestät, und selbige gegeneinander, verhezet, in die Reichsgeschäfte sich eingemischet, die Rechte und das Ansehen der Reichscollegien gekränket, und dem Reiche mit unerträglichem Hoch- und Uebermuth mitten im Frieden Gesetze vorgeschrieben; mithin nichts unterlassen, was zur Beschimpfung und gänzlicher Unterdrückung deutscher Nation, auch derselben Freiheit, Zernichtung und Unterjochung so vieler treuen Reichsstände Lande und Lehen immer gereichen kann, um dadurch endlich die vorlängst so eifrig gesuchte Universalmonarchie desto eher zu erhalten, zu befestigen und zu handhaben."

Nach dem Beschlusse des Reichstages war auch dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern der Befehl ertheilt worden, die Stadt Ulm unverzüglich zu räumen, und in den vorigen Stand wieder einzusetzen; allein der genannte Kurfürst verachtete nicht nur jene verfassungsmäßige Weisung der Reichsgewalt, sondern nahm auch Memmingen und Biberach, sowie andere Orte in Schwaben, gewaltsam in Besitz. Maximilian Emanuel arbeitete nun sogar darauf hin, den Krieg nach Deutschland zu ziehen, indem er eine Vereinigung seiner Truppen mit einem französischen Heere herbeizuführen suchte. Die kaiserliche Armee hatte bereits die Stadt Landau erobert, welche die Franzosen durch Vauban in eine bedeutende Festung umgewandelt hatten, als sie wegen der Gewaltthaten des baierischen Kurfürsten in Schwaben zur Beschützung dieser Landschaft herbeieilen mußte. Dieß hatte Maximilian Emanuel eben zu erzielen gesucht, um den Franzosen im Elsaß Luft zu machen, und alsdann sich mit ihnen zu vereinigen. Für das erste mißlang die Vereinigung durch geschickte Manöver der Kaiserlichen; allein im April 1703 hatte der französische

Marschall Villars, auf das wiederholte dringende Verlangen des Kurfürsten Maximilian Emanuel, plötzlich nach dem Schwarzwald sich gewendet, die Pässe im Kinzigthale mit unverhältnißmäßiger Uebermacht weggenommen, und dann seinen Marsch über Villingen und Donaueschingen bis Duttlingen fortgesetzt, hier aber mit den Truppen des Kurfürsten von Baiern wirklich sich vereiniget. Nunmehr verbreitete sich das Heer über ganz Schwaben, und dehnte sich, nach der Besetzung der Umgegend von Augsburg durch die Baiern, bis in die Oberpfalz aus. Nach verschiedenen Gefechten faßte der Kurfürst Maximilian Emanuel den Plan, Tyrol zu besetzen, um die kaiserliche Armee in Italien abzuschneiden. In der That rückte er auch mit starker Macht in jener Landschaft ein, und eroberte sie binnen kurzer Zeit; allein die Tyroler empörten sich später gegen die Baiern, und Maximilian Emanuel sah sich wieder zur Räumung ihres Landes genöthiget.

Die Königin Anna von England wollte, als Bundesgenossin Leopolds I. und der holländischen Generalstaaten, den Krieg wider die Franzosen hauptsächlich in den Niederlanden führen, da dorthin ein englisches Heer unter dem Oberbefehl des Herzogs von Malborough gesendet worden war. Leopold I. drang nun durch eine besondere Botschaft in die Königin von England, jenes Heer in das Innere von Deutschland zu senden, um den Kaiser in der nachdrücklichen Bekämpfung der französisch-bairischen Streitmacht zu unterstützen. Nach dem Rathe ihres Feldherrn bewilligte Anna das Begehren, und Malborough brach im Frühling 1704 mit seiner Armee von Mastricht in der Richtung gegen Köln auf. Nach seiner Ankunft in Köln zog er rheinaufwärts nach Koblenz, von da nach Trier und später wieder nach Mainz, gleichsam um die Franzosen im Elsaß zu bedrohen; indessen plötzlich wandte er sich gegen den Neckar, weil Schwaben zur Vereinigung der deutschen Heere mit den Engländern bestimmt worden war. Da er die Franzosen durch diese Manöver getäuscht hatte, so trafen die Prinzen von Baden und der Herzog von Savoyen bei Heilbronn am Neckar mit Malborough zusammen. Nach der Berathung der drei Heerführer brachen die Engländer nach Ulm auf, stießen dort zu den Deutschen unter dem Prinzen von Baden, und fielen dann in Baiern ein, während der Herzog Eugen von Savoyen mit seinem Heer zur Besetzung der Linien von Stollhofen und der Beobachtung einer französischen Armee am Oberrhein, unter den Befehlen des Marschalls Tallard, eiligst abging.

Nunmehr bestürmte der Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern den König von Frankreich mit Bitten um Zusendung neuer Hülfstruppen, denn Baiern wurde von den Verbündeten nicht bloß mit Härte, sondern sogar mit Grausamkeit behandelt. Ludwig XIV. ertheilte daher seinem Marschall Tallard den Befehl, zur Unterstützung des Kurfürsten nach Baiern zu marschiren. Als Tallard diesem Befehle gemäß vom Ober-

rhein sich entfernte und, wie Villars, durch das Kinzigthal gegen die Donau hinzog, folgte ihm der Herzog Eugen von Savoyen, um die Vereinigung dieses französischen Heeres mit den Baiern zu verhindern. Tallard, schon vor Villingen durch Boten des Kurfürsten zur Eile ermahnt, bewegte sich in Schwaben aber so rasch, daß er den Manövern des Herzogs Eugen entging, und in der Gegend von Augsburg seine Vereinigung mit dem Kurfürsten Maximilian Emanuel am 3. August 1705 zu Stande brachte.

Nach dem Mißlingen seiner ersten Absicht, eilte nun Herzog Eugen von Savoyen, die Heere der Engländer und der Deutschen unter Malborough und dem Prinzen von Baden, welche bei Hochstädt standen, noch vor einem Angriff des französisch-bairischen Heeres zu erreichen. Durch geschickte Manöver wurde der Plan ausgeführt, und es waren nun auch die Streitkräfte der Verbündeten vereinigt. Ob diese gleich immer noch viel schwächer waren, als die französisch-bairischen Armeen, so beschlossen die drei Heerführer der Allirten dessenungeachtet sogleich eine entscheidende Feldschlacht zu liefern. Am 13. August 1705 führten Eugen und Malborough, in Verbindung mit dem Prinzen von Baden, ihre Krieger wider die Schlachtordnung der Franzosen und der Baiern. Malborough griff den rechten Flügel des Feindes an, gebildet von den Franzosen unter Tallard, Herzog Eugen dagegen den linken Flügel, gebildet von den Baiern, unter Leitung des Kurfürsten Maximilian Emanuel. Anfangs widerstanden sowohl Franzosen als Baiern dem Angriff mit vielem Erfolg; sie hatten sich zwischen Donauwörth und dem Flüßchen Egward aufgestellt, so daß der rechte Flügel ihrer gemeinsamen Schlachtordnung an der Donau, und der linke an das Dorf Lützigen anlehnte; eine solche Stellung gewährte ihnen bedeutende Vortheile, und dazu kam noch ihre Uebermacht an Mannschaft. Da die Allirten noch überdieß sumpfige Stellen und Bäche vor der Schlachtordnung ihrer Gegner zu überschreiten hatten, so schien der Angriff von ihrer Seite sehr gewagt zu sein. Wirklich warfen die Franzosen auf dem rechten Flügel der Schlachtordnung die Engländer und Hessen mehrmals zurück, und ein Gleiches geschah von Seite der Baiern auf dem linken Flügel gegen die Schaaren des Herzogs Eugen.

Trotz aller Tapferkeit und der übrigen Vortheile des französisch-bairischen Heeres sollte das Schicksal des Tages gleichwohl gegen dasselbe sich wenden. Der Herzog von Malborough entwickelte große Feldherrngaben, und brachte durch geschickte Manöver die Franzosen in Verwirrung. Zugleich führten seine Truppen, ungeachtet der anfänglichen Niederlagen, fortwährend neue Angriffe mit dem größten Muthe aus. Bei einem derselben gelang es nun, die Massen der Franzosen, welche schon etwas verwirrt waren, vollends in Unordnung zu bringen und auseinander zu sprengen. Jetzt ward die Flucht allgemein: die Baiern hatten zwar noch lange

Stand gehalten, als die Franzosen schon geschlagen waren; sowie aber der Kurfürst Maximilian Emanuel sah, daß die Franzosen in höchster Flucht begriffen seien, so konnte er allein das Schlachtfeld nicht behaupten, sondern mußte an einen geordneten Rückzug denken. Er gab also das Zeichen dazu, und überließ den Siegern die Wahlstatt. Selbst im Weichen erneuerte sich die Schlacht wieder, indem eine bedeutende Abtheilung der Franzosen sich wieder zu setzen versuchte. Sie wurden jedoch umringt, und theils niedergemacht, theils gefangen genommen. Auch die Baiern erlitten auf dem Rückzug einen sehr großen Verlust, und die Niederlage des französisch-bairischen Heeres war überhaupt ganz vollständig; von 58,000 Mann blieben kaum die Hälfte in Waffen, da jenes Heer an Todten und Gefangenen über 30,000 Mann verloren hatte.

Das war der berühmte Sieg des Herzogs von Malborough und Eugens von Savoyen bei Hochstädt am 13. August 1704.

Je entschiedener derselbe war, desto wichtiger mußten auch die Folgen sein; in der That wurde nicht nur ganz Baiern und Schwaben von den Franzosen gesäubert, und von kaiserlichen Truppen besetzt, sondern auch Landau, welches wieder an die Franzosen verloren gegangen war, wieder genommen, ingleichen Trier, und den Waffen des Kaisers in Deutschland überhaupt das Uebergewicht über die Franzosen verschafft. Die Lage des Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern wurde jetzt sehr mißlich, denn der Kaiser ging damit um, ihn wegen des Bündnisses mit Frankreich in den Anklagestand zu versetzen, und die Reichsacht über ihn zu verhängen. Um den Sturm abzulenken, hatte der Kurfürst, welcher sich nach Straßburg flüchtete, die Regierung seines Landes auf seine Gemahlin Theresia Kunigunda übertragen. Leopold I. verbürgte nun der Kurfürstin zwar die persönliche Sicherheit, wollte sie dagegen als Regentin von Baiern nicht anerkennen, sondern nahm die Regierung dieser Landschaft selbst in Besitz. Bloß München mit einem kleinen Bezirk wurde der Gemahlin Maximilian Emanuels zur Verwaltung übergeben, das gesammte übrige Baiern, insbesondere Ingolstadt, dagegen von dem Kaiser besetzt. Trotz dieser Strenge wollte Leopold I. auch noch die Aechtung des Kurfürsten von Baiern aussprechen lassen; allein er starb vor Erreichung seiner Absicht am 5. Mai 1705.

Nachdem sein Sohn als Kaiser Joseph I. die Regierung des deutschen Reiches angetreten hatte, wurde nicht nur die energische Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich beschlossen, sondern auch der Plan der Aechtung des Kurfürsten von Baiern wieder aufgenommen. Man wollte in letzterer Beziehung aus dem Grunde einmal Ernst gebrauchen, um von den gefährlichen Bündnissen einzelner deutscher Reichsstände mit dem Ausland abzuschrecken. Im Interesse der Unparteilichkeit muß freilich bemerkt werden, daß die Haupt-Absicht darin lag, dem Hause Oestreich den bleibenden Besitz von Baiern zu verschaffen. Joseph I. stellte also

den Antrag, über Maximilian Emanuel und dessen Bruder, den Kurfürsten von Köln, die Reichsacht zu verhängen. Mit Verletzung der Verfassung wurde inzwischen dieses Begehren nicht bei dem Reichstag, sondern nur bei dem kurfürstlichen Collegium angebracht.

Während die Verhandlungen hierüber schwebten, traten sehr unglückliche Ereignisse in Baiern ein. Die Bevölkerung allda war nicht nur über eine östreichische Landesverwaltung an sich schon aufgebracht, sondern auch durch eine harte Behandlung in Verzweiflung gestürzt. Deßhalb suchte sie sich Abhülfe zu verschaffen, und verschwor sich im Geheimen gegen die Oestreicher. Nachdem man schon für Waffen und Kriegsgeräthe gesorgt hatte, wurde die Verschwörung entdeckt, und nun die Strenge des Kaisers noch verdoppelt. Man nahm der Kurfürstin auch das Rentamt München, welches ihr allein noch gelassen worden war, besetzte die Stadt und eröffnete sowohl hier, als weithin auf dem Lande wieder die Anhänger des Kurfürsten eine unbarmherzige Verfolgung. Zugleich wurden auch die Erpressungen noch gesteigert, und das arme Land überhaupt im höchsten Grade geängstiget. Durch ein solches Verfahren brachte man die Bedrückten von Neuem zur Verzweiflung, und die Bauern ergriffen an mehreren Orten die Waffen, insbesondere bei Braunau, Ried und im Wilsthal. Der gefährlichste Aufstand erfolgte dagegen in den Gebirgsgegenden an der Tyroler Grenze, wo die Bauern den Plan gefaßt hatten, vor München zu rücken und die östreichische Landesverwaltung zu vertreiben. Es stürmten wirklich gegen 5000 Mann auf jene Stadt an; allein die Kaiserlichen waren gewarnt worden, und hatten die Bürger von München, welche nach der Verabredung die Stürmenden von Innen unterstützen sollten, entwaffnet. Da auch sonst gute Vertheidigungs-Anstalten getroffen waren, so wurden die Bauern zurückgeschlagen. Sie flüchteten sich nach dem Dorfe Sendlingen, wo der Kampf abermals heftig entbrannte, doch mit der gänzlichen Niederlage der unglücklichen Landleute endigte. Jetzt wurden auch die Hauptmassen des Aufstandes bei Volkshofen angegriffen, und in einem Treffen besiegt. Gegen gefangene Anführer oder andere hervorragende Theilnehmer der Bewegung vollstreckte man hierauf in München, Kellheim und andern Orten die Todesstrafe. Jetzt erst versuchte es Joseph I., die Bevölkerung von Baiern durch Milde an die östreichische Regierung zu gewöhnen, und verkündete darum für die Verführten eine Amnestie.

Vom patriotischen und rechtlichen Standpunkte aus kann das Verfahren des Kaisers keineswegs gebilligt werden. Wenn der Kurfürst von Baiern mit Beobachtung der Rechtsformen seines Landes entsetzt, und die Bevölkerung mit Milde behandelt worden wäre, so würden die Bauern allerdings als strafbare Aufrührer erscheinen; denn die Reichs-Verfassung stand über des Landes-Constitution, und eine Auflehnung gegen jene war keine patriotische Handlung, sondern vielmehr das gerade

Gegentheil. Es würde daher unter der bemerkten Voraussetzung auch ein bedeutender Irrthum sein, die gefallenen Bauern für Opfer des Patriotismus oder für Märtyrer zu erklären. Indessen den Kaiser trifft der Vorwurf, daß er bei der Verfolgung des Kurfürsten Maximilian Emanuel im Rechtswege die verfassungsmäßigen Formen verletzte, und in Baiern eine harte Behandlung des Volkes duldete. Dadurch gewinnt die Sache wesentlich andere Gesichtspunkte, und man muß den unglücklichen Bauern volles Mitleid zuwenden.

Nach der Unterdrückung des Aufstandes setzte Joseph I. die Aechtung Maximilian Emanuels und des Kurfürsten von Köln übrigens wirklich durch. Das kurfürstliche Collegium hatte nämlich dem Begehren des Kaisers in einem Gutachten vom 27. November 1705 statt gegeben, und zwar aus nachstehenden Gründen:

„Weil erwähnte beide Kurfürsten zu Kölln und Bayern dem publicirten Reichsschluß, und lezthin erklärten Krieg zuwider der feindlichen Krone Frankreich, den Fundamentalgesetzen, bevorab dem Profan- und Landfrieden entgegen angehangen, und weder durch der Kaiserl. Majestät, und des Röm. Reichs, auch aller hohen alliirten Mächte heilsame Erinnerungen, große und nahmhafte Anerbietung, noch durch die publicirten kaiserlichen Advokatorien zu bessern und friedlichern Gedanken zu bringen gewesen, sondern mit den Reichsfeinden sich zu des heil. Röm. Reichs höchstem Nachtheil in engere und neuere Verbindung eingelassen, und zu des deutschen Vaterlandes äusserstem Verderben mit recht wüthender Grausamkeit, inaudito exemplo, in die kaiserlichen Erbländer und einige Reichskreise eingefallen, und solche, ihrer gethanen vielfältigen Kontestationen ungehindert verheeret und verwüstet haben; da endlich beide dem Feinde durch Rath und That noch jetzt an die Hand gehen, und gegen das deutsche Vaterland die feindliche Armee in den Niederlanden bis auf gegenwärtige Stände anführen; Ihrer Kaiserl. Majestät der erforderliche Consensus electoralis zur verdienten Achtserklärung gegen die beiden Kurfürsten zu Kölln und Bayern, wie hiemit geschehe, zu ertheilen sei, damit Se. Kaiserl. Majestät diese Strafe der Achtserklärung je eher je besser, andern zum Exempel, den Reichsconstitutionen gemässer Weise ergehen, und vollziehen lassen mögen."

Gestützt auf solch' Entscheidungsgründe sprach Joseph I. am 29. April 1706 die Reichsacht wider die Kurfürsten von Baiern und von Köln feierlich aus.

Im Wesen der Rechtsfrage war eine solche Entscheidung den Reichsgesetzen vollkommen angemessen, denn selbst der westphälische Friede hatte das Bündniß deutscher Fürsten mit dem Auslande für den Fall ausdrücklich verboten, daß es gegen Kaiser und Reich gerichtet sei. Da nun der spanische Erbfolge-Krieg von den Ständen für einen Reichskrieg erklärt worden war, so trugen die beiden Kurfürsten von Baiern und von Köln,

durch das fortgesetzte Bündniß mit Frankreich, fortan die Waffen gegen ihr Vaterland, und konnten nach den Reichsgesetzen allerdings mit der Acht belegt werden. Indessen nach denselben Gesetzen war nicht das kurfürstliche Collegium, sondern die gesammte Reichsversammlung der zuständige Richter über die Angeklagten; Joseph I. verletzte daher auch bei der wirklichen Verhängung der Reichsacht die verfassungsmäßigen Formen. Dadurch sank eine Maaßregel zur widerrechtlichen Gewaltthat herab, welche bei Beobachtung des Rechtsganges nicht bloß vollkommen gesetzlich, sondern in patriotischer Beziehung auch lobenswürdig gewesen wäre.

Als Joseph I. die übrigen Reichsstände über die erlassene Acht-Erklärung amtlich in Kenntniß setzen ließ, erhob das Collegium der Fürsten Einsprache, wegen Verletzung der Formen. Die deßfallsige Erklärung war sehr merkwürdig; denn sie legte nicht nur rühmliche, patriotische Gesinnung dar, sondern wurde auch von sehr bündigen Rechtsgründen unterstützt. Sie lautete also:

„Obschon die Fürsten für recht und nöthig erachteten, denjenigen als Feinden mit Ernst zu begegnen, welche sich selbst dazu aufzuwerfen, und mit erklärten Reichsfeinden die Waffen gegen das Vaterland zu ergreifen, kein Bedenken getragen, sie dennoch gehofft hätten, daß auf den Fall einer wirklichen Achtserklärung auch die Fürsten des Reichs um ihren Willen und ihre Meinung würden gehört worden seyn, wie solches das westphälische Friedensinstrument, der Reichsabschied vom Jahre 1654, und die kundbaren Lehenrechte mit sich brächten; wie dann auch aus solchem Fundament bei dergleichen Gelegenheit beide Kurfürsten, Johann Georg und Georg Wilhelm zu Sachsen und zu Brandenburg, im Jahre 1623 nebst andern Mitständen in publicis conventibus bezeuget, daß nach den gemeinen Lehenrechten, wo das lehenherrliche Interesse mit unterläuft, die Pares Curiae zur Entscheidung des Werkes mitgehörten. Zudem auch die kaiserliche Wahlcapitulation ausdrücklich verordnete, ohne der Kurfürsten, Fürsten und Stände vorhergehende Einrathung und Verwilligung keinen Reichsstand, welcher Sitz und Stimme in den Reichskollegien hergebracht, davon zu suspendiren oder auszuschließen. Nachdem aber bei der kurköllnischen und bayrischen Achtserklärung die Miteinwilligung der Reichsstände übergangen worden, so stellen Sie selbiges Sr. Kaiserl. Majestät allerunterthänigst vor, um sich geziemend zu verwahren, was quoad ordinem procedendi ihnen zur Miteinwilligung hätte gebühren sollen, und ersuchen Höchstselbe allergehorsamst, Sie möchten allergnädigst geruhen, zu möglichster Hinlegung bisheriger Differenzen das Werk einer gewissen und beständigen Kapitulation nach Anleitung des westphälischen Friedens zu seiner endlichen Richtigkeit bringen zu helfen.“

Im Uebrigen hatte die Verwahrung keine weitere Wirkung, man legte sie zu den Acten und ließ es bei der Achterklärung bewenden, ja

der Kaiser unternahm sogar die Theilung von Baiern, indem er einzelne Stücke als Entschädigung an verschiedene Reichsstände verlieh, und die übrigen sich selbst zueignete. Bei dieser Gelegenheit wurde auch das rheinpfälzische Haus in seine alte Kurwürde und das Erztruchsessen-Amt, sowie in die Oberpfalz und die Grafschaft Cham wieder eingesetzt. Nunmehr kam auf dem Reichstage eine schon alte Streitfrage über Vermehrung der Kurwürden wiederholt zur Sprache. Im Jahre 1693 hatte nämlich der Kaiser dem Herzog Ernst August von Braunschweig-Hannover die Investitur als neunter Kurfürst ertheilt, dadurch aber unter den Reichsständen eine sehr heftige Opposition erregt. Nachdem diese seitdem sich ermäßiget hatte, gelang es endlich im Jahre 1707, zur Errichtung einer neunten Kurwürde und zur Verleihung derselben an das Haus Braunschweig-Hannover die Einwilligung der Reichsstände zu erlangen. Zugleich wurde dem Kaiser das Recht eingeräumt, seine Stimme als Kurfürst von Böhmen durch einen Bevollmächtigten zu jeder Zeit im kurfürstlichen Collegium auszuüben. Am 7. September 1708 ward die böhmische und die braunschweigische Kur im Collegium feierlich eingeführt, und im Jahr 1710 dem neuen Kurfürsten von Braunschweig-Hannover auch das erforderliche Reichs-Erzamt ertheilt, nämlich das eines Erzschatzmeisters.

Seit dem Jahre 1706 sollte auch der Krieg gegen Frankreich wieder mit Eifer betrieben werden, und es ergingen vielfache Aufforderungen an die Reichsstände, ihre Kontingente zu ergänzen, und überhaupt Thätigkeit zu entwickeln. Gleichwohl wandte sich der Vortheil der Waffen vorübergehend wieder auf die Seite der Franzosen. Da der Kaiser durch die Truppen-Sendungen nach Italien und den Niederlanden seine Macht zu sehr zersplitterte, und die Stände die Reichs-Armee am Rheine nicht zur rechten Zeit verstärken konnten, so mußte der Anführer derselben, der Markgraf von Baden, aus dem Elsaß auf das rechte Rhein-Ufer sich zurückziehen. Dafür wurden die Franzosen in den Niederlanden bei Ramillirs von Malborough abermals auf das Haupt geschlagen, nämlich am 23. Mai 1706. Sie verloren über 12,000 Mann, und wurden nun gezwungen, sowohl ganz Brabant als Flandern zu räumen.

Im Jahre 1709 machte endlich Ludwig XIV. einen ernstlichen Versuch, mit dem deutschen Reiche Frieden zu schließen. Er stellte ziemlich günstige Bedingungen, indem er von der spanischen Erbschaft seinem Enkel nur Neapel und Sicilien zu retten suchte, auf Spanien, Mailand und die überseeischen Besitzungen dagegen verzichten wollte. Von Seite des Kaisers forderte man in Beziehung auf das Reich die Zurückgabe alles dessen, was Frankreich seit dem westphälischen Frieden an sich gerissen habe, und in Zukunft eine richtigere Auslegung dieses Staatsvertrages. Ja am Ende verlangte der Herzog Eugen von Savoyen, als Bevollmächtigter Josephs I., auch die Zurückgabe von ganz Elsaß. Dieß

war freilich nur billig, weil Frankreich nach seiner Niederlage den Frieden nicht durch Opfer, sondern nur durch die Zurückgabe ungerechter Eroberungen erkauft haben würde. Ludwig XIV. war wirklich so sehr gebeugt, daß er über seine Lage heftige Unruhe fühlte, nunmehr ängstlich ward, und einige Eroberungen zurückgeben wollte, um sich den Frieden zu verschaffen. Eine solche Sinnes-Aenderung scheint bei dem Stolze jenes Monarchen etwas zu befremden; allein die Noth erklärt die Sache. Die Eroberungssucht hatte sich nämlich an den Franzosen selbst gerächt, denn ihr Land war durch die langen Kriege so ausgesogen und erschöpft worden, daß es der innern Auflösung nahe stand.

Schon zur Zeit des dreißigjährigen Krieges hatten sich die Wehen gezeigt, welche die planmäßige Eroberungssucht der Franzosen ihnen selbst zuziehen mußte. Bevor Richelieu an dem Kriege unmittelbaren Antheil nahm, verwendete er große Summen auf diplomatischem Wege, um dem Kaiser Feinde zu erwecken; später folgten die Bestechungen, welche einen großen Aufwand erforderten, und alsdann die beträchtlichen Ausgaben für die Ausrüstung, sowie die Verpflegung bedeutender französischer Heere. Zur Bestreitung aller dieser Ausgaben wurden die Steuern in Frankreich so sehr erhöht, und das Volk überhaupt in dem Maaße bedrückt, daß das Parlament schon zur Zeit der Regentschaft nach dem Tode Ludwigs XIII., also noch vor dem Regierungsantritt des vierzehnten Ludwigs, bittere Klagen erhob. In der dießfallsigen Vorstellung des Parlaments werden die Folgen der Eroberungssucht äußerst wahr geschildert, und die Lage Frankreichs mit lebendigen Farben dargestellt. Da die Urkunde von großer Wichtigkeit ist, und auch spätere großartige Ereignisse erklärt, so wollen wir sie hier mittheilen. Sie lautet in der Uebersetzung also [1]).

„Sire! Die Sitzungen der Könige in ihren Parlamenten waren ehemals nur Handlungen der Größe, der Majestät und des Glanzes. Sie nahmen erst im Jahre ein tausend drei hundert und neun und sechzig ihren Anfang, als davon die Rede war einem Eduard, Prinzen von Wallis, dem Sohne eines anderen Eduard, des Königs von England, den Prozeß zu machen. Zu jener Zeit waren sie von den Völkern gewünscht, erwartet, ersehnt, weil die Könige nur dahin kamen, um mit der National-Repräsentation Staatsgeschäfte von großer Wichtigkeit zu berathen, sei es, daß es sich darum handelte, den Feinden der Krone den Krieg zu erklären, sei es, daß man geneigt war, einen Frieden zu schließen zur Erleichterung ihrer Völker. Aber heute kommt Eure Majestät hierher mit Poltern und Drohen, um einzuschüchtern.“

„Ehemals war es in diesem Parlament erlaubt den Königen zu widersprechen, und ohne Scheu zu sagen: Sire, dieß ist unrecht, aber

[1]) Das französische Original ist abgedruckt in Meiern Acta pacis westphalicae.

heute bringt man uns aus einem Irrwege in der Moral und der Täuschung in der Politik Edicte zum Vorschein, welche zuvor bereits entworfen und beschlossen sind, und deren Genehmigung man schon gewiß ist. Ehemals hat das Parlament dem Könige Franz dem Ersten, in seinem dreißigsten Jahre, widerstanden, wegen einiger Abgaben, die er von seinem Volke erheben wollte, und jetzt wagt man es nicht, Ew. Majestät etwas abzuschlagen, da Sie noch minderjährig sind. Man sagt uns, es sei nicht leicht mit den Feinden Frieden zu schließen, leichter vielmehr dieselben mit den Waffen zu zwingen, als sie mit den Vernunftgründen zu überwinden. Es wird gesagt, daß es dem Staate vortheilhaft sei, bei dem Fortschritte der Siege und Eroberungen des Königs nicht zurückzubleiben, welche unsre Grenzen mit neuen Provinzen und ganzen Königreichen vergrößert haben. Seien diese Vorstellungen nun wahr oder falsch, so viel ist gewiß, daß wir Ew. Majestät sagen können: daß Ihre Siege und Eroberungen das Elend Ihrer Völker nicht vermindern, daß es ganze Provinzen gibt, in welchen man sich nur von einem Stück Haber- oder Kleie-Brod nährt, daß die Palmen und Lorbeeren, zu deren Erwerbung man die Völker so bedrängt, nicht unter die guten Pflanzen gezählt werden, weil sie keine Frucht hervorbringen, welche für die Erhaltung des Lebens nützlich wäre. In der That, alle Provinzen sind ausgesogen und erschöpft. Um den Luxus von Paris oder vielmehr von einigen Privaten zu bestreiten, hat man Lasten und Abgaben auf alle nur erdenklichen Dinge gelegt. Es sind Euren Unterthanen, Sire, nur noch ihre Seelen übrig, und auch diese hätten sie, wären sie verkäuflich, längst zu Markt getragen. Die despotische und unumschränkte Regierung, auch nicht von der geringsten Milde gemäßiget, taugte wohl für die Scythen, Barbaren und jene fernen mitternächtigen Völker, welche nur das Antlitz des Menschen besitzen. Allein in Frankreich, von jeher dem cultivirtesten Land der Welt, hatten die Völker immer Anspruch darauf, frei-geboren und als wirkliche Franzosen zu leben; nun aber sehen sie sich behandelt, wie Sklaven, wie Züchtlinge, welche unter dem Stock des Galeerenaufsehers stöhnen, dessen Herz sie zerreißen möchten."

„Weit entfernt durch ihre Gebete den Segen des Himmels für diesen Staat zu erflehen, gibt es Viele, welche im Herzen verfluchen, was sie äußerlich zu verehren genöthigt sind. Ihre Pflicht ist es, Madame, an alle diese Dinge zu denken und das Elend der Zeit in Erwägung zu ziehen; — dann, wenn Sie zurückgegangen sind in Ihr Cabinet und geheimen Staatsrath, bedenken Sie, daß zur Unterhaltung des Königs so viele Seelen die Provinzen mit ihren Seufzern erfüllen. Bewirken Sie, Madame, daß von jetzt an die Güte, die Milde und die Humanität im Louvre das Bürgerrecht erlangen."

„Trotz aller gerechten Gründe zum Widerstreben sind wir jedoch, in Betracht der dringenden Noth des Staates, welche man uns so eben

vorstellte, aus Rücksicht für den König gleichwohl geneigt, die neuen Edicte zu registriren und zu genehmigen."

Nach diesem merkwürdigen Actenstück schien das französische Parlament freilich die Eroberungskriege zu mißbilligen; allein es war nicht Ernst, da die Nation selbst über die Vergrößerung Frankreichs durch den westphälischen Frieden die größte Genugthuung empfand. Dagegen war die Verarmung des Landes unzweifelhafte Thatsache. Wenn nun Ludwig XIV. der Eroberungssucht während seiner langen Regierung noch größere Opfer brachte, so kann man sich von dem Zustande der Erschöpfung, in welchem sich Frankreich um das Jahr 1709 befand, eine deutliche Vorstellung machen. Nach vergeblichen Friedens-Unterhandlungen im Jahr 1705 hatte die französische Nation neue Anstrengungen zur Sicherung ihrer Eroberungen gemacht; allein nach dem Feldzuge von 1709 wollte sie von der Fortsetzung des Krieges nichts mehr wissen. Man forderte dringend den Frieden, und es zeigten sich in den sonst so unterwürfigen Massen schon Spuren von Unzufriedenheit, weil der Friede nicht auf jede Bedingung abgeschlossen worden sei. Ludwig XIV. war nun in der That hülflos, ja fast verzweifelt, und so entschloß er sich, dem deutschen Reich die Zurückgabe von Straßburg anzubieten. Die Verhältnisse schienen demnach für Deutschland eine günstige Wendung zu nehmen, indessen plötzlich zerschlugen sich die Friedens-Unterhandlungen von Neuem.

Nachdem Kaiser Joseph I. am 17. April 1711 verstorben, und sein Bruder, als Karl VI., den Kaiserthron bestiegen hatte, wurden die Friedens-Unterhandlungen zwischen England und Frankreich erneuert, und die Präliminarien am 8. October 1711 abgeschlossen. Am 11. April 1713 unterzeichneten hierauf die Bevollmächtigten von England, Savoyen, Portugal, Preußen und den Niederlanden nach einander zu Utrecht einen Separat-Frieden mit Frankreich. Das deutsche Reich stand also wieder vereinzelt, setzte dessenungeachtet den Krieg noch einige Zeit lang fort. Im Jahre 1714 wurden dagegen auch zwischen dem Kaiser und Frankreich die Unterhandlungen wieder angeknüpft, und am 7. März desselben Jahres die Präliminarien zu Rastatt unterzeichnet. Da der Kaiser dieselben sofort genehmigte, so kam der Friede in Rastatt zum wirklichen Abschluß. In diesem Vergleich überließ Frankreich dem Hause Oestreich den Besitz der spanischen Niederlande, sowie von Mailand, Sardinien und Neapel: es gab ferner an Oestreich zurück, die Städte Breisach und Freiburg. An das Reich wurde hingegen nur Kehl zurückerstattet, sowie Frankreich die Verpflichtung übernahm, alle auf deutschem Boden angelegten Festungswerke zu schleifen. Dagegen blieben die Franzosen im Besitze von Elsaß, und zwar mit Einschluß von Straßburg, ja man überließ ihnen sogar Landau. Endlich übernahm der Kaiser die Verbindlichkeit, die Kurfürsten von Baiern und Köln in alle ihre Länder und Würden

wieder einzusetzen. Als Gegenleistung für diesen Punkt versprach Frankreich, einem Ländertausch zwischen Oestreich und dem Kurfürsten von Baiern, des letztern freie Einwilligung vorausgesetzt, kein Hinderniß in den Weg zu legen.

Für Oestreich mochte ein solcher Friede noch günstig genug sein, wenn schon früher noch bessere Bedingungen zu erlangen waren, die Interessen des deutschen Reichs gab derselbe aber gänzlich preis, da nicht einmal Straßburg wieder erlangt wurde, dessen Zurückgabe Ludwig XIV. schon angeboten hatte. Gleichwohl wurde der Rastatter Friede auch von Seite des Reichs nachträglich genehmiget. Nachdem sich der Kaiser wegen der einseitigen Abschließung des Vertrages entschuldiget hatte, ertheilte ihm die Reichsversammlung am 4. Mai 1714 die Vollmacht, den Frieden im Namen des gesammten Reichs abzuschließen. Dieß geschah auf einem zweiten Friedens-Congreß zu Baden am 7. September 1714, indem hier der Vertrag von Rastatt im Namen des deutschen Reichs mit unbedeutenden Abänderungen unterzeichnet wurde.

Nach einigen Jahren erhoben sich über die Friedensschlüsse von Utrecht, Rastatt und Baden neue Streitigkeiten, welche einen Krieg zwischen Oestreich und Spanien veranlaßten; doch jetzt vermittelten Frankreich, England und Holland, und zwangen hierauf Spanien selbst mit den Waffen zur Nachgiebigkeit. Endlich wurde am 30. April 1725 zu Wien ein definitiver Friede geschlossen, welcher allen Streitigkeiten über die Verträge von Utrecht, Rastatt und Baden ein Ziel setzte.

Mit dem Wiener Frieden hing ein Lieblings-Entwurf des Kaisers Karls VI. zusammen, welcher viel Aufsehen erregt hatte, und Deutschland auch noch später längere Zeit in Bewegung setzte, nämlich die sogenannte pragmatische Sanction. Es war dieß eine Familien-Verordnung des Kaisers, welche die Erbfolge im Hause Oestreich genau festsetzen sollte, und deren vorzüglichster Zweck darin bestand, auch der weiblichen Linie die Thronfolge zu sichern. Karl VI. war nämlich bei der Verabfassung der Verordnung der einzige männliche Sprosse seines Stammes, und noch überdieß auch ohne einen männlichen Nachkommen. In der pragmatischen Sanction wurde nun vorgeschrieben, daß die gesammten Länder des Hauses Oestreich ein untheilbares und unzertrennliches Ganze bilden, und die Erbfolge zunächst den männlichen Nachkommen des Kaisers Karls VI. zustehen solle. In Ermangelung von solchen, werde die Thronfolge auf die Töchter des Kaisers, und wenn er auch keine Töchter hinterlassen sollte, auf jene seines Bruders Joseph I., sodann auf seine Schwestern, und endlich auf jeden Abkömmling des östreichischen Hauses nach dem Recht der Erstgeburt übergehen.

Karl VI. hatte dieses wichtige Familien-Statut, welches der Natur der Sache nach zu den größten Staatsverwicklungen in Deutschland führen konnte, schon im Jahre 1713 entwerfen lassen; allein bei dem Wie-

ner Frieden vom Jahre 1725 suchte er die Anerkennung desselben von andern Mächten, insbesondere auch von Spanien, auszuwirken. In letzterer Beziehung erreichte der Kaiser seinen Wunsch, und auch bei einem zweiten Anliegen war ihm der Madrider Hof willfährig. Zur Emporhebung des Handels in den östreichischen Niederlanden hatte Karl VI. nicht nur den Hafen von Ostende in besseren Zustand versetzen lassen, sondern auch eine Gesellschaft für den Handel nach Ostindien unter den Staatsschutz gestellt, und durch bedeutende Vorrechte zu einer besondern ostindischen Compagnie erhoben, welche fortan mit den Britten und Holländern wetteifern konnte. Kurze Zeit nach dem Wiener Frieden, 30. April 1725, verlieh nun die Krone Spanien auf Betreiben des Kaisers der östreichisch-ostindischen Compagnie dieselben Rechte und Freiheiten zum Handel nach Indien, welche den Engländern und Holländern zustanden. Die letztern erhoben hierüber nicht nur heftige Beschwerden, sondern thaten auch Schritte, welche von großen Folgen sein konnten.

Eifersüchtig auf ihre Handels-Vorrechte suchten sich sowohl Großbritannien als Holland an dem Kaiser, wegen Errichtung seiner ostindischen Compagnie, zu rächen, und die erstere Macht suchte deßhalb mit Frankreich in engere Beziehungen zu treten. Nachdem diese Absicht gelungen war, beschloß der König Georg I. von England auch seinen Schwiegersohn, den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, zu einem Bündniß wider Karl VI. zu überreden, und hatte zu dem Ende mit demselben im Jahr 1725 eine Zusammenkunft in Hannover. Selbst Friedrich Wilhelm I. ging auf die Vorschläge Georgs I. ein, und es ward nun zu Herrenhausen am 3. September 1725 zwischen Frankreich, England und Preußen ein förmliches Bündniß abgeschlossen, welches man das hannöverische hieß. In demselben sicherten sich die drei Mächte bei allen Angriffen von irgend einer Seite die gegenseitige Stellung eines Hülfsheeres zu, dessen Stärke von Seite der Kronen England und Frankreich auf 12,000, von Seite Preußens hingegen auf 5,000 Mann festgesetzt wurde, und zwar mit dem Beisatz der Vermehrung in Nothfällen. Dieser Vertrag war nicht nur sehr seltsam, sondern für Deutschland abermals äußerst gefährlich; denn man bezog sich darin wiederum auf den westphälischen Frieden, und forderte die Franzosen gleichsam zur Erfüllung ihrer Pflichten als Garanten desselben auf [2]). Unser Vaterland

---

[2]) Der Vertrag von Herrenhausen hatte nachstehenden bedenklichen Inhalt:

„Und gleichwie Seine allerchristlichste Majestät (der König von Frankreich) als Garant des westphälischen Friedens für die Erhaltung der Privilegien und Freiheiten des deutschen Reichskörpers vorzüglich besorgt seyn müßten, und ihre Majestäten von Großbritannien und Preußen, als Glieder dieses Körpers, mit Schmerzen den Samen einer Zwietracht ausgestreut sähen, welcher einen, seiner Folgen wegen, für ganz Europa traurigen Krieg hervorbringen könnte; so verpflichteten sich ihre Majestäten, stets aufmerksam auf dasjenige, was einst die Ruhe des Reichs ins Besondere, und von Europa überhaupt stören könnte, sich

hatte genugsam erfahren, welche Wohlthaten ihm die Eigenschaft Frankreichs, als Garanten des Münsterischen Staatsvertrages, gebracht habe; es war darum ein unglückliches Ereigniß, durch das hannöverische Bündniß abermals auf die Einmischung Frankreichs in die innern deutschen Staats-Angelegenheiten hinzuwirken.

Nach dem Abschlusse der Einigung von Herrenhausen arbeiteten die Verbündeten aus allen Kräften, noch mehrere Mächte in ihr Interesse zu ziehen. Zunächst gelang dieß in Beziehung auf den Landgrafen von Hessen-Cassel, welcher gegen große Geldversprechungen sogar die Verbindlichkeit übernahm, für England ein Heer von 12,000 Mann in's Feld zu stellen. Jetzt bestürmte man die Holländer, der hannöverischen Allianz beizutreten. Die Generalstaaten suchten zwar erst vom Kaiser Zugeständnisse, in Betreff seiner ostindischen Compagnie, auszuwirken; da indessen Karl VI. diese Handels-Gesellschaft dem Eigennutze der Holländer nicht aufopfern wollte, so traten die Generalstaaten dem hannöverischen Bunde ebenfalls bei.

Die Antheilnahme Hollands an dem Bunde gegen den Kaiser hatte jedoch unerwarteter Weise die Folge, daß der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen auf bessere Gedanken kam, und gegen seine ausländischen Verbündeten lau wurde. Da die Gesandten Karls VI. solche Sinnes-Aenderung gut zu benützen verstanden, so brachte man es sogar dahin, daß Friedrich Wilhelm I. nun umgekehrt mit dem Kaiser ein geheimes Bündniß einging. Konnte dieß im vaterländischen Interesse nur erfreulich *sein*, so war es um so bedenklicher, daß Karl VI. auch mit Rußland einen Schutz- und Trutz-Vertrag abschloß, worin beide Mächte sich die Stellung eines Hülfsheeres von 30,000 Mann versprachen. Auf der einen Seite die Franzosen, und auf der andern die Russen in deutsche Angelegenheiten hereinziehen, war eine gefährliche und wirklich bedauerliche Politik.

Obgleich Niemand wußte, weßhalb man so große Voranstalten für einen europäischen Krieg treffe, denn die östreichisch-ostindische Handels-Compagnie war dazu wohl ein zu geringfügiger Gegenstand, schienen die Mächte in der That einen allgemeinen Bruch für unvermeidlich zu halten. England und Holland rüsteten Flotten aus, Frankreich hingegen verschiedene Heere zu Land, und der Kaiser strengte sich an, sich den Beistand des gesammten deutschen Reiches zu verschaffen. In der Aufforderung, welche er zu dem Ende an den Reichstag in Regensburg ergehen ließ, wurde geradezu behauptet, daß dem Bündniß zu Herren-

---

gegenseitig beizustehen, damit der gedachte westphälische Friede und andere Tractaten, die man, weil die Angelegenheiten des Reiches durch sie ihre feste Bestimmung erhalten haben, als die Basis betrachtet, worauf die Ruhe des deutschen Reichskörpers, und dessen Rechte und Freiheiten sich gründen, erhalten und beobachtet werden."

hausen die Absicht zum Grunde liege, die deutsche Reichs-Verfassung endlich ganz umzustürzen [3]). Da indessen die Stände sich eben nicht besonders beeilten, den Wünschen des Reichs-Oberhauptes entgegen zu kommen, da sich ferner Anzeichen von beabsichtigten Aufständen in Ungarn ergaben, so wurde Karl VI. auf ein Mal wieder friedlicher gestimmt. Es fanden neue ausgleichende Unterhandlungen zwischen Oestreich und den hannöverischen Alliirten statt, welche am 31. Mai 1727 zur Unterzeichnung von Friedens-Präliminarien führten. Der Kaiser war hierin der nachgebende Theil, indem er das Versprechen ablegte, die Vorrechte seiner ostindischen Compagnie für sieben Jahre aufzuheben. Trotz dieser Zugeständnisse verzögerte sich die endliche Aussöhnung der eifersüchtigen Mächte, ja am Ende erwachte die Besorgniß eines allgemeinen Krieges stärker als vorher, da die Krone Spanien das Haus Oestreich preisgab, und am 9. November 1729 zu Sevilla geheime Verträge mit Frankreich und England einging.

Karl VI. ward hierüber sehr bestürzt, und erneuerte seine Anstrengungen, sich des Beistandes des deutschen Reiches zu versichern. Jetzt fand es umgekehrt der englische Hof für bedenklich, wegen geringfügiger Händel einen allgemeinen europäischen Bruch herbeizuführen. Georg II., welcher seinem Vater inzwischen auf dem Throne gefolgt war, näherte sich dem Kaiser, und verglich sich mit ihm in einem Vertrage, welcher am 16. März 1731 in Wien zu Stande kam.

---

3) Es kam darin unter andern folgende Stelle vor:

„Daher ist klar zu ersehen, daß besonders der König von Großbritannien nichts anders im Schilde führe, als Ihre kaiserliche Majestät anzutasten, das Ihr durch die Reichssatzungen zustehende Ansehen, und die davon hauptsächlich mit abhängende innere und äußere Ruhe des heil. röm. Reichs in allem unrechtmäßiger, und den Folgen nach höchst gefährlicher Weise zu beschränken, die Ihrem höchstlöblichen Erzhaus von dem römischen Reich zu Lehen rührende, auch andere Erbkönigreiche und Lande unverschuldeter Weise in die höchste Gefahr zu stürzen, und zu bekriegen, das innere Reichssystem mit Hintansetzung der Ihnen und dem Reich von Ihnen, als Kurfürsten, geleisteten Eid und Pflichten umzukehren, und in der That über den Haufen zu werfen, durch den Herrnhauser Tractat andere Mitstände und auswärtige Mächte wider die Reichsverfassung, und den deutlichen Inhalt des westphälischen Friedens zu höchst verderblichen Verbindungen zu verleiten, unter dem Vorwande des ostindischen Handels die Generalstaaten der vereinigten Niederlande aufzuwiegeln, unter eben demselben, und dem Vorwande eines mit der Krone Spanien zum Besten des Prätendenten dem fälschlichen Vorgeben nach errichteten Traktats die englische Nation zu gefährlichen, und allein zu des Königs Ambition und üblen Absichten dienenden großen Geldbewilligungen zu verleiten, vom Norden aus alles Uebel dem deutschen Vaterland zu erwecken, und die Krone Schweden von dem mit kaiserlicher Majestät zum Behufe der nordischen Ruhe, und insonderheit Niederdeutschlands, gerichteten Traktat abzubringen. Und, was das allerschrecklichste sey, so habe man auch nach dem Schlusse des Herrnhauser Traktats bis auf gegenwärtige Stunde entweder selbst, oder durch andere alles angewendet, die Ottomannische Pforte wider Ihre kaiserliche Majestät (welches doch ohne höchste Gefahr des deutschen Vaterlands und der ganzen Christenheit nicht geschehen könnte) aufzuhetzen."

Um diese Zeit zeigte sich noch einige Neigung in Deutschland, die untergrabene Reichseinheit zu retten, und insbesondere die Rechte der Landstände durch die Reichsgewalt zu schützen. Da nämlich der Herzog Karl Leopold von Mecklenburg seine Landstände in verschiedenen Befugnissen beeinträchtiget hatte, so erhoben diese bei dem Reichshofrath Beschwerde, und wirkten auch den Befehl an den Herzog aus, die Landstände in ihren Rechtszustand wieder einzusetzen. Karl Leopold war aber ungehorsam, und ging endlich zur offenen Widersetzlichkeit über. Nunmehr gebrauchte der Reichsgerichtshof Ernst, entsetzte den Herzog durch förmliches Urtheil bis auf weiteres der Landes-Regierung, und übertrug solche dem Bruder desselben, Christian Ludwig.

Auch bei dieser Gelegenheit zeigten sich wiederum die schädlichen Folgen des westphälischen Friedensschlusses; denn Frankreich und Schweden mischten sich in die Sache, und nahmen für den Herzog Karl Leopold Partei. Glücklicherweise hatte ihre Dazwischenkunft zunächst keine weitern Folgen, so daß endlich der Tod Karl Leopolds den Streit friedlich beilegte.

In Folge der erzählten Beunruhigungen war die Betreibung des Lieblings-Entwurfes Karls VI., die allgemeine Anerkennung seiner pragmatischen Sanction, bisher in's Stocken gerathen; im Jahre 1731 nahm er dieselbe dagegen wieder eifrig auf. Da er nämlich im Wiener Vertrage vom 16. März 1731 die Anerkennung seiner Familien-Verordnung von dem König Georg II. in England ausgewirkt hatte, brachte er den Gegenstand nun auch vor die deutsche Reichsversammlung [4]). Hier erhob sich das Bedenken, daß das Reich durch die Gewährleistung der pragmatischen Sanction in die besondern Kriege des Hauses Oestreich hineingezogen werde; verschiedene Stände erklärten sich theils aus diesem, theils aus anderm Grunde wider den Wunsch des Kaisers, die Mehrheit war dagegen willfährig, und so wurde denn das Familien-Statut Karls VI. unter die Gewährleistung des deutschen Reiches gestellt.

Mittlerweile war der Kurfürst von Sachsen, welcher als August II. die polnische Königskrone getragen hatte, mit Tode abgegangen, und

---

[4]) Der Kaiser erklärte sich in seinem Antrag unter anderem also:

„Ihrer kaiserl. Majestät wäre es hierunter um keine Vergrößerung Ihres Erbhauses, sondern um die allgemeine ungeschmälerte Erhaltung Ihrer von Gott Ihnen verliehenen Erbkönigreiche und Lande für sich, Dero Erben und Nachkommen beiderlei Geschlechts zu thun, wogegen um so weniger einiges Bedenken vorhanden seyn könnte, als die Erbfolgeordnung in den Ihrem Erzhaus seit einigen Jahrhunderten mit des Reichs Vorwissen erworbenen kundbaren Privilegien und Freiheiten, auch in dessen Erbverträgen bestens gegründet wäre, auch vermittelst mannichfaltiger, sowohl von auswärtigen Mächten, als von den vornehmsten Ständen des Reichs ins Besondere bereits geleisteter Garantien dergestalten befestiget sich befände, daß, wenn zu so vielen geheiligten Banden der menschlichen Gemeinschaft noch ein gebührlicher Reichsschluß käme, nicht leicht jemand dagegen etwas zu unternehmen sich getrauen würde.“

über die Ernennung seines Nachfolgers ein bedenklicher Streit entstanden. Stanislaus Lesczinsky machte nämlich dem Sohne Augusts II., dem Kurfürsten Friedrich August, die Wahl streitig, und da Lesczinsky der Schwiegervater des französischen Königs, Ludwig XV., war, so mischte sich Frankreich in den Streit. Der Kaiser Karl VI. hatte ein zweifaches Interesse, die Candidatur Friedrich Augusts gegen Lesczinsky zu unterstützen; denn einerseits erblickte er hierin ein Mittel, auch von Kursachsen die Anerkennung seiner pragmatischen Sanction, welche es bisher verweigerte, auszuwirken, und anderntheils wollte er den polnischen Thron nicht auf einen nahen Verwandten des Königs von Frankreich übergehen lassen. Aus solchen Gründen schloß Karl VI. mit dem Kurfürsten Friedrich August im Jahre 1733 einen Vertrag ab, worin er demselben zur Erwerbung der polnischen Königskrone Beistand versprach, dagegen von dem Kurfürsten die Zusicherung erhielt, die pragmatische Sanction für alle Zeiten als rechtsverbindlich anzuerkennen.

In Polen selbst erklärte sich die Mehrheit der Wähler für Stanislaus Lesczinsky, und ernannte denselben am 12. September 1733 zum König. Da Rußland aus eigennützigen Gründen einen Fremden auf dem polnischen Throne wissen wollte, so erregte die Erwählung von Lesczinsky in Petersburg großes Mißbehagen, und man beschloß dort sogar, in offener Verletzung des Völkerrechts Gewalt zu gebrauchen. In der That rückte ein russisches Heer von 20,000 Mann in Polen ein, und ließ von einer Minderheit der Wähler den Kurfürsten Friedrich August von Sachsen als König ausrufen. Da der Hof von Versailles diese Wendung der Dinge vornehmlich dem Kaiser Schuld gab, so erklärte er ihm sogleich den Krieg, und schon im Herbst 1733 rückten französische Heere in Deutschland ein. Eines derselben bemächtigte sich der Reichsfestung Kehl, und darauf gründete Karl VI. den Plan, von Seite des Reichs eine neue Kriegs-Erklärung gegen Frankreich auszuwirken. Solche Absicht gelang auch; die Kriegs-Erklärung erfolgte, und es ward sogar der Beschluß gefaßt, ein Reichsheer von 120,000 Mann gegen Frankreich in's Feld zu stellen [5]). Der Krieg wurde dagegen von dem Kaiser hauptsächlich in Italien mit so geringem Erfolg geführt, daß Karl VI. sich bald nach dem Frieden sehnte, und die Präliminarien dazu schon am 3. October 1735 zu Wien annahm. Wider den wirklichen Abschluß erhoben sich dagegen so große Schwierigkeiten, daß er erst drei Jahre später zu Stande gebracht werden konnte. Am 18. November 1738

5) Als Grund ward angegeben:

„Daß die Krone Frankreich den Baadenschen Frieden vom Jahre 1714 nicht nur diesseits des Rheins auf dem unstreitigen Reichsboden, sofort durch den an der Reichsfestung Kehl gethanen feindlichen Anfall aus einer von dem polnischen Wahlgeschäft hergenommenen, offenbar ungegründeten Ursache mehrmalen thätlich gebrochen, sondern auch ein gleiches gegen die italiänischen Reichslande zu thun im Begriffe sei.“

wurde der definitive Friede zwischen Frankreich und Oestreich zu Wien unterzeichnet. Derselbe verletzte die National-Interessen Deutschlands abermals im höchsten Grade; denn zur gleichzeitigen Entschädigung Frankreichs und des Königs Stanislaus Leszczinsky, welcher auf die Krone Polen verzichten mußte, wurde an Leszczinsky das Herzogthum Lothringen und Bar mit der weitern Bestimmung verliehen, daß nach dem Tode desselben dieses deutsche Land, als unbeschränktes Eigenthum, an Frankreich fallen solle. Zu dem Verlust von Elsaß war also auch jener von Lothringen gekommen. Worin lag der Grund solcher Zugeständnisse Karls VI. zu Gunsten Frankreichs? Nur in dem Wunsch, seine pragmatische Sanction von dem französischen Hof anerkannt zu sehen! Ludwig XV. übernahm im Wiener Definitiv-Frieden vom 18. November 1738 die Verpflichtung, das Familien-Statut Karls VI. aus allen Kräften aufrecht zu erhalten; dagegen verbürgte der Kaiser dem Könige von Frankreich den Besitz von Lothringen und Bar auf das feierlichste.

So wurden denn abermals die National-Interessen Deutschlands dem Privat-Vortheile aufgeopfert.

Sechstes Hauptstück.

Innere Zustände Deutschlands zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

(Vom Jahr 1700 bis 1730.)

Während die Ohnmacht des Reichs gegen Außen fortwährend zunahm, äußerten sich die Folgen des westphälischen Friedens auch im Innern stets deutlicher, indem die Bedrückung der untern Stände stieg, und die vielfachsten Uebel sich verbreiteten. Schon das Bewußtsein der Erhöhung ihrer Macht hatte die Fürsten zu größerem Aufwand bewogen, wie berichtet worden ist; allein der Besitz der Macht selbst steigerte noch die Prachtliebe. Um die Oberst-Kämmerer, Marschälle, Ceremonienmeister, Küchenmeister u. s. w. sammelten sich Schaaren untergeordneter Diener, welche kleinen Heeren glichen, und da der Hof den Landesherrn bei Reisen gewöhnlich begleitete, so veranlaßte dieß ungeheuren Aufwand. Bei der Eröffnung des Reichstags vom Jahre 1652 hatte schon die Zunahme des Luxus großes Aufsehen erregt, da selbst kleinere Fürsten mit einem Gefolge von 300 Personen erschienen, und zugleich in Kleidern, wie in Equipagen, ungewöhnliche Pracht zeigten. Im achtzehnten Jahrhundert stieg dagegen der Aufwand noch höher, indem die Fürsten häufig nach Paris zu reisen pflegten, und von dort neue Arten von Verschwendung zurückbrachten. Die Hofleute strengten ihren Witz an, immer neue Ergötzlichkeiten für den Herrn zu erfinden, die Tafel ward mit überschwenglichen Genüssen ausgestattet, die Jagd mit verheerendem Luxus getrieben, das Hofleben zu einer ununterbrochenen Reihe von Festen erhoben. Nicht bloß die weltlichen, sondern auch die geistlichen Fürsten wetteiferten in der Schaustellung der Pracht, welche sich gleichmäßig auf den Marstall, den Garten, die Jagd und die Hof-Musik ausdehnte. Am württembergischen Hofe unterhielt man allein eine Kapelle von 60 Musikanten, und am baierischen ganze Heere von Pferden und Hunden. Auf

der Tafel des Fürstbischofs von Bamberg und Würzburg wurden täglich 56 Gerichte aufgesetzt, und der Herzog von Braunschweig stellte bloß zum Mästen von Kapaunen besondere Hofdiener an, die sogenannten Kapaunenstopfer. Zur Erhöhung der Pracht gewöhnte man sich endlich an überaus feierliche Hof-Etiquette, welche den Landesherrn noch mehr von gewöhnlichen Menschen unterscheiden, und als das Wesen einer besondern Gattung darstellen sollte. Alles geschah nun mit Feierlichkeit, und der Mittagstisch war so sehr von Gepränge begleitet, daß es eine Kunst wurde, das dabei übliche Ceremoniel zu erlernen. Während der Bischof von Bamberg und Würzburg 30 Kammerherren unterhielt, stieg die Zahl der Kämmerer bei dem Erzbischof von Köln sogar auf 150, und an diese schloß sich erst ein Heer von Hof-Cavalieren an, welche bei Festlichkeiten förmliche Spaliere bildeten.

Mit dem Hofstaat wuchsen zugleich die stehenden Heere, indem z. B. der Herzog von Braunschweig seine Streitmacht auf 22 Regimenter Fußgänger und 13 Regimenter Reiter, der Kurfürst von Baiern auf 12,000, jener von Sachsen auf 16,000 und der von Brandenburg vollends auf 30,000 Mann erhöhte. Die Folgen solcher Neuerungen waren natürlich erhöhte Geld-Bedürfnisse der Landesherren, und diese sollten durch Besteuerung der Unterthanen befriedigt werden. In dem Reichstags-Abschied vom Jahre 1654 war den Reichsfürsten die Befugniß eingeräumt worden, von ihren Unterthanen zur Landes-Vertheidigung Geldbeiträge zu fordern. Man sieht daraus, daß die Rechts-Verhältnisse des Volkes früher besser gewesen sein müssen, da die Landesherren außer den Grundverbands-Abgaben von ihren Gütern und den Steuern, welche ihnen die Stände freiwillig zugestanden, nichts von dem Volke erheben konnten, also ein neues Reichsgesetz nothwendig war, um ihnen ein solches Recht zu übertragen. Auch die Beschränkung der Steuer-Erhebung auf die Zwecke der Landes-Vertheidigung zeigte an, daß man selbst jetzt den Fürsten keine willkührlichen Auflagen gestatten wollte; doch bald sollte alles dieß sich ändern.

Unzufrieden mit den Einschränkungen des Reichstags-Abschiedes vom Jahr 1654, verlangten die Landesherren das Recht der allgemeinen Besteuerung ihrer Unterthanen zur Bestreitung aller Hof- und Staatsausgaben. Da der Kaiser die Forderung zurückwies, so ergibt sich abermals, daß die Reichsgewalt oder die Nationaleinheit vorzugsweise die Rechte aller Stände beschützen sollte. Indessen die kaiserliche Gewalt war in Folge des westphälischen Friedensschlusses so zerrüttet, daß der Widerspruch gegen die Anforderungen der Fürsten nicht durch die That behauptet werden konnte. Jetzt beruhte der Rechtsschutz des Volkes nur noch auf den Landständen; die gänzliche Veränderung der Verhältnisse, welche der westphälische Friede nach sich zog, vernichtete aber auch jede ernstliche Wirksamkeit jener Volks-Vertretung.

Die stehenden Heere hatten die unmittelbare Folge, daß nicht nur die Bürger in den Städten, sondern auch der Adel die Waffen niederlegten, und fortan nur friedlichen Beschäftigungen nachhingen. Man kann es nicht scharf genug herausheben, welche ungemeine Verwandlung der Sitten und Staatszustände aus jener Entwaffnung der Ritterschaft und der Städte hervorging. So oft früher im Einzelnen Bedrückungen von Seite des einen Standes gegen einen andern auch vorgefallen waren, so bildete die Uebung der Ritter und der Bürger in den Waffen gleichwohl immer noch ein Gegengewicht wider die gänzlichen Uebergriffe der Fürsten oder des Kaisers, oder auch der Ritterschaft gegen die Städte. Als die Bürger ihre Wälle noch selbst vertheidigten, konnten sie durch Uebermacht wohl hin und wieder besiegt und hart mitgenommen werden; dessenungeachtet mußte der Landesherr bei seinen Forderungen bescheidener sein, weil es nicht immer so leicht war, die streitbaren Bürger seinem Willen zu unterwerfen. Verbanden sich die Ritter nun vollends vorübergehend mit den Städten, so konnte sich die Niederlage auch auf Seite der Fürsten neigen. Kurz es war durch die Bewaffnung und Waffen-Uebung des Adels wie der Bürger noch ein Gegengewicht wider die landesherrliche Gewalt gegeben, welches der Opposition der Stände Nachdruck verlieh, und jedenfalls berücksichtigt werden mußte.

Im achtzehnten Jahrhundert waren nun weder die Ritter noch die Städte mehr an die Waffen gewöhnt, denn die stehenden Heere versahen allein den Dienst. Als ein Ueberbleibsel der alten Waffenschaaren der Bürger bestand in den Städten allerdings noch eine Bürgergarde, aber dieß waren Krüppel-Soldaten, welche nur mit den Waffen spielten, und ein Gegenstand des allgemeinen Gelächters wurden. Wo dagegen die Adeligen noch dem Kriegsdienst sich ergaben, geschah es in der Eigenschaft als landesherrliche Offiziere, sohin bloß im Interesse der Fürsten. In der Eigenschaft als Stand und zum Zwecke des eigenen Rechtsschutzes trug auch der Adel die Waffen nicht mehr. Mit Ausnahme der Reichsstädte, welche allein noch bewaffnet blieben, waren nun alle Städte in den Händen der Fürsten, und konnten von den Soldaten derselben nach Willkühr besetzt werden. Jeder Wille des Landesherrn war demnach unbedingter Befehl, und an eine Opposition der Bürger nicht mehr zu denken, da der geringste Widerspruch die Freiheit, ja selbst das Leben in Gefahr brachte. Bei der Einschüchterung der Bürger, welche unter solchen Verhältnissen jederzeit entsteht, brachten die Abgeordneten zu den Stände-Versammlungen eine solche Furcht und Angst mit, daß wenige unter ihnen den landesherrlichen Forderungen zu widersprechen wagten. Wo es ausnahmsweise gleichwohl geschah, stand die Opposition entweder in der ohnmächtigsten Minderheit, oder wurde mit Gewalt zum Schweigen gebracht.

Um das Uebel voll zu machen, war die Ritterschaft so verblendet, daß sie auf den Landtagen meistens gegen die Städte stimmte. Die

Stände-Versammlung ging nämlich dortmals nicht aus Wahlkollegien hervor, sondern wurde von den Wortführern der Ritterschaft, der Geistlichkeit und der Städte gebildet. Da nun der Adel zahlreicher vertreten war, als der Bürgerstand, so gab er bei einer Opposition gegen diesen, welcher übrigens auch die Geistlichkeit häufig beitrat, dem Landesherrn gemeiniglich die Majorität. So verloren denn die Landstände alle Bedeutung, doch nicht bloß zum Verderben der Bürger, sondern auch des Adels selbst, wie sich später zeigen sollte. Die Gliederung der Volks-Repräsentation in verschiedene Stände war nach den ältern Zuständen kein Fehler, ihr also die Vernichtung der Freiheit keineswegs beizumessen, sondern vielmehr der Entartung aller Stände, die sich in dem Aufgeben der unabhängigen Gesinnung äußerte.

Obgleich die Landesherren unter solchen Umständen mit der Volksvertretung machten, was sie wollten, blieb ihnen dieselbe gleichwohl noch ein Aergerniß, und sie fingen seit dem achtzehnten Jahrhundert an, die Landstände ganz abzuschaffen. Aller mäßigenden Zügel entlediget, durch den Luxus entnervt und der Selbstbeherrschung baar, gingen mehrere Fürsten fortan zur wirklichen Tyrannei über. Ordnung und Gesetzmäßigkeit verschwanden in manchen Landschaften gänzlich, und die Regierung gerieth in die Hände der Günstlinge, ja selbst der Maitressen. Ein trauriges *Beispiel* gab insbesondere der württembergische Hof vom Jahre 1708 bis 1733, wo eine berüchtigte Frau, eine geborne v. Grävenitz, später zum Schein an den Grafen v. Würben verheirathet, den Herzog Eberhard Ludwig beherrschte, und mit ihren Kreaturen das Land aussaugte. Als im Jahr 1733 der Herzog Karl Alexander zur Regierung gelangte, hoffte man eine Milderung des Elendes, und namentlich eine Bestrafung der Grävenitz, so wie ihres Anhanges; indessen der neue Herzog brauchte wegen seiner Verschwendungen eben so viel Geld, als der Vorgänger, und da das erschöpfte Land nicht genug zu liefern vermochte, so übergab der Herzog Karl Alexander die Landes-Regierung größtentheils dem Juden Süß, um neue Mittel zu Geld-Erpressungen ausfindig zu machen. Der Jude trieb hierauf mit den Aemtern Schacher, und peinigte das Volk bis auf das Blut. Was die Maitresse des vorigen Landesherrn und ihre Anhänger anbetraf, so mußten diese wohl Württemberg verlassen, allein sie behielten gleichwohl den größten Theil ihres Raubes.

An dem sächsischen Hofe war die alte Einfachheit der Sitten durch die ungemessene Prachtliebe des Kurfürsten August II., des Königs von Polen, leider ebenfalls verdrängt, und mit der größten Verschwendung vertauscht worden. Das Land wurde daher im äußersten Grade bedrückt, und noch überdieß durch die unnatürliche Verwicklung in die polnischen Händel elend gemacht. Selbst die große Betriebsamkeit und Mäßigkeit der Sachsen zeigte sich jetzt als fruchtlos, denn ihr Wohlstand wurde entschieden zerrüttet.

Eine Ausnahme von der allgemeinen Verschwendung der Höfe machte nur der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, und von dieser Seite sollte sich zu dem Wendepunkt des deutschen Staats-Verfalls zuerst eine Grundlage bilden. Friedrich Wilhelm I. war ein erklärter Feind des Luxus, und mehr der bürgerlichen Haushaltung zugethan. Er führte einen einfachen Tisch, vermied die Kleiderpracht, so wie die Hoffeste, und entwickelte in allen Theilen des Staatshaushaltes die strengste Sparsamkeit. Dadurch gelang es ihm, die Ausgaben und Einnahmen in's Gleichgewicht zu bringen, den Wohlstand des Landes zu befördern, und noch außerdem einen Staatsschatz zu sammeln. Mit diesen guten Werken verband er ferner entschiedene Abneigung gegen die französischen Sitten, und er bildete in solcher Weise eine sehr wohlthätige Gegenwirkung wider die Gallomanie. Er schien demnach der Repräsentant des deutschen Geistes zu sein, und zu einer Reform der verfallenen Volkszustände den Beruf in sich zu tragen; doch andere üble Neigungen hoben leider die Wirkung der guten Eigenschaften wieder auf.

Friedrich Wilhelm I. trieb zuvörderst das Vergnügen am Soldatenstande bis zum leidenschaftlichen Uebermaß, und da er insbesondere an seinem Garde-Regiment, das aus sehr langen Leuten bestand, eine unbeschreibliche Freude hatte, so ließ er sich bei dem Zustand allgemeiner Rechtlosigkeit zu den größten Gewaltthätigkeiten verleiten, um sich Rekruten für sein Leibregiment zu verschaffen. Die Werbungen wurden nicht nur mit allen Arten von Argliſt und Täuschungen betrieben, sondern man organisirte endlich ein förmliches System von Menschenraub. Dieser verbreitete sich so stark, daß man in die Urzeit zurückversetzt zu sein glaubte. Hiernächst war der König in seinen Sitten nicht bloß einfach, sondern rauh; er verfiel in den entgegengesetzten Fehler des Cynismus. Dadurch kam es, daß Friedrich Wilhelm I. gegen wissenschaftliche Bildung Widerwillen, ja förmlichen Haß empfand, und in der heftigen Opposition gegen dieselbe nur rohe Soldaten zu bilden suchte. Selbst bei seinen eigenen Kindern widersetzte er sich der Kultur der Wissenschaften, indem er namentlich die Söhne verwildern, und bloß zu Soldaten erziehen lassen wollte. Man konnte es nicht tadeln, wenn er seine Prinzen von unten herauf dienen ließ, und durch Strapazen abzuhärten suchte; allein es verdient die größte Rüge, daß er in seinem Widerwillen gegen Geistes-Kultur seine Söhne planmäßig in der Unwissenheit zu erhalten strebte.

Zugleich artete sein Eigenwille in eine Härte aus, die ihn geradehin zum Despotismus führte. Er gestattete niemals einen Widerspruch, achtete keine Formen, sondern forderte in allen Dingen blinde Unterwürfigkeit. Darum mischte er sich auch in die Rechtspflege, und setzte seine eigenmächtigen Befehle an die Stelle der richterlichen Urtheile. Er ging hiebei oft von guten Absichten aus, da er wider das römische Recht, so wie die lange Dauer der Prozesse, ergrimmt war, überhaupt der bessern

Sache Gerechtigkeit zu verschaffen suchte. Allein durch die Verletzung aller Rechtsformen schuf er eine Kabinets-Justiz, welche durch ihre Willkühr noch schrecklicher ward, als ein schleppender Gang der Prozesse nach den Rechtsformen. Wenn Friedrich Wilhelm I. wider die Vorrechte des Adels sich auflehnte, ja Edelleute, trotz der Berufung auf ihre Privilegien, aufknüpfen ließ, so verschwand das Verdienst solcher Grundsätze wieder dadurch, daß der König die Vorrechte des Adels nur zu seinem Vortheil einzog, und bei der Bestrafung der Edelleute abermals die gesetzlichen Formen verhöhnte. Gleiche Willkühr entwickelte er auch gegen die Bürger. Nicht genug, daß er gegen diese die strengste Polizei ausübte, mischte er sich auch in ihre häuslichen Angelegenheiten, und ließ die Familienglieder, soferne sie ihre Kleider oder andere Dinge nicht nach seinem Willen ordneten, auf öffentlicher Straße abprügeln. Wenn ihm Bürgersleute begegneten, fragte er sie häufig über ihr Hauswesen aus, und ließ die Prügel-Exekution sogleich beginnen, sobald ihm das eine oder das andere nicht recht war. Der König ward freilich auch hierin von guten Absichten geleitet, dessenungeachtet blieb sein Verfahren ein empörender Despotismus.

Ein seltsamer Widerspruch seines Charakters lag darin, daß er die französische Sprache von seinem Hofe verdrängte, sohin mit seiner Familie nur deutsch sprach, auch in den Tabaks-Gesellschaften, den einzigen, welche er besuchte, mit seinen Offizieren in der vaterländischen Sprache sich unterhielt, und gleichwohl seine Kinder nach französischer Art erziehen ließ. So sehr hatte also die französische Sitte in Deutschland Wurzel gefaßt, daß selbst der abgesagte Feind derselben ihrer Herrschaft sich nicht ganz zu entziehen vermochte.

Wenn nun in den brandenburgischen Landen, wo allein noch Ordnung und Mäßigkeit herrschte, der Rechtszustand unter der unumschränkten Willkühr des Königs gänzlich versunken war, so kann man sich vorstellen, wie es in andern Provinzen Deutschlands aussah. Wirklich tritt uns hier eine Gesetzlosigkeit entgegen, welche mit tiefer Betrübniß erfüllt. Da die Tortur fortwährend im Gange blieb, so erlangten insbesondere die Kriminal-Prozesse bei der eingerissenen Gesetzlosigkeit und Uebertretung aller Rechtsformen einen schauderhaften Charakter. Gleichwohl sollte das Elend durch andere Uebel noch vermehrt werden.

In der Wissenschaft gab es einzelne tüchtige Männer, wie wir oben schon bemerkten und später näher ausführen werden; allein im Ganzen näherte sie sich wieder dem Scholasticismus, der durch die Reformation verdrängt worden war. Die Ursache lag in der übertriebenen Kultur der lateinischen Sprache, und in der neuen Ausartung des religiösen Elementes. Während Luther so wirksam die deutsche Sprache der lateinischen entgegengesetzt hatte, während er ferner überall auf Freiheit der Forschung in der Religion gedrungen hatte, schlug man jetzt wieder nach

beiden Richtungen allmählig den entgegengesetzten Gang ein. Die Gelehrten schrieben nur lateinisch, und entfernten sich dadurch abermals von dem Volk. Da nun der Adel nur französisch sprach, so sank die deutsche Sprache sehr tief, und gestaltete sich namentlich im Kanzlei-Styl zu dem Kauderwelsch, welches in den abgedruckten Stellen aus den Reichstags-Abschieden zu entnehmen ist.

Gleichzeitig regte sich auch unter einem Theile der Theologen wieder die Neigung zu geistiger Tyrannei, und zwar selbst von Seite der Evangelischen. Obwohl der Protestantismus die freie Forschung zum Prinzipe hat, setzten sich unter der Beschuldigung der Freigeisterei verschiedene evangelische Theologen den wissenschaftlichen Fortschritten entgegen, und suchten wieder eine eigene Art von Ketzermeister-Aemtern einzuführen. Die Volksmassen, sowohl von den latinisirten Gelehrten als von dem französischen Adel verlassen, vertieften sich im protestantischen Deutschland immer mehr in die Bibel, und geriethen durch die falsche Auffassung derselben auf die Pietisterei, während sie sich im katholischen Deutschland gänzlich in die Hände der Geistlichen gaben. Da auch unter diesen nur wenige für die Aufklärung des Volkes wirkten, so hatte die geistige Finsterniß zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts schon wieder allgemein unter dem deutschen Volk überhand genommen. Der Aberglaube wurde wieder ganz maßlos, und Jedermann suchte sein Heil bei Wahrsagern, Goldmachern, Schatzgräbern und Sterndeutern. Ganze Schaaren von Gaunern warfen sich auf diese Nahrungszweige, um das einfältige Volk nicht bloß noch dümmer zu machen, sondern auch auszubeuten. Unter solchen Umständen behauptete sich auch der Glaube an die Hexerei, und man pflog über Anklagen der Art noch im achtzehnten Jahrhundert gerichtliche Verhandlungen.

Der Untergang der Deutschen schien also nothwendig zu sein; denn mit der steigenden Ohnmacht gegen Außen, verband sich der tiefste, innere Staats-Verfall; glücklicher Weise sollte der Rückgang aber nur periodisch sein, und den Uebergang zu einer neuen, kräftigern Entwicklung der Nation bilden.

Vermöge der organischen Entwicklung der Völker sind diese ebenfalls an das Gesetz des Wachsens, Blühens, Reifens und Abnehmens, oder der Stufenalter des Lebens gebunden; alles culminirt in ihrer Geschichte, und steigt wieder herab; indessen es herrscht dabei noch die eigenthümliche Regel, daß weder das Emporsteigen zum Gipfel der Entwicklung, noch der Rückgang ununterbrochen vor sich gehe, sondern daß vielmehr wieder Zwischenperioden des Steigens und Fallens eintreten. Daraus entspringt die weitere Eigenthümlichkeit des Bildungsganges, daß in jeder absteigenden Periode, und neben den Erscheinungen des Verfalles, zugleich die Keime künftiger Entwicklung oder die Triebkräfte zu neuen, höheren Leistungen der Kultur sichtbar und wirksam werden.

Alle diese Gesetze sind nun in der deutschen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts ungemein scharf ausgeprägt. Der Verfall des Reiches setzte sich in dieser Zeit entschieden fort, die Nation verlor gegen Außen Macht und Ansehen, im Innern Freiheit und Wohlstand, und beinahe ihre eigene Sprache; das Altern zeigte sich in der Schwerfälligkeit der Reichstags-Verhandlungen, in der allgemeinen Rath- und Thatlosigkeit der Regierenden, und der Willenlosigkeit und dem Stumpfsinn der Regierten; aber zugleich mit diesem Verfall veredelte sich in den schöpferischen Geistern des Volkes die Sprache, und kündigte dadurch eine neue Literatur-Epoche, oder, was dasselbe sagt, einen neuen künftigen Aufschwung in allen Theilen des deutschen Staatslebens an. In der Fortbildung der Sprache drückt sich stets die jeweilige Entwicklungsstufe eines Volkes aus, und wo daher eine neue Epoche in der Literatur eintritt, steht auch eine politische Umgestaltung der Nation bevor.

Zu Folge der oben angedeuteten Regel bietet unsere Geschichte im achtzehnten Jahrhundert also den seltsamen Charakter dar, daß eine Reihe zusammenhängender Erscheinungen in höchst folgerichtiger Weise den fortgesetzten Staats-Verfall nachweisen, und daß zugleich eine Reihe von andern Phänomenen, welche eben so genau unter einander verknüpft sind, in nicht minder folgerichtiger Weise den bevorstehenden Eintritt einer höhern Kulturstufe der Deutschen anzeigen. Bei diesem Gegensatz der nationalen Entwicklung im achtzehnten Jahrhundert müssen die beiden sich widersprechenden Richtungen bei der Darstellung von einander getrennt werden, weil sonst die Begebenheiten im fortwährenden Widerspruch liegen würden, und das Verständniß derselben kaum möglich wäre.

Die innere Triebkraft der Zeit war nunmehr die Gährung der Geister, welche sich in der Literatur offenbarte; was daher für die Urgeschichte die alten Rechtsbücher sind, in denen sich die Seele der damaligen Volkszustände abspiegelte, das wird für die neuere Geschichte die Literatur. In der letzteren bildeten sich zuerst die Ideen für künftige Verhältnisse, und die Literär-Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts wirft darum bis auf die jüngste Gegenwart das hellste Licht auf den Gang der allgemeinen Entwicklung des Volkes. Um über diesen Klarheit verbreiten zu können, müssen wir etwas weiter ausholen.

Siebentes Hauptstück.

Die Anfänge einer neuen Literatur. Liscov.

(Vom Jahr 1730 bis 1758.)

Während sich die deutschen Verhältnisse nach dem Abschluß des westphälischen Friedens immer mehr zum Argen wendeten, zeigte sich gleichwohl schon gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts ein Mann in Thätigkeit, um Deutschland in der Bebauung der Wissenschaften auf die Höhe anderer Nationen zu stellen .... Gottfried Wilhelm von Leibnitz, der Sohn des Professors Friedrich Leibnitz in Leipzig. Mit vieler Sorgfalt von der bald verwittweten Mutter erzogen, und insbesondere mit gediegener klassischer Bildung ausgerüstet, warf sich Gottfried Wilhelm mit Eifer auf das Studium der Mathematik, und suchte hierin sehr verständig den Uebergang zur Ausbildung höherer philosophischer Wissenschaften. Das eigentliche Fach des jungen Gelehrten war die Jurisprudenz; er bestrebte sich indessen, auch diese geistig zu durchdringen, mittelst vielseitiger Forschungen einen Zusammenhang der Erkenntnisse zu ermitteln, und durch tieferes Denken überhaupt wahre Wissenschaft zu begründen. So führten ihn seine bedeutenden Studien zur Geschichte wie zur Philosophie, und in beiden Disciplinen leistete der begabte Mann Bedeutendes. In der Geschichte insbesondere unternahm Leibnitz so gründliche Quellen-Studien, daß er den folgenden Geschlechtern wesentlich vorarbeitete. Da er von seinem Fürstenhause, er war seit 1675 Bibliothekar und Hofrath des Herzogs von Braunschweig, den Auftrag erhalten hatte, eine Geschichte jenes fürstlichen Geschlechtes zu schreiben, so untersuchte er verschiedene Archive und Bibliotheken sowohl in Deutschland als in Italien, und machte bei dieser Arbeit sehr werthvolle Quellen-Sammlungen, deren Nützlichkeit sich bis auf die neueren Zeiten erstreckt.

In der Philosophie strebte er schon nach der Erkenntniß des Sinnes der Schöpfung, und stellte hierüber ein eigenthümliches System auf. Ihm

schien dem Gange aller Entwicklung, trotz den vielfachen Erscheinungen des Uebels, eine leitende Kraft zum Grunde zu liegen, welche nach einem bewußten Plane die verschiedenen Aeußerungen endlich auf Harmonie zurückführte. Dieses System entwickelte er 1710 in dem berühmten Werke: Essai de Théodicée. Trotz aller wissenschaftlichen Bedenken gegen das Ganze des Ideenganges, stellt das Werk doch im Einzelnen große Wahrheiten auf, und selbst abgesehen hievon, regte es jedenfalls das Denken in der damaligen Zeit auf eine wohlthätige Weise an.

Auch auf anderen Wegen beförderte Leibnitz das wissenschaftliche Streben sehr bedeutend, indem er nach dem Wunsche des Königs Friedrich I. von Preußen die Gesellschaft der Wissenschaften in Berlin einrichtete. Was ihn jedoch noch höher stellt, ist die Thatsache, daß er seinen schwunghaften Geist auch dem Leben unmittelbar zuwandte, und nicht bloß forschen, sondern auch handeln wollte. Leibnitz hatte als Patriot die Religionsspaltung der Deutschen tief beklagt, und da er dieselbe für ganz Europa als die Quelle großer Gefahren ansah, so faßte er den kühnen Gedanken, eine Verschmelzung der verschiedenen Glaubensbekenntnisse herbeizuführen. Ja er ging zur That selbst über, und verwendete zehn Jahre mit unermüdlichem Fleiß zur wirklichen Versöhnung der Religionsparteien. Dieß waren freilich nur Versuche, welche der Natur der Sache nach nicht gelingen konnten; indessen der Eifer und die Beharrlichkeit ihres Urhebers bei ihrer Verfolgung verdienen immer volle Anerkennung.

Durch die fortgesetzten mathematischen Studien gelangte Gottfried Wilhelm Leibnitz auch zu wichtigen Entdeckungen in diesem Fache, namentlich der Differential-Rechnung, und hier stellte er sich dem genialen Newton würdig zur Seite. Letzterer war auf anderem Wege zu demselben Ergebniß gekommen, und es entstand ein Streit, wem die Ehre der ersten Entdeckung gebühre; man entschied diesen Streit in England sogar zu Gunsten Newtons, allein seitdem ist anerkannt, daß beide Männer, ohne daß einer von des andern Erfindung gewußt hätte, selbstständige Urheber jenes wissenschaftlichen Fortschrittes waren.

Je mehr man in den eigentlichen Charakter von Leibnitz und in die Tiefen seines Geistes eindringt, als desto wichtiger erscheint dieser Mann. Er verband mit seiner tiefen Gelehrsamkeit einen so gesunden, praktischen Takt, daß er nicht nur alle Gebrechen der Zeit, sondern auch die Mittel zur Abhülfe klar erkannte. Der Grund aller Uebel lag in der Unfruchtbarkeit der Schulwissenschaften, dem theologischen Gezänk, der Unbehülflichkeit der Nation und dem Mangel an Thatkraft derselben. Leibnitz empfahl daher dringend eine gründlichere Behandlung der Naturwissenschaften, indem er so wahr aussprach, daß durch die Kenntniß der Naturgesetze die Menschen allein die Mittel erlangen können, ihr Leben angenehmer zu machen, und ihre Zustände überhaupt wesentlich zu verbes-

fern [1]). Zugleich erhob ſich Leibnitz mit dem größten Verdienſt wider den Hang der Deutſchen, nur immer nutzloſe Unterſuchungen über die beſte Art von Staatsverfaſſungen anzuſtellen, ohne jemals zur wirklichen Reform überzugehen, ohne hierin auch nur den Anfang praktiſcher Thätigkeit zu zeigen [2]). Aeußerſt merkwürdig iſt aber der Scharfblick, mit welchem Leibnitz den innern Verfall der damaligen Zeit erkannte, und geradezu Staatsumwälzungen in Europa vorausſagte, wenn man nicht andere Wege betreten werde [3]).

Endlich gab der große Gelehrte in ſeinen amtlichen Verhältniſſen merkwürdige Beweiſe von Freiſinn, Vielſeitigkeit und Duldung. Er hatte nämlich das leidige Amt des Cenſors zu beſorgen; doch die Art, wie er es that, könnte noch in unſern Zeiten manche heilſame Lehre geben. Mit ächter Wiſſenſchaftlichkeit ausgerüſtet, war Leibnitz ein Feind des einſeitigen Abſprechens, weil er wußte, wie verſchiedene Geſichtspunkte man einer und derſelben Sache abgewinnen könne. Er vermochte es daher nicht, Schriften zu unterdrücken, welche mit den herrſchenden Meinungen, oder auch mit den ſeinigen, im Widerſpruch ſtanden; und da er häufig auch an den ſcheinbar verkehrteſten Sätzen eine gute Seite entdeckte, ſo gewöhnte er ſich daran, überhaupt Jedermann ſeine Meinung ſagen zu laſſen [4]).

---

[1]) Wir theilen die merkwürdigſten Stellen aus Leibnitz, welche im hohen Grade Verwunderung erregen müſſen, nach Herder mit.

In Anſehung der Naturwiſſenſchaft ſprach er ſich alſo aus:

„Wir ſtecken im Felde der Wiſſenſchaften noch in den erſten Wegen. Ein Schickſal verhindert uns, daß wir die Schätze der Natur nicht ſorgfältiger aufſpähen und größern Nutzen daraus ziehen. Ich bin der Meinung, daß die Menſchen faſt unglaubliche Dinge zu Stande bringen könnten, wenn ſie mehreren Fleiß anwendeten.“

„Nichts iſt ſo ſchön und ſo befriedigend, als eine wahre Kenntniß vom Syſtem der Natur zu haben. Würden Viele dieß Studium liebgewinnen, ſo würde man weit gelangen, nicht nur in Rückſicht auf Bequemlichkeiten des Lebens und der Geſundheit, ſondern in Rückſicht auf Weisheit, Tugend und Glück; ſtatt deſſen, daß man ſich jetzt mit Kleinigkeiten abgiebt, die uns ergötzen, nicht aber vervollkommnen und veredeln.“

[2]) „Ich hatte im Sinn,“ ſagte Leibnitz, „mancherlei Gedanken, die das Wohl des Kaiſers und des Reichs betreffen, unter dem Namen: „Deutſche Rathſchläge“ ans Licht zu ſtellen; es iſt aber verdrießlich, Worte in den Wind zu verhauchen, und nach Art der Declamatoren, die in Schulen über die beſte Form der Republik zu Athen oder Karthago reden, Dinge vorzutragen, die Niemand anwendet.“

[3]) „So oft ich,“ lautete die merkwürdige Erklärung von Leibnitz, „den gefährlichen Zuſtand der Dinge um uns her, und dabei unſere Trägheit, unſere verkehrten Rathſchläge betrachte, ſo oft ſchäme ich mich unſer vor den Augen der Nachwelt. Offenbar geht es dahinaus, daß in Europa ſich alles drüber und drunter kehre, und doch beträgt man ſich, als ob alles in höchſter Sicherheit ſei, und als ob wir Gott ſelbſt zum Gewährsmann unſerer Ruhe hätten. Ueber Kleinigkeiten ſtreitet man, um's Große bekümmert ſich Niemand, ſo daß es Ekel und Ueberdruß macht, an die Geſchichte der gegenwärtigen Zeit nur zu denken. So gar ſehr beſtätigen wir Deutſchen die ungünſtigen Urtheile der Ausländer von uns durch unſer Betragen.“

[4]) Leibnitz ſelbſt erzählt hierüber folgendes:

„Niemand hat weniger Cenſurgeiſt, als ich habe. Sonderbar iſt's; aber mir gefällt das

Gottfried Wilhelm Leibnitz, vom Kaiser Karl VI. übrigens in den Freiherrnstand erhoben, war daher schon ein Vorläufer höherer Geistes-Kultur in Deutschland. Zugleich mit ihm wirkte ein zweiter Mann für den nämlichen Zweck, zwar in anderer Art, doch ebenfalls sehr wohlthätig. Christian Thomasius, Professor der Rechtsgelehrsamkeit in Leipzig, und später Mitglied des Schöppenstuhles in Halle, war zwar ein sehr frommer, ja selbst frömmelnder Mann; aber dennoch erhob sich sein Geist nicht nur über viele Vorurtheile seiner Zeit, sondern er besaß auch die Willenskraft, denselben sich handelnd entgegenzusetzen. Zu den Hauptgebrechen der damaligen Zustände gehörten die Tortur und die Hexen-Prozesse. Thomasius hatte in seinen Amtsverhältnissen mit beiden zu schaffen, und lernte aus der Erfahrung den Widersinn und die Unmenschlichkeit der einen wie der andern Verirrung noch näher kennen. Gestützt auf die Ergebnisse der Erfahrung, griff nun Thomasius die Verfolgung angeblicher Hexen im Kriminalwege als vernunftwidrig und selbst als widerrechtlich an.

In einer gelehrten Abhandlung vom Jahre 1701 eröffnete der menschenfreundliche Mann den Kampf, welcher in der That zur Milderung des Uebels führte. Hiernächst schrieb er auch eine besondere Abhandlung über die Grausamkeit und die Vernunftwidrigkeit der Tortur. War schon sein Auflehnen gegen das veraltete Vorurtheil der Hexerei von großen Kämpfen, Verdächtigungen und Verleumdungen begleitet gewesen, so war es die Opposition gegen die Tortur noch mehr. Dessenungeachtet erwirkten seine schlagenden Gründe auch in dieser Beziehung allmählig Linderung des Jammers. Die alten Juristen blieben zwar hartnäckig bei ihrem finstern Vorurtheile stehen; allein die zahlreichen Schüler von Thomasius nahmen seine Grundsätze an, und theilten sie in ihren verschiedenen Wirkungskreisen allmählig der Praxis mit. So ward denn die Folter freilich noch nicht ganz abgeschafft, doch immer seltener, und auch milder, bis sie endlich später dem höheren Lichte völlig weichen mußte.

Das Auftreten wider Vorurtheile ist ein weiteres Zeichen von anhebenden neuen Kulturzuständen, und so war denn Christian Thomasius ein zweiter Vorläufer des bevorstehenden geistigen Umschwunges. Er sollte es aber noch in einer andern Beziehung werden, und zwar durch die Wiederanregung deutscher Sprachbildung. In der ausschließenden Kultur fremder Idiome lag die Hauptursache des geistigen Verfalls Deutschlands, und die Grundbedingung jedes durchgreifenden praktischen Fort-

---

Meiste, was ich lese. Da ich nämlich weiß, wie verschieden die Sachen genommen werden, so fällt mir während dem Lesen meistens bei, womit man den Schriftsteller vertheidigen oder entschuldigen könnte. Sehr selten ist's, daß mir im Lesen etwas ganz mißfällt, obgleich freilich dem Einen dieß, dem andern das mehr gefallen möchte. — Ich bin einmal so gebauet, daß ich allenthalben am liebsten aufsuche und bemerke, was lobenswerth ist, nicht was Tadel verdienet."

schritte, war die Anwendung der deutschen Sprache auf Kunst und Wissenschaft.

Auch hierin ging Christian Thomasius voran, indem er schon zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts (1688) in Leipzig deutsche Vorlesungen hielt. Da ihn seine Schüler, aus Liebe zu dem verdienten Lehrer, nach Kräften unterstützten, so hatte die wohlthätige Neuerung schon zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts praktische Folgen. Es bildete sich nämlich um diese Zeit die Sitte, wissenschaftliche Fragen auch in der vaterländischen Sprache zu erörtern, und allmählig wurden für solchen Zweck sogar eigene deutsche Zeitschriften gegründet.

Was Thomasius mit Erfolg begonnen hatte, wurde von Gottsched, erst Hauslehrer, dann Professor in Leipzig, schon viel weiter geführt. Gottsched ging planmäßig darauf aus, den Gebrauch der deutschen Sprache in wissenschaftlichen Gegenständen noch mehr zu erweitern, ja er suchte sogar eine neue Literatur der Deutschen zu schaffen. Zu dem Ende hielt er nicht nur seine Vorlesungen deutsch, stiftete er nicht bloß verschiedene periodische Zeitschriften, sondern strebte er auch, eine besondere Schule zu gründen, die sich unter seiner Leitung über ganz Deutschland verbreiten sollte. Der genannte Professor wollte dadurch freilich Ruhm erwerben, er besaß ferner wenig guten Geschmack, und wollte dessenungeachtet den obersten Kunstrichter Deutschlands bilden; gleichwohl wurde seine Wirksamkeit ganz entschieden wohlthätig. Was den damaligen Zuständen zunächst Noth that, war die Verdrängung der fremden Sprachen; gleichsam wie das Kind vor allem sprechen lernen muß, so stellte sich für die Gebildeten jener Zeit die Aufgabe, zunächst nur an die vaterländische Sprache sich zu gewöhnen, die Handhabung derselben in dem schriftlichen Ausdruck sich anzueignen. Stylübungen waren nothwendig, und diese veranlaßte Gottsched, welcher seine Wirksamkeit in den 1720er Jahren zu Leipzig eröffnete, nach sehr vielseitigen Richtungen. Da er die Gabe besaß, seine Schüler für sich einzunehmen, so schlossen diese einen engen Kreis um ihn, der sein Ansehen wie seine Wirksamkeit erhöhte. Es vermehrten sich die literarischen Klubbs oder Gesellschaften in Deutschland, und wurden unter einander dadurch in eine gewisse Verbindung gebracht, daß sie Gottsched als leitende Autorität anerkannten. Endlich bildete sich auch eine Art von Propaganda für bessere Ausbildung der deutschen Sprache, indem die zahlreichen Schüler Gottscheds in ihrer Heimath nach der Anleitung ihres Meisters wirkten.

Die literärische Thätigkeit wurde nun sehr groß. Gottsched selbst schrieb sehr viel, über Dichtkunst sowohl als über Beredtsamkeit, und vor allem über die Sprachlehre. Seine Schüler verbreiteten alle diese Schriften nicht nur sehr eifrig, sondern wollten ebenfalls die Fülle der Produktionen nachmachen. Hiernächst suchte Gottsched der deutschen Literatur auch durch Kritik aufzuhelfen, und benützte dazu vornehmlich einige Wo-

chenschriften. Darin war er freilich eben so mittelmäßig, als in den eigenen Produktionen, weil er nur gewöhnliche Geistesgaben besaß; seine Urtheile waren eben so oft schief, als sein Geschmack verschroben war, dessenungeachtet erwarb er sich das bedeutende Verdienst, die Gebildeten der Nation zur Bebauung der vaterländischen Sprache mächtig angeregt zu haben. Daß Gottsched in seiner Zeit wirkte, ist unverkennbar, denn er war eine Zeit lang der allgemeine Mittelpunkt der geistigen Thätigkeit; daß er wohlthätig wirkte, ist eben so unläugbar, da er wirklich eine neue Literatur-Periode vermittelte. Zu seiner Zeit war die Anregung zum deutschen Sprach-Studium das Nothwendigste; diese brachte er in mächtiger Weise hervor: mochte er dabei immer viele geschmacklose Schriften unter das Volk geschleudert haben, nach einmal angeregter literärischer Thätigkeit mußten schon die Männer kommen, welche sich dem schlechten Geschmack widersetzten und durch Aufstellung von Mustern die gebildeten Produktionen eröffnen würden. Das bewährte sich bald; denn noch zu Gottscheds Zeiten erschien der wirkliche Schöpfer der neuen deutschen Literatur .... Christian Ludwig Liscov, im Jahr 1701 zu Wittenberg im Mecklenburgischen geboren.

Liscov, der Sohn eines Pfarrers, war mit Sorgfalt klassisch gebildet worden, und hatte die Studien so gediegen in sich verarbeitet, daß er nicht das todte Wissen, sondern den lebendigen Geist der Alten in seine Seele übertrug. Dadurch nahm seine Bildung nicht die verkrüppelte und niederbeugende Richtung der Nachahmung, sondern erhob sich zu selbstständiger Produktionskraft. Außer dem Studium der Alten beschäftigte sich Liscov viel mit der französischen Literatur, namentlich den Schriften von Montaigne, mehr um seiner skeptischen Natur Nahrung zu verschaffen, als dort Vorbilder für die Schreibart zu suchen. So erwarb er sich denn eine Fülle von Kenntnissen, ohne je der gedankenlose Nachahmer zu werden. Die Vielseitigkeit des Wissens, durch scharfes Urtheil gesichtet, gab ihm Selbstvertrauen, mit dem sich durch den gebildeten Geschmack auch Leichtigkeit in der Behandlung der Form verband. Die Gesetze des Schönen lagen schon als angeborne Keime in seiner reichen Natur; durch die Lektüre der Alten nur befruchtet und entwickelt, nicht künstlich aufgeimpft, bewegten sie nun als bildnerische Triebkräfte sein innerstes Wesen, und gaben allen seinen Gedanken eine edle, eigenthümliche Gestaltung. Liscov beherrschte mit Grazie die deutsche Sprache, und gab ihr eine Biegsamkeit, Fülle, Kürze und Klarheit, welche in jenen rauhen Zeiten unmöglich zu sein schienen. Zugleich war seine Schreibart in hohem Grade rein, einfach und präzis, und aus dem wirklichen Geiste unserer Sprache hervorgegangen. Da er noch überdieß Prosa schrieb, so war eine gänzliche Umwandlung des deutschen Wesens eingetreten: die Nation hatte, statt des barbarischen Gemengsels vom Lateinischen, Griechischen, Französischen und Deutschen, eine reine, schöne deutsche Sprache.

Was den Gegenstand seiner Schriften anbetrifft, so zeigte sich Liscow auch in dieser Beziehung als der Begründer einer neuen Literatur. Durch Gottsched und seine Schüler war nicht nur der eigenthümliche Hang der Deutschen zur Vielschreiberei bedeutend genährt, sondern auch eine Masse von geschmacklosen Schriften verbreitet worden. Zugleich erwiesen die schlechten Schriftsteller einen heftigen Eigendünkel, und verspotteten die Rathschläge einer gediegenern Kritik. Sie trieben nunmehr einen solchen Unfug, daß vor allem ihrer Wirksamkeit Einhalt gethan werden mußte, wenn ein guter Geschmack aufkommen sollte. Die Literatur glich einem Garten, in dem das Unkraut alles Gute verdrängen will; es mußte gejätet werden, und das erkannte Liscow bei Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn auf den ersten Blick. Er trat daher sogleich kämpfend gegen die Geschmacklosigkeit auf, und zwar in einer Art, welche abermals seine großen Gaben erwies. Mit Ernst würde nämlich wider seine eingebildeten und groben Gegner wenig ausgerichtet worden sein; Ironie und Spott war vielmehr die rechte Waffe, und diese wählte sich denn Liscow. In den 1730ger Jahren schrieb er ein Buch, worin er die Nothwendigkeit der schlechten Schriftsteller, oder nach seinem witzigen Ausdruck, der elenden Scribenten, gründlich zu erweisen versprach. In diesem Schriftchen schüttete er eine solche Fülle des ächten, geistreichen Hohnes über alle Sudler aus, daß sie in der gebildeten Welt allgemein der Gegenstand des Gelächters wurden.

Wie weit die Geschmacklosigkeit schon gekommen war, wollen wir nur durch ein Beispiel nachweisen. Einer der erbärmlichsten Schriftsteller jener Zeit, Professor Philippi, hatte vermeintliche Muster der Beredtsamkeit drucken lassen, und darin dem Kurfürsten von Sachsen unter anderem betheuert: „Seine treuen Unterthanen würden bei seinen Reisen ihre Herzen auf den Weg legen, damit er wie auf Polstern sanft über die Landstraßen fahren könne!“

Diesen und ähnlichen Unsinn, welchen Philippi noch überdieß beharrlich als schön vertheidigte, geißelte nun Liscow mit unvergleichlicher Laune. Da er zugleich die elenden Scribenten alle bei dem Namen nannte, außer Philippi auch Sievers, Hillige, Manzel, Radigast und andere, so erlangte seine Ironie eine um so größere Wirkung. Für die eingebildeten Schreiber mochte sie vielleicht ohne Folgen bleiben, allein der Nation öffnete sie die Augen, und zeigte ihr den Weg zu Bildung und Geschmack.

Neben der Verhöhnung der erbärmlichen Schriftsteller deutete Liscow durch seine geistvolle Ironie auf viele andere wunde Stellen des damaligen Volkslebens hin, und kämpfte, im Gewande des Scherzes, insbesondere sehr nachdrücklich für die Rechte der Vernunft und der Geistesfreiheit. Mit der feinsten Ironie griff er den Despotismus im Staate, wie

in der Kirche an, und seine Wendungen sind so geistvoll, daß sie auch auf unserer gegenwärtigen Bildungsstufe noch Genuß gewähren.

Dieß werden die schönen Stellen beweisen, welche wir aus der Schrift über die elenden Scribenten unten in der Note einrücken [1]). Wen-

[1]) „Ein Bürger muß gehorchen, und ein Christ muß glauben. Wer seiner Vernunft nachhänget, der taugt zu beiden nicht. Wie viel Böses kann die Vernunft in dem Staate und der Kirche nicht stiften? Wer über die Befehle der Obrigkeit grübelt, und sie vor den Richterstuhl seiner Vernunft stellet, muß sie nothwendig schlecht beobachten, wenn sie ihm unvernünftig scheinen. Daher entstehet dann ein Ungehorsam und eine Widerspenstigkeit gegen die Obrigkeit, die endlich zu einer offenbaren Rebellion ausschlagen, und einen ganzen Staat umkehren kann. Man kann also sagen, daß die Vernunft die einzige Quelle aller Rebellion sei, und noch ist kein Rebelle gewesen, der nicht seinen Aufstand dadurch zu beschönigen gesucht hätte, daß die Befehle seiner Obern ungerecht und folglich unvernünftig wären."

„Wer sich zu klug dünket, seinen geistlichen Führern einfältiglich und blindlings zu folgen, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes, geräth auf Irrwege, und verfällt endlich in das abscheuliche Laster der Ketzerei. Und gesetzt, er verfällt so weit nicht, so ist auch der geringste Widerspruch einem Geistlichen verdrießlich; denn, da diese ehrwürdigen Personen von der Wahrheit ihrer Lehren, und der Aufrichtigkeit und Unschuld ihrer Absichten überzeugt sind: so muß es sie nothwendig schmerzen, wenn man sie mit vernünftigen Einwürfen ängstiget, und alles, was sie sagen, meistert. Die Vernünftler thun dieses. Wie übel würden also unsere Lehrer nicht daran sein, wenn alle ihrer Vernunft zu vielen Willen ließen? Sie würden mit Furcht und Zittern die Kanzel betreten, und ihr Amt mit Seufzen thun; welches uns doch nicht gut ist."

„Nicht allein aber die Geistlichen würden bei einem allgemeinen Gebrauche der Vernunft übel fahren; sondern es würden auch andere Professionen ihre Rechnung nicht dabei finden. Man bedenke nur z. E., ob, wenn die Menschen ihre Vernunft allemal zu Rathe zögen, die Richter und Advokaten wohl das liebe Brod haben würden? Ein jeder würde lieber einen geringen Schaden leiden, und sich mit seinem Widersacher in der Güte vertragen, als sich in einen langwierigen Prozeß einlassen, der, wie es die Erfahrung lehret, allemal zum Verderben der beiden Parteien gereichet."

„Einer der besten Scribenten bekennet aufrichtig, daß die Vernunft ein gefährliches Werkzeug in der Hand desjenigen sei, der sich derselben nicht mit Vernunft, das ist, ordentlich und mäßig zu gebrauchen weiß. Wie könnte man also sicherer gehen, als wenn man denen folget, die ihr Amt verbindet, für die Seelen zu sorgen, und die also am geschicktesten sind, von den Kräften der Seele zu urtheilen, und uns Regeln zu geben, wie dieselben ohne Gefahr gebraucht werden können? Diese Seelsorger nun sehen die Vernunft als ein wildes, unbändiges, reißendes und gefährliches Thier an, dem man Zaum und Gebiß ins Maul legen muß, und mit welchem nicht auszukommen ist, wofern es nicht an eine starke Kette geschlossen wird."

„Es ist wahr, sie sind über die Länge dieser Kette sehr uneinig: allein darin stimmen sie doch alle überein, daß die Vernunft angeschlossen sein müsse. Nur mit diesem Unterschied."

„Einige wollen, die Kette müsse fein lang sein, damit die Vernunft, bei einer mäßigen Freiheit, ihre Bande desto geduldiger trage. Andere dagegen behaupten: „Man müsse die Vernunft so kurz als möglich binden."

„Wenn es mir indessen erlaubt ist, meine unvorgreifliche Meinung zu sagen; so halte ich dafür, daß man diese Schranken so enge machen müsse, als nur immer thunlich ist, und daß diejenigen der Wahrheit am nächsten kommen, welche glauben, man müsse die Vernunft fein kurz anschließen. Ich bin auch versichert, daß es nicht übel gethan sein würde, wenn man sie beständig geknebelt, und an allen Vieren gebunden, liegen lassen wollte. Ja, wenn

gleicht man den Styl derselben mit jenem der Aktenstücke aus derselben Zeit [2]), so findet man, daß Liscov eine gänzliche Regeneration der deutschen Sprache hervorgebracht hat. Seine Schreibart steht so hoch, daß sie von den Prosaisten der nächsten Jahrzehende bei weitem nicht fortgeführt, sondern erst von den 1760er Jahren an wieder erreicht und endlich übertroffen werden konnte.

Liscov war durch seine feine Bildung, edle Sprache und wirklich geistvolle Satyre keine Lektüre für das Volk, sondern nur für die höhern Stände. Dagegen ging aus der Schule Gottscheds ein Satyriker für das Volk hervor, Rabener, welcher Lokalzustände und die kleinern Verhältnisse des Lebens zum Gegenstand seines Spottes machte. Obgleich ein Zeitgenosse Liscovs, steht er sowohl im Wesen, als in der Form seiner Produktionen, tief unter ihm. Liscov war der geborne Satyriker, in welchem die Quelle der Laune durch ihren Reichthum von selbst strömte, und ihn zum Hohne zwang; Rabener wollte hingegen den Geist der Satyre an römischen Dichtern künstlich erlernen. Jener schuf Original-Kunstwerke, dieser Schul-Exerzitien; jener war eine freie Seele, welche den Despotismus bekämpfen wollte, und daher seine beißenden Rügen kühn gegen die öffentlichen Zustände selbst wendete; der andere war hingegen zu furchtsam, um sich an die Gewaltigen des Tages zu wagen, er beschäftigte sich daher nur mit den Thorheiten von Privatpersonen in den mittleren Ständen. Sein kühnster Angriff gilt nur hie und da dem Adel. Da er übrigens ganz die Sinnesart der mittlern Stände hatte, und die Vorfälle des täglichen Lebens in diesen Kreisen mit Treue aufgriff, so wurde er der Liebling des Volkes. Seine Satyren hatten keinen Anspruch auf Kunst zu machen, wirkten dessenungeachtet aber nützlich.

Noch größere Wirkung auf die mittlern Stände brachte ein zweiter Zeitgenosse hervor, Christian Fürchtegott Gellert aus Haynichen, welcher vornehmlich die Fabel zu seinem Fache wählte. Gellert repräsentirte nicht nur den Hausverstand, sondern auch die gemüthliche Richtung der deutschen Mittelklassen, und wurde dadurch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts vor allen andern der beliebteste Volksdichter. Seine Fabeln waren lehrreich, und wenn sie auch den Regeln der Kunst nicht entsprachen, so trafen sie in einer gewissen gefälligen Form doch den damaligen Volksgeschmack ganz entschieden. Gellert war freilich überreizt, weichlich und frömmelnd; aber es lag diese Richtung vielfach in der Zeit, und konnte also seiner Popularität keinen Eintrag thun. Trotz aller Mängel gingen vielmehr seine Fabeln unmittelbar in's Volk über, und

ich aufrichtig sagen soll, wie mir's um's Herze ist: so halte ich dafür, das sicherste sei, ihr das Genicke zu brechen; denn so könnte sie gar nichts Böses mehr anrichten, und man wäre aller Mühe und Sorge auf einmal los."

2) Man sehe nur die Amtssprache unter Karl VI., also zur Zeit Liscovs, in den Noten des fünften Hauptstücks.

PARSONS LIBRARY
University of
MICHIGAN

wurden sogar bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts von der Jugend der mittlern Stände auswendig gelernt. Gellert erlangte nun eine weit größere Wirksamkeit, als selbst Gottsched, und ebenfalls in nützlicher Weise, weil seine Fabeln sittlich gehalten waren, und der Sprache der untern Stände wesentlich aufhalfen.

Gleichzeitig mit den schönwissenschaftlichen Gesellschaften Gottscheds hatte sich eine solche auch in der Schweiz gebildet, und zwar unter der Leitung Bodmers zu Zürich. Bodmer und seine Freunde waren gleichfalls von dem Eifer durchdrungen, eine bessere deutsche Literatur anzubauen, und gaben zu dem Ende Wochenschriften für produktive und kritische Leistungen heraus. Gottsched, welcher von Leipzig aus, der berühmtesten Universität jener Zeit, die literarische Republik regierte, besaß einen viel größern Einfluß und Anhang, als die Schweizer; allein diese fanden an seinem Geschmack Anstoß, und suchten darum seine Autorität zu untergraben. Nachdem schon in den 1730ger Jahren kleinere Konflikte sich erhoben hatten, wurden Bodmer und seine Freunde durch das Auftreten Liscovs endlich bewogen, wider die Leipziger Diktatur förmlich Sturm zu laufen. Liscov stellte sich nicht feindlich zu Gottsched; allein als Repräsentant der geistigen Freiheit drang er in seinen bedeutenden Schriften überall auf unabhängigen Sinn und auf das Recht der Freimüthigkeit, so wie des selbstständigen Urtheils. Dieß geschah mit einem solchen Erfolg, daß insbesondere die schweizerischen Literatoren von seinen Grundsätzen begeistert wurden, und dieselben jetzt gegen die Machtsprüche Gottscheds anwendeten. Von dem Jahre 1740 an entstand nun ein heftiger Streit zwischen Zürich und Leipzig, in welchem Bodmer und seine Anhänger den bessern Geschmack wider Gottsched vertheidigten. Die Schweizer waren gegen Liscov freilich nur mittelmäßige Talente, und noch überdieß in eifernde Frömmelei versunken; indessen in der Kritik hatten sie gleichwohl etwas bessere Grundsätze als ihr Gegner. Auch dieser Streit, der endlich zur Niederlage Gottscheds führte, war der deutschen Literatur sehr förderlich, indem er nicht nur die Strebekräfte anregte, sondern auch durch Erwecken des Nachdenkens zur Verbesserung des Geschmackes beitrug.

Als das Ansehen Gottscheds gesunken war, bildeten die begabtesten Schüler desselben mit andern hervorragenden Männern in Leipzig einen neuen Verein, um höhere Leistungen in der Literatur zu erzielen. Ihr Organ war eine Zeitschrift: „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes," welche später unter dem Namen der „Bremer Beiträge," sehr berühmt wurde. An der Spitze des Vereins standen Gärtner, Cramer und Adolph Schlegel; später folgten Rabener, Gellert, Zachariä, und endlich auch der beste Dichter jener Zeit, Friedrich v. Hagedorn, aus Hamburg. Hagedorn, mit wirklichem Beruf zur Poesie ausgestattet, war ein heiterer, geistreicher Weltmann, und derselbe Charakter

drückte sich auch in seinen Gedichten ab. Er wollte, statt Frömmelei und Trübsinn, Fröhlichkeit und Lebenslust verbreiten, und seine Lieder priesen daher alle anständigen Freuden des Lebens. Da der Dichter sowohl Geist als Kenntnisse besaß, so hielten sich seine Produktionen, trotz des Studiums der Alten und der französischen Literatur, von sklavischer Nachahmung frei, und zeigen schon einen Anfang von Originalität. Endlich hatte Hagedorn auch kritische Anlagen, und näherte dadurch seine Gedichte den Regeln der Kunst.

Die Verfasser der Bremer Beiträge hatten sich die bestimmte Aufgabe gesetzt, durch eigene Produktion Muster und durch eine reifere Kritik Regeln für einen bessern Geschmack in der Literatur aufzustellen. Im kritischen Talent zeichnete sich vornehmlich Gärtner aus, weil er sich schon zu dem Grundsatz emporgeschwungen hatte, daß man gegen alle Stümper unbarmherzig verfahren, überhaupt als Kunstrichter strengen Ernst entwickeln müsse. Bei solchen kritischen und produktiven Kräften mußten die Bremer Beiträge natürlich viel besser wirken, als die Zeitschriften Gottscheds und der Schweizer. Das zeigte sich bald in der allmähligen Verbesserung des Geschmackes, in den reinern Formen, und dem größern Fleiß, welchen die Schriftsteller auf die Verarbeitung ihrer Ideen verwendeten. So hatten denn die Bremer Beiträge in der Geschichte der deutschen Literatur gewissermaßen Epoche gemacht; das gesammte geistige Schaffen zeigte aber an, daß im deutschen Volk, trotz des fortgesetzten Staatsverfalls, schon die inneren Strebekräfte für eine höhere Kulturperiode in Thätigkeit waren.

Achtes Hauptſtück.

Fortgang der Staatsgeſchichte. Maria Thereſia von Oeſtreich und Friedrich der Zweite von Preußen.

(Vom Jahr 1738 bis 1745.)

Nach dem Wiener Definitiv-Frieden vom 18. November 1738 ſchien endlich die Möglichkeit gegeben zu ſein, durch eine längere Ruhe die innere Kräftigung Deutſchlands wieder zu befördern, da zwiſchen den verſchiedenen Mächten die hauptſächlichſten Streitigkeiten beigelegt waren. Allein unglücklicherweiſe geſtalteten ſich die Verhältniſſe des Kaiſerhauſes in der Art, daß wieder innere Zerwürfniſſe oder Bürgerkriege in Ausſicht traten, welche von Neuem die Beſorgniß fremder Einmiſchung erregten. Nach der Verabfaſſung der pragmatiſchen Sanktion war dem Kaiſer Karl VI., außer zwei Töchtern, auch ein Sohn geboren worden; letzterer ſtarb aber ſchon nach ſechs Monaten, und fortan blieb Karl VI. ohne männliche Nachkommenſchaft. Die pragmatiſche Sanktion, welche für dieſen Fall genaue Beſtimmungen über die Erbfolge gegeben hatte, war von allen Betheiligten keineswegs anerkannt worden; es widerſprach insbeſondere Kurbaiern, und es war darum bei dem Ableben des Kaiſers eine gefährliche Kriſis zu erwarten. Karl VI. konnte nur wenig thun, um ſein Haus für die Gefahr vorzubereiten, denn das Land wie die Staatskaſſe waren erſchöpft, und neue Hülfsquellen zu eröffnen, war jenem Monarchen nicht gegeben. Unter bedenklichen Anzeichen näherte ſich derſelbe ſchnell ſeinem Lebensende.

Während Oeſtreich in ſolcher Weiſe an Macht und Kräften abnahm, entwickelte ſich umgekehrt der brandenburg-preußiſche Staat unter der Leitung Friedrich Wilhelms I. immer kräftiger. Dieſer König ſetzte ſeine Sparſamkeit und bürgerliche Lebensart beharrlich fort; er unterſtützte Fabriken und Gewerbe, und widerſetzte ſich aus allen Kräften dem Luxus. Von ſeinen Erſparungen verwendete er ſo viel auf das Heer, daß er daſſelbe

endlich bis zu 75,000 Mann erhöhte; dessenungeachtet vermehrte er fortwährend auch seinen Schatz. Um in allem den Gegensatz von Oestreich zu bilden, hatte Friedrich Wilhelm I. mehrere begabte Söhne, während Karl VI. über das Aussterben der Manneslinie seines Hauses trauern mußte. Unter den Söhnen des preußischen Königs zeichnete sich vornehmlich der älteste, Friedrich, schon als Jüngling durch ungewöhnliche Geistesgaben aus. Er faßte schnell, urtheilte scharfsinnig, und zeigte Anlagen eines tiefern Denkers. Durch seinen Erzieher in die französische Literatur eingeführt, ward er ein inniger Verehrer derselben, und nunmehr eifrig bemüht, die empfangenen Eindrücke in seinem Innern zu verarbeiten. Er las die ältern wie die neuern französischen Dichter mit Begeisterung, und übte sich selbst in der Verfertigung von Versen. Zugleich liebte er die Tonkunst, und erlangte in der Flöte, die er mit großem Fleiß zu spielen lernte, viele Geschicklichkeit. Da er im Fortschreiten seiner geistigen Entwicklung seine Aufmerksamkeit auch tiefern Forschungen, namentlich der Philosophie, zuwandte, so kündigte alles an, daß ein ungewöhnlicher Mann einst den preußischen Thron besteigen werde.

Friedrich gehörte schon nach seinen Anlagen der freisinnigen Richtung an; die Wahl seiner Lektüre führte ihn aber in dieser Bahn noch weiter, denn sein Lieblings-Schriftsteller war Voltaire. Begierig nahm er nun alle kühnen Ideen in sich auf, und je feuriger er sie verfolgte, desto mehr setzte sich in seinem Innern eine Opposition gegen die herrschenden Meinungen der Zeit an. Wo sich daher ein Kampf des Alten mit dem werdenden Neuen entspann, war er im Stillen der Anhänger der Reformer. Als z. B. die Pietisten den berühmten Philosophen Wolf in Halle angriffen, und dieser Stifter einer neuen Schule von Halle vertrieben wurde, wandte Friedrich seine Neigung dem Verfolgten zu.

Bei solchen Eigenschaften mußte der preußische Thronerbe an sich schon gegen die Sinnesart seines Vaters einen großen Kontrast bilden; andere Neigungen verwandelten jedoch die Abweichung vollends in einen schneidenden Gegensatz. Der König verachtete nicht nur die Wissenschaften, sondern auch die feinere Lebensart; der Thronerbe trug dagegen den Geschmack, welchen er aus der schönen Literatur geschöpft hatte, auf die äußere Haltung über, und liebte auch in den Kleidern die schönern Formen. Friedrich Wilhelm I. schon über die wissenschaftliche Richtung seines Kronprinzen heftig erzürnt, ärgerte sich noch mehr an den eleganten Moden desselben, und ließ ihm seine Schmucksachen öfters mit Gewalt abnehmen. Er setzte sich nun noch leidenschaftlicher wider die geistigen Beschäftigungen, ja selbst gegen die Kunstübungen Friedrichs, so daß dieser beide nur heimlich treiben durfte. Die derbe Weise des Königs artete häufig in Rohheit aus; gewohnt, seine Untergebenen höchsteigenhändig zu prügeln, mißhandelte er auch seine erwachsenern Kinder öfters durch Faustschläge. Friedrich und seine gleichgesinnte Schwester, Friederike So-

phie, nachmalige Markgräfin von Baireuth, hatten am meisten zu leiden; ja selbst das Leben des Thronerben war durch den Jähzorn des Königs zuweilen gefährdet. Im Innern des Familienlebens herrschte durch den Despotismus des Königs eine öde, dumpfe Stille; die Kinder fürchteten, aber liebten nicht das Familienoberhaupt, und sehnten sich weit weg. Als der älteste Sohn endlich einige Widersetzlichkeit verrieth, wurde Friedrich Wilhelm I. noch härter. Sein Thronerbe, allmählig zur Verzweiflung gebracht, faßte nun den Plan, den Mißhandlungen seines Vaters sich durch die Flucht an den englischen Hof zu entziehen. Bei Gelegenheit einer Reise nach Wesel, auf welcher der Kronprinz den König begleitete, sollte der Vorsatz ausgeführt werden; allein er war verrathen worden, und so wurde denn Friedrich mit seinem Begleiter, v. Katt, einem jungen Gardeoffizier, auf der Flucht angehalten.

Es läßt sich leicht denken, daß der Zorn des rauhen Vaters nun in der größten Heftigkeit sich äußern werde; gleichwohl überstieg die Wuth desselben auch noch die ängstlichsten Erwartungen. Schon bei dem ersten Zusammentreffen mit Friedrich würde der Vater den Sohn mit dem Degen durchbohrt haben, wenn ihm nicht einige Generäle in den Arm gefallen wären. Nach Vereitelung dieser Absicht beschloß aber der harte Vater sogar die Hinrichtung seines Sohnes auf dem Justizwege, indem er ihn durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilen lassen wollte. Die Generäle, welche dasselbe bildeten, waren indessen edle Männer, voll von Selbstständigkeit und Unerschrockenheit. Unbekümmert um den Zorn des unumschränkten Machthabers, allen Gefahren trotzend, verweigerten sie standhaft die Verurtheilung des Thronerben, dessen Rechte als Reichsfürsten hervorhebend. Solche Größe erschütterte den gewaltthätigen König: er gab nach, und Friedrich war gerettet. Nicht so Katt, der Begleiter des Kronprinzen. Friedrich Wilhelm I. wollte durchaus Blut haben; obgleich also auch Katt von dem Kriegsgericht des Todes nicht für schuldig erkannt werden konnte, setzte die unumschränkte Herrschermacht dennoch die Hinrichtung des Unglücklichen durch. Friedrich, welcher mit Katt auf der Festung Küstrin eingesperrt worden war, wurde sogar gezwungen, der Hinrichtung seines Getreuen durch das Schwert zuzusehen. Dieß war eine Grausamkeit, welche dem Namen Friedrich Wilhelms I. den größten Flecken angehängt hat. Sein Thronerbe litt bei der unmenschlichen Tortur auf das furchtbarste, und verfiel längere Zeit in gefährlichen Trübsinn.

Nach vielen Anstrengungen wohlwollender Männer, die Eintracht zwischen Vater und Sohn wieder herzustellen, wurde Friedrich der Gefangenschaft in Küstrin endlich entlassen, und nach Berlin zurückgerufen. Durch Nachgiebigkeit stellte er jetzt wirklich ein besseres Verhältniß zu dem Vater her. Als er sich hiernächst, nach dem Willen des letztern, mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig vermählt hatte,

so konnte er auf seiner Herrschaft Ruppin, einem Geschenke des Königs, nunmehr eine besondere Hofhaltung einrichten. Jetzt fühlte sich Friedrich überaus glücklich. Des vertrauten Umgangs mit seiner Gemahlin enthielt er sich freilich ganz, obgleich dieselbe sehr geistreich und liebenswürdig war; dafür lebte er mit voller Lust seiner Liebe zu Kunst und Wissenschaften. In Rheinsberg, einem Schlosse seiner Herrschaft, versammelte er einen kleinen Kreis gleichgesinnter Männer um sich, und erfreute sich mit ihnen an den Studien. Er setzte die Lektüre der französischen Literatur eifrig fort, dichtete selbst, trieb Musik und beschäftigte sich noch überdieß mit der Philosophie. In dieser glücklichen Zeit suchte er ein näheres Verhältniß zu Voltaire einzuleiten.

Am 8. August 1736 schrieb er einen Brief in französischer Sprache an ihn, worin er neben der Begeisterung für die schönen Wissenschaften überhaupt seine hohe Meinung von den Werken Voltaire's ausspricht. Sein Urtheil war freilich keineswegs richtig, da er so sehr fehlgriff, die Dichtungen der Franzosen über jene der Griechen zu stellen; allein dessenungeachtet bleibt jener Brief ungemein wichtig. Aus der harten Herrschaft des Grundeigenthums in der Urzeit, aus der Gliederung der Gesellschaft in Frowen und Schalke (Herren und Sklaven) hatte sich ein übertriebener Stolz der Adelsgeschlechter und eine maßlose Verachtung des Bürgerstandes bis in's achtzehnte Jahrhundert übergetragen. Die Unterthanen gingen aus den Schalken hervor, und die Verwandlung erfolgte sehr spät und langsam. Ueberbleibsel der Leibeigenschaft, oder wenigstens Spuren derselben, waren noch genug vorhanden, der Adel erschrak also vor jeder Berührung mit den Nachkommen der alten Schalken. Wo auch der urgeschichtliche Ständeunterschied in dem Bewußtsein der gegenwärtigen Geschlechter untergegangen war, ahneten ihn die Adeligen gleichsam durch Instinkt, und sonderten sich auf das strengste von den Bürgern. Dieß geschah im achtzehnten Jahrhundert beinahe noch entschiedener als früher, weil die Macht der Städte gebrochen und ihr Reichthum verschwunden, umgekehrt hingegen die Gewalt der Landesherren ganz unumschränkt geworden war. Früher hatte die Waffenübung der Bürger dem Adel noch einige Achtung abgedrungen, und ihr Reichthum den Fürsten Rücksichten auferlegt. Seitdem aber die Landesherren die Bürger wieder als rechtlose Leute und nicht viel besser, als die Schalken der Urzeit behandelten, theilte sich die Verachtung derselben von Seite der Fürsten auch dem Adel mit. Letzterer hätte durch die Auflösung seiner frühern Selbstständigkeit und durch seine Umwandlung in eine Hofdienerschaft freilich auch Ursache zum Erröthen gehabt; indessen die Fürsten zeichneten ihn doch noch einigermaßen aus, und begünstigten ihn wenigstens der Regel nach vor den verachteten Bürgern. Daher kam es nun, daß selbst ein bürgerlicher Gelehrter an einer adeligen Tafel nicht leicht, oder nur mit

Zeichen der Geringschätzung, an einer fürstlichen hingegen niemals geduldet wurde, und wäre er auch das größte Genie gewesen.

Die abgöttische Verehrung der französischen Sprache vermehrte noch die Schmach des deutschen Volkes, indem man den Stände-Unterschied nur auf die Deutschen, keineswegs auf die Franzosen ausdehnte. Während deutsche Hofmeister oder Pfarrer vom Bürgerstande nur zu dem Gesinde gerechnet, selbst gelehrte Doktoren nur den Lakaien gleich geschätzt wurden, behandelte man französische Perückenmacher wie Freiherrn und Grafen. Leider beförderten viele Gelehrte ihre Schmach selbst durch unwürdigen, dienenden Geist. Sie beugten sich so demüthig, sie schmeichelten so sklavisch und krochen in einer Weise, daß sie die tiefste Verachtung fremder Beobachter verdienten.

Diesen Zustand der Dinge mußte man wissen, um die Wichtigkeit des Briefes Friedrichs von Preußen an Voltaire einzusehen, welchen wir in der Anmerkung deutsch mittheilen *). Welche Umwandlung der Ver-

---

*) Mein Herr!

Obgleich ich nicht die Genugthuung habe, Sie persönlich zu kennen, so sind Sie mir doch sehr wohl bekannt durch Ihre Werke. Es sind dieß Geistesschätze, wenn man sich so ausdrücken darf, Arbeiten von solchem Geschmack, daß jedesmal neue Schönheiten hervortreten, so oft man sie wieder liest. Ich glaube darin den Charakter ihres geistvollen Urhebers erkannt zu haben, der unserem Jahrhundert und dem menschlichen Geschlechte Ehre macht. Die großen Männer der neuern Zeit werden es Ihnen, und Ihnen allein einst Dank wissen, da Sie die Wagschale auf ihre Seite sich neigen ließen, wenn der Streit über den Vorzug der alten oder neuern Literatur wieder auftauchen sollte. Mit dem Talente eines vortrefflichen Dichters verbinden Sie unendliche andere Kenntnisse, welche in der That einige Verwandtschaft mit der Poesie haben, die derselben jedoch nur durch Ihre Feder einverleibt worden sind. Niemals nahm ein Dichter metaphysische Gedanken zum Gegenstand seiner Poesie; diese Ehre war nur für Sie aufbewahrt. Der Geschmack für die Philosophie, welcher in allen Ihren Schriften hervorragt, bestimmt mich, Ihnen von der Anklage und Vertheidigung des Herrn Wolf, des berühmtesten Philosophen unserer Zeit, eine Uebersetzung zu senden. Man hat ihn der Irreligiösität und des Atheismus angeklagt, weil er Licht in die dunkelsten Stellen der Metaphysik gebracht, weil er diesen schwierigen Stoff mit eben so viel Klarheit als Bestimmtheit behandelt hat. Dieß ist das Schicksal der großen Männer; ihr überwiegendes Genie setzt sie immer den giftigen Pfeilen der Verläumdung und des Neides aus.

Ich lasse so eben die Abhandlung über Gott, die Seele und die Welt, von demselben Schriftsteller übersetzen. Sobald dieselbe vollendet ist, werde ich sie Ihnen senden, mein Herr; und ich bin überzeugt, daß die Macht der Wahrheit in allen seinen Sätzen Sie in Erstaunen setzen wird, jener streng folgerichtigen Sätze, welche geometrisch auf einander folgen, und wie die Glieder einer Kette zusammenhängen.

Ihre Milde und Gewogenheit, mein Herr, gegen alle diejenigen, welche sich den Künsten und Wissenschaften widmen, läßt mich hoffen, daß Sie mich nicht aus der Zahl derer ausschließen, die Ihrer Belehrung würdig sind.

Ich nenne so Ihren Briefwechsel, der jedem denkenden Wesen nur ersprießlich sein kann; ja ich wage selbst zu behaupten, ohne dem Verdienst anderer zu nahe zu treten, daß auf dem ganzen Erdenrunde kaum Einer zu finden ist, dem Sie nicht überlegen wären. Ohne Ihnen Weihrauch zu streuen, der Ihrer unwürdig wäre, kann ich Ihnen versichern, daß ich zahllose Schönheiten in Ihren Werken fand. Ihre Henriade entzückte mich, und trium-

hältniſſe ſollte ſich ankünden, wenn der Thronerbe von Preußen Gelehrte und Dichter auf ein Mal über die vornehmen Geſchlechter, die Vorzüge

---

phirt über das verſtandloſe Urtheil, das man über ſie gefällt hat. In der Tragödie Cäſar treten uns entſchiedene Charaktere und große Gedanken entgegen; man fühlt namentlich, daß Brutus entweder Römer oder Britte ſein mußte. Alzire verbindet mit den Reizen der Neuheit jenen glücklichen Abſtand der Sitten der Wilden und der Europäer. Durch den Charakter von Gusmann erweiſen Sie, daß ein falſch verſtandenes und durch falſchen Eifer geleitetes Chriſtenthum barbariſcher und grauſamer macht, als ſelbſt das Heidenthum.

Könnte Corneille, der große Corneille, er, der ſich die Bewunderung ſeines ganzen Jahrhunderts erwarb, in unſern Tagen wieder erwachen, ſo würde er mit Staunen und vielleicht mit Neid ſehen, daß die Göttin der Tragödie Sie mit den Gaben überſchüttet, mit welchen ſie gegen ihn geizte.

Was kann man nicht von dem Verfaſſer ſo vieler Meiſterwerke noch erwarten? Welche neue Wunder werden nicht der Feder entfließen, die einſt ſo geiſtreich und ebenmäßig den Tempel des Geſchmackes vorzeichnete.

Dieß erweckt in mir den brennenden Wunſch, alle Ihre Werke zu beſitzen. Ich bitte Sie, mein Herr, ſie mir zu ſchicken und ohne Rückhalt mitzutheilen. Befindet ſich unter den Manuſcripten irgend eines, das Sie aus einer nothwendigen Vorſicht den Augen des Publikums zu entziehen für gut finden, ſo verſpreche ich Ihnen, es in dem Schooß des Geheimniſſes aufzubewahren, ihm in meinem Innern den Beifall zu zollen. Ich weiß leider, daß die Treue der Fürſten zu unſerer Zeit nicht hoch zu ſchätzen iſt; allein ich hoffe dem ungeachtet, daß Sie ſich nicht von dem allgemeinen Urtheile einnehmen laſſen, ſondern zu meinen Gunſten eine Ausnahme von der Regel machen werden.

Ich werde mich im Beſitze Ihrer Werke für reicher halten, als ich es mit allen vergänglichen und verächtlichen Glücksgütern ſein würde, die ein Zufall gewinnen und verlieren läßt; denn man kann ſich Ihre Schriften durch das Gedächtniß aneignen, und ſie dauern dann ſo lange als dieſes ſelbſt. Bekannt mit dem geringen Umfange des meinigen, ſchwanke ich lange über der Wahl der Dinge, welche ich darin aufzubewahren für würdig halte.

Wäre die Poeſie noch wie ehemals, wüßten die Dichter nämlich nur langweilige Idyllen herzuleiern, Eclogen über einen und denſelben Manuſeſ, unlautere Stanzen, oder vermöchten ſie höchſtens ihre Leier zur Elegie anzuſtimmen, ich würde für immer auf ſie verzichten; aber Sie veredeln dieſe Kunſt, Sie zeigen uns neue Pfade und unbekannte Wege.

Ihre Poeſien haben Vorzüge, welche ſie der Bewunderung und des Studiums aller edlern Menſchen würdig machen. Sie ſind eine Schule der Moral, wo man denken und handeln lernt. Die Tugend iſt daſelbſt in den ſchönſten Farben gemalt, der Begriff des wirklichen Ruhmes iſt darin feſtgeſtellt, und erweckt in uns eine Vorliebe für die Wiſſenſchaften auf eine ſo feine und zarte Weiſe, daß jeder, der Ihre Schriften lieſt, den Sporn fühlt, Ihnen nachzufolgen. Wie oft ſagte ich nicht zu mir: „Unglücklicher, laſſe eine Laſt, deren Gewicht deine Kräfte überſteigt; man kann Voltaire nur nachahmen, wenn man Voltaire ſelbſt iſt!“

In dieſen Augenblicken fühle ich, daß die Vortheile der Geburt zu wenig, oder beſſer zu nichts nützen. Es ſind dieß Auszeichnungen, welche uns ſelbſt fremd ſind, und die nur das Aeußere ſchmücken. Wie ſehr ſind die Vorzüge des Geiſtes nicht ihnen vorzuziehen?

Was iſt man den Menſchen nicht ſchuldig, welche die Natur ausgezeichnet hat, weil ſie dieſelben hervorbrachte? Sie gefällt ſich darin, Weſen zu bilden, welche ſie mit aller nöthigen Fähigkeit ausſtattet, um die Fortſchritte der Künſte und Wiſſenſchaften hervorzurufen; Pflicht der Fürſten iſt es ſodann, ihre Beſtrebungen zu belohnen. O vielleicht dient mir der Ruhm nur dazu, Ihre Erbfolge zu krönen? Ich fürchte nur, daß das Land, unfruchtbar an Lorbeeren, nicht ſo viel bieten kann, als Ihre Werke verdienen. Wenn mein Geſchick mich nicht ſo weit begünſtigen ſollte, um Sie einſt zu beſitzen, ſo kann ich doch wenigſtens vielleicht hof-

des Geistes unbedingt über jene der Geburt erhebt? Nicht bloß eine Umwandlung, sondern sogar eine Umwälzung der herrschenden Verhältnisse schien diese merkwürdige Erklärung anzudeuten. Ihre große Bedeutung konnte sich erst viel später enthüllen; aber ihrem Urheber muß sie schon jetzt unsere volle Aufmerksamkeit zuwenden.

Im Mai 1740 starb Friedrich Wilhelm I., und sein Kronprinz bestieg nun als Friedrich II. den preußischen Thron. Der begeisterte Verehrer der Wissenschaften, der Mann, welcher dem Genius allein huldigte, ihn über die Vorzüge der Geburt stellte, hatte nunmehr die Regierungs-Gewalt eines emporblühenden Staates in den Händen! Welche neue Ordnung der Dinge mochte sich also in Deutschland begründen? Die Antwort lautet indessen bedeutend anders, als man erwarten sollte; der neue König war schon in dem kurzen Zeitraum von vier Jahren kälter geworden, und dachte an wesentlich andere Dinge, als die versuchte Ausführung seiner philosophischen Ideen. Aber gerade hierdurch wird Friedrich II. noch bedeutender. Im Jahre 1712 geboren, war er bei seiner Thron-Besteigung erst 28 Jahre alt, die Empfänglichkeit für den Enthusiasmus beweist sein Brief an Voltaire vom 8. August 1736, wie leicht konnte ihn daher die jugendliche Begeisterung zu hitzigen Reformen führen, welche dem Volksgeist zu weit voraneilen und dadurch nothwendig scheitern würden! Ob Friedrich II. den großen Erwartungen, die man bei seinem Geiste von ihm hegen mußte, während seiner Regierung entsprochen habe, oder nicht, kann hier noch nicht untersucht werden, dagegen ist hier schon anerkennend hervorzuheben, wie nüchtern er sich sogleich bei dem Antritt seiner Regierung erwies. Trotz seiner Jugend kannte er jetzt schon die Menschen, sowie die Macht der Verhältnisse; er hütete sich vor unzeitigen Neuerungen, unterschied zwischen den Theorien der Schule und den praktischen Bedürfnissen des Staates, zwischen den Systemen der Studier-Stube und den Erfahrungen des gereiften Staatsmannes. Bei seinem durchdringenden Scharfsinn sah er für den Fall des Ablebens Karls VI. wichtige Ereignisse voraus; darum ließ er es bei seiner Thron-Besteigung seine erste Sorge sein, die preußische Staatsmacht auf solche Begebenheiten gehörig vorzubereiten. Sein Vater hatte ihm ein geübtes Heer von 75,000 Mann hinterlassen, und noch außerdem die Mittel, von einer solchen Waffe Gebrauch zu machen, nämlich einen Staatsschatz von 8,000,000 Thalern. Dessenungeachtet wollte Friedrich II. das Heer noch vergrößern, und dasselbe zugleich noch besser ein-

---

sen, eines Tages den zu sehen, den ich so lange schon von der Ferne bewundere, und Ihnen von Angesicht zu Angesicht die Hochachtung zu bezeigen, welche Beförderern der Wahrheit und des öffentlichen Wohles gebührt.

Mit solcher Gesinnung verharre ich, mein Herr,

Ihr wohlgeneigter

Friedrich, Kronprinz von Preußen.

richten. Die Ausführung solcher Absicht beschäftigte ihn zuerst, doch bald wendete er seine Thätigkeit auch der Verbesserung der innern Staatszustände zu. „Ich arbeite," schrieb er an Voltaire, „mit der einen Hand an der bessern Einrichtung der Armee, und mit der andern an der Organisation des Landes!" Unter solchen Vorbereitungen sah der König ruhig den Ereignissen entgegen, für welche seine Thätigkeit zunächst berechnet war. Diese ließen auch nicht lange auf sich warten.

Nur sechs Monate nach Friedrich Wilhelm I., am 20. October 1740 starb auch der Kaiser Karl VI., und hinterließ seine Erblande seiner Tochter Maria Theresia, seit 1736 an den Herzog Franz von Lothringen, Großherzog von Toskana, vermählt. Schon am 21. November 1740 erhob die Königin von Ungarn und Böhmen ihren Gemahl zum Mitregenten; allein letzterer war eher ein industrielles Talent, als ein Staatslenker, und Maria Theresia übte vorzugsweise die Regierungsgewalt. Ein solches Verhältniß war an sich schon wenig geeignet, der Verwaltung der weitläufigen östreichischen Staaten Kraft und Nachdruck zu verleihen; dazu kam aber noch, daß durch den großen Hof-Aufwand unter Karl VI. die Finanzen gänzlich zerrüttet waren. Es ist berechnet worden, daß der Kaiser nicht mit Hunderten von Hofdienern, nicht einmal mit der reichen Zahl von tausend sich begnügte, sondern eine ganze große Armee, nämlich vierzigtausend unterhielt, welche jährlich zehn Millionen Gulden kosteten. Da also der Schatz leer, das Land erschöpft, und auch das Heer nicht im besten Zustande war, so erblickte hierin Friedrich II. von Preußen eine vortreffliche Gelegenheit, gewisse Vergrößerungs-Pläne seines Hauses nunmehr wirklich zur Ausführung zu bringen.

Seit dem Einfall des Kurfürsten Friedrich Wilhelm im Jülich'schen hatte das Haus Brandenburg im diplomatischen Wege verschiedene Versuche gemacht, die Erbfolge in jenen Landen sich zu sichern. Allein sie waren eben so fruchtlos als jene Waffen-Unternehmung, obgleich der König Friedrich Wilhelm I. die Anerkennung der pragmatischen Sanktion an die Bedingung geknüpft hatte, daß ihm der Kaiser die Erbfolge in den Herzogthümern Jülich und Cleve verbürge. Karl VI. begünstigte dessenungeachtet die Linie Sulzbach, welche nach dem Aussterben des Hauses Pfalz-Neuburg jene Herzogthümer ansprechen wollte. Das Haus Brandenburg hatte hiernächst gegründete Ansprüche auf das Fürstenthum Jägerndorf und andere Theile von Schlesien, weil man ihm den Besitz derselben im dreißigjährigen Kriege gewaltsam abgedrungen hatte. Indessen Oestreich wollte diese Ansprüche eben so wenig anerkennen, als jene auf Cleve und Jülich. Bei einer Besetzung der letztern Fürstenthümer befürchtete Friedrich II. in einen Krieg mit Frankreich verwickelt zu werden, und er stand deßhalb davon ab. Wenn er aber hier vorläufig nachgeben wollte, so war er um so fester entschlossen, seine Ansprüche auf einen Theil von Schlesien mit gewaffneter Hand durchzuführen. Er

wartete zu dem Ende nur auf das Ableben Karls VI., und traf inzwischen seine Vorbereitungen. Als daher die Nachricht von dem Tode des Kaisers einlief, rückte er mit einem Heere noch im Jahre 1740 in Schlesien ein und eroberte diese Provinz, bis auf die Festungen Brieg, Neiße und Glogau, binnen einigen Monaten.

Im Frühling 1741 ward erst ein östreichisches Heer unter dem Feldmarschall Neipperg zusammengezogen, um die Preußen wieder aus Schlesien zu vertreiben. Friedrich II. wollte den Angriff nicht abwarten, sondern ging den Oestreichern so rasch entgegen, daß er sie am 9. April 1741 bei Molwitz überraschte. Der Feldmarschall Neipperg hatte sich fahrlässig gezeigt, und deßhalb kaum Zeit gehabt, sein Heer zum Kampfe zu ordnen. Umgekehrt war Friedrich II. von den umsichtigsten Feldherren jener Zeit, dem Fürsten Leopold von Dessau und dem Grafen von Schwerin, unterstützt. Neipperg, welcher die Schlacht nicht mehr vermeiden konnte, nahm diese also in sehr ungünstiger Lage an; dessenungeachtet war der Sieg lange schwankend, und neigte sich Anfangs sogar auf die Seite der Oestreicher. So geübt das preußische Fußvolk auch war, so wurde es von der vortrefflichen Reiterei des Marschalls Neipperg dennoch hart bedrängt. Nach dem Rathe des Grafen Schwerin ging der junge König in Person ab, um seine Reserve herbeizuziehen; bevor er aber wieder auf dem Schlachtfeld anlangte, hatten die Feldherrngaben des Prinzen von Dessau bereits den Sieg für die Preußen errungen. Neipperg zog sich mit großem Verluste zurück, und Schlesien blieb im Besitze Friedrichs II. Aller Ruhm der Waffenthat fiel freilich auf Schwerin und Dessau, da der König denselben die Leitung der Schlacht überließ, und durch seine Entfernung von dem Wahlplatz sogar ein Fliehender zu sein schien; allein Friedrich II. hatte schon durch diesen kurzen Feldzug viel gelernt, und hoffte nunmehr, die Fähigkeit zur selbstständigen Leitung seiner Heere zu erlangen. Zugleich war der Sieg bei Molwitz von bedeutenden, politischen Folgen begleitet.

Karl Albert, Kurfürst von Baiern hatte die pragmatische Sanktion Karls VI. nicht anerkannt, und suchte nach dem Tode des Kaisers einen Theil der östreichischen Lande zu erwerben. Da er aber unfähig war, seine Entwürfe mit eigener Kraft durchzuführen, so bewarb er sich, nach der leidigen Gewohnheit seines Hauses, um die Hülfe Frankreichs. Seine eingeleiteten Unterhandlungen blieben lange fruchtlos, bis endlich der Sieg Friedrichs II. bei Molwitz das französische Kabinet bestimmte, einen Allianz-Vertrag mit Baiern abzuschließen. Derselbe kam Anfangs Juni 1741 in Nymphenburg zu Stande, und setzte die deutschen Interessen abermals in Gefahr; denn Karl Albert, welcher zum Kaiser bestimmt war, versprach, nach seiner Erwählung den Franzosen alle die Eroberungen zu garantiren, welche sie, bei Gelegenheit des bevorstehenden Krieges, am Rheine machen würden.

Im Juli 1741 rückten die Baiern in Oestreich ein, während zu ihrer Unterstützung ein französisches Heer im Elsaß zusammengezogen wurde. Nachdem dieses im August durch Schwaben nach Baiern vorgedrungen war, erfolgte im September 1741 die Vereinigung desselben mit den Streitkräften Karl Alberts. Unterdessen hatte auch Friedrich II. einen Vertrag mit dem letztern abgeschlossen, worin er ihm die Besitznahme von Böhmen, Tyrol und von einem Theile Oestreichs gegen die Abtretung der Grafschaft Glatz zugestand. Der bairische Kurfürst wünschte jetzt nichts sehnlicher, als durch die Krönung in Prag seiner Eitelkeit Genüge zu thun. Während er schon bis Linz vorgedrungen war, gab er Oestreich plötzlich auf, und zog nach Prag. Dort wurde er am 19. December 1741 als König von Böhmen gekrönt; indessen seinen Erfolgen sollte bald ein Ziel gesetzt werden.

Maria Theresia war nämlich bei dem Anrücken des bairisch-französischen Heeres nach Ungarn gegangen, um von den Ständen dieses Reiches Hülfe in ihrer schweren Bedrängniß auszuwirken. Sie erschien selbst in der National-Versammlung zu Preßburg mit ihrem halbjährigen Söhnlein Joseph auf dem Arm, und schilderte in einer ausführlichen Rede ihre große Noth. Der Vorfall war so ergreifend, daß die Repräsentanten der Nation von tiefem Mitleid erfüllt wurden, und der Königin auf das feierlichste Hülfe versprachen. Bald erschien auch ein zahlreiches ungarisches Heer im Feld, und setzte sich im December 1741 wider die bairisch-französischen Streitmassen in Bewegung. Karl Albert ergötzte sich inzwischen an dem Namen eines böhmischen Königs, kaufte viele Schmucksachen und war sehr thätig, sich noch einen schönern Titel, jenen des Kaisers, zu erwerben. Da ihn Friedrich II. von Preußen bereits als ein Werkzeug zu seinen Staats-Entwürfen ansah, und deßhalb auch die Ernennung des schwachen Kurfürsten zum Kaiser unterstützte, so wurde Karl Albert am 24. Januar 1742 wirklich mit dieser Würde begleitet, und am 12. Februar desselben Jahres in Frankfurt gekrönt. Der Kurfürst von Baiern hieß nun Kaiser Karl VII.; allein mit seinen Machtverhältnissen sah es bald sehr traurig aus. Als die östreichischen Streitkräfte durch die Ungarn so ansehnlich verstärkt worden waren, rückte der östreichische Feldherr Khevenhiller wider die Franzosen bei Linz an, und trennte sich durch geschickte Manöver gänzlich von den Baiern. Nunmehr zog wohl die Heer-Abtheilung, welche mit Karl VII. nach Böhmen gegangen war, zur Unterstützung herbei; sie wurde aber am 17. Januar 1742 in der Gegend von Braunau gänzlich geschlagen. Khevenhiller drang jetzt umgekehrt nach Baiern vor, und besetzte Landshut, während ein Streifzug unter Menzel sogar München einnahm.

Nach dem Beispiel Karl Alberts wollte auch der Kurfürst zu Sachsen und König von Polen, August III., von der Hinterlassenschaft Karls VI. einen Theil an sich ziehen, und hatte sich zu dem Ende eben-

falls mit Frankreich, Preußen und Baiern gegen Maria Theresia verbunden, auch ein Kontingent in's Feld gestellt. Sobald nun Friedrich II. die Bedrängnisse des französisch-bairischen Heeres unter Segür in Oestreich erfuhr, suchte er die Verbündeten zu entscheidenden Unternehmungen in Mähren zu bestimmen, um die Heere Khevenhillers nach dieser Seite zu lenken, also von der Verfolgung Segürs abzuhalten. Er übernahm nun auch den Oberbefehl über die Sachsen, und eroberte einen Theil von Mähren. Da aber ein starkes östreichisches Heer jetzt umgekehrt Schlesien von Böhmen aus zu bedrohen schien, so verließ Friedrich II. Mähren, und ging jenem Heere entgegen. Er stieß am 17. Mai 1742 bei Chotusitz auf dasselbe, und bot sogleich die Schlacht an, welche auch angenommen wurde. Da der junge König abermals einen entscheidenden Sieg davontrug, so erkannte Maria Theresia die Nothwendigkeit, mit diesem überlegenen Gegner sich in der Güte abzufinden. Gegen Frankreich und Baiern waren ihre Waffen siegreich gewesen, trat also nur Preußen von seinen Verbündeten zurück, so war für die Königin von Ungarn viele Hoffnung gegeben, im Ganzen die Macht ihres Hauses zu retten. Von solchen Gründen geleitet, ließ Maria Theresia unter englischer Vermittlung die Friedens-Unterhandlungen, welche schon früher angeknüpft worden waren, so ernstlich betreiben, daß die Präliminarien schon am 11. Juni 1742 unterzeichnet wurden, der definitive Vertrag hingegen am 28. Juni desselben Jahres in Berlin zum Abschlusse kam. In demselben trat Oestreich an Preußen Nieder- und Oberschlesien ab, einschließlich der Grafschaft Glatz, doch mit Ausnahme von Teschen und Troppau, und des Länderstrichs jenseits der Oppa. Weil die abgetretenen Länder an Kapitalisten in England, Holland und Brabant verpfändet waren, so wurde noch festgesetzt, daß Oestreich die Gläubiger in Brabant, Preußen die übrigen zu bezahlen habe.

Mit Ruhm bedeckt, und mit der Vergrößerung seines Landes um ein Drittheil, ging also der junge König Friedrich II. aus seiner ersten Unternehmung hervor!

Oestreich hatte jetzt freie Hand wider Frankreich und Baiern, und setzte den Krieg nach dieser Seite auch mit vielem Erfolge fort. Das Heer, welches aus Baiern gegen Friedrich II. nach Böhmen gesendet worden war, kehrte nach dem Breslau-Berliner Frieden dorthin zurück, und unterwarf sich den größten Theil des Landes. Gleichzeitig bedrängte eine andere östreichische Streitmacht die Franzosen in Prag so sehr, daß dieselben gegen freien Abzug die Uebergabe der Stadt und die Räumung von ganz Böhmen anboten. Als Maria Theresia solche Bedingung verwarf, wurde zwar ein neues französisches Heer unter Maillebois, nach seiner Vereinigung mit Harcourt 50,000 Mann stark, zur Entsetzung Prags nach Böhmen gesendet; gleichwohl wurde der beabsichtigte Zweck nicht erreicht. Der Herzog von Lothringen war mit der östreichischen

Haupt-Armee der neuen französischen Streitmacht entgegengegangen, und Khevenhiller eiligst mit seiner Heer-Abtheilung zur Unterstützung des Herzogs herbeigerufen worden. Maillebois hatte schon auf dem Marsche durch die Strapatzen großen Verlust erlitten, befürchtete in Böhmen aber vollends wegen Mangel an Lebensmitteln Seuchen und Hungersnoth, und zog sich deßhalb über Eger in die Oberpfalz zurück. Den Franzosen in Prag unter Belleisle war jetzt jede Hoffnung auf Entsatz benommen. Schon schien die unbedingte Ergebung derselben unvermeidlich zu sein, als Belleisle die nachlässige Einschließung der Stadt im November 1742 zu einem plötzlichen Abzug benützte. Der Versuch gelang, und nach vielfachen Mühseligkeiten erreichten die Trümmer dieser französischen Heer-Abtheilung die böhmische Grenze. Kaiser Karl VII. kehrte nun im Frühjahr 1743 nach München zurück; allein schon am 8. Mai desselben Jahres schlug der östreichische General Khevenhiller die Baiern bei Braunau. Da die Franzosen von ihren Verbündeten sich getrennt hatten und durch fortwährenden Verlust völlig ohnmächtig waren, fiel das Land Karls VII. wieder völlig in die Gewalt der Oestreicher, und der hülflose Kaiser flüchtete sich nach Frankfurt.

Georg II. von England hatte während des ganzen Krieges Oestreich zu unterstützen gesucht, weil er von der übermäßigen Schwächung dieses Hauses ein gefährliches Uebergewicht Frankreichs besorgte. Anfangs bestand die Hülfe mehr in Geldzuschüssen und diplomatischen Verwendungen; im Jahre 1742 beschloß er dagegen ein englisches Heer in den Niederlanden aufzustellen, und dieses zog im folgenden Jahr 1743 an den Rhein. Nachdem es von Mainz aus nach Aschaffenburg gerückt war, hatte eine französische Armee unter Noailles eine feste Stellung am Main genommen. Dadurch wurden die Engländer, von dem Lord Stair und dem Herzog von Cumberland geführt, zu einer rückgängigen Bewegung veranlaßt, welche bei Dettingen eine Schlacht zur Folge hatte. Die Engländer blieben Sieger, und nun drangen die Oestreicher von Baiern aus gegen den Rhein vor, um sich mit ihren Verbündeten zu vereinigen. In seinem Rücken bedroht, ging Noailles eiligst über den Rhein zurück, während der bairische General Seckendorf unthätig im Anspachischen stand, und seine Sicherheit dort nur durch einen Vertrag mit Khevenhiller erkauft hatte, welcher Baiern den Oestreichern preisgab. (Convention von Nieder-Schönfeld.)

Karl VII. war nun in wirklich trostloser Lage; ohne Land, ohne Geld, ja selbst der öffentlichen Achtung baar, lebte er ruhmlos und armselig in Frankfurt. Seine einzige Stütze blieben die Franzosen; aber wenn diese von den Oestreichern allein aus Böhmen und Baiern vertrieben worden waren, so war wenig Aussicht vorhanden, daß sie gegen die vereinigte Streitmacht der Engländer und der Oestreicher mit besserem Erfolg kämpfen würden. Im Gegentheil schickten sich die Heere der

Königin von Ungarn schien an, der brittischen Armee auf das linke Rhein-Ufer nachzufolgen, und den Krieg in das Innere von Frankreich zu spielen, als Friedrich II. von Preußen einen Wendepunkt herbeizuführen beschloß.

Gleichwie der König von England von der Niederlage Oestreichs ein Uebergewicht Frankreichs erwartete, hielt Friedrich II. bedeutende Siege der Königin von Ungarn für eine Gefährdung seiner Eroberungen in Schlesien. Da er wohl wußte, daß Maria Theresia die Zugeständnisse des Breslauer Friedens nur aus Noth bewilliget habe, so fürchtete er bei wiederkehrender Macht Oestreichs auch einen Versuch zur Wiedereroberung der abgetretenen Länder. Er suchte daher bei Zeiten der neuauflebenden Macht Oestreichs Grenzen zu setzen. Unter dem Vorwand, die Rechte des Kaisers und die Verfassung des Reichs zu beschützen, schloß Friedrich II. mit Karl VII., mit Hessen und Schweden im Mai 1744 einen Bundes-Vertrag ab, welchen man die Frankfurter Union nannte. Jetzt rüsteten auch die Franzosen wieder sehr eifrig, ja der König Ludwig XV. reiste selbst nach dem Elsaß ab, um sich persönlich an die Spitze des dort gebildeten Heeres zu stellen. Von dieser Seite würde Maria Theresia indessen wenig zu befürchten gehabt haben; denn Ludwig XV. wurde in Metz plötzlich von einer gefährlichen Krankheit befallen, und es geriethen dadurch alle militärischen Unternehmungen in's Stocken.

Mit seiner gewöhnlichen Thatkraft erschien dagegen Friedrich II. im Sommer 1744 wieder im Feld, durchzog Sachsen, trotz der Neutralität des Kurfürsten, und besetzte schon im September 1744 die böhmische Hauptstadt Prag. Nachdem der Kurfürst von Sachsen die Partei Oestreichs ergriffen, und ein Hülfsheer nach Böhmen gesendet hatte, wurde Friedrich II. im Winter 1744 wieder zur Räumung Böhmens gezwungen. Die östreichisch-sächsische Armee folgte ihm jetzt sogar nach Schlesien, wurde aber von ihm am 3. Juni 1745 bei Hohenfriedberg auf das Haupt geschlagen, obwohl sie in großer Uebermacht gestanden war.

Inzwischen hatte der bairische General Seckendorf, auf Friedrichs II. Beistand vertrauend, die Uebereinkunft von Nieder-Schönfeld widerrufen, und seine Waffen gegen die Oestreicher gewendet. Karl VII. kehrte nun zu Ende 1744 nach München zurück, wurde jedoch bald ernstlich krank, und verschied schon am 20. Januar 1745. Maria Theresia hatte bereits nach dem Tode Karls VI. ihrem Gemahl, Franz von Lothringen, die Kaiserkrone zu verschaffen gesucht, und ihn eben deßwegen zum Mit-Regenten in ihren Erbländen erhoben; nach dem Ableben Karls VII. erneuerte sie daher ihren Versuch, und zwar mit besserem Erfolg. Obgleich Friedrich II. und der Kurfürst von der Pfalz widersprachen, so wurde Franz von Lothringen durch Stimmen-Mehrheit dennoch am 13. September 1745 zum Reichs-Oberhaupt ernannt. Schon mehrere

Monate vorher war zwischen Oestreich und Baiern endlich Friede geschlossen worden. Als nämlich der Sohn Karls VII., der Kurfürst Maximilian Joseph, von seinen Verbündeten, den Franzosen, so schlecht unterstützt wurde, daß er vor den Oestreichern ebenfalls aus München entfliehen mußte, so gab er endlich den Vorstellungen Seckendorfs Gehör, und verglich sich mit Maria Thereſia. In einem Friedensschlusse vom 22. April 1745 verzichtete der Kurfürst auf die Erbschaft Karls VI., versprach dem Gemahle der Königin von Ungarn seine Stimme bei der Kaiserwahl, und verpflichtete sich, die Franzosen aus dem Lande zu schaffen. Dagegen gab ihm Maria Thereſia ganz Baiern zurück, nur die Besitzung von Ingolstadt, Schärting, Straubing und Braunau bis zur wirklichen Wahl ihres Gemahles sich vorbehaltend.

Nach dem Abschluß dieses Separat-Friedens suchte Oestreich in Verbindung mit Sachsen den Krieg gegen Preußen nachdrücklicher fortzuführen. Man hatte den Plan entworfen, den König Friedrich II. in seinem eigenen Lande anzugreifen, indem ein östreichisch-sächsisches Heer, unter dem Grafen Grüne, Berlin bedrohen, eine zweite Streitmacht unter dem Prinz Karl dagegen von der Lausitz aus Brandenburg überfallen sollte. Friedrich II. erfuhr oder errieth indessen den Plan, stellte dem Grafen Grüne bei Halle eine Armee unter dem Fürsten von Dessau entgegen, kam in der Lausitz der Vereinigung der Sachsen mit dem Prinzen Karl zuvor, und schlug den erstern bei Hennersdorf. Jetzt wandte nicht nur der Prinz Karl, der von Böhmen heranrückte, eiligst um, sondern auch das Heer des Grafen Grüne, welches gegen Berlin bestimmt war. Nachdem endlich die Sachsen bei Kesselsdorf am 15. December 1745 von dem Fürsten zu Dessau abermals geschlagen worden waren, kam auch der Friede zwischen Oestreich und Sachsen einerseits, und Preußen andererseits am 25. December 1745 in Dresden zu Stande. Oestreich verbürgte darin dem Könige Friedrich II. den ruhigen Besitz von Schlesien, wogegen Friedrich II. den Kaiser Franz I. in dieser Würde anerkannte. Gegen Oestreich hatte sich der König von Preußen also sehr gemäßigt benommen, dagegen mußte Sachsen seine Hand schwer fühlen. Nicht genug, daß dieses Land schon während des Krieges durch Contributionen und Aushebungen von Truppen hart mitgenommen wurde, hatte es jetzt noch eine Million Thaler zu erlegen.

Durch den Frieden von Dresden war übrigens die Ruhe in Deutschland vollständig wieder hergestellt.

Neuntes Hauptstück.

Zerrüttung der kleinern Staaten Deutschlands.

(Vom Jahr 1745 bis 1759.)

Während die Streitigkeiten über die Erbschaft Karls VI. den Deutschen abermals die Waffen gegen einander in die Hände gaben, und Frankreich wiederum in die innern Angelegenheiten unseres Volkes sich einmischte, entwickelte sich die innere Auflösung der kleinern Staaten, welche im sechsten Hauptstück angedeutet wurde, immer bestimmter.

Bei alternden und verfallenden Ländern zeigt sich, als Wahrzeichen, gemeiniglich die Erscheinung, daß die Regierung, anstatt Männern von Fach und Beruf, vielmehr Weibern, Günstlingen und selbst Bedienten überlassen wird. Dieß bewährte sich in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auch in Deutschland, und zwar zunächst in Sachsen. Der Kurfürst August III., zugleich König von Polen, bekümmerte sich um die Leitung seines Kurfürstenthums eben so wenig, als um die Verwaltung seines Königreiches, sondern ließ seinen Oberkammerherrn, Sulkowsky, in unumschränkter Weise schalten. In Folge der schlauen Vorkehrungen seines Günstlings erfuhr er so wenig von den Staatsgeschäften und der Lage des Volkes, daß der kammerherrliche Minister nach Belieben Geld erpressen konnte, und sich ein Vermögen von einigen Millionen erwarb. Die Reize einer so großen Gewalt erregten den Neid eines Günstlings der Königin, des Grafen Brühl, welcher als angenehmer Gesellschafter zugleich die Langeweile des Kurfürsten zu vertreiben hatte; Brühl verdrängte daher, mit Hülfe der Königin, den Oberkammerherrn Sulkowsky, und führte an seiner Stelle seit 1746 das Staatsruder in unumschränkter Weise. Durch seine gänzliche Unfähigkeit wurden nicht nur die innern Landes-Angelegenheiten kümmerlich verwaltet, sondern Sachsen auch in unglückliche Kriege verwickelt, die das Land wenig oder nichts angingen. Alle die Drangsale, welche der Krieg gegen Preußen über das arme

sächsische Land gebracht hatte, waren nur die Folge der Unwissenheit Brühls und der völligen Untauglichkeit desselben zu Staatsgeschäften und Politik.

Je elender er die Regierung führte, desto mehr spreizte er sich in äußerem Prunk, um seine innere Nichtigkeit zu verdecken. Nicht genug, daß er in Kleidern und Equipagen die größte Pracht entwickelte, ließ er mit ungeheurem Aufwand auch neue Gärten und Kunstsammlungen anlegen. Die Verschwendung der Tafel wurde so weit getrieben, daß man nicht nur 50 bis 100 Gerichte aufsetzte, sondern auch Pasteten und andere Näschereien von Paris und Wien, ja selbst von Rom durch die Post kommen ließ. Durch alles dieses Treiben wurden die Staatskassen völlig geleert, und mit dem Credit derselben zugleich jener vieler Geschäftsleute zerstört. Gleichgültig gegen die allgemeine Noth des Landes erhob Brühl, seine Bedienten zu Staatsmännern, und übertrug ihnen neben den Staatsämtern zugleich das Geschäft, neue Mittel zur Ausbeutung des Volkes zu ersinnen. Es mußte damit weit gekommen sein, da der Graf Brühl, trotz seiner grenzenlosen Verschwendung in Kunstsachen, Gärten, Equipagen, Kleidern und Gastmählern, trotz eines Heeres von 200 Bedienten, noch ein Vermögen von einigen Millionen sammelte. Mancher Bedrückte wollte sich zur Abhülfe seiner Beschwerden unmittelbar an den Kurfürsten wenden, auch einzelne wohlwollende Männer suchten demselben die Augen zu öffnen; allein der regierende Günstling wußte den schwachen Fürsten so zu hüten, daß die Wahrheit nicht zu seinen Ohren dringen konnte. Geschah dieß ausnahmsweise ein Mal, so ließ die Indolenz Augusts III. kein kräftiges Einschreiten zu, während zugleich die Freimüthigkeit die Rache des allmächtigen Ministers empfinden mußte.

Aehnliche Verhältnisse, wie in Sachsen, bestanden um dieselbe Zeit in Baiern, unter dem hoffährtigen Kurfürsten Karl Albert, dem nachmaligen jammervollen Kaiser Karl VII. Obgleich das Land tief verschuldet war, suchte Karl Albert die Größe des Fürsten in schönen Lappen, in glänzenden Hoffesten, und nebenbei in bigotter Andächtelei. Man ergötzte sich an der großen Anzahl sowie dem Pflichteifer der Kammerherrn, verschrieb Putzsachen aus Paris, und ließ die Staatsgeschäfte gehen, wie sie gehen mochten. Baiern, weniger betriebsam als Sachsen, konnte endlich nicht so viel Geld schaffen, als der Kurfürst brauchte. Dieser warf deßhalb seine Augen auf Frankreich, um die Mittel zur Befriedigung seiner Eitelkeit zu erlangen. So entstanden die Subsidien-Verträge zwischen dem bairischen Kurfürsten und Ludwig XV., welche die Franzosen von Neuem nach Deutschland führten.

In Folge der Bigotterie des bairischen Hofes gerieth die Leitung der Unterrichts-Angelegenheiten in die Hände der Jesuiten. Wenn der Kurfürst und seine Gemahlin zu Fuß nach Altötting wallfahrteten, war dem Hange zur Religions-Schwärmerei von Oben herab unmittelbarer

Vorschub geleistet. Das benützten die fanatischen Priester, um das verirrte Volk noch mehr zu umdüstern, und so wurde denn namentlich durch die gewaltige Macht der Beichtväter, in Verbindung mit dem Jesuitismus, eine so dichte Finsterniß über Baiern ausgebreitet, daß die Reformation vergeblich gewirkt zu haben schien. Nicht nur die Schulen versanken nun gänzlich, sondern auch der Handel und die Gewerbe; man suchte aus Furcht vor der ewigen Verdammung nur das Heil der Seele zu fördern, und war gleichgültig gegen die Drangsale des Lebens. Natürlich gereichte solcher Stumpfsinn bloß zum Vortheil der Priester, die ihn als ein Mittel zur Befriedigung ihrer Herrsch- und Genußsucht ansahen, daher aus allen Kräften unterstützten.

Unter dem Nachfolger Karl Alberts, dem Kurfürsten Maximilian Joseph, traten in Baiern eifrige Versuche hervor, den traurigen Zustand des Landes zu verbessern; doch selbst diese gaben durch ihre Ohnmacht nur ein neues Zeugniß von dem tiefen innern Verfall Deutschlands. Man wollte die Rechtspflege verbessern, und schuf eine Kabinets-Justiz, man wollte den Strafgesetzen Nachdruck verleihen, und gerieth durch die Vermehrung der Hinrichtungen auf einen grausamen Gebrauch barbarischer Gesetzbücher. Zur Emporhebung des Handels und der Gewerbe verfiel man mit ächtem Stumpfsinn auf Schärfung der Zölle oder der Verkümmerung fremder Einfuhren, auf Anlegung künstlicher Fabriken, die schon von vorneherein todt geboren waren, und auf eine Masse von andern hemmenden Zwangs-Maßregeln. Der innere Geist der Volkszustände war abgestorben, und darum gerieth man selbst bei dem Willen zur Verbesserung auf lauter Abwege.

In der Rheinpfalz, in Württemberg, in Mecklenburg, in den sächsischen Herzogthümern, in vielen andern kleinen Städtchen gingen die Zustände ungefähr den nämlichen Gang, wie in Baiern und Kursachsen. Ueberall zeigte sich Unfähigkeit der Regierenden zur verständigen Verwaltung des Landes, verbunden mit Willkür, Despotismus, Verschwendung und Erpressungen. Zugleich mit diesen Uebeln wucherten auf das üppigste Glaubenshaß und Unduldsamkeit, welche von der Bigotterie und dem Pietismus genährt wurden. Wenn der Erzbischof von Salzburg die Verfolgung der Evangelischen bis zu Entvölkerung seines Hochstifts getrieben hatte, indem er 30,000 Protestanten aus dem Lande jagte, so glaubt man vielleicht, daß die Unduldsamkeit auf Seite der Katholiken lag; allein die Evangelischen waren häufig von der pietistischen Schwärmerei angesteckt, und verfielen gleichfalls großer Intoleranz. Wohin man also blicken mag, allenthalben stellte Deutschland in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein trauriges Bild der Bedrückung, geistiger Finsterniß, blutigen Wahnes und allgemeinen Hinsiechens dar.

Merkwürdig ist indessen, daß alle diese Anzeichen der innern Auflösung nur in den kleinern unselbstständigen Staaten zum Vorschein kamen,

und daß in den größern und unabhängigen, nämlich in Oestreich und Preußen, gerade umgekehrt eine Neigung zu Fortschritten bemerklich wurde.

In Oestreich wirkte nicht nur Maria Theresia, sondern auch deren Gemahl, Franz von Lothringen, sehr wohlthätig. Letzterer war ein guter Hauswirth, und wie er seine eigenen Angelegenheiten in der besten Ordnung hielt, lieh er auch seiner Gemahlin Rath und That, um den zerrütteten Finanzen ihres Vaters aufzuhelfen. Er sah die Rechnungen der Hofhaltung selbst durch, schied überall den verschwenderischen Luxus von dem anständigen Aufwand aus, und wies die großen Ersparungen nach, welche unbeschadet der fürstlichen Würde in vielen Zweigen der Hof- und Staatshaushaltung gemacht werden könnten. Da er hiernächst mit Ernst auf Einschränkung drang, und Maria Theresia so verständig war, seinen Vorstellungen Gehör zu geben, so hob sich in Oestreich die Staatswirthschaft, und der Zustand des Landes wurde etwas besser. Wie in den Finanzsachen von ihrem Gemahl, so wurde in den höhern Fragen der Staatswissenschaft, der Gesetzgebung und der Politik Maria Theresia von ihrem einsichtsvollen Minister Kaunitz geleitet. Dieser entwarf zur Erhebung des Hauses Habsburg wichtige Pläne, die wir später kennen lernen werden. Während Graf Kaunitz daran arbeitete, die auswärtige Politik Oestreichs wesentlich zu verändern, wurden in der Heer-Verfassung, der innern Landes-Verwaltung und selbst im Schulwesen nützliche Verbesserungen eingeführt. Es waren dieß keine durchgreifende Reformen, allein sie stärkten gleichwohl die Kräfte des Staates und hinderten das Hinsiechen, welches in den kleinern deutschen Ländern so sehr um sich griff.

Noch weit wichtigere Reformen traten um dieselbe Zeit dagegen in Preußen ein. In Oestreich war von Seite des Fürstenhauses nur der gute Wille zur Entwicklung der Volkskräfte ohne ungewöhnliche Fähigkeiten zur Vollführung vorhanden, und es mußten die eigentlichen Geschäfte also immer noch von den Ministern geführt werden; in Preußen regierte aber der König nicht nur selbstständig, sondern hatte auch ganz seltene Gaben zur Erfüllung eines solchen Berufes, es schienen sich daher die preußischen Provinzen unter den Händen des Regenten gänzlich zu verändern.

Friedrich II., über manches Vorurtheil erhaben, hatte sich insbesondere von dem Wahne frei gemacht, daß die Größe der Fürsten in Glanz und Pracht bestehe. Ohne sich zu dem Cynismus seines Vaters zu verirren, hielt er deßhalb streng auf Sparsamkeit und Ordnung in allen Theilen des Staatshaushaltes. Er beobachtete an seinem Hofe stets den Anstand, liebte selbst eine ausgewählte Tafel; allein er vermied jedes Uebermaß des Aufwandes und jede unnütze Pracht. Wurde schon hierdurch viel erspart, so geschah ein Gleiches durch die sorgfältige Wahl der Rechnungs- und Verwaltungs-Beamten, sowie die genaue Beaufsichtigung derselben. In Folge des festen Willens des Königs wurden diese Grund-

sätze nicht bloß am Hofe und in der nähern Umgebung, sondern auch in allen Landes-Kollegien und Aemtern der Provinzen durchgeführt. Gleichzeitig drang Friedrich II. auf Beschleunigung des Geschäftsganges, und insbesondere auf schnelle Bescheids-Ertheilung an die Rechtsuchenden und Bittsteller. Wie er selbst in allen Dienstessachen auf der Stelle seine Entschließungen ertheilte, so forderte er dasselbe von sämmtlichen Beamten, und wußte durch Ernst seinem Willen auch Gehorsam zu verschaffen. Wo in der obersten Staatsverwaltung Nachdruck und selbstständige Aufsicht über die Vollzugs-Werkzeuge herrscht, wagen es die äußern Beamten selten, wider das Volk tyrannisch sich zu benehmen. Unter der Regierung Friedrichs II. wußte in Preußen Jedermann, daß gegründeten Beschwerden über Beamten-Druck von Oben herab Abhülfe geschehe; der Despotismus der Staatsdiener minderte sich deßhalb. Hierin, sowie in der Beschleunigung des Geschäftsganges liegt das bedeutende Verdienst Friedrichs II.

Man darf sich nicht vorstellen, daß in Folge dieser Verbesserungen in Preußen schon damals die höhern Kulturzustände wirklicher bürgerlicher Freiheit sich ausgebildet hätten, denn davon war man wegen des unumschränkten und oft harten Eigenwillens des Königs noch weit entfernt, wie sich später ergeben wird; indessen der innere Verfall Deutschlands seit dem westphälischen Frieden war so groß, daß schon die bescheidenen Reformen Friedrichs II. sehr wohlthätig wirkten. Verschwendung macht auch die mächtigsten Fürstenhäuser abhängig, Sparsamkeit allein wirklich selbstständig, und dieß zeigte sich auch in Preußen. Friedrich war durch seine verständige Oekonomie nicht nur in den Stand gesetzt worden, seine Staaten beträchtlich zu vergrößern, sondern er konnte auch noch ansehnliche Summen auf die Emporhebung der Gewerbe und des Handels verwenden. Er ließ die Oder schiffbar machen, seine Seehäfen verbessern, sogar schon Kanäle im Kleineren anlegen; er nahm sich des Handels seiner Staaten gegen Beschränkungen auswärtiger Mächte, und namentlich Rußlands, mit Nachdruck an, machte Vorschüsse an Fabriken, und ermunterte die Handwerker und Landwirthe in vielfältiger Weise zu Verbesserungen. Seine wirklichen Verdienste bestanden inzwischen auch hierin mehr im Anregen, als im Selbstschaffen; denn zur Verjüngung der industriellen Triebkräfte war seine Zeit noch so wenig geeignet, als zur gründlichen Verbesserung der Gesetzgebung oder zu einer wirklichen Reformation der Staatsverhältnisse überhaupt. Friedrich II. hatte freilich über alles dieses wesentlich andere Ansichten, und traute sich den Beruf des Reformators zu; doch der Erfolg lehrte das Gegentheil. Die Stellung des großen Königs zu Deutschland und den Zeitverhältnissen im Allgemeinen ist aber in dieser Beziehung so wichtig, daß wir der Beurtheilung derselben einen besondern Abschnitt widmen wollen.

Zehntes Hauptstück.

Friedrich der Zweite von Preußen als Philosoph, Gesetzgeber und Staats-Reformer.

(Vom Jahr 1745 bis 1756.)

Friedrich II., vom Hause Hohenzollern, war eine reiche Natur, also ausgestattet mit vielseitigen Eigenschaften des Geistes, welche das Uebergewicht der Verstandes-Kräfte schon frühzeitig zum Ebenmaß lenkte. Neben dem Sinn für das Schöne zeigte sich der Drang zu Thaten, zugleich mit der Vorliebe für die Poesie die spekulative Forschung; während der junge Hohenzollern Gedichte mit Begeisterung las, und selbst zu produziren versuchte, wollte er auch in die Geheimnisse des Lebens eindringen, und beschäftigte sich zu dem Ende mit der Philosophie; während aber in solcher Weise sein schwunghafter Geist das Bedürfniß der Thätigkeit zu befriedigen strebte, regte sich schon die Begierde nach Auszeichnung auf dem Schauplatz der Thaten, welche halb bewußtlos in seiner Seele geschlummert hatte. Von lebhafter Gemüthsart, mit Phantasie begabt, nach dem Großen verlangend, war Friedrich II. nicht nur für das Ideale empfänglich, sondern selbst von Enthusiasmus erfüllt. Der Brief an Voltaire, welchen wir im achten Hauptstück mittheilten, zeigt dieß deutlich; denn hier sprudelt der ideale Sinn und das feurige Gefühl in der Fülle über, wie sie die Begeisterung hervorzubringen pflegt. Hier trat die seltene Erscheinung auf, daß der Mann von hoher Geburt, der Erbe eines Thrones sogar, die geistige Auszeichnung, die Gabe der Dichtkunst, des Denkens und der Wissenschaften über den Wappen-Adel, ja selbst über Scepter und Krone emporhebt; man gewahrt nicht ohne Erstaunen, wie der Thronerbe bescheiden, ja fast schüchtern und demüthig, um das Wohlwollen des Schriftstellers und Dichters wirbt. Das gesammte Phänomen trägt das Gepräge des Ungewöhnlichen bis an die Grenze des Revolutionären, und offenbart jedenfalls einen hohen Grad von Begeisterung.

Trotz dieser unverkennbaren Neigung zum Enthusiasmus zeigte sich in Friedrich II. schon unmittelbar nach der Thron-Besteigung eine entschiedene Ruhe und Kaltblütigkeit in den Staatssachen, eine auffallende Sicherheit und Mäßigung in Beziehung auf Neuerungen oder Reformen. Wir haben hierauf bereits hingedeutet; besonders klar zeigt sich jedoch die bemerkte Eigenschaft des Hohenzollern in einem andern Brief an Voltaire, dem ersten, welchen er als König an ihn schrieb. „Mein Schicksal hat sich geändert," meldet er darin, „ich habe den letzten Augenblicken und dem Todeskampfe eines Königs beigewohnt; allein es bedurfte bei meiner Thronbesteigung nicht dieser Erschütterung des Sterbebettes, um die Eitelkeit und Nichtigkeit der menschlichen Größe einzusehen [1])."

Noch viel ausdrucksvoller entwickelte die nüchterne Verstandes-Kraft des Königs ein dritter Brief an Voltaire, im Feldzug vom Jahr 1742 mitten aus dem Lager bei Selowitz geschrieben. Darin wird mit Laune bemerkt, wie ungereimt alle Kriege sind, welche keinen andern Zweck haben, als die Beförderung der Interessen der Könige, wie unvernünftig es sei, daß Völker, die einander nicht einmal dem Namen nach kannten, sich gegenseitig erwürgen, bloß weil es ihr Herr befiehlt [2]). Alsdann zeigt der philosophische Korrespondent die Sache plötzlich von einem andern Gesichtspunkt, und knüpft daran die Bemerkung, daß eine und

---

[1]) „Mon sort est changé, et j'ai assisté aux derniers momens d'un roi, à son agonie, à sa mort. En parvenant à la royauté, je n'avais pas besoin assurément de cette leçon pour être dégoûté de la vanité des grandeurs humaines.

J'avais projeté un petit ouvrage de métaphysique, il s'est changé en un ouvrage de politique. Je croyais joûter avec l'aimable *Voltaire*, et il me faut escrimer avec *Machiavel*. Enfin, mon cher *Voltaire*, nous ne sommes point maîtres de notre sort. Le tourbillon des événemens nous entraîne; et il faut se laisser entraîner. Ne voyez en moi, je vous prie, qu'un citoyen zélé, un philosophe un peu sceptique, mais un ami véritablement fidèle. Pour Dieu, ne m'écrivez qu'en homme, et méprisez avec moi les titres, les noms, et tout l'éclat extérieur.

Jusqu'à présent il me reste à peine le temps de me reconnaître; j'ai des occupations infinies: je m'en donne encore de surplus; mais malgré tout ce travail, il me reste toujours du temps assez pour admirer vos ouvrages et pour puiser chez vous des instructions et des délassemens."

[2]) „Je crains de vous écrire, car je n'ai d'autres nouvelles à vous mander que d'une espèce dont vous ne vous souciez guère, ou que vous abhorrez.

Si je vous disais, par exemple, que les peuples de deux contrées de l'Allemagne sont sortis du fond de leurs habitations pour se couper la gorge avec d'autres peuples dont ils ignoraient jusqu'au nom même, et qu'ils ont été chercher dans un pays fort éloigné: pourquoi? Parce que leur maître a fait un contrat avec un autre prince, et qu'ils voulaient, joints ensemble, en égorger un troisième; vous me répondriez que ces gens sont fous, sots et furieux de se prêter ainsi aux caprices et à la barbarie de leurs maîtres. Si je vous disais que nous nous préparons avec grand soin à détruire quelques murailles élevées à grands frais, que nous faisons la moisson où nous n'avons point semé, et les maîtres où personne n'est assez fort pour nous résister; vous vous écrieriez: Ah, barbares! ah, brigands! inhumains que vous êtes, les injustes n'hériteront point ou royaume de cieux, selon St. *Matthieu*, chap. XII, vers 24."

dieſelbe Sache von den verſchiedenſten Seiten aufgefaßt werden könne [3]). Zugleich miſcht ſich aber auch die Klage über die Wandelbarkeit der Anſichten der Menſchen und der Nichtigkeit aller menſchlichen Dinge ein [4]).

Es liegt in allem dem ſchon eine Reife des Urtheils, und eine Abkühlung des jugendlichen Idealismus, welche in einem Alter von 28 bis 30 Jahren ſehr ſelten ſind. Friedrich II. liebte den Ruhm, und er geſteht ſelbſt, daß er zu dem erſten ſchleſiſchen Krieg bloß durch ſeine Ruhmbegierde getrieben worden ſei [5]); allein ſchon zwei Jahre ſpäter, und zwar in dem erwähnten Brief aus Selowitz, klagt er bereits, daß wegen der Nichtigkeit aller menſchlichen Auszeichnung ſogar auch der Ruhm eitel ſei. „Iſt es möglich," ruft er aus, „daß wir uns abmühen, einem ſolchen Phantom nachzujagen? Können wir uns von einer ſolchen falſchen Münze täuſchen laſſen?" [6]).

Friedrich II. hatte nicht bloß Neigung zum philoſophiſchen Denken, ſondern ſogar Hang zur Beſchauung oder Contemplation [7]). Seine Natur

---

[3]) »Puisque je prévois tout ce que vous me diriez sur ces matières, je ne vous en parlerai point. Je me contenterai de vous informer qu'une tête assez folle, dont vous aurez entendu parler sous le nom de *roi de Prusse*, apprenant que les Etats de son allié l'empereur, étaient ruinés par la reine de Hongrie, a volé à son secours, qu'il a joint ses troupes à celles du roi de Pologne pour opérer une diversion en Basse-Autriche, et qu'il a si bien réussi, qu'il s'attend dans peu à combattre les principales forces de la reine de Hongrie, pour le service de son allié.

Voilà de la généreosité, diriez-vous, voilà de l'héroïsme; cependant, cher *Voltaire*, le premier tableau et celui ci sont les mêmes. C'est la même femme qu'on fait voir d'abord en cornettes de nuit, et ensuite avec son fard et ses pompons.«

[4]) »De combien de différentes façons n'envisage-t-on pas les objets? combien les jugemens ne varient ils point? Les hommes condamnent le soir ce qu'ils ont approuvé le matin. Ce même soleil qui leur plaisait à son aurore, les fatigue á son couchant. De-là viennent ces réputations établies, effacées, et rétablies pourtant.«

[5]) In einem Brief an Voltaire aus dem Feldlager in Schleſien (23. Dezember 1740) ſagt er:

»Nous marchons depuis sept heures jusqu'à quatre de l'après midi. Je dine alors: ensuite je travaille, je reçois des visites ennuyeuses: vient après un détail d'affaires insipides. Ce sont des hommes difficultueux à rectifier, des têtes trop ardentes à retenir, des paresseux à presser, des impatiens à rendre dociles, des rapaces à contenir dans les bornes de l'équité, des bavards à écouter, des muets à entretenir; enfin il faut boire avec ceux qui en ont envie, manger avec ceux qui ont faim; il faut se faire juif avec les juifs, païen avec les païens.

Telles sont mes occupations que je céderais volontiers à un autre, si ce fantôme nommé la gloire ne m'apparaissait trop souvent. En vérité, c'est une grande folie, mais une folie dont il est très difficile de se départir lorsqu'une fois on en est entiché.«

[6]) „Et nous sommes assez insensés de nous agiter pendant toute notre vie pour acquérir de la réputation! Est-il possible qu'on ne soit pas détrompé de cette fausse monnaie depuis le temps quelle est connue?«

[7]) Er ſprach dieß äußerſt beſtimmt in einem Briefe an Voltaire vom 12. Juni 1740 aus, wo es heißt:

war jedoch zu kräftig, um jenen Hang in Träumerei ausarten zu lassen; er wußte vielmehr, daß der Mensch zur Thätigkeit bestimmt sei, und entwickelte dieselbe im vollsten Maße. Er wollte seine Staaten nicht bloß vergrößern, sondern auch verbessern; nur die Erholungsstunden am Abend gehörten daher dem Philosophiren und der geistreichen Unterhaltung, die Arbeitszeit dagegen der Regierung und der Verbesserung der öffentlichen Zustände.

Um die Wissenschaften in Deutschland zu heben, beschäftigte sich der König sogleich nach seiner Thron-Besteigung mit der neuen Einrichtung der Akademie. Der vertriebene Philosoph Wolf wurde zurückgerufen, der berühmte Euler, Maupertuis, Gravesende und eine Anzahl anderer Gelehrter zu erwerben gesucht. Gleichzeitig richtete Friedrich sein Augenmerk auf die Beförderung der Kunst, und berief verschiedene Maler, so wie Bildhauer in seine Hauptstadt.

Seine ganze Sorgfalt wendete er hiernächst der Vermehrung des Wohlstandes seines Volkes zu, und in dieser Beziehung ging er schon wenige Wochen nach seiner Thronbesteigung an die Ausführung eines Planes, welcher ihm zum größten Ruhme gereichte. Er beschloß nämlich, in allen Provinzen seines Staates Getreide-Magazine zu errichten, mit solchen Vorräthen, daß sie die gesammte Bevölkerung 1½ Jahr zu ernähren vermögen [8]). Eine solche Einrichtung forderte natürlich ungeheure Summen; aber Friedrich II. führte sie dennoch größtentheils durch. Jetzt war er der Regulator der Brodpreise, und besaß die Macht, sowohl einer zu großen Theurung, als einer zu großen Wohlfeilheit des Getreides zu steuern. Er setzte nämlich ein Maximum und ein Minimum (höchstes und geringstes Maß) der Getreidepreise fest, und ließ bei Theurungen verkünden, daß Jedermann, welcher das Getreide um das Maximum auf dem Markte nicht kaufen könne, es um diesen Preis aus den Staats-Magazinen beziehen möge. Fielen umgekehrt die Getreidepreise so

---

„Je vous avoue que la vie d'un homme *qui n'existe que pour réfléchir et pour lui-même*, me semble infinement préférable à la vie d'un homme dont l'unique occupation doit être de faire le bonheur des autres."

Bestätigend sind folgende Stellen aus andern Briefen (8. Januar 1742 und 3. Februar 1742):

„Je pars après-demain pour Remusberg reprendre la houlette et la lyre; veuille le ciel, pour ne les quitter jamais! Je vous écrirai de cette douce solitude avec plus de tranquillité d'esprit."

C'est une chose bien humiliante que l'étude du cœur humain dans de pareils sujets; elle me fait regretter mille fois ma chère retraite, les arts, mes amis et mon indépendance."

8) Schon in einem Briefe an Voltaire vom 27. Juni 1740 gedenkt er dieses Planes: „Ce qui me coûte le plus est l'établissement de magasins assez considérables dans toutes les provinces, pour qu'il s'y trouve une provision de grains d'une année et demie de consommation pour chaque pays."

sehr, daß die Wohlfeilheit die Landleute zu Grunde richtete, sohin abermals zum Unglück ausartete, so ließ er bekannt machen: Jeder, der sein Getreide nicht um das Minimum auf dem Markt verkaufen könne, möge es für diesen Preis in die Staats-Magazine liefern. Der Gedanke einer solchen Einrichtung war so einfach und doch so groß, daß er allein schon das schöpferische Genie des Königs beurkundete. Im Leben selbst war die neue Anstalt von den wohlthätigsten Folgen begleitet, indem sie die Bevölkerung gegen allzugrelle Schwankungen in den Preisen der Lebensmittel und des Verkehres selbst sicher stellte. Für die Zukunft wird bei allen Völkern eine ähnliche Vorkehrung getroffen werden müssen, und nicht nur die öffentliche Wohlfahrt, sondern selbst die Sicherheit der Regierung davon abhängen; es mußte daher geschichtlich festgestellt werden, daß Friedrich dem Zweiten die Ehre der Erfindung gebührt.

Vielseitigkeit war eine Haupt-Eigenschaft des großen Hohenzollern, er wollte daher überall ordnen und helfen, nicht nur die Gewerbe heben, sondern auch eine neue Gesetzgebung schaffen, und überhaupt eine staatliche Reformation im eigentlichen Sinne des Wortes durchführen. Allein in dieser Beziehung irrte er sich über den Standpunkt seiner Zeit und über die eigentliche Bedeutung seines Berufes. Um dieß nachzuweisen, müssen wir in die Natur der Verhältnisse und der leitenden Gesetze des Lebens etwas tiefer eindringen.

Die Völker tragen zu der geistigen Blüthe und Glückseligkeit, welche der kosmischen Stufe ihres Planeten entspricht, die Keime in sich, die Entwicklung derselben aber ist ihrer eigenen Thätigkeit überlassen. Eine fremde, supernaturalische Macht kann dagegen auf die Menschenschicksale niemals einen Einfluß äußern, und zwar weder belehrend, noch schützend oder leitend.

Gleichwohl findet in den großen Verhältnissen des Völkerlebens und in den Schicksalen der Nationen wie des ganzen Menschengeschlechts nirgends ein Zufall und nirgends eine regellose Willkühr statt. Vermöge der ewigen Naturgesetze, welche die ganze Bedeutung der Schöpfung ordnen, stehen vielmehr auch alle Ereignisse der Geschichte unter sichern und weisen Regeln. Alles Leben der Einzelnen und der Nationen beruht auf einem Systeme widerstrebender Kräfte, welche eine innere Macht zur Ordnung lenket. Der Sinn der großen Naturgesetze, welche alle Schicksale der Völker leiten, ist daher eine gewisse innere Nothwendigkeit, welche ihrer Natur nach alle widerstrebenden Kräfte endlich zum Guten führt. Lange mögen also feindliche Kräfte zum Nachtheile des Ganzen auf die eine oder die andere Seite ausschweifen, früh oder spät werden sie doch überwunden und das Ganze auf den Mittelpunkt der Ordnung und der Harmonie zurückgebracht. Alle Ordnung der Dinge, die Entwicklung des Einzelnen wie der Völker, die Schicksale der Geschlechter, Nationen und Zeitalter ..... alles unterliegt demnach der Leitung allgemeiner und

unwandelbarer Naturgesetze. Für die Freiheit des Menschen ist dabei zwar ein großer Spielraum gelassen, innerhalb dessen er sich bewegen und bestimmen kann, aber es sind dieß nur verschiedene Wege zu Einem und demselben Ziele, zwischen welchen der freie Wille wählen mag. — In den Endresultaten kann dagegen Niemand etwas ändern, alles geht vielmehr unaufhaltsam der Entwicklung entgegen, welche dem Charakter der Naturkräfte, die sich wirksam bezeigen, gemäß ist. Die Macht der Menschen ist gegen die Wirksamkeit dieser Naturkräfte keines Widerstandes fähig, und lächerlich daher jeder Versuch, die Völker in ihrer Entwicklung aufzuhalten. Jede Nation erlangt durch die unwiderstehliche Naturkraft, welche sie zu ihrer Blüthe treibt, jenen Grad von Entwicklung und Ausbildung, der ihrer Organisation und ihrem Charakter gemäß ist. Keine Macht der Menschen kann diese Entwicklung hindern. So lange ihr die Bewegungsperioden der Erde nicht verändern, so lange ihr die Sonne in ihrem Laufe nicht aufhalten könnet, in so lange könnet ihr auch die Kultur der Völker nicht verhindern; denn im buchstäblichen Sinne des Wortes ist es der Lauf der Sonne, welche diese Kultur uns bringet.

So wenig nun eine Macht der Menschen die Endresultate der Bildung des Menschengeschlechts verhindern kann, eben so wenig liegt auch die Art und Weise der Entwicklung der Völker in der Macht menschlicher Autoritäten. Jede Nation wird vielmehr nur das, was sie nach Maßgabe ihrer Naturanlagen werden kann. Nie war eine Meinung irriger, als jene, daß alle Menschen mit gleichen Anlagen geboren werden, und daß also alle Verschiedenheit der Bildung, Sittlichkeit und Geistes-Entwicklung auf Erziehung beruhe. Die Naturanlagen der einzelnen Menschen sind im Gegentheile im äußersten Grade verschieden, und von der Beschaffenheit dieser Anlagen hängt die ganze Bildung jedes Einzelnen ab. Der Einfluß der Erziehung ist immer nur untergeordnet, und kann im Wesentlichen den Menschen nicht anders machen, als er ist. Man kann dadurch bessern, veredeln, die Anlagen zu größerer Entwicklung bringen, als es ohne Unterricht der Fall gewesen sein würde, allein nie kann man Zöglinge von wesentlich verschiedenen Naturanlagen zu gleicher Bildung führen. In dem Genie wirken aber die Naturkräfte mit solcher Heftigkeit, daß auch kein Mangel der Erziehung sie zurückzuhalten vermag. Geniale Menschen mögen verborgen sein, wo sie wollen, man mag sie unterdrücken und von ihrer Bestimmung abhalten, wie man will, jederzeit machen sie sich durch eigene Kraft Platz und erfüllen ihren glänzenden Beruf, sie mögen nun Erziehung genossen haben oder nicht. Die Geschichte der größten Männer beweist dieß, und ich glaube überhaupt, daß niemals ein Genie durch die Hindernisse seiner äußerlichen Lage unbemerkt untergegangen sei. Das Nämliche gilt nun auch von den Völkern. Mit aller Macht und dem besten Willen von der Welt kann keine

Regierung aus einem Volke etwas anderes machen, als dessen Naturanlagen angemessen ist. „Was wirken kann, wirkt," sagt Herder, „was im Reiche der Menschheit nach dem Umfange gegebener National-, Zeit- und Ortsumstände geschehen kann, geschieht in ihm wirklich." So ist es, und die Kultur aller Nationen richtet sich nach den Naturanlagen. Die Vorstellungen von der Macht der Regierungen in Beziehung auf die Entwicklung der Völker sind daher meistens irrig, weil man gemeiniglich glaubt, es hänge nur von der Staatsgewalt ab, welche Bildung sie der Nation geben wolle. Nichts ist unrichtiger als dieß. Der Einfluß der Regierungen auf die Bildung der Völker, insoferne die Einwirkung fördernd ist, wird durch den Charakter der Nationalität beschränkt, so daß aus dem Volke nicht mehr gemacht werden kann, als dessen Naturanlagen zulassen. Wo aber die Einwirkung der Regierung störend und hindernd ist, da wird ihr Einfluß vollends gar gleich Null; denn keine naturgemäße Entwicklung der Nationen läßt sich durch menschliche Einrichtungen und Autoritäten aufhalten. Die Anstalten zur Unterdrückung der Ideen und die Bemühungen, den Gedanken durch physische Gewalt eine andere Richtung zu geben oder den erwachenden Geist eines Volkes durch Verordnungen und äußere Zwangsmittel zu beschwichtigen, sind daher immer lächerlich. Es ist nur ein Merkmal des Kindheitszustandes des Menschengeschlechts, wenn man den Geist der Nationen durch solche Mittel beherrschen zu können glaubt. —

Weil nun alle Bildung der Völker auf organischem Wege vor sich geht, so wird auch zu jeder Entwicklungsstufe eine gewisse Reife erfordert, und alle Bestrebungen, die Nationen früher dahin zu bringen, als es der Natur gemäß ist, sind vergeblich und nachtheilig. Ob ein Volk zu einem entscheidenden Fortschritte seiner Entwicklung reif sei oder nicht, dafür hat die Natur ein ganz sicheres und untrügliches Kennzeichen gegeben: — es besteht in der öffentlichen Meinung. So lange eine Nation zu großen Reformen nicht reif ist, in so lange verlangt auch die öffentliche Stimme nicht darnach; einzelne Individuen, die weiter vorgerückt sind, mögen vorschlagen, rathen und predigen, was sie wollen, das Ganze der Nation bleibt gleichgültig und unthätig. Ist dagegen das Volk für die Reform reif, so finden die Vorschläge dazu und das Verlangen nach ihr in der großen Mehrheit der Nation den lebhaftesten Widerhall, und tausend Zeichen der Zeit verkünden den Regierungen, daß die Stunde der Reife gekommen sei. Nun ist aber auch jeder Widerstand von ihrer Seite für die Länge absolut unmöglich. Man sieht daraus, daß alle entscheidenden und wesentlichen Fortschritte der Völker von diesen selbst ausgehen müssen.

Das war es, was Friedrich II. nach verschiedenen Richtungen übersah. Schon in Beziehung auf die Industrie und die Landwirthschaft trat er mit den Gesetzen der Natur unmittelbar in Kampf, da er in seinen

Landen alles erzeugt wissen wollte, was mit Erfolg nicht geschehen konnte. So munterte er im Brandenburgischen zum Weinbau auf, obgleich die klimatischen Verhältnisse dieß verboten, und Mühe wie Geld verloren waren, die man auf solche unnatürliche Pflanzungen verwendete. In gleicher Weise wollte er den Seidenbau in dem rauhen Norden einführen, verschrieb zu dem Ende Lehrmeister aus Frankreich, setzte Preise auf gewonnene Seide aus, und ließ diese durch seine Fabriken ankaufen. Da jeder Erfolg, der Natur der Sache nach, vergeblich sein mußte, so wurde mit der Spielerei nicht nur viel Geld und Zeit verloren, sondern auch der gewerblichen Thätigkeit eine falsche Richtung gegeben.

In Ansehung der Industrie hatte der unrichtige Grundsatz des Königs, daß jedes Land alles hervorbringen soll, bei seiner gewöhnten Energie die traurigsten Folgen. Er beschränkte sich nämlich zur Ausführung seines Wunsches nicht bloß auf Belehrung und Ermunterung der Gewerbsleute, sondern er führte auch zur Abwehrung fremder Fabrikate ein äußerst drückendes Prohibitiv-System ein. Nachdem die Zölle ungeheuer gesteigert worden waren, verbot er endlich die Einfuhr gewisser Waaren gänzlich. Ja man ging sogar so weit, auch den bloßen Durchgang fremder Waaren durch Preußen zu erschweren. Durch große Abgaben und die häufigen Untersuchungen der Schiffe und Frachtwägen, womit Kosten, Plage und Zeitverlust verbunden waren, wurden die Schiffer und Fuhrleute wirklich so abgeschreckt, daß sie möglichst die preußischen Länder zu vermeiden suchten. So zerstörte Friedrich II. den wichtigen Transithandel; und daß ihm dieß Freude gewährte, gibt ein sehr übles Zeugniß von seinen staatswirthschaftlichen Einsichten.

Sein Haupt-Mißgriff lag aber in den ungeheuern Massen von Verordnungen, welche wie wahre Fluthen fortwährend auf einander folgten. Die Ursache war wiederum seine irrige Meinung, daß die Regierungsgewalt alles machen könne, so wie seine geringe Achtung vor den Menschen. Wie er selbst sagte, betrachtete er diese nicht anders, als eine Bande von Hirschen, welche nur den Zweck haben, den Park der Großen zu bevölkern [9]). Bei solchen Grundsätzen war die unumschränkte Macht in den Händen eines Einzelnen gefährlich, und man sah nun deutlich die verderblichen Folgen aller Aufhebung schützender Formen und unabhängiger Stände. Friedrich II. wollte die Macht freilich zum Guten anwenden; allein sie mußte durch seine falschen staatswirthschaftlichen Grundsätze zum Uebel ausschlagen. Bei seiner Hartnäckigkeit ließ er sich durch die Nutz-

9) Diese auffallende Stelle befindet sich abermals in einem Briefe an Voltaire (vom 24. August 1741), und lautet also:

»Il y a tant de bonnes choses à dire contre la religion que je m'étonne qu'elles ne viennent pas dans l'esprit de tout le monde; mais les hommes ne sont pas faits pour la vérité. *Je les regarde comme une horde de cerfs dans les parc d'un grand seigneur, et qui n'ont d'autre fonction que de peupler et remplir l'enclos.*«

sehr, daß die Wohlfeilheit die Landleute zu Grunde richtete, sohin abermals zum Unglück ausartete, so ließ er bekannt machen: Jeder, der sein Getreide nicht um das Minimum auf dem Markt verkaufen könne, möge es für diesen Preis in die Staats-Magazine liefern. Der Gedanke einer solchen Einrichtung war so einfach und doch so groß, daß er allein schon das schöpferische Genie des Königs beurkundete. Im Leben selbst war die neue Anstalt von den wohlthätigsten Folgen begleitet, indem sie die Bevölkerung gegen allzugrelle Schwankungen in den Preisen der Lebensmittel und des Verkehres selbst sicher stellte. Für die Zukunft wird bei allen Völkern eine ähnliche Vorkehrung getroffen werden müssen, und nicht nur die öffentliche Wohlfahrt, sondern selbst die Sicherheit der Regierung davon abhängen; es mußte daher geschichtlich festgestellt werden, daß Friedrich dem Zweiten die Ehre der Erfindung gebührt.

Vielseitigkeit war eine Haupt-Eigenschaft des großen Hohenzollern, er wollte daher überall ordnen und helfen, nicht nur die Gewerbe heben, sondern auch eine neue Gesetzgebung schaffen, und überhaupt eine staatliche Reformation im eigentlichen Sinne des Wortes durchführen. Allein in dieser Beziehung irrte er sich über den Standpunkt seiner Zeit und über die eigentliche Bedeutung seines Berufes. Um dieß nachzuweisen, müssen wir in die Natur der Verhältnisse und der leitenden Gesetze des Lebens etwas tiefer eindringen.

Die Völker tragen zu der geistigen Blüthe und Glückseligkeit, welche der kosmischen Stufe ihres Planeten entspricht, die Keime in sich, die Entwicklung derselben aber ist ihrer eigenen Thätigkeit überlassen. Eine fremde, supernaturalische Macht kann dagegen auf die Menschenschicksale niemals einen Einfluß äußern, und zwar weder belehrend, noch schützend oder leitend.

Gleichwohl findet in den großen Verhältnissen des Völkerlebens und in den Schicksalen der Nationen wie des ganzen Menschengeschlechts nirgends ein Zufall und nirgends eine regellose Willkühr statt. Vermöge der ewigen Naturgesetze, welche die ganze Bedeutung der Schöpfung ordnen, stehen vielmehr auch alle Ereignisse der Geschichte unter sichern und weisen Regeln. Alles Leben der Einzelnen und der Nationen beruht auf einem Systeme widerstrebender Kräfte, welche eine innere Macht zur Ordnung lenket. Der Sinn der großen Naturgesetze, welche alle Schicksale der Völker leiten, ist daher eine gewisse innere Nothwendigkeit, welche ihrer Natur nach alle widerstrebenden Kräfte endlich zum Guten führt. Lange mögen also feindliche Kräfte zum Nachtheile des Ganzen auf die eine oder die andere Seite ausschweifen, früh oder spät werden sie doch überwunden und das Ganze auf den Mittelpunkt der Ordnung und der Harmonie zurückgebracht. Alle Ordnung der Dinge, die Entwicklung des Einzelnen wie der Völker, die Schicksale der Geschlechter, Nationen und Zeitalter ..... alles unterliegt demnach der Leitung allgemeiner und

unwandelbarer Naturgesetze. Für die Freiheit des Menschen ist dabei zwar ein großer Spielraum gelassen, innerhalb dessen er sich bewegen und bestimmen kann, aber es sind dieß nur verschiedene Wege zu Einem und demselben Ziele, zwischen welchen der freie Wille wählen mag. — In den Endresultaten kann dagegen Niemand etwas ändern, alles geht vielmehr unaufhaltsam der Entwicklung entgegen, welche dem Charakter der Naturkräfte, die sich wirksam bezeigen, gemäß ist. Die Macht der Menschen ist gegen die Wirksamkeit dieser Naturkräfte keines Widerstandes fähig, und lächerlich daher jeder Versuch, die Völker in ihrer Entwicklung aufzuhalten. Jede Nation erlangt durch die unwiderstehliche Naturkraft, welche sie zu ihrer Blüthe treibt, jenen Grad von Entwicklung und Ausbildung, der ihrer Organisation und ihrem Charakter gemäß ist. Keine Macht der Menschen kann diese Entwicklung hindern. So lange ihr die Bewegungsperioden der Erde nicht verändern, so lange ihr die Sonne in ihrem Laufe nicht aufhalten könnet, in so lange könnet ihr auch die Kultur der Völker nicht verhindern; denn im buchstäblichen Sinne des Wortes ist es der Lauf der Sonne, welche diese Kultur uns bringet.

So wenig nun eine Macht der Menschen die Endresultate der Bildung des Menschengeschlechts verhindern kann, eben so wenig liegt auch die Art und Weise der Entwicklung der Völker in der Macht menschlicher Autoritäten. Jede Nation wird vielmehr nur das, was sie nach Maßgabe ihrer Naturanlagen werden kann. Nie war eine Meinung irriger, als jene, daß alle Menschen mit gleichen Anlagen geboren werden, und daß also alle Verschiedenheit der Bildung, Sittlichkeit und Geistes-Entwicklung auf Erziehung beruhe. Die Naturanlagen der einzelnen Menschen sind im Gegentheile im äußersten Grade verschieden, und von der Beschaffenheit dieser Anlagen hängt die ganze Bildung jedes Einzelnen ab. Der Einfluß der Erziehung ist immer nur untergeordnet, und kann im Wesentlichen den Menschen nicht anders machen, als er ist. Man kann dadurch bessern, veredeln, die Anlagen zu größerer Entwicklung bringen, als es ohne Unterricht der Fall gewesen sein würde, allein nie kann man Zöglinge von wesentlich verschiedenen Naturanlagen zu gleicher Bildung führen. In dem Genie wirken aber die Naturkräfte mit solcher Heftigkeit, daß auch kein Mangel der Erziehung sie zurückzuhalten vermag. Geniale Menschen mögen verborgen sein, wo sie wollen, man mag sie unterdrücken und von ihrer Bestimmung abhalten, wie man will, jederzeit machen sie sich durch eigene Kraft Platz und erfüllen ihren glänzenden Beruf, sie mögen nun Erziehung genossen haben oder nicht. Die Geschichte der größten Männer beweist dieß, und ich glaube überhaupt, daß niemals ein Genie durch die Hindernisse seiner äußerlichen Lage unbemerkt untergegangen sei. Das Nämliche gilt nun auch von den Völkern. Mit aller Macht und dem besten Willen von der Welt kann keine

Regierung aus einem Volke etwas anderes machen, als dessen Naturanlagen angemessen ist. „Was wirken kann, wirkt," sagt Herder, „was im Reiche der Menschheit nach dem Umfange gegebener National-, Zeit- und Ortsumstände geschehen kann, geschieht in ihm wirklich." So ist es, und die Kultur aller Nationen richtet sich nach den Naturanlagen. Die Vorstellungen von der Macht der Regierungen in Beziehung auf die Entwicklung der Völker sind daher meistens irrig, weil man gemeiniglich glaubt, es hänge nur von der Staatsgewalt ab, welche Bildung sie der Nation geben wolle. Nichts ist unrichtiger als dieß. Der Einfluß der Regierungen auf die Bildung der Völker, insoferne die Einwirkung fördernd ist, wird durch den Charakter der Nationalität beschränkt, so daß aus dem Volke nicht mehr gemacht werden kann, als dessen Naturanlagen zulassen. Wo aber die Einwirkung der Regierung störend und hindernd ist, da wird ihr Einfluß vollends gar gleich Null; denn keine naturgemäße Entwicklung der Nationen läßt sich durch menschliche Einrichtungen und Autoritäten aufhalten. Die Anstalten zur Unterdrückung der Ideen und die Bemühungen, den Gedanken durch physische Gewalt eine andere Richtung zu geben oder den erwachenden Geist eines Volkes durch Verordnungen und äußere Zwangsmittel zu beschwichtigen, sind daher immer lächerlich. Es ist nur ein Merkmal des Kindheitszustandes des Menschengeschlechts, wenn man den Geist der Nationen durch solche Mittel beherrschen zu können glaubt. —

Weil nun alle Bildung der Völker auf organischem Wege vor sich geht, so wird auch zu jeder Entwicklungsstufe eine gewisse Reife erfordert, und alle Bestrebungen, die Nationen früher dahin zu bringen, als es der Natur gemäß ist, sind vergeblich und nachtheilig. Ob ein Volk zu einem entscheidenden Fortschritte seiner Entwicklung reif sei oder nicht, dafür hat die Natur ein ganz sicheres und untrügliches Kennzeichen gegeben: — es besteht in der öffentlichen Meinung. So lange eine Nation zu großen Reformen nicht reif ist, in so lange verlangt auch die öffentliche Stimme nicht darnach; einzelne Individuen, die weiter vorgerückt sind, mögen vorschlagen, rathen und predigen, was sie wollen, das Ganze der Nation bleibt gleichgültig und unthätig. Ist dagegen das Volk für die Reform reif, so finden die Vorschläge dazu und das Verlangen nach ihr in der großen Mehrheit der Nation den lebhaftesten Widerhall, und tausend Zeichen der Zeit verkünden den Regierungen, daß die Stunde der Reife gekommen sei. Nun ist aber auch jeder Widerstand von ihrer Seite für die Länge absolut unmöglich. Man sieht daraus, daß alle entscheidenden und wesentlichen Fortschritte der Völker von diesen selbst ausgehen müssen.

Das war es, was Friedrich II. nach verschiedenen Richtungen übersah. Schon in Beziehung auf die Industrie und die Landwirthschaft trat er mit den Gesetzen der Natur unmittelbar in Kampf, da er in seinen

Landen alles erzeugt wissen wollte, was mit Erfolg nicht geschehen konnte. So munterte er im Brandenburgischen zum Weinbau auf, obgleich die klimatischen Verhältnisse dieß verboten, und Mühe wie Geld verloren waren, die man auf solche unnatürliche Pflanzungen verwendete. In gleicher Weise wollte er den Seidenbau in dem rauhen Norden einführen, verschrieb zu dem Ende Lehrmeister aus Frankreich, setzte Preise auf gewonnene Seide aus, und ließ diese durch seine Fabriken ankaufen. Da jeder Erfolg, der Natur der Sache nach, vergeblich sein mußte, so wurde mit der Spielerei nicht nur viel Geld und Zeit verloren, sondern auch der gewerblichen Thätigkeit eine falsche Richtung gegeben.

In Ansehung der Industrie hatte der unrichtige Grundsatz des Königs, daß jedes Land alles hervorbringen soll, bei seiner gewöhnten Energie die traurigsten Folgen. Er beschränkte sich nämlich zur Ausführung seines Wunsches nicht bloß auf Belehrung und Ermunterung der Gewerbsleute, sondern er führte auch zur Abwehrung fremder Fabrikate ein äußerst drückendes Prohibitiv-System ein. Nachdem die Zölle ungeheuer gesteigert worden waren, verbot er endlich die Einfuhr gewisser Waaren gänzlich. Ja man ging sogar so weit, auch den bloßen Durchgang fremder Waaren durch Preußen zu erschweren. Durch große Abgaben und die häufigen Untersuchungen der Schiffe und Frachtwägen, womit Kosten, Plage und Zeitverlust verbunden waren, wurden die Schiffer und Fuhrleute wirklich so abgeschreckt, daß sie möglichst die preußischen Länder zu vermeiden suchten. So zerstörte Friedrich II. den wichtigen Transithandel; und daß ihm dieß Freude gewährte, gibt ein sehr übles Zeugniß von seinen staatswirthschaftlichen Einsichten.

Sein Haupt-Mißgriff lag aber in den ungeheuern Massen von Verordnungen, welche wie wahre Fluthen fortwährend auf einander folgten. Die Ursache war wiederum seine irrige Meinung, daß die Regierungsgewalt alles machen könne, so wie seine geringe Achtung vor den Menschen. Wie er selbst sagte, betrachtete er diese nicht anders, als eine Bande von Hirschen, welche nur den Zweck haben, den Park der Großen zu bevölkern [9]). Bei solchen Grundsätzen war die unumschränkte Macht in den Händen eines Einzelnen gefährlich, und man sah nun deutlich die verderblichen Folgen aller Aufhebung schützender Formen und unabhängiger Stände. Friedrich II. wollte die Macht freilich zum Guten anwenden; allein sie mußte durch seine falschen staatswirthschaftlichen Grundsätze zum Uebel ausschlagen. Bei seiner Hartnäckigkeit ließ er sich durch die Nutz-

9) Diese auffallende Stelle befindet sich abermals in einem Briefe an Voltaire (vom 24. August 1741), und lautet also:

»Il y a tant de bonnes choses à dire contre la religion que je m'étonne qu'elles ne viennent pas dans l'esprit de tout le monde; mais les hommes ne sont pas faits pour la vérité. *Je les regarde comme une horde de cerfs dans les parc d'un grand seigneur, et qui n'ont d'autre fonction que de peupler et remplir l'enclos.*«

losigkeit der vielen papiernen Verordnungen nicht belehren, sondern häufte vielmehr fortwährend die Massen derselben. Dadurch verlor die Regierung die Einfachheit, und wurde selbst bei der außerordentlichen Thätigkeit des Königs später wieder schwerfällig.

Auch in der Gesetzgebung versuchte Friedrich II. seine Kräfte vergebens, ob er gleich die größten Anstrengungen machte. Der Grund des Fehlschlagens war der nämliche, wie bei den staatswirthschaftlichen Fragen; der König kannte die tiefern Gesetze des Lebens nicht, und wurde durch die Meinung verblendet, daß Herrschergewalt und schöpferische Kraft gleich seien, daß man also gute Gesetzgebungen, wie Wein- und Seidenbau, in allen Ländern und zu beliebigen Zeiten hervorbringen könne. Um zu zeigen, wie ungeheuer Friedrich II. hierin irrte, müssen wir wiederum der Natur der Dinge etwas tiefer auf den Grund sehen.

Die Gesetzgebung eines Volkes ist der Ausdruck seines Nationalgeistes, seiner Sitten, eigenthümlichen Gesinnungen und Anschauungsweise; bei rohen Völkern ist die Gesetzgebung gefühllos und grausam, kleingeistig und beschränkt, oft einfältig, bei gebildeten dagegen mild und gütig, weise, hochsinnig und edelmüthig. Wie darum die Bildung sich ändert, wie die öffentlichen Zustände von Barbarei und Druck zur Freiheit und Würde emporsteigen, oder durch traurige Geschicke eines Volkes von da wieder dem Verfalle zueilen, ändert sich auch der Geist der Gesetze, und letztere gehen daher von Grausamkeit, Stumpfsinn und Rohheit zur Weisheit und Menschenfreundlichkeit über, oder von da bis auf einen gewissen Grad zu den entgegengesetzten Eigenschaften zurück. Die Geschichte der Entwicklung der Rechtssysteme aller Völker zeigt dieß deutlich genug. Wie nun die schöpferische Kraft nie gleich ist, sondern vielfältigen periodischen Veränderungen unterliegt, wie also die literarische Produktivität wechselt, bald reicher, bald ärmer, bald genialer, bald gewöhnlicher ist, so kann auch die gesetzgeberische Schöpfungskraft nie gleich sein, daher nicht jede Zeit Beruf zur Gesetzgebung haben. Diese große Wahrheit wird leider nicht genug gewürdigt, und darum die Völker so oft mit geistlosen, lebensunfähigen und armseligen Gesetzgebungswerken überschüttet. Man hat überdieß noch häufig die Meinung, alles durch Gesetze machen, durch letztere allen und jeden Bedürfnissen der Nationen abhelfen zu können; wo daher irgend ein Mangel oder Uebelstand sich fühlbar macht, entsteht sogleich der allgemeine Ruf, denselben durch ein Gesetz zu beseitigen. Dieser Meinung entspricht eben der Irrthum, daß man zu allen Seiten gleich gute Gesetze schaffen könne, gerade, als wenn man zu jeder Zeit die ausgezeichnetsten Schöpfungen der Kunst machen, als wenn jedes gewöhnliche Talent sie hervorbringen könnte. Eine wirkliche bedeutende, aus den Sitten und dem Geiste des Volkes hervorgehende, schöpferische und fruchtbare, und darum zur Dauer berufene Gesetzgebung ist so gut das Werk des Genius, wie die erhabenern Kunstschöpfungen, und der

Genius läßt sich nicht willkührlich schaffen, er ist nicht so häufig, um zu allen Zeiten vorhanden zu sein; es läßt sich nichts thun, als seinen Eintritt und den Augenblick, wo seine Wirksamkeit möglich wird, abzuwarten. Die größten Gesetzgebungswerke fallen daher immer in jene Perioden, wo eine große organische Umgestaltung der Nationen, ihre innere Wiedergeburt stattfindet. Diesen Perioden geht gewöhnlich das plötzliche Hervorbrechen neuer, großer Ideen voraus, welche die alten Zustände erschüttern, viel Widerspruch und Kampf erregen, aber trotz aller Anfeindung und alles Widerstandes sich Bahn brechen und siegreich durchdringen. Sehr oft sind diese Ideen nicht von kleinen Uebertreibungen frei, die geniale Kraft ist zu feurig, zu intensiv; wirklich große Gedanken treten daher immer mit einer gewissen Heftigkeit, mit einem Uebermaß von Kraft auf, das natürlich beim ersten Beginnen hin und wieder das Ziel um ein Kleines überschießt. Indessen die Zeit übt ihre wohlthätige Macht, der Genius tritt in seine Reihe, und führt selbst das Uebermaß der jugendlichen Begeisterung mit Kraft und weisem Blick in die angemessenen Schranken zurück. Ideen sind die Samenkörner der geistigen Welt, Ideen das Triebrad gebildeter Volkszustände. Will man also Aufschluß erlangen, ob irgend eine gegebene Zeit Beruf zur Gesetzgebung habe, so muß man untersuchen, ob dieselbe mehr oder weniger von bedeutenden Gedanken bewegt sei, oder deren entbehre.

Vermöge des Grundgesetzes eines organischen Verhältnisses der Staatszustände, was keineswegs bloß ein Bild ist, sondern ganz buchstäblich also sich verhält, hängen die verschiedenen Theile der Gesetzgebung auf das innigste zusammen; die Grundlage aller ist aber das Staatsrecht: wie also dieses beschaffen ist, so gestalten sich auch die einzelnen Theile des Civilrechts, Strafrechts, der Prozeßordnung, des Kirchenrechts u. s. w. Je nachdem nun das Staatsprinzip der Nation, für welche eine Gesetzgebung ermittelt werden soll, beschaffen ist, bilden sich auch die einzelnen Theile aus; das gemischte Verfassungssystem oder die konstitutionelle Monarchie erfordert ein wesentlich anderes Civil-, Straf- und Prozeßrecht, als die unbeschränkte Alleinherrschaft; die Republik wieder ein noch weit wesentlich anderes, als die konstitutionelle Monarchie. Das Bedürfniß und die Neigung einer Zeit zu durchgreifenden Erneuerungen der Gesetzgebung erfassen daher immer zuerst die staatsrechtlichen Fragen: es entstehen zuerst in dieser Beziehung neue Ideen, Wünsche und Bestrebungen, und erst wenn diese nach Widerspruch und Kampf geläutert und durchgedrungen sind, ist die Revision der übrigen Rechtstheile möglich, weil letztere zu dem Staatsrecht wie Wirkung zur Ursache sich verhalten. Die Politik hat daher auf die Ausbildung des gesammten Rechtssystems eines Volkes den entscheidendsten, ja einen unumschränkt beherrschenden Einfluß.

Alle diese Rücksichten setzte nun Friedrich II. gänzlich außer Augen,

nen Hof zu kommen. Nachdem Voltaire lange ausgewichen war, gab er im Jahr 1750 endlich den dringenden Bitten des Königs nach, und der gefeierte Mann lebte also jetzt in der nächsten Umgebung des Königs. Zugleich befanden sich am preußischen Hofe damals noch mehrere andere französische Literatoren, an deren Umgang Friedrich II. sich ergötzte. Auch der Präsident der Berliner Akademie, Maupertuis, war ein Franzose, und Gelehrte von dieser Nation gaben in den höhern Kreisen in Berlin überhaupt den Ton an. Durch den steten Umgang mit den Fremden wurde der König nun noch mehr französirt, und im Fache der Literatur für die vaterländischen Produktionen völlig unempfänglich.

Das unnatürliche Verhältniß rächte sich indessen auf eine ganz eigene Weise an dem großen König, indem die seligen Erwartungen, welche er von der Versetzung Voltaire's an seinen Hof sich gemacht hatte, sehr bitter getäuscht wurden. Es zeigte sich nämlich, daß die französischen Literatoren in seiner Umgebung sich nicht mit einander vertragen konnten, und es entstanden sogar durch Neid, sowie andere kleinliche Leidenschaften alsbald sehr ärgerliche Auftritte. Zwischen Voltaire und Maupertuis erhoben sich insbesondere heftige Streitigkeiten, in welche man auch den König zu ziehen suchte. Voltaire pflegte die Verse Friedrichs II. zu korrigiren; doch unfähig, selbst gegen seinen ehrerbietigen Schüler des Spottes sich zu enthalten, machte er sich hinter dem Rücken desselben über jene Verse lustig. Maupertuis hinterbrachte diese Sticheleien dem König, um ihn wider seinen Abgott einzunehmen; allein Friedrich II. war so groß, den geringen Werth seiner poetischen Versuche selbst anzuerkennen, und die Insinuationen zurückzuweisen. Dessenungeachtet war die dauernde Beschwichtigung der Zänkereien nicht möglich, und der König hatte großen Verdruß. Zugleich gerieth Voltaire durch seine Habsucht in schmutzige Händel mit Juden, welche sogar einen Prozeß zur Folge hatten. Friedrich II. besaß ein zu feines Gefühl und zu große Ehrbarkeit, um durch solche Verhältnisse nicht verletzt zu werden. Er verwandelte daher seine gewohnten Lobeserhebungen gegen Voltaire in den ernsten Ton der Zurechtweisung und der Ermahnung zu einem anständigen Betragen. Bei dieser Gelegenheit regte sich endlich der deutsche Sinn des Königs, er bemerkte daher, daß er mit deutscher Freimüthigkeit spreche, um die Sache beim rechten Namen zu nennen und die Wahrheit nicht durch zweideutige Redensarten zu entstellen [12]).

---

12) Schon in einem Brief an Voltaire vom 24. Februar 1752 hatte Friedrich II. gesagt: „Vous avez eu la plus vilaine affaire avec le juif; vous avez fait un train affreux dans toute la ville."

Anspielend hierauf drückte er sich nun in einem Brief vom 28. Februar 1752 in nachstehender Weise aus:

„Si vous voulez venir ici, vous en êtes le maître. Je n'y entends parler d'aucun procès, pas même du vôtre. Puisque vous l'avez gagné, je vous en félicite, et je suis bien

Alle Ermahnungen zur Ruhe, Verträglichkeit und Mäßigung waren jedoch nicht im Stande, die leidenſchaftlichen Franzoſen zu verſöhnen; Voltaire ſchrieb vielmehr eine Satyre „Diatribe du docteur Akakia", worin er den Präſidenten Maupertuis bitter lächerlich machte. Auf die Klage des Gekränkten ließ Friedrich II. die Brochüre durch den Scharfrichter öffentlich verbrennen. Voltaire, welcher ſeinen beißenden Witz auch über den König ſelbſt und deſſen Vater, Friedrich Wilhelm I., ergoſſen hatte, von Natur aber äußerſt furchtſam war, gerieth nun in eine wahre Todesangſt, und hielt ſich in Berlin nicht mehr ſicher, ſo daß er im Jahr 1753 beſtürzt die Flucht ergriff. In Frankfurt am Main, auf Befehl des Königs von Preußen angehalten, ſtieg ſeine Angſt ſo furchtbar, daß er an den öſtreichiſchen Hof jammervolle Bitten um Schutz ſtellte; indeſſen es war keine Abſicht ihn ernſtlich zu verfolgen vorhanden, Voltaire erreichte ſeinen Zufluchtsort, und ſöhnte ſich ſpäter ſogar mit ſeinem frühern Gönner wieder aus. Merkwürdig iſt, mit welcher Ruhe Friedrich II. ſpäter noch die heftigen Vorwürfe Voltaire's hinnahm [13]).

aise que cette vilaine affaire soit fini. J'espére que vous n'aurez plus de querelles ni avec le vieux ni avec le nouveau testament; ces sortes de compromis sont flétrissans, et avec les talens du plus bel esprit de France, vous ne couvrirez pas les taches que cette conduite imprimerait à la longue à votre réputation. Un libraire *Gosse*, un violon de l'opéra, un juif jouaillier, ce sont en vérité des gens dont, dans aucune sorte d'affaires, les noms ne devraient se trouver à côté du vôtre. J'écris cette lettre avec le gros bons sens d'un Allemand, qui dit ce qu'il pense, sans employer de termes équivoques et de fiasques, adoucissemens, qui défigurent la vérité: c'est à vous d'en profiter."

13) Der dießfallſige Brief Voltaire's hatte im Weſentlichen folgenden Inhalt:

»Vous m'avez fait assez de mal, vous m'avez brouillé pour jamais avec le roi de France; vous m'avez fait perdre mes emplois et mes pensions; vous m'avez maltraité à Francfort, moi et une femme innocente, une femme considérée, qui a été traînée dans la boue et mise en prison; et ensuite, en m'honorant de vos lettres, vous corrompez la douceur de cette consolation par des reproches amers. Est-il possible que ce soit vous qui me traitiez ainsi; quand je ne suis occupé depuis trois ans qu'à tâcher, quoique inutilement, de vous servir sans aucune autre vue que celle de suivre ma façon de penser.

Le plus grand mal qu'aient fait vos œuvres, c'est qu'elles ont fait dire aux ennemis de la philosophie répandus dans toute l'Europe: Les philosophes ne peuvent vivre en paix, et ne peuvent vivre ensemble. Voici un roi qui ne croit pas en JESUS CHRIST; il appelle à sa cour un homme qui n'y croit point, et il le maltraite; il n'y a nulle humanité dans les prétendus philosophes, et DIEU les punit les uns par les autres.

Voilà ce que l'on dit voilà ce qu'on imprime de tous côtés, et pendant que les fanatiques sont unis, les philosophes sont dispersés et malheureux. Et tandis qu'à la cour de Versailles et ailleurs, on m'accuse de vous avoir encouragé à écrire contre la religion chrétienne, c'est vous qui me faites des reproches, et qui ajoutez ce triomphe aux insultes des fanatiques! Cela me fait prendre le monde en horreur avec justice; j'en suis heureusement éloigné dans mes domaines solitaires. Je bénirai le jour où je cesserai en mourant d'avoir à souffrir, et sour-tout de souffrir par vous, mais ce sera en vous souhaitant un bonheur dont votre position n'est peut-être pas susceptibile, et que la philosophie seule pourrait vous procurer dans les orages de votre vie, si la fortune vous permet de vous borner à cultiver long-tems ce fonds de sagesse que vous avez en vous: fonds admirable, mais al-

Auch die große Aergerniß, welche ihm das anstößige Betragen der französischen Literatoren in Berlin zugezogen hatte, vermochte den König von seiner Vorliebe für die fremde Literatur nicht abzubringen. Nach seiner Versöhnung mit Voltaire setzte er vielmehr den Briefwechsel mit diesem fort, und vertiefte sich immer mehr in den ausländischen Geschmack. So war er für Deutschland in Beziehung auf den Anbau einer eigenen Literatur und die Beförderung der geistigen Bestrebungen, die sich bereits so mächtig kund gegeben hatten, leider verloren. Dagegen schlug er nach einer anderen Richtung die Laufbahn eines glänzenden Ruhmes ein, welcher seine Strahlen auch auf die deutsche Nation theilsweise zurückwarf, wenigstens im Einzelnen das Nationalgefühl wieder erweckte, und überhaupt weltgeschichtliche Bedeutung erlangte.

---

téré par les passions inséparables d'une grande imagination, un peu par l'humeur, et par des situations épineuses qui versent du fiel dans votre ame; enfin par le malheureux plaisir que vous vous êtes toujours fait de vouloir humilier les autres hommes, de leur dire, de leur écrire des choses piquantes; plaisir indigne de vous; d'autant plus que vous êtes plus élevé audessus d'eux par votre rang et par vos talens uniques. Vous sentez sans doute ces vérités."

Gelassen antwortete Friedrich II.:

"Je sais très-bien que j'ai des défauts, et même de grands défauts. Je vous assure que je ne me traite pas doucement, et que je ne me pardonne rien, quand je me parle à moi-même."

Eilftes Hauptstück.

Ausbruch des siebenjährigen Kriegs. Feldzug des ersten Jahres. (1756.)

Mitten in seinen Beschäftigungen für die Reform der Gesetzgebung, der Industrie, des Handels und der innern Staatszustände überhaupt, verfolgte Friedrich II. von Preußen die auswärtige Politik mit der größten Aufmerksamkeit. Er war bisher in allen seinen Unternehmungen glücklich gewesen, hatte bei den verschiedenen europäischen Höfen Achtung erworben, bei den Völkern hingegen ehrerbietige Bewunderung erregt; aber als Kenner des menschlichen Herzens wußte er auch, daß er eben deßwegen bei anderen Monarchen zugleich den Neid erweckt habe. Was insbesondere die Kaiserin Maria Theresia anbetraf, so war es natürlich, daß der Verlust von Schlesien ihr den größten Verdruß bereiten mußte, welchen so bald nicht bewältigt werden konnte. Durch ihre Verwicklungen mit Frankreich und die Umstände überhaupt zur friedlichen Stellung gegen Preußen genöthiget, hatte sie seit dem Dresdner Frieden über ein Jahrzehent ihren Schmerz über den Verlust Schlesiens beherrscht; dessenungeachtet traute Friedrich II. der scheinbaren Ruhe nicht. Da er zugleich die Ueberzeugung hegte, daß ein König von Preußen wegen seiner eigenthümlichen Lage stets bewaffnet und auf alle Ereignisse gerüstet sein müsse, so benützte er den Frieden sehr eifrig, neben der innern Verbesserung seines Landes die Mittel zur Kriegführung zu vergrößern. Von den Getraide-Magazinen, welche er mit weiser Vorsicht errichtet hatte, wurde ein Theil für die Armee aufbewahrt, die letztere zugleich verstärkt und fortwährend wohl geübt. Um nicht bloß von Lebensmitteln, sondern auch von Waffen und Munition ansehnliche Vorräthe aufzuhäufen, wandte der König von Jahr zu Jahr die größte Aufmerksamkeit. Er sammelte außer der vollständigen Bewaffnung des Heeres noch 50,000 Flinten, 20,000 Säbel, 12,000 Degen und eben so viel Pistolen

ſowie Karabiner. Für die Feſtungen wurde grobes Geſchütz gegoſſen, während man die Pulvermühlen unausgeſetzt in großer Thätigkeit erhielt.

Friedrich II. legte auf alle dieſe Vorſichts-Maaßregeln einen bedeutenden Werth; noch weit wichtiger ſchien ihm dagegen ein Staatsſchatz zur Kriegführung zu ſein. „Wie man im Sommer für den Winter ſammelt," ſagte er ſelbſt, „muß der Fürſt im Frieden für den Krieg ſparen." Er führte deßhalb beharrlich eine gute Oekonomie, und war ſorgfältig bemüht, das Einkommen des Staates zu vermehren. Was ihm dabei zum beſondern Verdienſt gereicht, war der Umſtand, daß er die Erhöhung des Staats-Einkommens nicht durch die Steigerung der Abgaben, ſondern des innern Verkehrs zu bewirken ſuchte. So verfehlt nun ſeine induſtriellen Anordnungen im Ganzen auch waren, ſo wurden durch die innere Ordnung und Betriebſamkeit in Preußen die Staats-Einnahmen dennoch um 1,200,000 Thaler vermehrt, ohne daß eine neue Steuer aufgelegt wurde. Unter ſolchen Vorbereitungen erwartete der preußiſche Monarch das neue Zerwürfniß mit Oeſtreich, welches er mit Beſtimmtheit vorausſah.

Durch den guten Haushalt ihres Gemahls war Maria Thereſia ebenfalls in den Stand geſetzt worden, ihre Einkünfte beträchtlich zu vermehren; der Krieg mit Frankreich verhinderte ſie jedoch, davon zur Ausführung ihrer Abſichten gegen Preußen Gebrauch zu machen. Nachdem im Jahr 1748 zwiſchen Oeſtreich und Frankreich Friede geſchloſſen worden war, beſchäftigte man ſich am Wiener Hofe dagegen ernſtlich mit der Wiedereroberung von Schleſien, um ſich für den Verluſt der Länder zu entſchädigen, welche im Aachener Frieden abgetreten worden waren. Graf Kaunitz, der erſte Miniſter der Kaiſerin, hatte von den geiſtigen Fähigkeiten Friedrichs II. eine ſo hohe Meinung, daß er vor der Ausführung der That ſorgfältige Vorbereitung anrieth, ja er machte ſogar den Vorſchlag, auf ein Bündniß mit Frankreich hinzuwirken. Ein ſolcher Staatsplan ſchien nicht nur kühn, ſondern ſelbſt unausführbar zu ſein, weil ſich die Franzoſen ſeit Jahrhunderten daran gewöhnt hatten, das Haus Oeſtreich als Erbfeind zu betrachten, deſſen Macht im Intereſſe Frankreichs nothwendig geſchwächt werden müſſe. Demungeachtet betrieb Kaunitz jenen Entwurf auf das thätigſte, indem er ſchon bei den Friedens-Unterhandlungen in Aachen Vorſchläge zu einem Bunde gegen Preußen machte, und an Frankreich für die Hülfe zur Wiedereroberung Schleſiens Brabant ſowie Flandern abzutreten verſprach [1]). Als der fran-

[1]) Dieß berichtet Friedrich II. in ſeiner Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges in folgender Weiſe:

„Le Comte Kaunitz, duquel ce Projet vénoit particulièrement, étant plénipotentiaire de l'Impératrice Reine à Aix-la-Chapelle, ne tarda pas à en faire les premières ouvertures à Mr. de St. Séverin, en lui disant par manière d'insinuation, que si la France vouloit s'entendre avec la maison d'Autriche, il y auroit des engagemens de bienséance à prendre entre

zösische Geschäftsträger, Severin, die Anträge ablehnte, ging Kaunitz im Jahr 1749 als Botschafter der Kaiserin nach Paris, und bot dort alle Kräfte auf, den französischen Hof für seine Pläne zu gewinnen. Zu dem Ende trug er vor, daß die Kriege zwischen Oestreich und Frankreich nur zur Vergrößerung Preußens führten, und daß das Interesse der Großmächte es gebieterisch erheische, dem Wachsthum der preußischen Macht ein Ziel zu setzen [2]). Durch die Gewandtheit des Grafen Kaunitz gewöhnte sich der französische Hof allmälig an die Idee, daß seine Interessen mit jenen Oestreichs keineswegs gänzlich unvereinbarlich seien. Ein wirkliches Bündniß mit der Kaiserin konnte so große Folgen haben, daß man sich am Hofe zu Versailles auch jetzt noch lange bedachte, bevor man einen so gewagten Schritt thun wollte, indessen Graf Kaunitz hatte die bewegenden Triebfedern dieses Hofes durch seinen Aufenthalt in Paris und Versailles genau kennen gelernt, und wußte durch Geschicklichkeit und Ausdauer endlich alle Hindernisse zu überwinden.

Ludwig XV. war nämlich so vollständig in sinnliche Genüsse versunken, daß das Land tief verfiel und die Regierung in die Hände der Maitressen gerieth. Die Marquise von Pompadour versah das Geschäft, für die Befriedigung der Lüste des Königs immer neue Mittel herbeizuschaffen, mit vollendeter Kunst, und erlangte dadurch auch in Staatssachen allmälig überwiegenden Einfluß. Als Graf Kaunitz von der Macht der Marquise sich überzeugt hatte, gründete er hierauf seine Staatspläne. Nicht gering, daß er der Pompadour gegenüber den feinen Hofmann spielte, dieselbe mit tausend Schmeicheleien und zarten Aufmerksamkeiten zu gewinnen wußte, bewog er auch seine Monarchin, der Maitresse in einem eigenhändigen Schreiben schöne Sachen zu sagen. Wohl mochte sich der Stolz der Kaiserin gegen einen solchen Schritt heftig empört haben; allein ihr Haß gegen Friedrich II. von Preußen war noch größer, und so entschloß sie sich wirklich zu dem sauern Schritt. Kaunitz hatte übrigens scharf gesehen; denn die Pompadour fühlte sich durch das Schreiben der Kaiserin so sehr geschmeichelt, daß sie nun das Bündniß zwischen Frankreich und Oestreich aus allen Kräften betrieb. Der schwache König

---

les deux cours, moyennant lesquels la Flandre et le Brabant pourroient demeurer en propriété à Sa Majesté très-Chrétienne, pourvu qu'elle voulût obliger le Roi de Prusse à restituer la Silésie à l'impératrice Reine.«

2) Friedrich II., durch seine Gesandten sehr gut unterrichtet, erzählt die beredten Bemühungen des Grafen Kaunitz auf eine sehr anziehende Weise;

„Il est temps, Messieurs,« sagte Kaunitz in Paris und Versailles, „que vous sortiez de la tutelle où les Rois de Prusse et de Sardaigne, et nombre de petits princes vous tiennent; leur politique ne tend qu'à semer la zizanie entre les grandes puissances, ce qui leur procure des moyens d'agrandissement; nous ne faisons la guerre que pour eux; il n'y a qu'à nous entendre, et à nous prêter mutuellement à des arrangemens qui en ôtant tout sujet de différent entre les premières puissances de l'Europe, servent de base à une paix solide et permanente.«

war bald gewonnen; dagegen erhoben sich Schwierigkeiten bei den Ministern, welche als Staatsmänner eine solche Politik nicht billigen konnten. Auch dieses Hinderniß wußte man zu überwinden, indem man das Ministerium allmälig mit Werkzeugen der Pompadour besetzte. Nach langen Kabalen und Anstrengungen aller Art kam endlich im Jahr 1756 ein geheimes Schutz- und Trutzbündniß zwischen Frankreich und Oestreich zu Stande.

Schon während der Unterhandlungen beider Mächte hatte sich Maria Theresia auch an die Kaiserin Elisabeth von Rußland gewendet, um dieselbe zu einem Bunde gegen Preußen zu bewegen. Ein Zufall hatte sie in dieser Absicht sehr kräftig unterstützt, wie Friedrich II. in der Geschichte seiner Zeit selbst erzählt. Bei einem Feste zu Charlottenburg, veranlaßt durch die Vermählung des Prinzen Heinrich, wurden sämmtliche Minister auswärtiger Mächte zur Abend-Tafel eingeladen, nur den russischen Gesandten hatte der Hof-Fourier nicht finden können. Der Geschäftsträger der Kaiserin Elisabeth stellte sich, als sei die Unterlassung der Einladung absichtlich geschehen, erklärte seine Monarchin für beleidiget, und reiste nach eingeholten Instruktionen aus Petersburg plötzlich von Berlin ab.

Friedrich II. von Preußen hatte alle die Eigenschaften, welche das Wort „Adaling" bezeichnen sollte; er war stolz und behauptete seine Würde gegen Jeden, wer er auch sein mochte. Nicht dem mächtigsten Monarchen, nicht dem gesammten Europa würde er in Sachen der Ehre nur haarbreit gewichen sein, am wenigsten vollends den Russen. Dieß hatte er schon früher erwiesen, indem er, als Repressalien für die Verhaftung eines preußischen Hauptmanns in Rußland, mehrere russische Unterthanen in Preußen festnehmen ließ, dem Gesandten des Petersburger Hofes selbst mit Geringschätzung begegnete, und überhaupt der überlegenen russischen Macht nicht das Mindeste nachgab. Er rief daher auch seinen Geschäftsträger sogleich von Petersburg zurück, als der russische von Berlin abgereist war.

Diese Spannung benützten die östreichischen Gesandten in Petersburg auf das begierigste, um die Kaiserin Elisabeth wider den König von Preußen einzunehmen. Sie spiegelten ihr sogar vor, daß dieser einen Anschlag wider ihr Leben geschmiedet habe, um den Prinzen Iwan an ihrer Stelle auf den Thron zu heben [3]). Die argwöhnische Kaiserin gab den Einflüsterungen Glauben, und faßte fortan einen heftigen Haß

[3]) Oeuvres posthumes de Frédéric II., roi de Prusse, Tome III., pag. 48 et 49. „Les Autrichiens, pour envenimer l'esprit de l'Impératrice Élisabeth contre le Roi (de Prusse) lui persuadèrent que ce prince avoit trame un complot contre sa vie, afin d'élever le Prince Iwan sur le trône. L'Impératrice, qui étoit d'un caractère indolent et facile, les crut sur leur parole, voulant s'épargner la peine d'examiner la chose, et conçut pour le Roi une haine irréconciliable."

gegen Friedrich II. Nunmehr (1755) hatte der östreichische Hof in der Hauptsache seine Absichten erreicht; gleichwohl wollte man den Ausbruch des Sturmes noch einige Jahre hinhalten, um noch größere Vorbereitungen zu machen, und namentlich das Bündniß mit Frankreich zum wirklichen Abschluß zu bringen. Als dieß am 9. Mai 1756 zu Versailles geschehen war, ließ Maria Theresia alle Vorbereitungen zum Kriege treffen. Während unter dem Fürsten Piccolomini eine Armee bei Königgrätz, und unter dem Marschall Braun eine noch stärkere bei Prag zusammengezogen wurde, betrieb man auch sehr thätig die Anlegung von Magazinen und den Ankauf von Pferden für die Artillerie und Wagenfahrt. Zugleich vermehrten die Russen ihre Armee in Liefland auf 50,000 Mann, sowie der Kurfürst von Sachsen, ebenfalls ein erklärter Feind Friedrichs II., mit ähnlichen Absichten umging. Maria Theresia wollte den Krieg wider Preußen noch im Jahre 1756 eröffnen; allein der russische Hof verlangte einen Aufschub bis in's folgende Jahr, zur Verstärkung der Rüstungen.

Mit aufmerksamen Blicken hatte der König von Preußen alle Unternehmungen seiner Feinde beobachtet; er wußte, wohin dieselben führen würden; dessenungeachtet wünschte er die Pläne der Gegner noch genauer kennen zu lernen. Da dem Dresdner Hofe durch das östreichische Kabinet über alle wichtigen Vorgänge Mittheilungen gemacht wurden, und dort zugleich die Bestechlichkeit herrschte, so erkaufte Friedrich II. einen Kanzlisten, Namens Menzel, in Dresden, und dieser sandte ihm wirklich Woche für Woche Abschriften von allen eingelaufenen Depeschen aus Wien, und von den Staatsverträgen, welche er in den Archiven fand[4]). Daraus erfuhr der König nun, daß sich Frankreich, Rußland, Oestreich und Sachsen zu seinem Verderben verschworen haben, und daß der Ausbruch des Krieges nach dem Wunsche Rußlands nur bis zum Jahr 1757 verschoben, inzwischen aber auch die sächsische Armee von 18,000 Mann auf 40,000 erhöht werden sollte.

Bedeutsam war die Art des Vorwandes, welchen der östreichische Hof als Ursache des Krieges anzugeben entschlossen war. Friedrich II. hatte nämlich mit dem Herzog von Mecklenburg über Aushebung von Rekruten in dessen Ländern einen Streit gehabt, und sich etwas gewaltthätig selbst Recht verschafft. Diesen Schritt wollte nun die Kaiserin nicht bloß für einen Eingriff in die deutsche Reichsverfassung, sondern

[4]) Friedrich II. gesteht dieß selbst zu, nur den Namen des erkauften Spions nennt er nicht.

Oeuvres posthumes, Vol. III., pag. 75 et 76: „Le Roi avoit un canal par lequel il tiroit des avis certains sur les projets de ses ennemis, qui étoient près d'éclater; c'étoit un commis de la chancellerie secrète de Dresde, qui remettoit toutes les semaines au ministre prussien les dépêches que sa cour recevoit de Pétersbourg et de Vienne, ainsi que la copie de tous les traités qu'il avoit trouvés dans les archives."

auch für eine Verletzung des westphälischen Friedens erklären, daher alle Garanten des letztern wider Preußen zu den Waffen rufen. Bis in's achtzehnte Jahrhundert sollte also der Münsterische Vertrag das Mittel sein, die auswärtigen Mächte in die innern Angelegenheiten Deutschlands hereinzuziehen.

Von den Plänen seiner Feinde genau unterrichtet, fragte der König von Preußen zunächst bei dem östreichischen Hofe offiziell an, welchen Zweck die auffallenden Rüstungen desselben haben sollen, ob man den Frieden mit Preußen zu halten, oder zu brechen beabsichtige? Wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist, war die Antwort des Grafen Kaunitz ausweichend und zweideutig; dafür erhielt der Berliner Hof durch den Kanzlisten Menzel Abschrift einer Note des Grafen Kaunitz an den sächsischen Minister Flemming, welche bestimmter sprach. Kaunitz vertraute dem Freiherrn von Flemming, daß er durch seine Antwort dem König von Preußen Unruhe einflößen und zur Eröffnung der Feindseligkeiten reizen wolle. Man glaubte nämlich, daß man auch die öffentliche Meinung wider den König stimmen, dessen Lage also noch mehr verschlimmern werde, wenn er als der angreifende Theil erscheine.

Friedrich II. hatte über die Art und Weise, wie er sich gegen die allgemeine Verschwörung der Großmächte schützen wolle, schon früher gründlich nachgedacht, und wirklich in Ueberlegung gezogen, ob es nicht besser sei, seinen Feinden im Angriff zuvorzukommen, als abzuwarten, bis alle ihre Vorbereitungen beendiget seien. Die Mittheilungen des Kanzlisten Menzel bestimmten ihn jetzt für den ersteren Wechselfall, da es ihm insbesondere gefährlich zu sein dünkte, der Vermehrung der sächsischen Armee ruhig zuzusehen. In der weiteren Erwägung, daß die Russen im laufenden Jahr (1756) nichts unternehmen wollten, er also jetzt seine Feinde noch vereinzelt, und halb vorbereitet überfallen konnte, während er im nächsten Jahr den gleichzeitigen Angriff aller verbündeten und vollständig gerüsteten Mächte zu erwarten hatte, beschloß der König von Preußen demnach den Krieg noch im Jahre 1756 zu eröffnen. Mit gewohnter Energie ging er sofort an die Entwerfung, und alsbald an die Vollziehung des Planes des Feldzuges.

Nachdem eine Heerabtheilung von 10 Bataillons und 20 Schwadronen als Reserve bei Stolpe aufgestellt worden war, welche im Nothfall dem preußischen Marschall Lewald wider das russische Heer an den preußischen Grenzen zu Hülfe kommen konnte, bestimmte Friedrich II. zwei Armeen zum Angriff gegen die Oestreicher. Die eine unter den Befehlen des Marschalls Schwerin sollte von Schlesien aus in den böhmischen Kreis Königsgrätz, die andere, unter des Königs persönlicher Anführung, dagegen von Brandenburg aus in Sachsen einfallen. Schon im Junk 1756 waren die nöthigen Vorbereitungen getroffen, und im August rückte der König mit der Hauptarmee auf drei verschiedenen

Punkten in Sachsen ein. Anfangs nahm das sächsische Heer eine Stellung zwischen der Elbe und der Mulde; bald zog es sich in ein festes Lager bei Pirna zurück, um hier in Sicherheit den Anmarsch der Oestreicher zu erwarten.

Ohne Widerstand besetzten die Preußen am 9. September 1756 die Hauptstadt Dresden, wo nach dem Abgang des Königs und des Ministers Brühl in das Lager von Pirna nur die Königin mit den Prinzessinnen zurückgeblieben war. Der plötzliche Einfall Friedrichs II. in Sachsen hatte nicht nur großes Aufsehen, sondern auch bei manchen Unbefangenen Mißbilligung erregt; der König wollte sich deßhalb der öffentlichen Meinung gegenüber rechtfertigen, und zu dem Ende die Original-Urkunden über das Einverständniß Sachsens und Oestreichs sich verschaffen. Obwohl die Königin heftige Einsprache erhob, wurde das Archiv dennoch gewaltsam erbrochen, und eine Auswahl von Urkunden weggenommen. Gestützt auf die letztern erschien hierauf eine Denkschrift des preußischen Ministers Herzberg über die gefährlichen Anschläge des Wiener und des Dresdner Hofes; allein auch die Original-Urkunden, auf welche man sich dabei berief, erwiesen die Schuld des Dresdner Hofes keineswegs genügend.

Während das sächsische Heer in Pirna auf die Ankunft der Oestreicher harrte, nahm Friedrich II. mit der ersten Kolonne des Hauptheeres im Vorrücken gegen Pirna eine Stellung zwischen der Elbe, Sedelitz und Zeft. Da gleichzeitig der Herzog von Bevern von der Lausitz aus nach Stolpe und Lohmen, und der Prinz Ferdinand von Braunschweig nach Kotta vorgedrungen war, so wurde das sächsische Heer von allen Seiten eingeschlossen. Bei der festen Stellung der Sachsen, deren Lager auf allen Seiten von steilen Bergen umgeben war, erschien ein Sturm als so gewagt, daß der König von Preußen durch Hunger die Ergebung erzwingen wollte. Diese Absicht konnte um so leichter gelingen, als der Minister Brühl bei seiner bekannten Unfähigkeit nicht für genügende Vorräthe gesorgt hatte. Bald entstand im Lager wirklich Mangel an Lebensmitteln, und Brühl ließ daher durch verschiedene Boten, welche sich in den Bergen, trotz der Wachsamkeit der Preußen, auf verborgenen Pfaden durchgeschlichen hatten, das östreichische Kabinet um Entsatz bestürmen. Der Marschall Braun (Brown) erhielt auch sofort gemessene Befehle, die Sachsen um jeden Preis zu befreien. Als er zu dem Ende mit seiner Armee aufgebrochen war, stieß er am 1. October 1756 bei Lowositz auf das Heer Friedrichs II., welcher die Bewegungen Brauns erfahren hatte, und ihm zuvorgekommen war.

Ein dichter Nebel bedeckte am Morgen des 1. Octobers die Fluren, so daß der König die Stellung der Gegner lange nicht erkennen konnte. Er glaubte Anfangs, daß die östreichische Truppen-Abtheilung, welche er schon am Abend zuvor erblickt hatte, zum Abzug sich anschicke, und daß

er es nicht mit dem Hauptheer Daun's, sondern nur mit einer Nachhut (arrière-garde) zu thun haben werde. Nach der Eröffnung des Kampfes überzeugte er sich vom Gegentheil, und wollte seine Reiterei, welche er zur Zersprengung der vermeintlichen Nachhut befehliget hatte, schnell wieder zurückziehen. Durch ihren Ungestüm waren die preußischen Reiter aber schon so weit fortgerissen worden, daß die Gegenbefehle des Königs zu spät kamen. Die östreichische Kavallerie wurde zwar geworfen; allein die preußischen Dragoner und Kürassiere drangen auch jetzt noch so hitzig vor, daß sie über mehrere Gräben des östreichischen Lagers setzten, und in den Mittelpunkt der östreichischen Macht hineingeriethen. Marschall Braun richtete nun mit 60 Kanonen ein verheerendes Feuer auf die preußischen Reiter, und zwang dieselben zum Rückzug. Während dieser unter der Leitung des Königs mit Ordnung ausgeführt wurde, ging umgekehrt der Marschall Braun mit 20 Bataillons zum Angriff über. Die preußische Infanterie auf dem linken Flügel vertheidigte sich mit dem größten Nachdruck, und warf die Oestreicher entschieden zurück. Nachdem einige Bataillone der letztern in die Elbe gesprengt worden waren, und die preußischen Regimenter Itzenplitz und Manteufel den Ort Lowositz mit gefälltem Bajonet erstürmt hatten, ergriff der gesammte rechte Flügel der Oestreicher die Flucht. Die feste Stellung des linken Flügels hinderte dagegen den König am Angriff; Marschall Braun schickte daher von dieser Seite einige Brigaden ab, um den Rückzug des gesprengten rechten Flügels zu decken. Dieses mit Geschicklichkeit angeordnete Manöver wurde auch mit Ordnung ausgeführt; die Fliehenden des rechten Flügels sammelten sich nun hinter den frischen Brigaden, und Marschall Braun trat mit seiner gesammten Streitmacht, unter Begünstigung der Nacht, einen wohlgeordneten Rückzug an.

Friedrich II. hatte nur einen halben Sieg errungen, weil nur der rechte Flügel der Oestreicher geschlagen wurde; dessenungeachtet war solcher Vortheil der Waffen von sehr bedeutenden Folgen begleitet. Durch den Rückzug des Marschalls Braun war nämlich auf Entsetzung des sächsischen Lagers in Pirna jede Hoffnung verschwunden. Braun hatte zwar durch eine Seitenbewegung eine Heerabtheilung von 8,000 Mann nach Schandau gesendet, um die sächsische Armee bei einem Versuche zum Durchbruch oder nach demselben zu unterstützen; der sächsische Obergeneral unternahm es am 13. October 1756 auch wirklich, sein eingeschlossenes Heer über die Elbe und von da in's Weite zu führen; allein er kannte die Oertlichkeit nicht genug, und gerieth nach dem Uebergang über den Strom auf neue Hindernisse. Da die preußischen Blokade-Truppen die Sachsen noch überdieß auf jedem Schritte beunruhigten, und heftiger Regen die Wege bodenlos machte, so blieb die sächsische Armee am Fuße des Lilienstein eingeschlossen, und war in schlimmerer Lage wie vorher. Zum Unglück war auch das östreichische Hülfsheer wieder verschwunden;

denn Marschall Braun hatte die Lage seiner Verbündeten geradezu für verzweifelt gehalten, und seine Truppen aus Schandau zurückgezogen. Ohne Lebensmittel und selbst ohne Munition, von der Kälte gequält, vom Regen durchschauert, brachte das eingeschlossene Heer noch drei schreckliche Nächte unter freiem Himmel zu. Jetzt war die Ergebung jedoch eine unabweisliche Nothwendigkeit, und sie erfolgte denn in unbedingter Art.

Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort, während des ganzen Krieges nicht mehr gegen Preußen zu dienen, entlassen, alle Unteroffiziere und Gemeine dagegen gezwungen, in den preußischen Dienst zu treten. Ob dieß gleich nach den bisherigen Gewohnheiten ein ganz unerhörter Schritt war, machte sich Friedrich II. dennoch keine Vorwürfe darüber, sondern bereute nur, die sächsischen Soldaten nicht unter seine Regimenter vertheilt zu haben. Da er die ersten nämlich beisammen ließ, und nur mit preußischen Offizieren versah, so gingen sie später schaarenweise davon, bis endlich die Ueberbleibsel unter preußische Bataillone gesteckt wurden.

Während dieser Vorgänge war auch der Marschall Schwerin nach dem Plane des Königs, von Schlesien aus nach Böhmen vorgedrungen, und hatte einige kleine Vortheile erfochten. Bei der weit vorgerückten Jahreszeit wollte der König jetzt aber nichts Bedeutendes mehr unternehmen; er blieb daher in Sachsen stehen, und Schwerin ging nach Schlesien zurück. Trotz dieser Mäßigung war schon der erste Feldzug für Friedrich II. sehr vortheilhaft; denn er hatte durch die Gefangennehmung der sächsischen Armee seine Feinde empfindlich geschwächt, und zugleich seinen Ruf als Feldherr bestätiget. Da der König August nach Warschau sich zurückzog, so blieb noch überdieß ganz Sachsen zur Verfügung des Siegers, und mußte diesen mit Hülfsmitteln zur Fortsetzung des Krieges versehen. Mit Genugthuung und Vertrauen sah deßhalb Friedrich II. den weitern Ereignissen entgegen.

Zwölftes Hauptstück.

Zweiter Feldzug des siebenjährigen Krieges.

(1757.)

Maria Theresia, über die neuen Erfolge des Gegners bestürzt, drang auf stürmische Weise in ihre Bundesgenossen, mit gesammter Macht sofort im Felde zu erscheinen. Nach dem Vertrage von Versailles sollte Frankreich der Kaiserin ein Heer von 24,000 Mann zu Hülfe senden; durch die dringenden Vorstellungen des östreichischen Hofes wurde aber das Hülfsheer auf 100,000 Mann erhöht. Zugleich erließ das Kabinet von Versailles eine Aufforderung an die Krone Schweden, als Garant des westphälischen Friedens, dem König von Preußen, als Verletzer desselben, den Krieg zu erklären. Während solchem Gesuch entsprochen wurde, erhob der Kurfürst von Sachsen wider Friedrich II., wegen Landfriedensbruch, bei dem Reichstage in Regensburg förmliche Klage. Durch den überwiegenden Einfluß Oestreichs wurde den Anträgen Kur-Sachsens willfahret, der König von Preußen zwar nicht mit der Acht belegt, allein dennoch ein Reichsheer wider ihn aufgeboten.

Bei dieser Gelegenheit sollten sich die ersten Spuren der bevorstehenden Auflösung des deutschen Reiches offenbaren. Nicht genug, daß der preußische Gesandte in Regensburg, Freiherr v. Plotho, den Reichstag ganz offen verhöhnte, und einen von ihm abgesendeten Notarius auf eine empörende Weise mißhandelte, wurde vom Könige schon das Recht in Anspruch genommen, sich nach Umständen von dem deutschen Reich ganz loszusagen [1]). Die Art der Zusammensetzung des Reichs-Exekutions-

[1]) Die merkwürdige Andeutung davon findet sich in der Geschichte Friedrichs II. vom siebenjährigen Krieg:

„Alors le fiscal de l'Empire se mit sur les rangs; il avança que les Rois de Prusse et d'Angleterre devoient être mis au ban de l'Empire: quelques princes représentèrent que si

Heeres zeigte eben so deutlich den gänzlichen Verfall der Nationaleinheit. Nur mit Mühe brachte man die Kontingente der kleinern Reichsstände zusammen, und dennoch ergab sich in der Ausrüstung derselben und in ihrer Kriegs-Uebung eine solche Unbehülflichkeit, daß sie den Hohn der disziplinirten Heere erregten.

Von dieser Seite hatte der König von Preußen freilich wenig zu befürchten; doch gefährlicher wurden die kriegerischen Anstalten Frankreichs und Rußlands, welche auf unabläßiges Betreiben Oestreichs allmälig ernstlich in Gang kamen. Friedrich II. hatte in dem beginnenden Kampfe mit ganz Europa keinen Bundesgenossen, als Großbritannien; indessen der englische Hof konnte ihn nur mit Geldzuschüssen unterstützen, und selbst diese wurden geschmälert, weil Georg II., als Kurfürst von Hannover, den Einfall der Preußen in Sachsen mißbilliget hatte. Friedrich II. galt in der öffentlichen Meinung Deutschlands zwar als der Verfechter der freisinnigen Ideen und der Aufklärung gegen die Bestrebungen der Finsterlinge und Ultramontanen; allein der Volksgeist hatte in Deutschland noch zu wenig Aufschwung genommen, war ohne allen Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, und konnte demnach dem König wenig nützen. Auf seine eigenen Kräfte verwiesen, mußte dieser ganz seltene Gaben entwickeln, um sich in einem so ungleichen Kampfe aufrecht zu erhalten. Solches geschah denn auch.

Friedrich II. überzeugte sich durch seinen scharfen Blick, daß unter allen Gegnern Oestreich der gefährlichste sei, und daß er die Macht dieses Widersachers schwächen müsse, bevor die Franzosen, Russen, Schweden und die Reichsarmee im Felde erscheinen würden. Bei Beginn des Jahres 1757 beschloß er daher den Krieg mit noch größerem Nachdruck in Böhmen zu führen. Ende März 1757 eröffneten die preußischen Truppen den Feldzug. Dieselben waren in vier Heere abgetheilt, wovon eines unter dem Prinzen Moritz von Dessau bei Zwickau, das andere unter des Königs unmittelbarem Befehl zwischen Dresden, Pirna und Dippoldswalde, das dritte unter dem Herzog von Bevern bei Zittau, und das vierte unter dem Marschall Schwerin zwischen Glatz, Friedland und Landshut stand. Alle diese Heere sollten zu gleicher Zeit in Böhmen einrücken, den Feind durch kühne Schläge vor sich hertreiben, und dann vor Prag sich vereinigen.

Die östreichische Macht in Böhmen war während des Winters bedeutend verstärkt worden; allein es zeigte sich schon wieder das alte Ge-

---

autrefois l'Électeur de Bavière avoit été condamné à ce ban, cela ne s'étoit fait qu'après sa défaite à la bataille de Hœchstædt, et que dès que les armées impériales en auroient gagné de pareilles, il seroit libre à chacun de procéder contre les deux Rois. La France comprit que si l'on se précipitoit à publier cet arrêt, la cour de Vienne commettroit sa dignité, et qu'il y auroit à craindre de plus, *que les deux Rois et leurs adhérens ne se séparassent entièrement du saint Empire romain.*"

brechen, daß der Wiener Hof über die Wahl der Feldherren schwankend war, und denselben zugleich nicht genug Spielraum verstattete. Man setzte dem Marschall Braun den Herzog Karl von Lothringen an die Seite, und lähmte dadurch die Heerführung, weil es zweifelhaft blieb, wer eigentlich der Oberfeldherr sei, und als solcher alle Verantwortlichkeit zu übernehmen habe. Eine erste Folge dieses Uebelstandes war die Beschränkung der Kriegführung auf die bloße Vertheidigung, ja selbst diese wurde so ungenügend geleitet, daß die preußischen Heere, welche von dem 20. April 1757 an wirklich in Böhmen einrückten, die Oestreicher auf allen Seiten zurückdrängten, unermeßliche Magazine eroberten, und nach dem Plane des Königs schon nach wenigen Wochen auf dem Punkt standen, sich sämmtlich zu vereinigen.

Nachdem der Herzog von Bevern glücklich zu der Armee des Marschalls Schwerin gestoßen war, welcher über Trautenau gegen Prag rückte, ging der König am 5. Mai 1757 mit seinem Heere, Angesichts der Oestreicher, über die Mulde, und vereinigte sich in der Nähe von Prag mit Bevern und Schwerin. Bei einem weitern Zurückweichen der Oestreicher mußte die Hauptstadt Prag verloren gehen; der Marschall Braun und der Herzog von Lothringen entschlossen sich daher, eine Schlacht zu liefern.

Der linke Flügel der Oestreicher lehnte sich an einen Berg und die Stadt Prag, während der rechte ebenfalls durch eine Anhöhe gedeckt war. Da vor dem linken Flügel noch überdieß ein tiefer Hohlweg sich befand, so wollte Friedrich II. den Feind in so günstiger Stellung nicht angreifen, sondern denselben durch ein Manöver zur Einnahme einer andern nöthigen. Dieß gelang zum Theil, und sofort (6. Mai 1757) begann nun der Angriff. Indem sich die preußische Reiterei mit Ungestüm auf die östreichische warf, wurde diese mit Verlust zurückgedrängt; sie sammelte sich von Neuem, und hielt mannhaft Stand; doch nach drei heftigen Angriffen der preußischen Reiter wurde sie vollständig in die Flucht geschlagen. Auf dem linken Flügel des Königs hatten zehn Bataillone Fußgänger den Kampf eröffnet. Da sie aber zu hitzig vordrangen, so richtete die östreichische Artillerie eine ungeheure Zerstörung unter ihnen an, und drängte sie mit Macht zurück. In diesem Augenblick stieg der alte Marschall Schwerin vom Pferde, ergriff eine Fahne, und führte die geschlagenen Preußen an der Spitze seines Regiments von Neuem gegen den Feind. Diese heldenmüthige That wirkte, die preußischen Fußgänger stürmten mit unwiderstehlicher Tapferkeit auf die Oestreicher ein, und brachten dieselben zum Weichen. Der Preis des Sieges war leider der Tod des braven Schwerin, welcher, von drei Kugeln durchbohrt, auf dem Wahlplatz blieb. Unterdessen war der König selbst mit der zweiten Linie der Schlachtordnung angekommen, und hatte den Angriff erneuert. Schon durch die erste Linie geworfen, gerieth jetzt der

rechte Flügel der Oestreicher noch mehr in Verwirrung, und ergriff endlich gänzlich die Flucht. Bisher war der preußische rechte Flügel noch nicht in's Gefecht gekommen, weil der linke östreichische immer noch durch den tiefen Hohlweg gedeckt war, und der König deßhalb nicht angreifen wollte. Durch die Uebereilung eines Herrn von Mannstein entspann sich indessen auch dort der Kampf, die preußischen Fußgänger stürzten sich in den Hohlweg, und kletterten auf der andern Seite empor, obwohl die östreichische Artillerie sie auf das härteste mitnahm. Für die Dauer würde die Lage der Preußen an dieser Stelle gefährlich geworden sein, wenn nicht der rechte östreichische Flügel schon geschlagen gewesen, und der Prinz Ferdinand von Braunschweig in den Stand gesetzt worden wäre, den linken Flügel der Oestreicher im Rücken zu nehmen. Letztere Bewegung war so entscheidend, daß auch der kaiserliche linke Flügel zurückwich, und in die Stadt Prag sich flüchtete. Die Schlacht war überaus mörderisch gewesen, indem die Oestreicher über 20,000 Mann verloren, und Friedrich II. seinen Verlust selbst auf 18,000 Mann angibt. Eine solche Schwächung der preußischen Macht war auch die Ursache, daß der Sieg des Königs nicht die Folgen hatte, welche man davon erwartete.

Nach Prag hatten sich 40,000 Kaiserliche gerettet, und weit entfernt, sich zu ergeben, machten sie Anstalten zur hartnäckigen Vertheidigung der Stadt. Dazu kam noch, daß der Marschall Daun unmittelbar nach der Schlacht bei Prag mit einem zweiten östreichischen Heer, von Mähren aus, dem Kampfplatze sich näherte, und dadurch den Trümmern des östreichischen rechten Flügels zum Stützpunkt diente. Er zog so viele Flüchtlinge an sich, daß er sein Heer auf 60,000 Mann brachte. Die Lage Friedrichs II. wurde nun sehr eigenthümlich; denn die starke Besatzung von Prag erforderte ein sehr großes Belagerungsheer, und zugleich mußte dem Marschall Daun ein Beobachtungsheer entgegengestellt werden, weil außerdem die preußische Armee vor Prag einen Angriff im Rücken zu besorgen hatte. Für beide Zwecke reichten die Streitkräfte des Königs nach dem großen Verlust in der Schlacht um so weniger aus, als er zur Beunruhigung der Reichstruppen eine Heer-Abtheilung nach Franken gesendet hatte. So lange der Marschall Daun nicht geschlagen war, konnte man von preußischer Seite nichts Ernstliches gegen Prag unternehmen; denn es blieb stets das Anrücken Dauns, und sohin der Angriff von zwei Seiten zu befürchten. Friedrich II. schränkte deßhalb das Belagerungs-Heer auf das Nothwendigste ein, und vereinigte einen Theil seiner Truppen mit der Beobachtungs-Armee gegen Daun unter dem Herzog von Bevern. Nachdem er sich in Person an die Spitze dieser verstärkten Armee gestellt hatte, griff er den Marschall Daun in der Gegend von Kollin an. Der genannte östreichische Marschall war jedoch ein äußerst vorsichtiger Feldherr, welcher sich, trotz sei-

ner großen Macht, in den Bergen von Kollin noch überdieß verschanzt hatte. Friedrich II. glaubte so fest, daß er ohne die Beseitigung Daun's weder Prag zu nehmen, noch überhaupt den Feldzug mit Erfolg fortzusetzen vermöge, daß er der starken Stellung des Gegners nicht achtete, sondern die Höhen von Kollin zu erstürmen befahl. Man erfüllte seinen Willen, doch ohne allen Erfolg; die preußische Armee wurde vielmehr entschieden geschlagen, und erlitt einen äußerst empfindlichen Verlust. Jetzt waren alle Hoffnungen zerstört, welche Friedrich II. auf den Feldzug in Böhmen und den Streifzug des Obristen Meyer nach Franken gebaut hatte.

Durch die Freischaar Meyers war in der That das Hochstift Bamberg, die Reichsstadt Nürnberg und die Oberpfalz in Schrecken gesetzt worden. Während der Reichstag in Regensburg die Flucht ergriff, unterhandelte schon der Kurfürst von Baiern mit dem König von Preußen; es war gegründete Hoffnung gegeben, daß die meisten Reichsstände die östreichische Partei verlassen würden. Alles dieß wurde aber durch die Schlacht bei Kollin plötzlich geändert. Nicht nur die Belagerung von Prag mußte nun sogleich aufgehoben, sondern sogar ganz Böhmen geräumt werden; der König selbst, welcher sein Heer zur Erleichterung des Rückzuges in verschiedene Kolonnen getheilt hatte, erhöhte seinen Ruhm durch die Geschicklichkeit seiner Bewegungen; aber bei der Abtheilung seines ältesten Bruders, des Prinzen von Preußen, fielen verderbliche Fehler vor. Die Lage des Königs wurde nun im hohen Grade bedenklich; denn es war zu erwarten, daß alle seine Feinde gleichzeitig wider ihn losbrechen würden, also das geschehen möge, was er durch Siege in Sachsen und Böhmen eben verhindern wollte.

Schon im Frühling 1757 war eine französische Armee von 100,000 Mann über den Rhein gegangen, hatte das preußische Westphalen, namentlich Cleve und Wesel, besetzt, und ging sodann damit um, Hannover zu erobern. Eine kleine Armee der Fürsten von Hessen, Braunschweig und Schaumburg-Lippe, den Verbündeten Englands, war zu den Hannoveranern gestoßen, auch eine preußische Heer-Abtheilung beigegeben worden, um die Franzosen zu beobachten; indessen alle diese Streitkräfte blieben gegen das große französische Heer viel zu schwach. Der Herzog von Cumberland, welcher jene Streitkräfte befehligte, wurde von dem französischen Heer, unter dem Marschall d'Etrées, am 26. Juli 1757 bei Hammeln angegriffen und geschlagen. Nicht nur ganz Hannover fiel jetzt in die Gewalt der Franzosen, sondern auch Sachsen, der Hauptstützpunkt Friedrichs, wurde von ihnen und der Reichs-Armee bedroht. Während gleichzeitig ein russisches Heer von 100,000 Mann in das Königreich Preußen einrückte, und die Schweden Schiffe ausrüsteten, um Pommern anzugreifen, zogen die Oestreicher mit großer Uebermacht nach Schlesien. Friedrich II. suchte zunächst Sachsen zu schützen, überließ da-

her dem Marschall Lehwald die Vertheidigung Preußens, und entsandte den Herzog von Bevern mit einem Feldherrn, welchem er am meisten vertraute, dem General von Winterfeld, zur Deckung von Schlesien. Als er eben die Vereinigung eines neuen französischen Heeres unter dem Herzog von Broglio mit Soubise und der Reichs-Armee verhindern wollte, war der östreichische General Haddick mit einem Streifcorps bis nach Berlin vorgedrungen. Der König mußte deßhalb den Prinzen Moritz von Dessau zur Sicherstellung von Brandenburg abordnen und die Vereinigung der französischen Heere geschehen lassen. In Schlesien vertheidigte sich der Herzog von Bevern mit geringem Erfolg gegen die Oestreicher; denn der General Winterfeld war zum Unglück des Königs auf dem Schlachtfelde geblieben; nicht nur Schweidnitz, selbst Breslau ergab sich, Bevern selbst wurde endlich gefangen genommen, und Schlesien größtentheils verloren.

Friedrich II. hatte nur noch über 25,000 Mann zu verfügen, und vor sich die große französische Armee, welche nach den Erfolgen der Kaiserlichen in Schlesien auch noch von dieser Seite unterstützt werden konnte. Nichts schien den König mehr retten zu können; seine Feinde triumphirten, seine Freunde trauerten; die Markgräfin von Baireuth, die Lieblings-Schwester, insbesondere war in Verzweiflung über den bevorstehenden Untergang ihres Hauses. Friedrich von Hohenzollern, welcher von jetzt an mit vollstem Recht den Namen des Großen führen sollte, war von der Gefährlichkeit seiner Lage noch lebhafter überzeugt, als Dritte; trotz des Bewußtseins seiner geistigen Ueberlegenheit, schöpferischen Kraft und muthigen Ausdauer, machte er sich wenig oder keine Hoffnung auf Rettung; doch er wollte mit Würde enden, gerade in der höchsten Bedrängniß nichts von Nachgiebigkeit hören, sondern den Tod des Helden auf dem Schlachtfelde suchen. Wie einst Friedrich II. aus dem Hause Hohenstaufen gerade im Unglück die erhabenste Seelengröße entwickelt hatte, eben so der zweite Friedrich vom Geschlechte der Hohenzollern. Er bereitete sich vom October 1757 an zum Tode vor, und machte schon sein Testament, gleichwohl beschäftigte er sich im Ernste einer solchen Lage, voll von Gemüthsruhe, mit Tonkunst und Poesie [2]). Er sprach die Absicht zu sterben, und die Rechtfertigung dieses Entschlusses in Versen aus, welche er vom Feldlager an Voltaire schickte [3]). Letzterer benahm sich

---

[2]) Vortrefflich schrieb Voltaire:

„C'est une des preuves de ce courage supérieur aux événemens, de faire de beaux vers dans une crise où tout autre pourrait à peine faire un peu de prose."

[3]) Dieselben sind so ein schönes Denkmal des Ruhmes Friedrichs II., daß wir sie hersetzen wollen:

Je suis homme, il suffit, et né pour la souffrance, — Un instant de bonheur vaut mille ans dans l'histoire.

bei dieſer Gelegenheit auf eine ſehr ehrenvolle Weiſe; wie ein ächter Freund beſchwor er den König, ſich ſeiner Familie, ſeinen Staaten, der Sache der Menſchheit zu erhalten; auch bei der Nachgiebigkeit gegen die Uebermacht würde ſein Name groß, ſein Staat noch immer anſehnlich bleiben [4]). Selbſt dieſe Vorſtellungen konnten indeſſen den unerſchütterlichen Mann nicht von dem gefaßten Entſchluß abbringen, denn es handelte ſich um Grundſätze und Ehre.

Als die franzöſiſche Armee unter Soubiſe mit der Reichsarmee Ende October 1757 über die Saale gegangen war und Leipzig ſich näherte, brach Friedrich II. mit einem kleinen Häuflein von Erfurt auf, um in einer entſcheidenden Schlacht Sachſen zu retten oder zu ſterben. Er zog

---

Aux rigueurs du destin j'oppose ma constance.
Croyez que si j'étais Voltaire,
Et particulier comme lui,
Me contentant du nécessaire,
Je verrais voltiger la fortune légère,
Et m'en moquerais aujourd'hui,
Je connais l'ennui des honneurs,
Le fardeau des devoirs, le jargon des flatteurs,
Ces misères de toute espèce,
Et ces détails de petitesse
Dont il faut s'occuper dans le sein les grandeurs.
Je méprise la vaine gloire,
Quoique poëte et souverain.
Quand du ciseau fatal, en tranchant mon destin,
Atropos m'aura vu plongé dans la nuit noire,
Qu'importe l'honneur incertain
De vivre après ma mort au temple de mémoire?
Nos destins sont-ils donc si beaux?
Le doux plaisir et la mollesse,
La vive et naïve allègresse,
Ont toujours fui des grands la pompe et les travaux.
Ainsi la fortune volage
N'a jamais causé mes ennuis,
Soit qu'elle me flatte ou m'outrage,
Je dormirai toutes les nuits
En lui refusant mon hommage.
Mais notre état fait notre loi,
Il nous oblige, il nous engage
A mesurer notre courage
Sur ce qu'exige notre emploi.
Voltaire dans son hermitage
Dans un pays dont l'héritage
Est son antique bonne-foi,
Peut s'adonner en paix à la vertu du sage,
Dont Platon nous marqua la loi.
Pour moi, menacé du naufrage,
Je dois, en affrontant l'orage,
Penser, vivre et mourir en roi.

4) Mit warmer, aufrichtiger Theilnahme drückte ſich Voltaire unter anderm in nachſtehender Weiſe aus:

„Je dois me borner à représenter à votre Majesté combien sa vie est nécessaire à sa famille, aux Etats qui lui demeureront, aux philosophes qu'elle peut éclairer et soutenir, et qui auraient, croyez-moi, beaucoup de peine à justifier devant le public une mort volontaire contre laquelle tous les préjugés s'élèveraient. Je dois ajouter que quelque personnage que vous fassiez, il sera toujours grand.

Je prends du fonds de ma retraite plus d'intérêt à votre sort, que je n'en prends dans Potsdam et dans Sans-souci. Cette retraite serait heureuse, et ma vieillesse infirme serait consolée, si je pouvais être assuré de votre vie, que le retour de vos bontés me rend encore plus chère.

J'apprends que Monseigneur le prince de Prusse est très-malade; c'est un nouveau surcroît d'affliction, et une nouvelle raison de vous conserver. C'est très-peu de chose, j'en conviens, d'exister pour un moment au milieu des chagrins, entre deux éternités qui nous engloutissent; mais c'est à la grandeur de votre courage à porter le fardeau de la vie, et c'est être véritablement roi que de soutenir l'adversité en grand homme."

den Prinzen Moritz von Dessau wieder an sich, sowie den Herzog Ferdinand von Braunschweig, aber dennoch belief sich seine Streitmacht nur auf 22,000 Mann. Mit einem so geringen Heere stieß er am 4. November 1757 in der Gegend von Weissenfels und Merseburg auf die vierfach überlegene französische Armee. Sogleich nahm er die Stellung des Feindes in Augenschein, und da er sie sehr übel fand, beschloß er für den folgenden Tag die Schlacht. Noch vor Anbruch des Tages setzte sich am 5. November 1757 das preußische Heer in Bewegung; als es jedoch den Ort erreicht hatte, wo Tags zuvor die Franzosen gestanden waren, ergab sich, daß diese ihr Lager in der Nacht verändert hatten. Soubise hatte seinen rechten Flügel an einer Anhöhe aufgestellt, welche von einem Hohlwege beschützt wurde, den rechten dagegen an ein Holz gelehnt, worin noch überdieß Schanzwerke aufgeworfen waren. Friedrich II. fand diese Stellung zu stark, um sie mit seiner geringen Macht anzugreifen; er versuchte daher verschiedene Manöver, die Franzosen in's freie Feld herauszulocken. Dieß gelang, und Soubise richtete, in der vermeintlichen Verfolgung der Preußen, seinen Marsch gegen Merseburg. Als die französische Armee Nachmittags gegen 2 Uhr in der Gegend von Roßbach angekommen war, beschloß der König von Preußen den Schlag auszuführen, der über sein Geschick entscheiden sollte. Um 2 Uhr Nachmittags stellte er seine kleine Streitmacht in Schlachtordnung auf, indem er sich sorgfältig an eine Anhöhe lehnte, während die Franzosen in der Ebene sich aufstellten. Nachdem auf der Anhöhe eine Batterie errichtet worden war, erhielt der General Seidlitz den Befehl, mit der gesammten Reiterei die französische Kavallerie zu umgehen und zu schlagen, bevor sie sich sammeln könne. Dieses Manöver wurde mit bewunderungswürdiger Ordnung und Schnelligkeit ausgeführt, und die französische Reiterei in kurzer Zeit vollständig geschlagen. Während Seidlitz die Flüchtlinge verfolgte, war die preußische Infanterie des linken Flügels, unter Anführung des Königs, auf die französischen Hauptmassen des Fußvolks gestoßen. Sofort erhielten zwei preußische Grenadier-Bataillone den Befehl, dem Feind durch eine Seiten-Bewegung den Rücken abzugewinnen; auch dieses Manöver wurde mit Pünktlichkeit ausgeführt, und die Franzosen erhielten im Vorrücken auf ein Mal ein Musketen-Feuer von der Seite her. Sie wurden verwirrt, und drängten sich unruhig auf ihren linken Flügel; jetzt vermehrte aber das Feuer der preußischen Batterie auf der Anhöhe ihre Bestürzung. In diesem entscheidenden Augenblick brachte man dem König die Nachricht, daß ihn eine Abtheilung feindlicher Reiterei im Rücken bedrohe. Schnell stellte er derselben die wenigen Schwadronen entgegen, über welche er noch zu verfügen hatte, und zerstreute damit die feindliche Kavallerie. Jetzt warf sich auch die preußische Garde zu Pferd auf die verwirrten Infanterie-Massen der Franzosen, und zerstreuten sie vollends. Unaufhaltsam stürzte sich hier-

auf die gesammte französische Armee in die Flucht, und da zugleich der Herzog von Braunschweig auf dem rechten preußischen Flügel die Reichsarmee mit Leichtigkeit zurückgedrängt hatte, so war der Sieg Friedrichs II. vollständig. Während die Franzosen 10,000 Mann an Todten verloren, gewannen die Preußen noch 7,000 Gefangene, 63 Kanonen, 15 Standarten und 7 Fahnen.

Dieser eben so glänzende als unerwartete Sieg des Königs machte auf Deutschland eine unbeschreibliche Wirkung. Das Nationalgefühl regte sich, man empfand fast allgemein über die schöne Waffenthat des Hohenzollern die größte Freude, und entschieden wandte sich diesem fortan die öffentliche Meinung zu. Sachsen war nun gerettet, die Lage des Königs überhaupt wesentlich verbessert; doch wenn der Wendepunkt entscheidend werden sollte, so mußten vornämlich die Oestreicher aus Schlesien geschlagen werden. Augenblicklich flog daher der Sieger von Roßbach dieser Gegend zu.

Sowohl die vorgerückte Jahreszeit, als die besorgliche Lage des preußischen Heeres in Schlesien, erforderten die höchste Eile; nach den nothwendigsten Vorbereitungen und kurzer Ruhe seiner Truppen, brach Friedrich II. am 12. November 1757 von Leipzig auf, und beschleunigte seinen Marsch so sehr, daß er schon am 28. November in Parchwitz eintraf. Die Trümmer des geschlagenen Bevern'schen Heeres hatte er dem Befehle des fähigen Generals Ziethen übergeben, welcher sie über die Oder führte, um sie mit dem König zu vereinigen. Nach dem Plane des letztern sollte dieß bei Koben geschehen; allein der größte Theil der Truppen war schon bis Glogau gekommen, und die Vereinigung verzögerte sich dadurch bis zum 2. December.

Jene Niederlagen der preußischen Waffen in Schlesien, welche oben erwähnt worden sind, erfolgten erst nach der Schlacht bei Roßbach, während der König von Preußen schon auf dem Marsch begriffen war, seinem Heere in Schlesien zu Hülfe zu kommen. Am 12. November ergab sich Schweidtnitz, am 22. November wurde der Herzog von Bevern bei Breslau geschlagen, und in Folge dieses Ereignisses kapitulirte auch die Hauptstadt Schlesiens. Mit den noch frischen Eindrücken ihrer Niederlage und von gänzlicher Entmuthigung erfüllt, näherte sich die Bevern'sche Armee den Siegern von Roßbach. Der König fand die Niedergeschlagenheit dieser Truppen so stark, daß er ganz besondere Mittel anwenden mußte, um das Selbstvertrauen bei ihnen wieder zu erwecken. Zunächst wandte er sich an die Offiziere, faßte sie bei dem Punkt der Ehre, und rief ihre frühern rühmlichen Siege in ihr Gedächtniß zurück. Man wandte alles an, ihre traurigen Gedanken zu verscheuchen, und benützte dazu sogar den Wein. Sodann sprach der König auch die Soldaten selbst an, und beschenkte sie mit außergewöhnlichen Lebensmitteln. Als zugleich die Soldaten, welche bei Roßbach gefochten hatten, ihr Ver-

trauen auf Sieg und Ruhm allmälig ihren geschlagenen Kameraden mittheilten, wurde die Stimmung der letztern wieder heiterer, und sie zeigten schon nach zwei Tagen das lebhafte Verlangen, die erlittene Schmach durch rühmliche Waffenthaten wieder abzuwälzen. Friedrich II. benutzte diese Stimmung, um die Armee sogleich wider die Oestreicher zu führen. Nachdem er am 4. December Neumarkt besetzt hatte, stieß er am 5. zwischen Lissa und Leuthen auf das Hauptheer der Kaiserlichen unter Daun und dem Herzog Karl von Lothringen. Obgleich dieses die zweifache Stärke des seinigen hatte, blieb er gleichwohl entschlossen, die entscheidende Feldschlacht zu liefern. Die Vorhut, an deren Spitze sich der König selbst stellte, bestand aus zahlreicher Reiterei und 10 Bataillons Infanterie; ihr folgte das übrige Heer in vier Kolonnen, die Fußgänger im Zentrum, auf beiden Flügeln Reiterei. Bei dem Dorfe Born griff der König die östreichische Vorhut mit Ungestüm an, und warf sie schnell auf die Hauptmassen zurück. Der rechte Flügel der großen kaiserlichen Armee war durch den Wald von Lissa verdeckt, aber das Zentrum und den linken Flügel konnte man vollkommen überschauen. Friedrich II. entdeckte sogleich, daß der linke Flügel eine schwache Stellung habe, und beschloß daher gegen diesen den Haupt-Angriff zu richten. Bei der großen Uebermacht der Oestreicher, 60,000 Mann gegen 30 000, mußte der König den Sieg durch seine Ueberlegenheit in der Taktik gewinnen, und er faßte wirklich einen äußerst scharfsinnigen Schlachtplan. Indem er seine gesammte Armee immer gegen einen Theil der feindlichen verwendete, suchte er durch geschickte Manöver dem gegnerischen Feldherrn zugleich zu verbergen, nach welcher Seite der ernstliche Schlag beabsichtiget sei. Zu dem Ende drängte er das Fußvolk in dichten Kolonnen zusammen, welche durch die gute Uebung der Preußen schnell entwickelt werden, und alsdann sehr rasche Bewegungen ausführen konnten. Was dagegen die Irreleitung der feindlichen Feldherren anbetraf, so gelang schon das erste Manöver, durch den General Wedel ausgeführt, so gut, daß der Marschall Daun die Bewegung für einen Rückzug hielt. Jetzt eröffnete Wedel mit der Vorhut plötzlich den Angriff auf den linken Flügel der Kaiserlichen, und da er durch eine Batterie von 20 Kanonen vortrefflich unterstützt wurde, zugleich die Hauptmasse des preußischen Fußvolkes in der schönsten Ordnung sich entwickelte, so wurde der feindliche linke Flügel gänzlich geworfen. Die östreichischen Generale machten nun die größten Anstrengungen, ihre Schlachtordnung zu verändern; allein die preußischen kamen ihnen, unter der Leitung des Königs, durch die Schnelligkeit der Manöver zuvor. Vergebens sandten die erstern Regimenter auf Regimenter ab, um den geworfenen linken Flügel zu unterstützen; dieselben wurden zerstreut, bevor sie sich zum Kampfe ordnen konnten. Nunmehr ließ der Marschall Daun den rechten Flügel aus dem Walde von Lissa vorrücken, um der Schlacht eine andere Wendung zu geben; Friedrich II.

hatte aber so gute Anstalten getroffen, daß er auch hier siegte. Als die östreichischen Kürassiere vom rechten Flügel in der Ebene sich ordnen wollten, wurden sie nicht nur von einer Batterie des preußischen Zentrums sehr wirksam beschossen, sondern nach der entstandenen Unordnung von der preußischen Reiterei des linken Flügels angegriffen und gänzlich zerstreut. Dadurch fielen die Fuß-Regimenter, welche neben den Kürassieren hinter Leuthen aufgestellt waren, in preußische Gefangenschaft. Jetzt ließ der König die Hauptmassen seines Fußvolkes im Zentrum gegen Leuthen vorrücken, um die Oestreicher auch aus dieser Stellung zu werfen; es entspann sich ein heftiges Gewehrfeuer, da die kaiserliche Infanterie die Häuser und Gärten von Leuthen besetzt hatte; abermals blieb jedoch die Standhaftigkeit der Preußen siegreich. Als diese Leuthen genommen hatten, erblickten sie bei der Windmühle von Segeschütz eine neue Heer-Abtheilung der Oestreicher, welche in guter Ordnung und günstiger Stellung den Truppen des Königs anfangs vielen Schaden zufügten; allein der General Wedel kam durch ein glänzendes Manöver dieser Heer-Abtheilung in den Rücken, und zerstreute sie nunmehr gänzlich. Diese schöne Waffenthat entschied vollends das Schicksal des Tages; die Oestreicher hielten nun nirgends mehr Stand, sondern ergriffen auf allen Seiten die Flucht. Der König verfolgte die Fliehenden an der Spitze von Seidlitzs Kürassieren, und machte die Oestreicher massenweise zu Gefangenen. Noch in der Nacht gelangten die Sieger nach Lissa, wo die meisten Flüchtlinge sich zusammengefunden hatten, und machten viele neue Gefangene. Der König ließ noch in der Nacht die Brücke und die Straße nach Breslau besetzen, um der östreichischen Armee jedes Mittel abzuschneiden, sich wieder einigermaßen zu sammeln.

So endete die Schlacht bei Leuthen vom 5. December 1757, eine der größten Waffenthaten des achtzehnten Jahrhunderts. Ihre Folgen waren von der höchsten Wichtigkeit; denn Friedrich II. gewann durch sie Schlesien wieder, und dadurch die Mittel, seine Armee neu zu bilden, und überhaupt der Koalition der Großmächte mit erhöhtem Nachdruck zu widerstehen. General Ziethen verfolgte die Trümmer des Daunischen Heeres über Reichenbach bis Reichenau, vereinigte sich hier mit dem General Fouquet, welcher frische preußische Truppen aus Glatz herbeiführte, und trieb sodann die Oestreicher nach Böhmen zurück. Der König unternahm dagegen sofort die Belagerung von Breslau, indem er das erforderliche grobe Geschütz von den Festungen Neiße und Brieg kommen ließ. Als die Kälte schon im December (1757) bedeutend zunahm, befürchtete der östreichische Kommandant von Breslau, daß das Wasser in den Festungs-Gräben gefrieren, und die Belagerer dadurch zu einem allgemeinen Sturm bewogen werden möchten. In der weitern Erwägung, daß die kaiserliche Haupt-Armee bereits nach Böhmen zurückgedrängt, und keine Aussicht zum Entsatz von Breslau vorhanden sei, kapitulirte er,

und gab sich mit der gesammten Besatzung zu Kriegsgefangenen. Es zeigte sich nunmehr, daß diese Besatzung 17,000 Mann zählte, während die Belagerer nur 14,000 Mann stark waren. In der Schlacht bei Leuthen verloren die Kaiserlichen 21,000 Soldaten und 59 Fahnen; in Breslau ergaben sich dagegen 13 Generäle, 687 Offiziere und 17,635 Soldaten; der Verlust der Oestreicher betrug im Ganzen also über 40,000 Mann.

Die Schlachten von Roßbach und Leuthen, wo ein kleines Häuflein so überlegene Massen schlug, beseitigten die gefährliche Lage Friedrichs II. gänzlich, und erhoben denselben wieder zu ansehnlicher Staatsmacht. Unermeßlich war vollends der moralische Eindruck beider ruhmvollen Siege. Alle Unbefangenen priesen den Namen des Königs, und seine Feinde zitterten nunmehr vor ihm. Friedrich II. eilte jetzt, von allen diesen Umständen den besten Nutzen zu ziehen, um sich auf den nächsten Feldzug kräftig vorzubereiten. Nachdem auch Liegnitz wieder gewonnen war, blieb der König den ganzen Winter über in Breslau, und arbeitete mit eben so großem Eifer als Erfolg an der Aufstellung eines bedeutenden Heeres.

Dreizehntes Hauptstück.

Dritter Feldzug des siebenjährigen Krieges.

(1758.)

Wie zu Anfang des vorigen Jahres wollte Friedrich II. bei Eröffnung der Feindseligkeiten sogleich angriffsweise zu Werke gehen, und den Krieg in die Erbländer der Kaiserin Maria Thereſia spielen. Als Uebergang wurde die Belagerung der Oestreicher in Schweidnitz, welche den Winter über blokirt worden waren, im Frühling 1758 mit solchem Nachdruck unternommen, daß sich diese Festung im April, nach 16tägiger Vertheidigung, ergab. Im Rücken sicher, drang der König nun nach Mähren vor, und eröffnete die Belagerung von Ollmütz; durch einen Unfall bei einem Transport von Munition, welcher aus Schlesien heranzog, wurde jedoch die preußische Armee genöthiget, die Belagerung von Ollmütz wieder aufzuheben, und endlich nach Schlesien zurückkehren. Der König wußte genau, daß die Beilegung des Krieges durch entscheidende Niederlagen der Oestreicher bedingt sei, indem Maria Thereſia die Seele der Koalition war, und nach ihrer Besiegung auch ihre Verbündeten bald den Frieden bewilligen würden. Er suchte daher immer seine Schläge vornehmlich gegen die östreichische Macht zu richten; allein das russische Heer, welches schon im Jahr 1757 im Königreich Preußen erschienen war, machte jetzt solche Fortschritte, daß Friedrich II. zur Rettung seiner Erbländer nunmehr den Russen entgegenziehen mußte.

Der russische Marschall Apraxin hatte an der Spitze eines Heeres von 100,000 Mann im Juni 1757 Preußen überzogen, und insbesondere Memel erobert. Obgleich ihm der preußische General Lehwald nur 24,000 Mann entgegenstellen konnte, wollte dieser gleichwohl eine Schlacht wagen, um die Russen aus Preußen zu vertreiben. Dieselbe erfolgte am 30. August 1757 bei Jägerndorf, und schien anfangs zum Vortheil der preußischen Waffen sich zu wenden; denn der Marschall Lehwald warf

nicht nur mit der Reiterei seines linken Flügels die feindliche Kavallerie, sondern zerstreute auch die russischen Grenadiere im Centrum. Als aber der General Romanzov den geschlagenen Grenadieren 20 Bataillons von der Reserve zu Hülfe führte, so kamen die Preußen in's Gedränge, und wurden endlich genöthigt, den Russen das Schlachtfeld zu überlassen. Der Rückzug erfolgte in guter Ordnung. Friedrich II. schreibt die Ursache des Verlustes der Schlacht dem Umstand zu, daß Lehwald die Russen nicht schon Tags zuvor angegriffen habe, wo sie von der unerwarteten Ankunft des preußischen Heeres überrascht und in großer Verwirrung waren, auch eine sehr schlechte Stellung hatten [1]). Man hielt dortmals die Russen noch ziemlich für Barbaren; denn der König sagte unter andern, es sei zu befürchten, daß dieselben durch ihren Aufenthalt in Deutschland ihre Kenntnisse sowie Einsichten vermehren, und die Fehler in der Kriegführung ablegen möchten, welche sie gewöhnlich begingen [2]).

Trotz des Sieges über das preußische Heer nahm der russische Marschall Apraxin bald nach der Schlacht eine rückgängige Bewegung an, und näherte sich der polnischen Grenze. Da inzwischen die Schweden in Pommern große Fortschritte machten, weil die Streitkräfte Friedrichs II. nicht hinreichten, allen seinen Feinden zugleich zu widerstehen, namentlich Pommern von Truppen fast ganz entblößt war, so erhielt der Marschall Lehwald den Befehl, nach jener Provinz zu marschiren. Der König hielt es nämlich für besser, seine Macht zu concentriren, und da er nicht alles zu gleicher Zeit vertheidigen konnte, lieber die äußersten Grenzen, als das Innere seiner Staaten preis zu geben. Nichts konnte die Russen jetzt mehr hindern, das Königreich Preußen in Besitz zu nehmen. Im Winter von 1757 auf 1758 war noch überdieß dem Marschall Apraxin der Oberbefehl über das russische Heer entzogen, und Fermor, von dem man bessere Erfolge erwartete, an seine Stelle gesetzt worden. Seinen erhaltenen Aufträgen gemäß besetzte daher Fermor im Anfang des Jahres 1758 ganz Preußen, und ließ insbesondere die Hauptstadt Königsberg seiner Kaiserin huldigen. Sodann drang er mit mehreren Heer-Abtheilungen an die Grenzen von Pommern und der Neumark vor. Friedrich II. gab dem Grafen von Dohna, welcher die Schweden mit Erfolg bekämpft und selbst Stralsund eingeschlossen hatte, im Juni 1758 den Auf-

---

[1]) Oeuvres Posthumes de Frédéric II. Histoire de la guerre de sept ans. pag. 250 et 251:

„Quoique le corps du Maréchal Lehwald ne montait qu'à 24 000 hommes, il pouvait espérer de remporter des avantages, parceque les Russes furent surpris de le voir arriver, qu'ils ne s'attendaient pas à être attaqués, et qu'il régnait une grande confusion dans leur camp; ils étaient outre cela mal postés et rien ne l'empechait de marcher droit à eux. Il est impossible de dire quelles raisons le retinrent, et lui firent différer, jusqu'au lendemain ce qu'il pouvait exécuter sur le champ."

[2]) Il était à craindre, et l'on pouvait même le prévoir, que les Russes étendant leurs connaissances et leurs vues, ne corrigeassent ces fautes, qu'ils avaient faites.

trag, die Belagerung dieses Platzes aufzuheben, der Oder sich zu nähern und dem Marsche der Russen in die preußischen Länder sich zu widersetzen, von welcher Seite er auch versucht werden möge.

Graf Dohna suchte den Russen bei Frankfurt den Uebergang über die Oder zu verwehren; allein seine Macht war im Verhältniß zu der russischen so schwach, daß er für die Dauer nicht widerstehen konnte. Da der König noch überdieß seine Streitkräfte sehr schonen, daher die Abtheilung unter Dohna mit der Mark Brandenburg zu retten suchen mußte, so beschloß er in Person gegen die Russen zu ziehen. Nachdem er die Beschützung der schlesischen Grenzen dem Marschall Keith übertragen hatte, der bei Landshut im Lager stand, setzte er sich mit 14,000 Mann nach der Mark in Bewegung. Ueber Liegnitz, Dakau, Wartenberg, Crossen und Ziebingen gelangte er in angestrengten Eilmärschen nach Frankfurt an der Oder. Bei dem ungleichen Kampf gegen ganz Europa ging das Bestreben des großen Königs immer dahin, eine Armee der Feinde schnell zu schlagen, und sodann wieder zur Besiegung einer andern zu eilen; er wollte also jetzt auf der Stelle den Russen eine entscheidende Niederlage beibringen, und dann von Neuem dem östreichischen Marschall Daun entgegengehen. Zu dem Ende beschloß er nach seiner Vereinigung mit dem Dohna'schen Heere die Russen durch verschiedene Manöver zu täuschen, und dadurch eine günstige Gelegenheit für einen Hauptschlag zu erlangen. Zu dem Ende machte er Anstalten, als wolle er bei Drewitz über die Oder gehen; nachdem er aber in die Festung Küstrin, welche von den Russen blockirt wurde, 4 Bataillons zur Verstärkung der Besatzung geworfen hatte, marschirte er in der Nacht ungemerkt nach Gustebiese, und setzte hier sein gesammtes Heer ungehindert über die Oder. Durch ein gelungenes weiteres Manöver trennte er die Heerabtheilung Romanzov's von den Hauptmassen unter Fermor, und rückte sodann bis Zorndorf vor, um hier Letzteren anzugreifen.

Zehn preußische Bataillone Fußgänger unter Manteuffel eröffneten am 25. August 1758 vom linken Flügel aus den Kampf; allein die Befehle des Königs wurden nicht gehörig befolgt, es entstand daher eine Verwirrung und der Angriff wurde zurückgewiesen. Jetzt erhoben die Russen schon ein allgemeines Sieggeschrei, und öffneten ihre Vierecke, um die Preußen zu verfolgen. Da erhielt der berühmte General Seidlitz von Friedrich II. den Auftrag, sofort mit allen seinen Reiterschaaren auf die Russen einzuhauen. Seidlitz bildete rasch drei Linien, und stürmte mit solchem Nachdruck auf den Feind ein, daß er die Vierecke desselben gänzlich niederwarf. Die Russen geriethen nun in grenzenlose Verwirrung und zerstreuten sich nach allen Seiten; schon nach einer Viertelstunde war das Schlachtfeld auf dieser Seite von ihnen geräumt. Der König ließ jetzt auch das Fußvolk seines rechten Flügels vorrücken, und obgleich hier ebenfalls einige Unordnung entstand, weil seine Truppen im

Lager der Russen plünderten, wandte sich der Sieg durch das gutgeleitete Artilleriefeuer dennoch auf die Seite der Preußen. Die Schlacht währte von 9 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends, und endigte mit der völligen Niederlage der Russen. Da die Preußen wegen ihrer Erbitterung über die Verheerungen des Feindes in der Mark keinen Pardon gaben, so war das Blutbad außerordentlich groß. Die Russen verloren an Todten 15,000 Mann, welche von der preußischen Reiterei niedergehauen wurden. Friedrich II., im Besitze von 103 eroberten Kanonen, hatte durch das vorübergehende Zurückweichen seines Fußvolkes zwar auch 20 Geschütze eingebüßt; doch dieß war gegen jenen des Feindes ein geringer Verlust, und auch an Mannschaft hatte er wenig verloren. Sein Zweck war nunmehr erreicht; denn die Russen wichen von der Oder zurück, und waren überhaupt so geschwächt, daß Graf Dohna mit seiner Heerabtheilung sie für den ersten Augenblick hinlänglich beschäftigen konnte. Friedrich II. eilte daher sogleich nach Sachsen, um den Fortschritten der Oestreicher ein Ziel zu setzen.

Prinz Heinrich, der Bruder des Königs, hatte dem Marschall Daun eine so schwache Streitmacht entgegenzustellen, daß Letzterer Dresden zu erobern und die Preußen aus ganz Sachsen zu vertreiben hoffte. Allein Heinrich operirte so geschickt, daß er die Pläne Dauns großentheils vereitelte, und zugleich rettete der preußische Commandant in Dresden, General Schmettau, diese Festung durch ungewöhnliche Entschlossenheit. Er drohte nehmlich mit der Abbrennung der prächtigen Vorstädte, und bewog dadurch den Marschall Daun, aus Rücksicht auf den sächsischen Hof, die Erstürmung von Dresden zu unterlassen. Daun entwarf nun den Plan, mit seiner großen Uebermacht den Prinzen Heinrich zu überfallen, als auf einmal der König mit seinem kleinen Heere in Sachsen erschien. Dieß bestimmte den Marschall Daun sogleich wieder zu seiner gewohnten Vorsicht; er vermied den Angriff, und wich selbst der Schlacht aus, welche Friedrich II. ihm zu liefern wünschte. Letzterer suchte die Kaiserlichen von der Elbe zu entfernen, um mit erhöhtem Nachdruck in Schlesien operiren zu können; da aber Daun durch kein Manöver aus seiner günstigen Stellung zu bringen war, so machte er endlich Miene, ihn von der Flanke zu fassen. Der König nahm deßhalb im October 1758 eine Stellung zwischen Bautzen und Hochkirch, und nöthigte dadurch wirklich den östreichischen General zur Veränderung seines Lagers.

Friedrich II. hatte die Absicht, den General Retzow an sich zu ziehen, welcher bei Bautzen stand, und dann das östreichische Lager zu überfallen. Deßhalb stellte er sich selbst bei Hochkirch auf, damit er den Feinden seinen eigentlichen Plan verberge; allein Retzow unterließ die Besetzung von Berg-Anhöhen, welche sein Lager beherrschten, und gab dem Marschall Daun dadurch Gelegenheit, alle Entwürfe des Königs zu vereiteln. Daun bemächtigte sich nämlich der Anhöhen, deren Besetzung Retzow versäumt

hatte, und fühlte sich jetzt so stark, daß er gegen seine Gewohnheit die preußische Armee selbst anzugreifen beschloß. Auch die Stellung des Königs bei Hochkirch war ungünstig, und sollte eben deßwegen in der Nacht vom 14. auf den 15. October verändert werden. Daun, zur Verfolgung seiner Vortheile entschlossen, kam aber dem König zuvor, indem er schon in der Nacht vom 13. auf den 14. October mit seiner gesammten Armee gegen die Preußen aufbrach. Um diesen die Bewegung zu verbergen, ließ er in dem verlassenen Lager die Wachtfeuer sorgfältig unterhalten. Friedrich II. ward wirklich getäuscht, und glaubte überhaupt so wenig an einen Angriff, daß er geringe Vorsichtsmaßregeln ergriff. Ja er blieb selbst dann noch unthätig, als seine Husaren die Bewegung der Oestreicher auf ihren Patrouillen zum Theil entdeckt und gemeldet hatten. Auf die dringenden Vorstellungen der Generäle Seidlitz und Ziethen erhielten endlich einige Regimenter zwar den Befehl, sich unter die Waffen zu stellen; doch gegen Morgen ließ man auch diese wieder der Ruhe pflegen, da alles still zu sein schien. So kam es, daß Marschall Daun die preußische Armee am Morgen des 14. Octobers 1758 in ihrem Lager zu Hochkirchen ganz unvorbereitet überrumpelte.

Noch vor Anbruch des Tages stürzten sich die Kaiserlichen auf die Vorposten, nahmen dieselben gefangen, und eroberten sogar unbewachte Batterien. Die Preußen lagen in tiefem Schlafe, als der Vortrab und alsbald die Hauptarmee Dauns schon mitten in ihrem Lager stand. Bestürzt verließen die preußischen Soldaten bei dem Feuern der Feinde ihre Zelte; sie suchten sich wohl zum Kampfe zu ordnen, allein es fehlte die leitende Oberaufsicht, und zugleich vermehrte die Dunkelheit die Verwirrung [3]). Gleichwohl bildeten sich durch die lange Gewohnheit der vortrefflichen Kriegszucht des Königs die preußischen Schlachtlinien, wie durch Instikt, und entwickelten die größte Tapferkeit [4]). Sie vertheidigten das Dorf Hochkirchen so nachdrücklich, daß Daun immer neue Reserven herbeiziehen mußte, General Seidlitz vollführte ferner an der Spitze seiner Reiter die schönsten Waffenthaten, indessen die Folgen der Ueberrumplung waren für die Preußen so verderblich, daß sie durch keinerlei Anstrengungen zu beseitigen waren. Bei dem Dorfe Hochkirchen befand sich die Hauptbatterie des preußischen Lagers, und diese war den Kaiserlichen sogleich

[3]) Les ténèbres étaient si épaisses, qu'on ne voyait pas un pas devant soi. (Frédéric histoire de la guerre de sept ans.)

[4]) Friedrich II. sagt in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges, daß ihm über das Erscheinen des Feindes keine Meldung gemacht worden sei:

»Le roi entendit tirer le canon, et quoiqu'il ne fut averti de rien, il prit d'abord 3 brigades du centre, avec lesquelles il marcha à la droite.«

Er scheint also die Ursache der Ueberrumpelung von sich abwälzen zu wollen; allein nach anderen Berichten wurde er sowohl von Marschall Keith, als dem General Seidlitz schon am Tag zuvor ernstlich gewarnt. Seidlitz ließ nach dem Befehle zum Absatteln sogar heimlich wieder satteln.

am Anfang der Schlacht in die Hände gefallen. Ihr Feuer war es vornehmlich, was den Preußen so empfindlichen Schaden zufügte. Der Marschall Keith und der Prinz Moritz von Dessau machten deßhalb an der Spitze mehrerer Bataillone die größten Anstrengungen, jene Batterie wieder zu nehmen; allein sie waren stets vergebens. Keith blieb endlich bei dem Sturme gegen die Batterien auf dem Wahlplatz, und der Prinz Moritz wurde gefährlich verwundet. Zugleich hatten die Oestreicher das Dorf Hochkirch in Brand gesteckt, und auch dieß vermehrte noch die Verwirrung der Preußen.

Endlich setzte sich der König persönlich an die Spitze dreier Brigaden, um die Linien der Oestreicher zu durchbrechen, er manövrirte so geschickt und sein Fußvolk schlug sich so brav, daß die Kaiserlichen schon zu weichen begannen. In diesem Augenblick brach aber die östreichische Reiterei hervor, und trieb das preußische Fußvolk wieder zurück. Da der kaiserliche General Laudon, ein Mann von bedeutenden Feldherrngaben, schon am Abend vor der Schlacht eine Stellung im Rücken des preußischen Lagers eingenommen und dort die östreichische Artillerie aufgestellt hatte, so wurde die Lage des Königs immer verzweifelter. Jene Batterie beschoß nehmlich die vortreffliche preußische Reiterei mit Kartätschen, und richtete eine solche Verheerung unter ihr an, daß sie ebenfalls zur Flucht genöthiget war. Friedrich II. überzeugte sich nun, daß die Schlacht unwiderruflich für ihn verloren sei, und daß es sich nur darum handle, einen geordneten Rückzug zu nehmen. Zur Deckung desselben hatte er schon dem General Retzow befohlen, sich ihm zu nähern, und als solches geschehen war, eröffnete die Reiterei den Rückzug, indem sie von den Höhen in die Ebene hinabzog. Das Fußvolk, von der Reiterei gedeckt, nahm die Richtung gegen Doberschütz, und da die frische Heerabtheilung des General Retzow die Nachhut bildete, so ging der Rückzug mit aller Ordnung vor sich. Verschiedene Angriffe der östreichischen Reiterei bei Verfolgung der Preußen wurden von der Kavallerei unter Seidlitz mit Nachdruck zurückgewiesen. Das preußische Heer bezog nun ein sicheres Lager bei Bautzen, von einem doppelten Graben umgeben und auf Anhöhen, welche von keiner Seite beherrscht waren. Dieß bewog den Marschall Daun, in seine frühere Stellung zurückzukehren.

Der Verlust der Preußen war bedeutend, der König selbst verwundet, da er sich dem größten Feuer ausgesetzt hatte, und Keith getödtet; viele angesehene Offiziere lagen gefährlich darnieder, und außerdem zählte man mehrere Tausende an Todten. Am empfindlichsten blieb der Abgang des Geschützes, indem die Oestrejcher 100 Kanonen eroberten. Dessenungeachtet wußte der erfindungsreiche Geist Friedrichs II. alle diese Verluste bald wieder zu ersetzen, und die Nachtheile der Niederlage überhaupt wesentlich zu mildern. Er zog seinen Bruder Heinrich mit 10 Bataillonen und dem nöthigen Geschütz an sich, beorderte den Grafen von

Dohna aus Pommern nach Sachſen, und ſetzte ſich ſodann am 25. October 1758 in Bewegung, um die Feſtung Neiſſe in Schleſien zu entſetzen. Als er ſich am 5. November nur noch wenige Meilen von der Feſte befand, hob der öſtreichiſche General Harſch die Belagerung auf, und zog ſich nach Mähren zurück.

Inzwiſchen hatte der Marſchall Daun in Sachſen Verſuche gemacht, aus dem Siege bei Hochkirch endlich Vortheile zu ziehen und die preußiſchen Waffen namentlich aus Sachſen zu verdrängen. Zu dem Ende hatte er Dresden von Neuem eingeſchloſſen, und die Drohung des Commandanten Schmettau, die Vorſtädte wegzubrennen, nicht mehr beachtet. Schmettau führte jedoch die Drohung wirklich aus, und nöthigte Daun dadurch zu einer förmlichen Belagerung der Stadt. Als aber der kaiſerliche Feldherr vernahm, daß Neiſſe entſetzt, ganz Schleſien von den Kaiſerlichen geräumt, und Friedrich II. deßhalb wieder auf dem Marſche nach Sachſen begriffen ſei, hob er die Belagerung von Dresden wieder auf und bezog die Winterquartiere. So war denn ſelbſt die Niederlage des Königs bei Hochkirch von keinen erheblichen Nachwirkungen begleitet, im Ganzen vielmehr auch in dieſem Feldzug der europäiſchen Coalition von der kleinen preußiſchen Macht mit Erfolg die Spitze geboten worden.

Gegen die Franzoſen und die Reichsarmee hatte ſich im Feldzug von 1758 der Prinz Ferdinand von Braunſchweig rühmlich vertheidigt. Er ſollte 80,000 Mann Franzoſen aus Niederſachſen und Weſtphalen hinausſchlagen, und hatte doch nur über ein Heer von 30,000 Mann zu verfügen, welches von hannöveriſchen, heſſiſchen, lippe'ſchen und preußiſchen Truppen gebildet war. Gleichwohl unterzog ſich Ferdinand der Erfüllung ſeiner ſchwierigen Aufgabe mit eben ſo großem Eifer, als Erfolg. Nachdem er Verden und Hoja genommen, auch die Franzoſen zur Räumung von Bremen genöthiget hatte, ging er über die Aller und machte in der Gegend von Hannover ein ganzes franzöſiſches Regiment zu Gefangenen. Der franzöſiſche Ober-General Clermont, Nachfolger des Marſchalls Richelieu, befürchtete nun eine Vereinigung des Prinzen Heinrich von Preußen mit Ferdinand, und wurde überhaupt ſo beſtürzt, daß er Wolfenbüttel, Braunſchweig und Hannover räumte. Endlich drängte Ferdinand durch glänzende Waffenthaten den überlegenen Feind ſo ſehr, daß Clermont bei Weſel auf das linke Rhein-Ufer zurückging.

Am 2. Juni 1758 ſetzte auch der Prinz von Braunſchweig bei Emmerich über den Rhein, ſchlug die Franzoſen in offener Feldſchlacht bei Crefeld und nahm Düſſeldorf ein. Ueberall flohen alſo die übermächtigen Franzoſen vor den ſchwachen Haufen des Braunſchweigers, ja ihre Beſtürzung ſtieg ſo ſehr, daß ihnen ſchon das Innere von Frankreich in Gefahr zu ſein dünkte. Neue, zahlreiche Heere wurden denn ausgerüſtet, und dieſe zugleich unter die Führung eines fähigen Feldherrn, des Marſchalls Contades, geſtellt. Während Letzterer 80,000 Mann dem Prinzen

Ferdinand entgegenstellte, rückte Soubise mit 30,000 in Hessen ein. Da hierdurch der Rücken Ferdinands bedroht wurde, so wollte dieser, trotz der Uebermacht der Franzosen, dem Marschall Contades eine Schlacht liefern; allein Contades wich sorgfältig aus. Um Hannover zu decken, mußte der Prinz von Braunschweig nun auf das rechte Rheinufer zurückgehen, was zwischen dem 8. und 10. August in bester Ordnung geschah.

Bei Böckholt vereinigte er sich am 14. August mit 12,000 Engländern, welche zur energischen Kriegführung in Deutschland unter dem Ministerium Pitt endlich nach Hannover gesendet worden waren. Umgekehrt wurde die Armee von Contades durch 6000 Sachsen verstärkt. Contades ließ nunmehr 20,000 Mann zu Soubise stoßen, damit dieser durch unverhältnißmäßige Uebermacht den Prinzen von Ysenburg besiegen möge. Durch die Hülfe der Sachsen geschah solches endlich in der Schlacht bei Lutternberg, in welcher Ysenburg 2000 Mann und 16 Kanonen verlor. Trotz dieses Unfalles eines Unterbefehlshabers manövrirte der Prinz von Braunschweig so geschickt, daß er Meister von Westphalen und Niedersachsen blieb, und die Franzosen nöthigte, ihre Winterquartiere auf dem linken Rheinufer zu nehmen.

Von Seite der Russen war nach der Schlacht bei Zorndorf nichts mehr vorgenommen worden, als die Belagerung von Colberg. Der preußische Commandant Heyden entwickelte hiebei einen solchen Heldenmuth, daß die Russen auch gegen Colberg nichts ausrichteten, vielmehr die Belagerung wieder aufhoben, endlich sowohl Brandenburg, als Pommern räumten, und in Polen Winterquartiere bezogen.

Was die Schweden anbetrifft, so konnte ihnen Friedrich II. bei der großen Anzahl seiner Feinde nichts, als die Besatzung von Stettin entgegenstellen. Sie breiteten sich daher in Pommern aus, und schmeichelten sich im Vorrücken sogar mit der Einnahme von Berlin; allein General Wedel wurde von der Lausitz aus zu einem Zuge gegen dieselben beauftragt, und trieb sie mit geringer Mühe bis Stralsund zurück.

Auch die preußischen Heere bezogen im December 1758 nun allenthalben die Winterquartiere, und der König, im Besitz von Schlesien, Sachsen, Pommern und Brandenburg, schien nicht der besiegte, sondern der siegende Theil zu sein.

Vierzehntes Hauptſtück.

Vierter und fünfter Feldzug des ſiebenjährigen Krieges.

(1759 und 1760.)

Friedrich II. erlitt an dem nämlichen Tag, wo er bei Hochkirch von den öſtreichiſchen Waffen beſiegt wurde, am 14. October 1758, einen andern Schickſalsſchlag, welcher ihn ſchwer darniederbeugte; es ſtarb nämlich an dieſem Tage ſeine Lieblingsſchweſter, die Markgräfin von Baireuth. Mit ſeiner Heldenſeele mußte ſich doch viele Gemüthlichkeit verbunden haben; denn er betrauerte die Geſchiedene auf das tiefſte. Voltaire wurde gedrängt, das Andenken derſelben durch eine Ode zu verherrlichen, ja ſein Gedicht ward ſogar zur Ausarbeitung eines erhabenen Denkmals zurückgeſendet, als dem Könige Erſteres ſolchem Zwecke nicht zu entſprechen ſchien. Der König ſelbſt ſprach noch am Abend ſeines Lebens die innigſte Liebe für die Schweſter aus [1]).

Während Friedrich II. mit ſeinem Schmerze kämpfte, um nicht die Kraft zu neuen Thaten und Vorbereitungen für den folgenden Feldzug zu verlieren, waren ſeine Gegner eifrig beſchäftiget, ſeinen Untergang endlich herbeizuführen. Frankreich und Oeſtreich erneuerten in einem Staats-

---

[1]) Er ſagte folgendes von ihr:
C'était une princesse d'un rare mérite; elle avait l'esprit cultivé, et orné des plus belles connaissances, un génie propre à tout, et un talent singulier pour tous les arts. Ces heureux dons de la nature faisaient cependant la moindre partie de son éloge. La bonté de son cœur, ses inclinations généreuses et bienfaisantes, la noblesse et l'élévation de son ame, la douceur de son caractère, réunissaient en elle les avantages brillans de l'esprit à un fond de vertu solide, qui ne se démentit jamais. Elle éprouva souvent l'ingratitude de ceux, qu'elle avait comblés de bien et de faveurs, sans qu'on pût citer un exemple qu'elle eût jamais manqué à personne. La plus tendre, la plus constante amitié unissait le roi et cette digne sœur. Ces liens s'étaient formés dès leurs première enfance; la même éducation et les mêmes sentiments les avaient resserérs; une fidélité à toute épreuve des deux parts les rendit indissolubles.«

vertrag vom 30. December 1758 das Bündniß vom 1. Mai 1756, und luden sowohl die Kaiserin von Rußland, als die Könige von Schweden und von Polen dazu ein. In diesem Vertrage wurde gesagt, daß ohne die Schwächung der gefährlichen Macht Friedrichs II. die Ruhe Deutschlands unmöglich sei, daher auf Mittel und Wege gedacht werden müsse, den König von Preußen in angemessene Grenzen einzuschließen [2]). Alle entwickelte Geistesgröße des Hohenzollern war also nicht im Stande, den Haß der Kaiserin zu besänftigen. Es bestand vielmehr der ernstliche Vorsatz, ihren Gegner zu vernichten, und es ließen sich bei der Unbeugsamkeit des letztern neue großartige Ereignisse erwarten.

Ein Hauptstützpunkt Friedrichs II. in seiner vereinzelten Lage war das scharfe helle Bewußtsein, daß er niemals auf fremde Hülfe bauen, sondern seine Rettung nur durch eigne Kräfte bewerkstelligen könne [3]). Anstatt daher durch Selbsttäuschung Zeit zu verlieren, benützte er die Waffenruhe immer sorgfältig zu neuen Rüstungen. Auch im Winter von 1758 auf 1759 nahm er denn neue Aushebungen vor, schaffte Pferde, Munition und Waffen an, und sorgte mit umsichtigem Blick für große Vorräthe an Lebensmitteln.

Unbedeutende Vorfälle zwischen dem Herzog von Braunschweig und den französischen Heeren abgerechnet, begann der Feldzug von 1759 sehr spät, erst im Juli, weil die Oestreicher dieses Mal in Gemeinschaft mit den Russen operiren, und den letztern deßwegen Zeit zum Herbeirücken lassen wollten. Der König von Preußen stand im Lager bei Landshut, Daun hatte dagegen sein Hauptquartier in Münchengrätz, und beorderte den General Laudon, mit 20,000 Mann, zum Behuf der Vereinigung, der russischen Armee in Polen sich zu nähern. Zur Beobachtung der Letzteren diente noch immer das preußische Heer unter dem Grafen Dohna. Der König hatte indessen zu dem General Wedel größeres Vertrauen, und ernannte ihn zum Nachfolger des Grafen, obgleich er im Dienstalter tiefer stand. Als Wedel im Juni 1759 bei seiner Armee in Züllichau eintraf, machte er sogleich Anstalten, den Russen eine Schlacht zu liefern, um die Vereinigung derselben mit Laudon zu verhindern. Marschall Sol-

---

[2]) Que comme on ne pouvait espérer de rétablir la tranquillité de l'Allemagne que par l'affaiblissement de la puissance pernicieuse du roi de Prusse, le roi très-chrétien et l'impératrice Reine avaient jugé à propos de resserrer les nœuds de leur union par un traité confirmatif du traité de Versailles du 1. de Mai 1756, et de convenir des moyens les plus propres pour forcer l'agresseur de donner satisfaction aux lésés et sureté pour l'avenir, et pour établir solidement le repos de l'Allemagne, en réduisant le roi de Prusse dans des bornes qui ne lui permissent plus de troubler au gré de son ambition et de celle de l'Angleterre, la tranquillité générale et celle de ses voisins.

[3]) Er sagte dieß selbst sehr bestimmt:

„Les efforts inutiles que le roi avait faits à la Porte, le persuadèrent de plus en plus que n'ayant aucun secour étranger à attendre, il ne devait recourir qu'à ses propres ressources.

tikow, welcher inzwischen an die Stelle des Oberbefehlshabers Fermor getreten war, hatte nicht nur eine bedeutende Uebermacht, sondern wurde in seiner Stellung auch noch von der Oertlichkeit begünstiget. Wedel wurde daher bei seinem Angriff auf die russischen Linien vom schweren Geschütz so hart mitgenommen, daß er nach drei vergeblichen Stürmen vom Wahlplatz weichen mußte. Er verlor 5000 Mann, und eine solche Schwächung der preußischen Macht sogleich bei Beginn des Feldzugs setzte den König in große Bedrängniß. Da die geschlagene Heerabtheilung nicht mehr im Stande war, die russische Hauptmacht unter Soltikow aufzuhalten, so kamen Frankfurt an der Oder, Küstrin und selbst Berlin in Gefahr. Vom schlesischen Heere eine Verstärkung an Wedel zu senden, schien im hohen Grade bedenklich zu sein; denn es zählte nur 40,000 Mann und hatte die östreichische Armee unter Daun von 70,000 Mann vor sich. In dieser Verlegenheit entschloß sich endlich Friedrich II., seinen Bruder Heinrich mit 25 Schwadronen und 19 Bataillons nach Sagan zu berufen, ihm den Oberbefehl über die Hauptarmee in Schlesien zu übertragen, und sich selbst zur Vereinigung mit Wedel an die Spitze der in Sagan zu versammelnden Truppen zu stellen. Trotz der Hinderungsversuche des Königs war der östreichische General Laudon mit seinen 20,000 Mann bis Frankfurt an der Oder vorgedrungen und dort zu der russischen Armee gestoßen. Dieß bestimmte den König von Preußen, auch den General Fink, welcher bei Torgau stand und nach dem Abgang des Prinzen Heinrich zur Deckung Sachsens doch zu schwach war, mit 10,000 Mann an sich zu ziehen. Nachdem die erforderlichen Befehle ergangen waren und General Wedel am 4. August 1759 bei Mulrose mit dem König sich vereinigt hatte, faßte der Letztere sogleich den alten Plan, die russisch-östreichische Armee in entscheidender Feldschlacht zu besiegen, und dann wieder gegen Daun nach Schlesien zu eilen. Seine Armee bezog ein Lager zwischen Lebus und Wulkow, um dort die Ankunft der Fink'schen Truppen zu erwarten. Am 10. August trafen die Letzteren ein, und am 11. ging die gesammte preußische Streitmacht zwischen Küstrin und Lebus über die Oder, Angesichts des Feindes sich sogleich in Schlachtordnung aufstellend.

Soltikow, welcher in einem befestigten Lager bei Kunnersdorf stand, war auf seinem rechten Flügel durch eine Anhöhe, die mit starken Schanzen in Form eines Sternes versehen war, auf dem linken von Sümpfen und im Centrum von Hohlwegen gedeckt, während zugleich an den wichtigsten Punkten eine ungeheure Masse von schweren Geschützen stand. Friedrich II. sah sogleich ein, daß er die Russen in einer solchen Stellung nicht angreifen könne. Da nun die Anhöhe des russischen rechten Flügels von noch höheren, gegenüberliegenden Bergen beherrscht und diese schon nach seiner Anordnung vom General Fink besetzt waren, so entwarf der König den Plan, den rechten Flügel Soltikows zu umgehen,

und die Russen sodann von der Fronte und im Rücken zugleich anzugreifen. Das wichtigste Werk der Russen auf ihrem rechten Flügel war das Fort mit der Sternschanze, und von diesem dehnten sich die Befestigungen bis zum Judenkirchhof von Kunnersdorf aus. Bei Letzterem, als dem Endpunkt des russischen rechten Flügels, suchte also Friedrich II. die Entscheidung.

Auf den Höhen, welche Fink einnahm, wurden in der Nacht vom 11. auf den 12. August Batterien errichtet, um die Bewegungen des Königs zu unterstützen. Am 12. August setzte sich die Armee gegen Reppen in Bewegung, indem sie eine zweite Anhöhe, die Pechstange, welche ebenfalls den rechten Flügel der Russen und namentlich die Sternschanze beherrschte, in Besitz zu nehmen suchte. Während des Marsches feuerte General Fink mit den bemerkten Batterien sehr heftig, um bei den Russen die Meinung zu erregen, daß von dieser Seite, sohin in ihrer Fronte, der Angriff beabsichtiget sei. Da die Anhöhe, welche Fink einnahm, von dem Lager der Russen durch enge Hohlwege getrennt war, so stellte sich jener General, als wolle er den Uebergang versuchen, und das lenkte die Aufmerksamkeit Soltikows vorzugsweise nach dieser Gegend. Die Bewegung des preußischen Hauptheeres entging daher dem Feinde, und ersteres langte ungehindert in der Nähe der Pechstange an. Dort befand sich ein Holz, welches die Preußen den Blicken der Russen ebenfalls verbarg; die Armee machte deßhalb hier Halt, und ordnete sich in fünf Linien zum Angriff. Zugleich wurden auf zwei Anhöhen starke Batterien errichtet, welche den rechten Flügel der Russen und alle ihre Verschanzungen mit vollkommener Wirkung bestrichen. Jetzt waren alle Vorbereitungen vollendet und der König gab das Zeichen zum Angriff.

General Seckendorf, von 60 Feuerschlünden unterstützt, stürmte gegen das Fort der Russen in der Form der Sternschanze an, und erstieg dasselbe; die preußischen Hauptmassen folgten; und richteten unter dem russischen Fußvolke ein furchtbares Blutbad an. Nur am Ende der Verschanzungen bei dem Judenkirchhof leisteten die Russen einige Zeit mit Erfolg Widerstand; durch große Anstrengungen nahm aber die Infanterie des preußischen linken Flügels auch diese Verschanzungen ein. Unterdessen hatte auch das Finkische Corps an die Hauptarmee sich angeschlossen, und die Russen wurden nun massenweise niedergemetzelt. Schon hatten die Preußen von den Schanzen der Russen sieben Redouten und den Judenkirchhof genommen, schon hatten sie 180 Kanonen erobert und die russische Armee, welche ihnen um ein Drittheil überlegen war [4]), in vollständige Verwirrung gebracht, als ein Zufall und die Geschicklichkeit des Generals Laudon die ganze Lage der Dinge plötzlich veränderte.

---

[4]) Die preußische Armee zählte 53 Bataillons und 96 Schwadronen, zusammen gegen 40,000 Mann; die russisch-östreichische dagegen 60,000 Mann.

Der Prinz von Württemberg hatte mit der schweren preußischen Reiterei eine Abtheilung russischer Fußgänger angegriffen, welche in der Nähe des Judenkirchhofes stand. Trotz der Heftigkeit des Angriffes, hatten die Russen solchen gleichwohl zurückgewiesen, zugleich aber auch eine große Batterie entblößt. Augenblicklich stürzte sich das preußische Fußvolk auf diese Batterie, um sie in Besitz zu nehmen und mit ihrem Feuer den Sieg der Preußen bis zur gänzlichen Vernichtung des russischen Heeres zu führen. Der Erfolg schien ganz gewiß zu sein, da die preußische Infanterie nur noch 150 Schritte von der Batterie entfernt war; allein der General Laudon, welcher mit dem östreichischen Hülfsheer im Rücken der Russen die Reserve bildete, hatte schon bei Beginn der Schlacht den Plan des Königs durchschaut, und daher seine Stellung verändert. Als er nun den großen Mißgriff der Russen wahrnahm, ihre Hauptbatterie zu entblößen, rückte er zum Schutz derselben eiligst herbei, und erreichte sie einige Minuten vor den Preußen. Sofort ließ er die Kanonen mit Kartätschen laden und ein mörderisches Feuer gegen das anstürmende preußische Fußvolk eröffnen. Jetzt wich dieses bestürzt zurück; der Angriff wurde zwar mehrmals wiederholt, indessen stets vergeblich. Das preußische Fußvolk hatte schon durch das Kartätschenfeuer den größten Verlust erlitten; Laudon ließ aber auch seine gesammte Reiterei vollends einhauen, und diesem Andrang konnte die preußische Infanterie bei ihrer langen Anstrengung nicht mehr widerstehen. Sie wich in Unordnung zurück und ergriff endlich allgemein die Flucht. Friedrich II. suchte den Rückzug durch eine Batterie zu decken, er warf sich dem siegenden Feinde mit Standhaftigkeit entgegen und setzte sich so sehr aus, daß er nicht nur verwundet wurde, sondern auch in Gefahr gerieth, gefangen zu werden. Alle seine Anstrengungen, seinen geschlagenen Truppen Muth einzuflößen, oder auch nur Ordnung in den Rückzug zu bringen, waren indessen vergeblich. Seine Niederlage war ganz vollständig; denn 15,000 Mann waren theils getödtet oder verwundet, theils gefangen, andere zerstreuten sich, und der König hatte unmittelbar nach der Schlacht kaum 10,000 Mann um sich. Zugleich waren fast alle seine Generale verwundet, die Soldaten hingegen auf das äußerste entmuthigt. Solchen Verlauf hatte die Schlacht bei Kunnersdorf vom 12. August 1759 [5]).

Nie war die Lage des Königs trostloser, als nach diesem Ereigniß; ja sie war selbst noch verzweifelter, als vor den Siegen bei Roßbach und Leuthen. Friedrich II. wollte das russische Heer vernichten, um seine Erbländer zu decken, und dann wieder zur Rettung Schlesiens gegen Daun zu ziehen; doch jetzt war umgekehrt seine Armee fast vernichtet,

[5]) Andere Geschichtschreiber, z. B. Tempelhoff, geben abweichende Erzählungen über die Vorgänge der Schlacht; die obige Darstellung stützt sich auf die Relation Friedrichs II. selbst, und da er meistens sehr unparteiisch ist, auch die Begebenheiten wohl am besten wissen mußte, so glaubten wir in dieser Schilderung hauptsächlich ihm folgen zu müssen.

und es schien keine Möglichkeit mehr vorhanden zu sein, den östreichischen und russischen Waffen einen weitern Widerstand entgegen zu setzen. Es bedurfte nichts als rasches Vorrücken der Russen, um ihm vollends den Gnadenstoß zu geben, und so dem ganzen Kriege ein Ende zu machen [6]). Glücklicherweise erfreute sich Soltikow seines unerwarteten Sieges, ohne denselben besonders benützen zu wollen. Den ungeheuren Verlust von 24,000 Mann berücksichtigend, wollte er ein neues Zusammentreffen mit den Preußen für das erste vermeiden, und gönnte daher den letztern den Rückzug. Dadurch wurde der König von Preußen in den Stand gesetzt, die zersprengten Haufen seines Heeres zu sammeln, und seine Streitmacht schon am andern Tag (13. August) auf 18,000 Mann zu erhöhen. Da er jetzt unverzüglich die Heerabtheilung zu sich berief, welche in Pommern gegen die Schweden stand, so hatte er bald wieder eine Armee von 28,000 Mann bei sich.

Kurz vor den Ereignissen bei Kunnersdorf hatte der Prinz Ferdinand von Braunschweig dem großen französischen Heere unter Contades bei Minden eine entscheidende Feldschlacht geliefert, und über die Uebermacht des Feindes einen glänzenden Sieg davon getragen. Friedrich II., welcher die Nachricht davon im Feldlager vor Kunnersdorf empfing, hoffte mit dem Berichte eines zweiten Sieges antworten zu können; solche Hoffnung täuschte bitter, aber desto werthvoller war der Sieg Ferdinands unter solchen Umständen für den König, da letzterer sonst außer den Russen und Oestreichern auch die Franzosen auf sich gehabt hätte. Er schonte nun seine Kräfte und manövrirte geschickt, um entscheidende Unternehmungen der großen russischen und östreichischen Armee zu verhindern; allein das Unglück verfolgte ihn den ganzen Feldzug hindurch.

Da er im Herbst 1759 über Schlesien nach Sachsen zurückgekehrt war, und hier mit dem Prinzen Heinrich sich vereinigt hatte, faßte er den Plan zur Wiedereroberung von Dresden, welches in Folge der Schlacht bei Kunnersdorf endlich an die Oestreicher und die Reichsarmee übergegangen war. Vor einem ernstlichen Angriff mußte aber erst das Heer Dauns in der Nähe von Dresden nach Böhmen zurückgedrängt werden, und Friedrich II. sandte den General Fink in diese Provinz, damit Daun seinen Rücken für bedroht halte, und nach Böhmen sich zurückziehe. Fink ward jedoch von den Oestreichern und der Reichsarmee in den Gebirgen eingeschlossen und mit seinem ganzen Heer gefangen genommen. Dieß war nach dem Verluste zweier Schlachten (Züllichau und Kunnersdorf)

---

6) Friedrich II. sagt dieß ausdrücklich;

„Il n'aurait dépendu que des ennemis de terminer la guerre, ils n'avaient qu'à donner le coup de grace; mais ils s'arrêtèrent, et au lieu d'agir avec vigeur, comme le cas le demandait, ils s'applaudirent de leur succès et bénirent leur fortune; enfin le roi put respirer, et on lui laissa le loisir de pourvoir aux besoins les plus pressans de son armée.“

ein harter Schlag für Preußen. Gleichwohl behauptete sich der König in Sachsen und hielt Dresden blockirt.

Während des Winters von 1759 auf 1760 machte Friedrich II. verschiedene diplomatische Versuche, seine zahlreichen Gegner zu trennen, und mit Einzelnen derselben Frieden zu schließen. Nachdem er im Verein mit dem Könige von England die Bereitwilligkeit beider Kronen zur Herstellung des allgemeinen Friedens den Ministern der kriegführenden Theile im Haag hatte ankündigen lassen, wurden Unterhandlungen über einen Separatfrieden sowohl mit dem russischen, als dem französischen Hof eingeleitet. Der König setzte auf das Gelingen derselben so großes Vertrauen, daß er im nächsten Feldzug nur noch Oestreich, Schweden und die Reichsarmee wider sich zu haben hoffte [7]); allein seine Erwartungen wurden getäuscht, weder mit Rußland, noch mit Frankreich konnte ein Einzelfriede zu Stande gebracht werden.

Bemerkenswerth ist es, mit welcher Hoheit des Geistes und Charakters Friedrich II. sich bei dieser Gelegenheit über die Friedensbedingungen äußerte. Er hatte die Schreckniſſe des Krieges zu sehr vor Augen, um nicht auf die Dauer dadurch verletzt zu werden, und nach Ruhe sich zu sehnen. In der That schrieb er auch, daß er die Wohlthat des Friedens, die Reize der Gesellschaft, die Annehmlichkeiten des Lebens liebe; „doch ich kann," setzte er hinzu, „diese Güter nicht durch Erniedrigung und Ehrlosigkeit erkaufen!" [8]). Friedrich war ferner in dem Feldzuge von 1759 sehr unglücklich gewesen, und zur Zeit der Friedensunterhandlungen blieb seine Lage noch bedenklich genug, gleichwohl wollte er von keiner Bedingung etwas hören, die nur im geringsten sein zartes und hohes Selbstgefühl verletzen würde. Einen ehrenvollen und ruhmwürdigen Frieden wollte er, sonst lieber Tod und Untergang [9]).

---

[7]) „Je suis sur le point," schrieb er am 19. November 1759 an Voltaire, «de m'accommoder avec les Russes, ainsi il ne me restera que la reine de Hongrie, les malandrins du St. Empire et les brigands de Laponie pour l'année qui vient.

[8]) Brief an Voltaire vom 2. Juli 1759:

„Je connais certainement le prix de la tranquillité, les douceurs de la société, les agrémens de a vie, et j'aime à être heureux autant que qui que ce soit. Quoique je désire tous ces biens, je ne veux cependant pas les archeter par des bassesses et des infamies.»

[9]) Brief an Voltaire vom 22. September 1759:

«Ma position n'est pas si désespérée que mes ennemis le débitent. Je finirai encore bien ma campagne; je n'ais pas le courage abattu; mais je vois qu'il s'agit de paix. Tout ce que je peux vous dire de positif sur cet article, c'est que j'ai de l'honneur pour dix; et que quelque malheur qui m'arrive, je me sens incapable de faire une action qui blesse le moins du monde ce point si sensible et si délicat pour un homme qui pense en preux chevalier, si peu considéré de ces infames politiques qui pensent comme des marchands.»

„Je ne sais rien de ce que vous avez voulu me faire savoir; mais, pour faire la paix, voici deux conditions dont je ne me départirai jamais: 1°. De la faire conjointement avec

Mitten in den Beschäftigungen des Feldlagers und der Diplomatie las er mit Eifer die neueren Werke der französischen Literatur, und unterhielt sich hierüber mit Voltaire durch Briefwechsel. So süß ihm diese Beschäftigung auch war, so vergaß er darüber doch nie seine höheren Zwecke, sondern traf besonnen alle Vorbereitungen für den nächsten Feldzug.

Außer dem Fink'schen Corps hatte er auch ein kleineres unter dem General Dierke verloren, welches in der Gegend von Meissen in östreichische Gefangenschaft gerathen war; beide Heerabtheilungen ersetzte er während des Winters 1759 — 60 durch Werbungen und Aushebung. Er sagte sich beständig, daß er nur zwei Bundesgenossen habe, Tapferkeit und Ausdauer, daß er insbesondere jetzt Mittel aufsuchen müsse, seinen Feinden mit größerer Kraft, als je, zu widerstehen. Diese Mittel blieben im Drange der Nothwendigkeit freilich nicht von Härte frei, Sachsen wurde vielmehr rücksichtslos gepreßt, um den König mit Geld, Mannschaft und Lebensmitteln zu versehen. Für das Jahr 1760 mußten zwei Millionen Thaler, 10,000 Rekruten, 100,000 Scheffel Getreide und eine Masse von Vieh geliefert werden. Außerdem verkaufte Friedrich II. aus den sächsischen Staatswaldungen vieles Holz, das auf der Elbe nach Hamburg gebracht wurde.

Der Feldzug vom Jahr 1760 begann für die preußischen Waffen abermals unglücklich; denn der General Fouquet wurde in seinem verschanzten Lager bei Landshut in Schlesien von Laudon mit unverhältnißmäßiger Uebermacht angegriffen und ungefähr mit der Hälfte seiner Truppen gefangen genommen. Nicht genug, daß Friedrich II. hierdurch 6000 Mann geübte Truppen verlor, stand nun auch Schlesien dem Feinde offen. Eine erste Folge des Unfalls war der Verlust von Glatz, welches sich fast ohne Widerstand an die Oestreicher ergab. Der König von Preußen belagerte um diese Zeit, im Sommer 1760, immer noch Dresden, wo er unerwartet den heftigsten Widerstand gefunden hatte. So übel er deßhalb gestimmt war und so eifrig er die Eroberung der sächsischen Hauptstadt wünschte, mußte er jetzt doch zuerst an die Rettung Schlesiens denken. Da schon Breslau von den Oestreichern eingeschlossen war, so hob er die Belagerung von Dresden im Juli 1760 auf, verließ am 30. dieses Monats den plauischen Grund und nahm am 31. eine Stellung bei Dallwitz. Marschall Daun folgte ihm so eifrig, daß beide Armeen neben einander fortzogen. Die schlesische Hauptstadt hatte der Verennung Laudons durch die heldenmüthige Standhaftigkeit des Kommandanten Trauenzin mit geringen Hülfsmitteln Widerstand geleistet, und Prinz Heinrich den General Laudon endlich zur Aufhebung der Belagerung gezwungen. Allein Marschall Daun, welcher dem Könige bis Schlesien folgte, verei-

mes fidèles alliés; 2°. De la faire honorable et glorieuse. Voyz-vous! il ne me reste que l'honneur; je le conserverai au prix de mon sang. Si on veut la paix, qu'on ne me propose rien qui répugne à la délicatesse de mes sentiments!"

nigte sich nun mit Laudon und suchte, noch überdieß die russische Armee unter Soltikow an sich zu ziehen, welche Prinz Heinrich von Preußen mit seinem geringen Heer für die Dauer nicht aufhalten konnte. Die Lage des Königs blieb sohin stets bedenklich. Friedrich II. hatte durch Kundschafter erfahren, daß vorläufig der russische General Czernichef mit 20,000 Mann bei Auras über die Oder gehen und mit den Oestreichern sich vereinigen sollte, worauf die gesammte feindliche Macht seine Armee überfallen würde. Er schloß jedoch am 14. August 1760 aus gewissen Bewegungen des Marschalls Daun, dessen Taktik er aus langer Erfahrung sehr genau kannte, daß der Angriff noch vor der Vereinigung mit den Russen beschlossen sei und schon für den andern Tag bevorstehe. Da der Schlachtplan Dauns auf die gegenwärtige Stellung der Preußen bei Liegnitz gebaut war, so beschloß Friedrich II. dieselbe in der Nacht zu verändern. Bei Eintritt der Dunkelheit setzte sich die preußische Armee in Bewegung, und stellte sich, etwas weiter vorwärts gegen die östreichischen Linien, auf den Höhen von Pfaffendorf bei Liegnitz in Schlachtordnung auf. Während des Marsches entdeckte auch ein östreichischer Ausreißer, von Nation ein Irrländer und Offizier im kaiserlichen Heere, dem König, daß Marschall Daun ihm am folgenden Tag eine Schlacht liefern werde.

Nach der Ankunft auf den Pfaffendorfer Höhen erfuhr man durch Recognition, daß das Corps Laudons ganz nahe stehe; sofort wurden hiernach die erforderlichen Vorsichtsmaaßregeln getroffen, insbesondere an den beiden Wegen, auf welchen allein Marschall Daun dem General Laudon zu Hülfe kommen konnte, starke Batterien errichtet. Als der Tag graute, rückte Laudon leise vor, um die Preußen nach seiner Meinung in ihrer Stellung des vorigen Tages, wie einst bei Hochkirch, zu überfallen. Er wähnte sich weit von ihren Linien entfernt, und marschirte darum noch nicht in Schlachtordnung. Wie erstaunte er deßhalb, als seine Soldaten auf einmal die volle Ladung einer Batterie erhielten? Das Kanonenfeuer richtete die größte Verheerung unter den Truppen Laudons an, und doch ließ die Dunkelheit nicht erkennen, woher solcher Schlag komme und wie überhaupt die Lage der Dinge beschaffen sei? Laudon suchte seine Infanterie zu ordnen; aber sogleich ward diese von den Preußen angegriffen und geschlagen. Vergebens ließ er jetzt seine Reiterei wider die preußischen Fußgänger vorrücken, die Dunkelheit ließ die eigentliche Stellung des Königs nicht erkennen, die Reiterei Laudons gab daher ihre Flanke preis, ward in dieser von den preußischen Kürassieren gefaßt, und mit großem Verlust in Sümpfe gesprengt. Als das Tageslicht heller wurde, griffen die Preußen die zweite Linie der Oestreicher an, und brachten sie in Unordnung. Dieß benützte der König sogleich zu einem Reiterangriff, wodurch diese Linie der Oestreicher vollends geworfen und fast gänzlich zu Gefangenen gemacht wurde. Ein gleiches Schicksal

hatten auch andere Abtheilungen Laudons, und die Schlacht endigte sich wenig Stunden nach Sonnenaufgang mit einer gänzlichen Niederlage jenes Feldherrn.

In der alten Stellung der Preußen hatte der König einige Reitergeschwader zurückgelassen, um seine wahren Bewegungen zu verbergen. Marschall Daun setzte sich gegen diese Stellung in Marsch, um die Manöver Laudons zu unterstützen; bald überzeugte er sich aber von der Veränderung des preußischen Lagers und der Niederlage seines Unterbefehlshabers; als daher die Armee des Königs gegen ihn anzog, trat er sofort bei Liegnitz den Rückzug über die Katzbach an.

Die Folgen dieses Sieges waren sehr bedeutend; denn Friedrich II. hatte nicht nur 6000 Gefangene gemacht und 82 Kanonen erobert, sondern er konnte sich nun ungehindert mit dem Prinzen Heinrich vereinigen. Solches geschah denn unverzüglich, und die Russen wurden dadurch bewogen, über die Oder sich zurückzuziehen, so daß denn auch Breslau gerettet war. Der König hatte gefürchtet, daß seine und des Prinzen Heinrich Streitmacht von den überlegenen russisch-östreichischen Heeren vereinzelt angegriffen und vernichtet werden möchten, dadurch aber sein völliger Untergang herbeigeführt werde. Alles dieß war nun durch den Sieg bei Liegnitz plötzlich geändert, zugleich der Feind in demselben Maaße entmuthiget, in welchem das Vertrauen des preußischen Heeres sich erhöhte.

Da der König von Preußen Miene machte, sich wieder nach Sachsen zu wenden, so entwarf man im russischen Lager in Schlesien den Plan, Berlin durch einen Handstreich zu nehmen. General Czernichef ging zu dem Ende mit 20,000 Mann eiligst nach Brandenburg ab, während ihm die Hauptmacht unter Soltikow zu seiner Deckung langsam folgte. Berlin, ohne Befestigung und bedeutende Besatzung, konnte dem Andrang nicht widerstehen, sondern ergab sich durch Vertrag. Russen, Sachsen und Oestreicher wetteiferten nun in der rohen Zerstörung der königlichen Schlösser, namentlich in Charlottenburg und Schönhausen.

Die Russen und ihre Verbündeten hatten in Berlin starke Kontributionen erhoben; um sich nun zu entschädigen, ließ Friedrich II. die Reichstruppen aus Leipzig vertreiben, und bemächtigte sich dieser reichen Stadt. Marschall Daun war dem Könige nach Sachsen gefolgt, und hatte demselben durch seine Stellung neue Besorgnisse eingeflößt. Gestützt auf Dresden und Torgau konnte er nach Umständen bedeutende Vortheile über die preußische Armee erlangen, und für einen solchen Fall war schon das Vorrücken der Russen aus Polen nach Brandenburg, so wie die Vereinigung mit den Oestreichern verabredet. Friedrich II. konnte daher von Brandenburg abgeschnitten werden, und auch in Sachsen keine Winterquartiere erlangen; er beschloß daher, den Marschall Daun noch in dieser späten Jahreszeit, November 1760, um jeden Preis aus Sachsen zu verdrängen. Als Mittel dazu betrachtete er eine neue offene Feld-

schlacht; indessen der vorsichtige Daun wollte dieselbe nicht annehmen, sondern bezog ein festes Lager bei Torgau. Bei der Beaugenscheinigung der Stellung Dauns bemerkte Friedrich II. strategische Fehler, und er wurde dadurch nicht nur in der Absicht bestärkt, die Schlacht zu liefern, sondern hoffte sogar, die feindliche Macht gänzlich zu vernichten.

Der rechte östreichische Flügel stützte sich auf die Teiche von Groswich, das Centrum auf die Höhen von Siptiz, und der linke Flügel auf die Elbe, bis gegen die Teiche von Torgau. Indessen das Terrain war zu enge, und mußte die Entwicklung der Massen erschweren. Gelang es nun, das Centrum von vorne und im Rücken zugleich anzugreifen, so wurde die ganze Schlachtordnung getrennt, und der linke Flügel hatte keine Wahl, als sich zu ergeben, oder in die Elbe zu stürzen. Sofort nahm Friedrich II. hiernach seine Maaßregeln, indem er die eine Hälfte seiner Armee durch den Torgauer Wald marschiren ließ, um das östreichische Centrum im Rücken zu nehmen, die andere dagegen zum Angriff von der Fronte nach den Höhen von Groswich absandte. Die erstere Hälfte oder der linke Flügel ging unter des Königs persönlicher Anführung am 3. November 1760 in drei Kolonnen durch den Torgauer Wald, stieß zunächst auf das Dragoner-Regiment St. Ignon, und rieb dasselbe vollständig auf. Um 1 Uhr Nachmittags erreichte der König mit der Vorhut die Ebene von Neiden, wo vier östreichische Bataillone und ein Dragoner-Regiment aufgestellt waren. Diese zogen sich sogleich auf eine Anhöhe hinter einem Sumpfe zurück, und nahmen hier eine so unbezwingliche Stellung ein, daß jeder Angriff unmöglich war, und der König bei Behauptung derselben seine ganze Absicht hätte aufgeben müssen. Plötzlich hörte man aber heftiges Kanonenfeuer von der Seite des rechten preußischen Flügels unter dem General Ziethen, welchem die Bewegung nach den Groswicher Höhen übertragen worden war. Dadurch wurde die bemerkte östreichische Heerabtheilung bestürzt, verließ ihre vortheilhafte Stellung, und zog sich auf die Hauptarmee zurück. Der König schöpfte aus jener Kanonade die Meinung, daß General Ziethen das östreichische Centrum bei Siptiz schon angegriffen habe, und daß Eile nöthig sei, um den Feind auch im Rücken zu fassen. Nachdem er die Stellung Dauns unter dem Schutze eines Holzes beaugenscheinigt hatte, beschloß er den Angriff, obgleich seine Hauptmassen, und namentlich die Reiterei, noch nicht eingetroffen waren. Marschall Daun begriff nicht, wie die Preußen in seinen Rücken gekommen waren, ließ aber die zweite Linie des Centrums sogleich kehren, und von der ersten 400 Kanonen wider die Preußen auffahren. Der König, welcher dessenungeachtet mit seiner Vorhut von zehn Grenadier-Bataillonen sogleich angriff, wurde mit einem furchtbaren Kanonenfeuer empfangen; ganze Linien stürzten nieder, und ein Regiment verlor allein 800 Mann an Todten. Zugleich wurden seine Geschütze zertrümmert und unbrauchbar gemacht, bevor sie wider den Feind

auffahren konnten. Das Schlimmste war jedoch die Verspätung seiner Reiterei und der Umstand, daß die Kanonade des rechten Flügels ihn getäuscht, Ziethen nur mit untergeordneten Abtheilungen des Feindes sich beschäftigt, und den Hauptangriff nicht unternommen hatte. Aeußerst gefährlich war nun die Lage des linken Flügels der Preußen, welcher allein die feste Stellung Dauns durchbrechen sollte. Gleichwohl unternahm der König mit den nun angelangten Massen des Fußvolkes den Sturm auf das östreichische Centrum. Als die Infanterie einen Hohlweg überstiegen hatte und ihre Linien ordnete, erneuerte sich das Artilleriefeuer Dauns mit einer solchen Heftigkeit, daß die preußischen Fußgänger ungeheuern Verlust erlitten, insbesondere die meisten Generale und Offiziere verwundet wurden. Die preußischen Linien wichen, und wurden in der Unordnung von der östreichischen Reiterei mit Erfolg angegriffen; alles schien für sie schon verloren zu sein; doch jetzt traf endlich die Kavallerie des Königs ein. Nach mehreren glänzenden Angriffen warf diese die östreichische Infanterie zurück, und weil die inzwischen concentrirte Reiterei Dauns durch einen Graben verhindert war, wider die preußische zu agiren, so gelang es dem König, die Höhen von Siptiz zu besetzen. In diesem Augenblick traf auch der rechte Flügel unter Ziethen ein, vereinigte sich mit dem König, und schlug das östreichische Reserve-Corps unter dem General Lascy. Die Stellung Dauns war nun wirklich durchbrochen und gänzlich unhaltbar. Siegreich drang Friedrich II. daher allenthalben vor, und brachte seinen Gegnern eine vollständige Niederlage bei. Bedeutend war freilich auch der Verlust der Preußen, denn er belief sich auf 10,000 Mann; allein Daun verlor das Doppelte an Mannschaft, und noch überdieß 27 Fahnen und 50 Kanonen. Torgau wurde nun von den Preußen besetzt, während sich die östreichische Armee in Unordnung gegen Dresden zurückzog. Daun, schwer verwundet, mußte den Oberbefehl abgeben, und zugleich gingen die Russen, auf die Nachricht von dem Ausgang der Schlacht, muthlos hinter die Weichsel zurück. Auch aus den schwierigen Feldzügen 1759 und 1760 ging also Friedrich II. endlich als Sieger hervor, da seine Feinde Ende 1760 auf allen Seiten vor ihm sich flüchteten, und er nicht bloß Schlesien, Pommern und Brandenburg, sondern, mit Ausnahme Dresdens, auch Sachsen behauptete.

Fünfzehntes Hauptstück.

Sechster und siebenter Feldzug des siebenjährigen Krieges. Friede von Hubertsburg.

(1761 — 1762.)

Es war schon eine höchst schwierige Aufgabe für den König von Preußen, drei Großmächten auch nur in einem Feldzug allein zu widerstehen, doch noch mißlicher mußte seine Lage durch eine lange Dauer des Krieges werden. So reich auch sein großer Geist an Erfindungsgabe und schöpferischer Kraft war, so schien es für die Dauer gleichwohl unmöglich zu sein, die Verluste eines Feldzuges an Soldaten stets von Neuem zu ersetzen, und aus seinen erschöpften Staaten immer frische Geldmittel zu ziehen. Er war daher genöthiget, die Münzen zu verringern, um auf eine versteckte Weise sich Geld zu verschaffen, so wie er seine Provinzen, zum Nachtheil der Landwirthschaft, entvölkern mußte, die Lücken in seinem Heere zu ergänzen. Bis auf einen gewissen Grad gelangen seine Rüstungen auch im Winter $17^{60}/_{61}$; allein er fühlte dennoch, daß seine Kräfte zu schwinden begannen, und er sah nicht ohne Kummer dem nächsten Feldzug entgegen [1]).

---

[1]) Schon im Herbst 1760 hatten sich Anzeichen dieser trüben Stimmung ergeben. Friedrich II. schrieb nämlich am 31. October Folgendes an Voltaire:

»Je vous suis obligé de la part que vous prenez à quelques bonnez fortunes passagéres que j'ai extorquées au hasard. Depuis ce temps les Russes ont fait une furation dans le Brandenbourg: j'y suis accouru, ils se sont sauvés tout de suite, et je me suis tourné vers la Saxe, où les affaires demandaient ma présence. Nous avons encore deux grands mois de campagne par devers nous; celle-ci a été la plus dure et la plus fatigante de toutes: mon tempérament s'en ressent, ma santé s'affaiblit, et mon esprit baisse à proportion que son étui menace ruine.«

»Plus je fais ce métier de la guerre et plus je me persuade que la fortune y a la plus grande part. Je ne crois pas que je le serai long-temps: ma santé baisse à vue d'œil, et

Während der Winterruhe waren neuerdings Versuche zur Herstellung des Friedens gemacht worden, bei der festen Hoffnung der Kaiserin auf die Eroberung Schlesiens jedoch ohne Erfolg; Rußland und Oestreich rüsteten vielmehr mit großem Eifer, um den König von Preußen endlich zu unterdrücken. Zum Unglück für diesen starb im November 1760 der König Georg II. von England, und hinterließ einen Nachfolger, welcher den Krieg in Deutschland nicht mit demselben Nachdruck führen wollte. Obgleich die Fortsetzung des Bündnisses mit Preußen in den Staatsreden verheißen wurde, trat eine Lauheit desselben ein, und es kamen insbesondere die Subsidien in Rückstand.

Friedrich II., in solcher Weise von allen Seiten bedrängt, beschloß in dem Feldzug von 1761 mehr vertheidigungsweise zu verfahren, damit er seine Kräfte auf das äußerste schone. Nachdem er den Prinzen Heinrich zur Deckung Sachsens zurückgelassen hatte, zog er mit seinem Heere nach Schlesien, wo für den gegenwärtigen Feldzug die wichtigsten Ereignisse sich vorbereiteten. Während nämlich Marschall Daun über das östreichische Heer in Sachsen den Oberbefehl wieder übernahm, war dem General Laudon ein selbstständiges Kommando in Schlesien übertragen worden. Laudon, unternehmender als Daun, beschloß nun, die Vereinigung mit der großen russischen Armee endlich um jeden Preis durchzusetzen, und dann entscheidende Schläge gegen die preußische Macht zu führen.

Friedrich II., den Plan errathend, war eben deßwegen nach Schlesien geeilt, um ihn, wo möglich, zu vereiteln; in der That manövrirte er auch so geschickt, daß er die Vereinigung der Russen und Oestreicher lange verhinderte; allein bei der fast dreifachen Ueberlegenheit seiner Gegner war solches für die Dauer nicht möglich, und die Vereinigung Laudons mit den Russen erfolgte am 1. August 1761. Marschall Butterlin, der gegenwärtige Oberfeldherr der letztern, führte 70,000, Laudon hingegen 60,000 Mann, und dieser ungeheuern Macht hatte der König von Preußen kaum 50,000 Mann entgegenzustellen. Mit düstern Gedanken hatte der große König den Feldzug von 1761 eröffnet; jetzt schienen sich dieselben bestätiget zu haben, der Untergang des preußischen Hauses unvermeidlich zu sein. Da erhob sich der Genius Friedrichs II. auf ein Mal in einer Weise, welche die unerschöpfliche Kraft seines erfindungsreichen Geistes in ihrer vollsten Tiefe zeigte, und seinem Ruhme die Krone aufsetzte.

---

je pourrai bien aller bientôt entretenir *Virgile* de la Henriade, et descendre dans ce pays où nos chagrins, nos plaisirs et nos espérances ne nous suivent plus, où votre beau génie et celui d'un goujat sont réduits à la même valeur, où enfin on se retrouve dans l'état qui précéda la naissance."

"Peut-être dans peu vous pourrez vous amuser à faire mon épitaphe.

Der König stand ungefähr eine Meile von der Festung Schweidnitz, als Laudon und Butterlin die Vereinigung ihrer großen Armeen vollzogen. Da nun Schweidnitz mit großen Vorräthen an Lebensmitteln versehen war, das russisch-östreichische Heer hingegen in einem Kessel sich befand, der von Bergen umgeben war, und nur mit Mühe die nöthigen Bedürfnisse sich verschaffen konnte, so gründete Friedrich II. hierauf einen ganz eigenthümlichen Plan. Er beschloß nämlich sein Lager bei Buntzelwitz in eine Festung umzuschaffen, welche mit Schweidnitz zusammenhinge. Sofort ging er mit eben so großer Umsicht als Thätigkeit an die Vollziehung seines Entwurfes. Rings um das preußische Lager wurden Gräben gezogen, Verschanzungen aufgeworfen und Pallisaden errichtet. Der Berg von Wurben, vortrefflich befestiget, bildete gleichsam die Citadelle dieser neuen Festung. Da der König eine große Anzahl Geschütze bei sich führte, und dieselben durch Verstärkung aus Schweidnitz bis auf 460 Stück erhöhte, so wurden an den wichtigsten Plätzen ungeheure Batterien errichtet. Trotz der kurzen Zeit waren die aufgeworfenen Wälle sehr dick, die Gräben 12 Fuß tief und 16 Fuß breit, die Pallisaden zahlreich und stark. An den hervorspringenden Punkten des Lagers brachte man noch überdieß Pulverminen an, um die feindlichen Abtheilungen, welche einen Sturm wagen sollten, in die Luft zu sprengen. Was fast unglaublich ist, so wurde dieses außerordentliche Werk in der kurzen Frist von drei Tagen zu Stande gebracht, indem die eine Hälfte der Armee ruhte, während die andere arbeitete, dann jene wieder schanzte, und so Tag wie Nacht fortgefahren werden konnte.

Der Hauptvortheil dieser Stellung bestand darin, daß der Feind weder von seiner Artillerie, noch von der Reiterei und dem Fußvolke Gebrauch machen konnte. Mit den schweren Geschützen konnte man nichts ausrichten, weil die preußischen Truppen in der Tiefe standen und die Wälle des Lagers hoch über sie hinausreichten; die Reiterei hingegen würde von dem Kartätschenfeuer der preußischen Batterien vernichtet worden sein, und das Gewehrfeuer der Infanterie vermochte eben so wenig gegen den Hagel jener Batterien. Zur Vorsicht ließ der König noch überdieß sein Heer am Tage ruhen, wo man alle Bewegungen des Feindes leicht überwachen konnte, und in der Nacht unter Gewehr treten. Laudon versuchte anfangs einen Angriff auf das preußische Lager im Kleinen; allein er wurde so entschieden zurückgeschlagen, daß er die Lust zu einem ernstlichen Sturme verlor. Die beiderseitigen Armeen beobachteten sich daher längere Zeit unthätig.

Friedrich II. hatte bei seinem Plan darauf gerechnet, daß der Feind durch Mangel an Lebensmitteln zur Trennung und zum Abzug genöthiget werde. Deßhalb sandte er den General Platen mit einer Heerabtheilung ab, um ein russisches Magazin in Kublin wegzunehmen, oder zu zerstören. Platen vollzog diesen Auftrag mit dem vollständigsten Erfolg, und

gebeutete eine Masse von Vorräthen und Gefangenen. Fünftausend Frachtwägen mit Lebensmitteln wurden weggenommen, und hierdurch das russisch-östreichische Lager in wirkliche Hungersnoth versetzt. Da ein Sturm auf die Stellung der Preußen der sicheren Vernichtung gleichstand, so blieb nichts übrig, als abzuziehen. Butterlin suchte daher mit seinem Heer das Weite, und ging, von Laudon sich trennend, nach Polen zurück. So war denn auch die Vereinigung der russischen und östreichischen Armeen, nach welcher man seit vier Jahren so sehnlich getrachtet hatte, ohne allen Erfolg geblieben.

Nach dem Abzug der Russen beschloß der König in die Gegend von Neisse sich zu wenden, weil die Vorräthe von Schweidnitz zu Ende gingen; als er am 1. October 1761 in Nossen ankam, erhielt er die niederschlagende Nachricht, daß Schweidnitz durch einen Handstreich in die Hände der Oestreicher gefallen sei. Friedrich II. wollte noch in der späteren Jahreszeit etwas entscheidendes gegen Laudon unternehmen; doch jener Unglücksfall vereitelte alle seine Pläne, und bestimmte ihn, nur vertheidigungsweise zu verfahren. Er nahm daher eine Stellung bei Strehlen, um gleichzeitig Neisse, Breslau und Brieg zu decken.

In Pommern hatte sich der Prinz von Württemberg und der brave Commandant Heyden von Colberg bisher immer noch gegen die russische Uebermacht unter Tottleben gehalten. Da aber Colberg auch von einer russisch-schwedischen Flotte blockirt war, und der Marschall Butterlin nach dem Abzuge aus Schlesien frische Landtruppen nach Pommern sendete, so wurde die Lage der Preußen in dieser Landschaft äußerst mißlich. Der König sendete zwar eine kleine Verstärkung nach Pommern; gleichwohl blieben die preußischen Kräfte so schwach, daß der Prinz von Württemberg sich nach Stettin zurückziehen und die Festung Colberg sich selbst überlassen mußte. Nach der heldenmüthigsten Vertheidigung wurde Heyden endlich durch den Hunger gezwungen, Colberg am 16. December des Jahres 1761 durch Vertrag zu übergeben.

Während aller dieser Vorfälle behauptete Prinz Ferdinand von Braunschweig wider die Franzosen das Feld. Er trieb dieselben schon im Frühling 1761 vor sich her, so daß sie nur noch in Kassel einen festen Standpunkt hatten. Als er diese Stadt schon heftig berennte, um nach ihrer Einnahme die Franzosen vom gesammten rechten Rheinufer zu verdrängen, änderte ein Ereigniß plötzlich die Lage der Dinge.

Marschall Broglio wollte Kassel um jeden Preis retten, und setzte sich daher mit seiner Armee vom Rhein aus in Bewegung, um den Prinzen Ferdinand zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen. Der Erbprinz von Braunschweig stand diesem französischen Heere im Wege; er wurde aber mit großer Uebermacht bei Stangerode angegriffen und geschlagen. Ferdinand, welcher nach diesem Mißgeschick wirklich zur Aufhebung der Belagerung von Kassel genöthiget war, zog sich nach Pader-

horn zurück. Während er jetzt nur vertheidigungsweise verfuhr, machten die beiden französischen Marschälle, Soubise und Broglio, Anstalten, in Gemeinschaft zu operiren, und eine noch größere Uebermacht gegen Ferdinand zu entwickeln. Dieser stellte den General Spörke an der Diemel auf, um dadurch in den Stand gesetzt zu werden, mit der Hauptarmee den Marschall Soubise vor seiner Vereinigung mit Broglio zu schlagen. Nachdem er den Erbprinzen von Braunschweig an sich gezogen hatte, griff er in der Gegend von Hamm den Vortrab des Heeres von Soubise an, und warf denselben auf die Hauptarmee zurück. Da letztere eine zu starke Stellung einnahm, wandte sich Ferdinand plötzlich nach Dortmund, um eine Veränderung derselben herbeizuführen; an der Brücke von Kurle wurde er von den Franzosen angegriffen; allein er schlug sie abermals zurück. Soubise befürchtete jetzt schon, daß ihm die Lebensmittel abgeschnitten werden möchten, als Broglio auf den General Spörke an der Diemel sich warf, und denselben zum Rückzug nöthigte. Jetzt war jene Besorgniß gehoben, und zugleich die Möglichkeit gegeben, die beiden französischen Armeen zu vereinigen. Solches geschah denn sofort bei Paderborn, und die vereinigten Heere bezogen hierauf ein Lager bei Soest. Am 15. Juli 1761 brachen die beiden französischen Marschälle, an der Spitze ihrer ungeheuern Macht, wider den Prinzen Ferdinand auf, welcher zwischen der Aspe und der Lippe ein festes Lager bezogen hatte.

Marschall Broglio erstürmte zuerst den Posten von Nellen, wo englische Grenadiere standen, und suchte sodann Villinghausen zu nehmen. Hier waren ebenfalls Engländer aufgestellt; allein diese wichen den Franzosen nicht einen Schritt. Nach einem heftigen Kampfe zwang der Einbruch der Nacht die Franzosen zum Rückzug. Am andern Tage erneuerte Marschall Soubise das Treffen, indem er den Erbprinzen von Braunschweig angriff. Er suchte ein Dorf zu nehmen; allein die Vertheidigung war so nachdrücklich, daß Soubise nichts ausrichtete. Gleichzeitig hatte Marschall Broglio den Prinzen Ferdinand angegriffen, um die Unternehmung von Soubise zu unterstützen. Seine Erfolge waren jedoch ebenfalls nichtig, ja er erlitt selbst eine förmliche Niederlage. Als Prinz Ferdinand nämlich bemerkte, daß die französische Infanterie nicht in der besten Ordnung fechte, vielmehr Entmuthigung und Neigung zur Flucht verrathe, ließ er dieselbe durch frische Truppen unter dem General Wangenheim plötzlich überfallen. Das unerwartete Manöver hatte eine so vollkommene Wirkung, daß die französische Infanterie auf allen Seiten durchbrochen wurde, und allgemein die Flucht ergriff. Jetzt wichen sowohl Broglio als Soubise in Unordnung vom Schlachtfelde zurück. Auch die Vereinigung der beiden französischen Armeen hatte also nur zu einer Niederlage derselben geführt, und mißmuthig trennte sich Soubise wieder von dem Heere des Marschalls Broglio. Nach verschiedenen, weniger bedeutenden Unternehmungen ging Ersterer bei Einbruch des Winters an

den Niederrhein, während Broglio seine Quartiere in der Gegend von Kassel nahm. Westphalen war frei von den Franzosen, und im Ganzen hatte auch der Feldzug von 1761 erfolglos für dieselben geendiget.

In Sachsen war von preußischer Seite der Prinz Heinrich mit dem Auftrage zurückgelassen worden, den Marschall Daun zu beobachten, und ihm auf dem Fuße zu folgen, wenn er nach Schlesien ziehen sollte. Heinrich hatte eine unverhältnißmäßige Uebermacht der Oestreicher auf sich; allein er wußte von seinen geringen Streitkräften durch überlegene Feldherrngaben einen solchen Gebrauch zu machen, daß er die Kaiserlichen den ganzen Sommer über hinlänglich beschäftigte. Ob er gleich in kleinern Gefechten mehrere Vortheile errang, wollte Marschall Daun im Laufe des Sommers 1761 nichts Entscheidendes wider ihn unternehmen. Erst nach der Einnahme von Schweidnitz, und nach dem Eintreffen einer Verstärkung, welche Laudon nach Sachsen gesendet hatte, rückte Daun mit seiner gesammten Armee gegen den Prinzen Heinrich an. Die Stellung des Letztern war jedoch so gut, daß sich Daun mit einer Kanonade begnügte, die nichts entschied. Heinrich, welcher im Rücken zugleich von dem östreichischen General Haddick, von der Mulde her, bedroht war, vermehrte noch die Befestigung seines Lagers, schlug alle Angriffe Haddicks zurück, und behauptete sich in seiner Stellung für den kommenden Winter.

Dessenungeachtet war die Lage Friedrichs II. zu Ende des Feldzugs 1761 im äußersten Grade mißlich, und, dem Anscheine nach, nur wenig von der Verzweiflung entfernt. Oberschlesien war in den Händen der Oestreicher, Pommern in jenen der Russen. Eine Armee der letztern konnte den König im Rücken fassen, während er sich gegen Laudon zu vertheidigen hatte. Durch den Verlust von Colberg war auch Stettin gefährdet und zugleich Berlin bedroht. Sachsen, wo der König gewöhnlich im Winter die Mittel zur Erneuerung seiner Kräfte gefunden hatte, war im Besitze Dauns, da Prinz Heinrich auf einen engen Bezirk eingeschlossen blieb. Friedrich II. wußte also nicht, wo er Rekruten, Lebensmittel und Munition für den folgenden Feldzug herschaffen sollte; seine Macht schien nun unvermeidlich völliger Vernichtung zu verfallen. In dieser schrecklichen Noth änderte ein glückliches Ereigniß wider alles Erwarten die gesammte Lage der Dinge.

Die Kaiserin Elisabeth von Rußland starb plötzlich am 8. Januar 1762, und hinterließ den Prinzen von Holstein zu ihrem Nachfolger, welcher sofort als Peter III. den Thron bestieg. Peter war dem König von Preußen schon seit längerer Zeit mit Liebe zugethan, und hatte über die Feindseligkeiten der Kaiserin gegen denselben aufrichtig getrauert. Friedrich II., von diesen Gesinnungen sehr wohl unterrichtet, sandte dem Kaiser sogleich ein verbindliches Schreiben, worin er seine Glückwünsche zur Thronbesteigung desselben niederlegte. Obgleich der russische Kaiser

die Politik gegen Preußen zu ändern entschlossen war, mußte er wegen seiner Umgebung doch vorsichtig zu Werke gehen; er hielt deßwegen auch nach dem Empfang des Glückwunsch-Schreibens mit öffentlichen Schritten noch zurück, ordnete aber im Winter 1762 einen geheimen Geschäftsträger an Friedrich II. nach Breslau ab, um diesen seiner freundschaftlichen Gesinnungen zu versichern. Der König bot nun dem russischen Kaiser Versöhnung an, und war hierin so glücklich, daß der Letztere nicht nur zur Abschließung des Friedens, sondern sogar eines Bündnisses geneigt wurde. Wirklich erfolgte auch im Juni 1762 die Unterzeichnung eines Allianz-Vertrages zwischen Rußland und Preußen. Nach der Trennung des Marschalls Soltikow von dem östreichischen Heer in Schlesien war der General Czernichef mit 20,000 Mann bei Laudon zurückgeblieben; dieses Corps ward nun sofort zurückgerufen, ja dasselbe erhielt sogar den Befehl, zu dem König von Preußen zu stoßen, und zugleich mit ihm gegen die Oestreicher zu schlagen. Diese plötzliche Umwandlung der Verhältnisse brachte auf die übrigen europäischen Höfe die gewaltigste Erschütterung hervor, und man fühlte lebhaft, daß die verzweifelte Lage des Königs von Preußen nun gänzlich gehoben, der große Mann nicht mehr zu überwältigen sei, vielmehr den Kampf gegen Europa wirklich mit Erfolg bestanden habe. Friedrich II. selbst zog aus der glücklichen Veränderung nur die Lehre ab, daß in den großen Fragen des Lebens Ausdauer allein das Mittel sei, alle Bedrängnisse und Gefahren zu überwinden [*]).

Die nächste Folge des Allianz-Vertrages zwischen Preußen und Rußland äußerte sich darin, daß auch die Schweden mit der ersten Macht Frieden schlossen, weil sie nun der russischen Hülfe entbehrten, und bei Fortsetzung des Krieges das Schlimmste zu erwarten hatten. Da Peter III. seinem Verbündeten auch Colberg sogleich zurückgab, so war Friedrich II. im Rücken seiner Staaten völlig sicher, und hatte nun freiere Hand gegen die Oestreicher, die Reichstruppen und die Franzosen. Seine Armee verjüngte sich durch neue Anstrengungen allmählig wieder, der russische Zuzug vermehrte noch seine Streitkräfte, und mit vollem Vertrauen eröffnete er den Feldzug von 1762.

Zur Verstärkung der Armee in Sachsen erhielten die Generale von Belling und von Bilderbeck Befehl, mit 20 Schwadronen und 6 Bataillonen zu dem Prinzen Heinrich zu stoßen; die Heer-Abtheilungen der Prinzen von Bevern und Württemberg, so wie jene des Generals Werner in Pommern wurden hingegen zur Vereinigung mit dem König nach

*) »Nous verrons cependant que l'État qui paroissoit perdu, ne le fut point; qu'avec de l'industrie on rétablit l'armée, et qu'un heureux événement répara toutes les pertes qu'on venoit de faire; *et ceci sert d'exemple pour prouver combien les apparences sont trompeuses, et que dans les grandes affaires il n'y a que la persévérance qui fasse surmonter aux hommes les périls et les dangers dont ils sont menacés.*«

Schlesien gerufen. Im Frühling 1762 trafen außer dem Prinzen von Würtemberg die Generale von Krockow, Schmettau und Thadden bei Breslau ein, und erhöhten die Armee des Königs auf 66,000 Mann. Da im Juni auch der russische General Czernichef mit 20,000 Mann zu ihm stieß, so war er den östreichischen Streitkräften überlegen. Daun begab sich nun mit seiner ganzen Armee nach Schlesien, und erlaubte dadurch dem Prinzen Heinrich größere Unternehmungen in Sachsen.

Während des Winters $17^{61}/_{62}$ hatte Friedrich II. die Gesandtschaft eines tartarischen Fürsten erhalten, und von diesem vertragsmäßig die Versicherung ausgewirkt, mit 16,000 Mann in Ungarn einzufallen. General Werner sollte diese Bewegung unterstützen, und dadurch die Belagerung von Schweidnitz, welche der König beschlossen hatte, befördern. Nach der Einnahme dieses Platzes wollte der König den Prinzen Heinrich verstärken, und Dresden wieder zu nehmen suchen. Am 1. Juli 1762 eröffnete Friedrich II. seine Operationen gegen den Marschall Daun, welcher eine feste Stellung am Zobtenberg, ohnweit Breslau, genommen hatte. Auf die wohlberechneten Bewegungen der preußischen Armee verließ Daun den Zobtenberg in der Nacht, und bezog ein Lager zwischen Bögendorf, Kunzendorf und Zeiskenberg. Die preußische Armee folgte ihm, indem sie sich wieder bei Bunzelwitz aufstellte; allein die Position Dauns war so stark, daß er in der Fronte unmöglich angegriffen werden konnte. Während Friedrich II. beschäftiget war, durch eine zusammenhängende Reihe von Manövern den Feind zur Veränderung seiner Stellung zu bewegen oder ihm den Rücken abzugewinnen, trat in Rußland plötzlich wieder ein Ereigniß ein, welches ihn auf's Neue an den Abgrund des Verderbens zu bringen drohte.

Peter III. war nämlich durch seine Gemahlin Katharina vom Throne gestoßen worden, ganz Rußland hatte der neuen Kaiserin gehuldiget, diese aber sogleich die feindseligsten Absichten gegen Preußen gezeigt. Nicht genug, daß sie in einer öffentlichen Staatsschrift den König Friedrich II. für den unversöhnlichen Widersacher Rußlands erklärte, befahl sie auch dem General Czernichef, augenblicklich von der preußischen Armee sich zu trennen, und nach Polen zu ziehen. Zugleich wurden von den russischen Truppen Anstalten getroffen, in Pommern den Krieg gegen den König zu erneuern. Friedrich II. würdigte diese Veränderung der Dinge mit scharfem Blick, und beschloß nunmehr eine kühne Unternehmung, um den unglücklichen Folgen des Ereignisses durch einen entscheidenden Schlag zeitig vorzubeugen. Er hätte das Corps des General Czernichef entwaffnen können; anstatt dieß zu thun, erlaubte er demselben wohlwollend den Abzug, und bat den General nur um drei Tage Aufschub. Als Czernichef dieß bewilligte, und fortwährend die gleiche Stellung im preußischen Heere einnahm, so hielten die Oestreicher, welche die Revolution in Rußland noch nicht erfahren hatten, jenes russische Heer immer noch für

Feinde. Darauf gründete Friedrich II. den Entschluß, das Wagstück eines Sturmes auf das feste Lager von Dáun zu unternehmen. Mit einer Genialität, welche fast alle seine früheren Leistungen übertraf, machte der König den Plan des Angriffes; die Ausführung war so gut, daß die Berge, wo die vorgeschobenen Truppen Dauns standen, genommen, und diese Truppen genöthiget wurden, sich auf die Hauptarmee zurückzuziehen. Da letztere jetzt von Schweidnitz abgeschnitten blieb, so war der Zweck des Königs, zur Belagerung dieser Festung freie Hand zu erhalten, erreicht, und sofort begann die Berennung. Marschall Daun bot alle Kräfte auf, um seine Verbindung mit Schweidnitz wieder herzustellen, und er fiel deßhalb mit Uebermacht auf eine preußische Heer-Abtheilung unter dem Herzog von Bevern; allein der Herzog vertheidigte sich sehr ruhmvoll, zugleich sandte der König zeitige Verstärkung, und der Angriff der Oestreicher wurde entschieden zurückgeschlagen. In Folge dieser Niederlage verzweifelte Daun an der Entsetzung von Schweidnitz, und zog sich nach Glatz zurück. Obschon sich Schweidnitz mit der größten Ausdauer vertheidigte, mußte es sich am 9. October 1762 dennoch ergeben. Die Besatzung von 9000 Mann wurde zu Kriegsgefangenen gemacht und nach Preußen gesendet. Da nunmehr ganz Schlesien wieder im Besitze Friedrichs II. sich befand, und der König bei der Entfernung Dauns neue Entwürfe auf Sachsen machen konnte, so neigte sich zu Ende des Feldzugs 1762 das Uebergewicht wieder entschieden auf Seite der preußischen Waffen.

Während der Erfolge des Königs in Schlesien hatte der Prinz Ferdinand von Braunschweig neue Vortheile über die französischen Heere erfochten. Nachdem er dieselben bei Wilhelmsthal geschlagen hatte, errang er am 23. Juli einen neuen Sieg bei Lutterberg, bis er endlich am 1. November 1762 auch die französische Besatzung von Kassel zur Ergebung zwang. Frankreich war durch den Krieg so erschöpft, und der Hof des Königs Ludwigs XV. durch die geringen Erfolge der französischen Waffen so entmuthiget, daß man sich endlich nach dem Frieden sehnte. Am 3. November 1762 wurden die Präliminarien in Versailles zwischen Frankreich und England unterzeichnet; das englische Ministerium Butte benahm sich hiebei aber so ungroßmüthig, daß es den König von Preußen nicht mit in den Frieden einschloß, obgleich vertragsmäßig kein Separatfriede erlaubt sein sollte. Da Friedrich II. immer so standhaft erklärt hatte, ohne den König von England keinen Frieden einzugehen, so fühlte er sich durch die unrühmliche Handlungsweise des englischen Ministeriums mit Recht tief gekränkt. Gleichwohl hatte das Ereigniß für ihn keineswegs die unglücklichen Folgen, die man anfangs davon erwartete.

In Folge des Friedens mit England zog Ludwig XV. nämlich seine Truppen nicht nur aus dem Hannöverischen, sondern aus ganz Deutschland zurück. Da hierdurch die kleinern deutschen Reichsstände ihre Stütze

verlieren, so werde es für Friedrich II. leicht, jene Stände zum Frieden oder wenigstens zur Neutralität zu zwingen. Um dieß zu bewirken, beschloß er, sofort einen Streifzug in das Reich vornehmen zu lassen.

General Kleist erhielt den Auftrag, mit einer Reiter-Abtheilung die Unternehmung zu vollführen. Ohne Widerstand verbreitete er sich über Franken, nahm Bamberg ein, brandschatzte Nürnberg, und näherte sich sodann den Thoren von Regensburg. Der Reichstag erschrak, der Herzog von Württemberg machte Anstalt, sich nach dem Elsaß zu flüchten, und die Kurfürsten von Baiern und Mainz, so wie die Fürstbischöfe von Würzburg und Bamberg schlossen mit dem König von Preußen Frieden.

Nunmehr überzeugte sich auch die Kaiserin Maria Theresia, daß ihre Hoffnung auf Wiedereroberung von Schlesien vergeblich sei. Schweden und Frankreich, so wie mehrere deutsche Reichsstände waren vom Krieg zurückgetreten; die Kaiserin Katharina von Rußland hatte sich aus der Korrespondenz ihres Gemahls mit Friedrich II. überzeugt, daß dieser keineswegs feindselig gegen sie gesinnt sei, und die Absicht, zur Fortsetzung des Krieges ebenfalls aufgegeben. Oestreich stand also allein gegen Preußen, und da jene Macht im Bunde mit Europa nichts gegen Friedrich II. vermochte, wohin konnte also der Krieg in der Vereinzelung führen? Von solchen Betrachtungen erfüllt, zeigte auch Maria Theresia zu Ende des Jahres 1762 Neigung zum Frieden.

Die ersten Anträge dazu wurden dem König von Preußen durch einen geheimen Rath des Königs von Polen, Herrn von Fritsch, gemacht, welcher dem Scheine nach seine Güter bei Meissen besucht hatte, in der That aber mit einem diplomatischen Charakter bekleidet war. Fritsch erbat sich im Hauptquartier des Königs zu Meissen eine Audienz, und holte sehr weit aus, um seiner Aufträge sich zu entledigen. Indem er von den Drangsalen des Krieges und den Wohlthaten des Friedens sprach, drückte er nicht nur die Sehnsucht nach dem Letztern aus, sondern ließ endlich durchblicken, daß er zum Zweck der Versöhnung gewisse Aufträge erhalten habe. Man wollte sich erst überzeugen, ob Friedrich II. Neigung zum Frieden habe, bevor man mit nähern Anträgen herausgehe. Als der preußische Monarch mit Ernst bemerkte, daß er nicht die Ursache des Krieges gewesen sei, und daß man also bei ihm kein Hinderniß des Friedens vermuthen könne, sobald ein solcher nur von dem angreifenden Theile ernstlich gewünscht werde, übergab Fritsch schon einen Brief des Kurprinzen von Sachsen, welcher seiner Sendung einen diplomatischen Charakter ertheilte. Mit Freimüthigkeit erklärte sich nun Friedrich II. über die Bedingungen, unter welchen allein er Frieden schließen werde. Sie waren nur der Wiederhall dessen, was er hierüber an Voltaire geschrieben hatte, und gingen von dem Grundsatze aus: Daß der Friede

die Rechte keiner Partei verletze, vielmehr einem Jeden das Seinige lasse, und für beide Theile ehrenvoll sei [*]).

Da die Gegen-Aeußerung des Abgesandten Sachsens und der Kaiserin günstig waren, so hatte dieser Schritt zur Versöhnung bald einen solchen Erfolg, daß die wirklichen Friedens-Unterhandlungen schon am 31. December 1762 im Schloß Hubertsburg bei Leipzig eröffnet wurden. Maria Thereſia wollte die eroberten Länder Friedrichs II. im Ganzen zwar zurückgeben, auch auf Schleſien wiederholt verzichten, dagegen den Beſitz der Grafſchaft Glatz ſich ausbedingen. Ebenſo forderte ſie noch verſchiedene andere Zugeſtändniſſe des Königs von Preußen, welche die wirkliche Vereinigung über einen Friedensſchluß vereiteln oder wenigſtens erſchweren konnten. Um nun die Unterhandlungen theils abzukürzen, theils auf ſichere Grundlagen zurückzuführen, ließ der öſtreichiſche Bevollmächtigte bei den Conferenzen in Hubertsburg, Herr von Collenbach, eine Denkſchrift anfertigen, worin alle Forderungen der Kaiſerin zuſammengeſtellt wurden.

Maria Thereſia verlangte nämlich im Ganzen:

1) Daß der ſächſiſche Hof auf eine anſtändige Weiſe in den Frieden eingeſchloſſen werde;
2) daß man billige Rückſichten gegen die Stände des deutſchen Reiches beobachte, namentlich in Franken, und in Anſehung des Herzogs von Mecklenburg, ſo wie des Prinzen von Zerbſt;
3) daß man dahin wirke, den Frieden im Reich für den Kaiſer auf eine ehrenvolle Weiſe herzuſtellen;
4) daß eine allgemeine Amneſtie erlaſſen werde, in welcher das deutſche Reich inbegriffen ſei;
5) daß die Verträge zwiſchen dem König von Preußen und dem Kurfürſten von der Pfalz, über die Erbfolge von Jülich und Berg, nach dem Frieden in volle Kraft treten ſollen;
6) daß zur dauerhaften Begründung des Friedens die Grafſchaft Glatz, welche Böhmen decke, im Beſitze der Kaiſerin bleibe;
7) daß zur Vermeidung der Vergrößerungsſucht und ehrgeiziger Entwürfe die Kaiſerin ihren Gemahl beſtimmen wird, die Erbfolge im Großherzogthum Toskana ſeinem Mannsſtamm zu entziehen, unter der Bedingung jedoch, daß der König von Preußen, in

[*]) «Si donc la maison d'Autriche a réellement dessein de négocier avec moi, il faut, pour prévenir toute équivoque et toute interprétation ambigue, que nous convenions préalablement des principes que nous admettrons de part et d'autre, et je n'en vois que trois qui puissent conduire cet ouvrage à une fin désirable, savoir: qu'on fasse une paix équitable, où aucune des parties contractantes ne soit lésée; que les conditions en soient honorables pour ceux qui y concourent; et qu'elle soit cimentée par des mesures assez solides pour qu'elle puisse être durable.»

Beziehung auf die fränkischen Fürstenthümer Ansbach und Baireuth, dieselbe Verpflichtung übernehme;

8) daß als Gegenleistung für die Länder, welche die Kaiserin an den König von Preußen zurückgibt, der Letztere dem Erzherzog Joseph (Sohn der Kaiserin) zur Wahl als deutscher König seine Stimme gebe;

9) daß der jüngere Erzherzog auf die Erbfolge in das Herzogthum Modena, als Gemahl der Erbin, Anwartschaft erhalte, und

10) daß der Breslauer und Dresdner Friede, hinsichtlich der Aufrechthaltung der katholischen Religion, und der Abzahlung der schlesischen Staatsschulden erneuert, gegenseitig alle Kriegsgefangenen zurückgegeben, und auf alle rückständige Contribution verzichtet werde.

Friedrich II. hatte gegen die Absichten der Kaiserin schon bei der ersten Einleitung der Unterhandlungen Mißtrauen geschöpft; dieses stieg jetzt noch mehr, weil ihm verschiedene Artikel der östreichischen Denkschrift zweideutig und mit hinterhaltigen Gedanken verabfaßt zu sein schienen, andere hingegen die Grundlage der Unterhandlungen, worüber man übereingekommen war, verletzten. Der König von Preußen hatte schon bei den ersten Anträgen der Kaiserin sehr bestimmt erklärt, daß er nur in ruhmvoller Weise Frieden schließen, zwar keine Vergrößerung fordern, doch auch keinen Fuß Land abtreten werde. Maria Theresia hatte den Satz, daß kein Theil etwas wesentliches verlieren soll, als Grundlage der Friedens-Unterhandlungen anerkannt [4]); gleichwohl forderte sie von Preußen die Abtretung der Grafschaft Glatz. Friedrich II. begriff nicht, in wiefern der Verzicht auf eine ganze Provinz kein wesentlicher Verlust sein soll; er verwarf daher die Bedingung in Betreff von Glatz entschieden [5]). Um dieser Erklärung Nachdruck zu geben, und über den Sinn, welchen er mit der Grundlage der Unterhandlungen verbinde, keinen Zweifel übrig zu lassen, erbot er sich, dem König von Polen das Kurfürstenthum Sachsen, mit allen dazu gehörigen Landschaften, zurückzugeben, sobald man alle von Preußen abgetrennten Provinzen wieder räume. Ueber den zweiten Punkt der östreichischen Denkschrift forderte Friedrich II. deutlichere Erklärung. Anstatt des dritten Punktes schlug er eine allge-

---

[4]) In dem Eingang der östreichischen Denkschrift, welcher also lautete:

„Le Sieur de Collenbach dicta, autorisé par ses pleins pouvoirs, que S. M. l'impératrice déclare Reine, pour convaincre tout le monde qu'elle désire sincèrement de voir la paix rétablie, ne balance point à faire les prémières propositions, et comme de part et d'autre l'on est convenu de rétablir la paix sur des principes justes, honorables et durables, pour qu'aucune des parties contractantes ne fasse des pertes réelles."

[5]) „La cession d'une province, sagte er, qu'elques couleurs qu'on lui donnât, était toutefois une perte très-réelle, qu'un sens forcé, ou un terme interprété d'une manière équivoque ne pouvait en aucune façon faire changer de nature."

dahin Allianz und die Erneuerung des westphälischen Friedens vor. Die siebente Forderung der Kaiserin hatte den Sinn, daß die fränkischen Fürstenthümer Ansbach und Baireuth, welche sich im Besitze der jüngern Linie des Hauses Hohenzollern befanden, nach dem Erlöschen dieser Linie nicht mit dem Königreich Preußen vereinigt, sondern wiederum einem jüngern Zweig überlassen werden sollten. Auch dieses Ansinnen lehnte Friedrich II. ab, weil die Bewilligung desselben der Macht seines Hauses schädlich zu sein schien. Er hielt es auch für unanständig, daß sich andere Staatsgewalten in seine Familien-Angelegenheiten einmischten [6]). Die achte und neunte Forderung der Kaiserin gab er dagegen bereitwillig zu, und zwar deßwegen, wie er selbst sagte, weil er die Erfüllung beider doch nicht hindern konnte [7]). Da die Erläuterungen, welche er über den zweiten Punkt wünschte, und der Gegenvorschlag in Ansehung des dritten nur untergeordnete Dinge betrafen, so bestanden bloß zwei wesentliche Schwierigkeiten: Das Verlangen der Kaiserin, rücksichtlich der Grafschaft Glatz und der Fürstenthümer Ansbach und Baireuth. Maria Theresia bestand so sehr auf beide Forderungen, daß sie allerlei Gründe aufsuchte, um dieselben durchzusetzen. In Ansehung der Festung Glatz ließ sie vorstellen, daß diese in ihren Händen nur zur Vertheidigung, in jenen des Königs dagegen zum Angriff diene. Friedrich II. behauptete das gerade Gegentheil, und berief sich sogar auf das Urtheil des Marschalls Daun. Was die fränkischen Fürstenthümer anbetraf, bemerkte er, daß Verabredungen, wie die Kaiserin sie wünsche, doch nichts helfen, und erinnerte, um solches zu beweisen, an die pragmatische Sanktion Karls VI.

Maria Theresia hatte so viele Gründe für die schleunige Beendigung des Krieges, daß sie endlich auch in diesen beiden Punkten nachgab. Da Friedrich II. ihr in andern, untergeordneten Gegenständen willfährig war, so kam der Friede zwischen Preußen und Oestreich zu Hubertsburg wirklich zu Stande. Ihm folgte sogleich der Friede zwischen Preußen und Sachsen, indem Friedrich II. dem Kurfürsten alle eroberten Länder zurückgab. Am 15. Februar 1763 wurde der Hubertsburger Friede von den Betheiligten unterzeichnet.

---

[6]) »On déclina l'article 7 en exposant l'indécence qu'il y a qu'une puissance étrangère se mêle des lois et des arrangements domestiques qu'une autre puissance abroge ou établit dans sa famille; et pour donner un tour plus honnête à ce refus, on y ajouta que le roi, ne prétendant avoir aucune influence dans les arrangemens que l'empereur trouverait à propos de faire dans la succession de sa famille, le roi se flattait de même que ni l'empereur ni l'impératrice ne voudraient penser à disposer des héritages qui revenaient légitimement et de droit à la branche aînée de la maison de Brandebourg.«

[7]) »A l'égard de l'élection de l'Archiduc Joseph en qualité de roi des romains, et de la succession éventuelle du duché de Modène, le roi, qui ne pouvait empêcher ni l'un ni l'autre, prit le parti d'accorder sa voix de bonne grâce, pour s'en faire un mérite, et cet article ne fut point chicané du tout.«

Wie der Krieg ganz eigenthümlich war, so war es auch der Friede; denn kein Theil gewann etwas, jeder blieb vielmehr im Besitzstand vor Eröffnung der Feindseligkeiten. Als die Waffen niedergelegt wurden, und die friedlichen Beschäftigungen des Lebens zurückkehrten, stellte man vielseitige Betrachtungen über die vorübergegangenen, großen Begebenheiten an. Friedrich II. fand es selbst unbegreiflich, wie er allein gegen Rußland, Frankreich, Schweden, Oestreich und die deutschen Reichsstände sich behaupten konnte. Bescheiden schrieb er den Erfolg nicht seiner Geistesgröße, sondern dem Mangel an Zusammenwirken von Seite seiner Feinde, der kleinlichen Politik des Wiener Hofes und dem Tode der russischen Kaiserin Elisabeth zu. Zugleich ahnete er, daß die Schicksale der Nationen durch gewisse leitende Gesetze beherrscht werden, denen sich die menschliche Kraft vergebens zu entziehen versuche, und warnte daher die Staatsmänner vor dem Ueberschätzen solcher Kraft [8]). Mit wirklicher Erhabenheit ging Friedrich der Große aus dem siebenjährigen, ungleichen Kampfe gegen Europa hervor.

[8]) „Que ces exemples instruisent au moins les politiques à vastes desseins, que quelque étendu que soit l'esprit humain, il ne l'est jamais assez pour pénétrer les fines combinaisons qu'il faudrait pouvoir développer pour prévoir ou arranger les évennements qui dépendent des futurs contingens. Nous expliquons clairement les évennements passés, parceque les causes s'en découvrent; mais nous nous trompons toujours sur ceux qui sont à naître, parceque les causes secondes se dérobent à nos téméraires regards."

Sechzehntes Hauptſtück.

Folgen des ſiebenjährigen Krieges.

In Anſehung des Länderbeſitzes hatte der Friede von Hubertsburg nichts geändert, und die großartigen Ereigniſſe, welche ihm vorhergingen, ſchienen daher keine erhebliche Folgen nach ſich gezogen zu haben; allein es war dieß gleichwohl im hohen Grade der Fall, und die Nachwirkungen verbargen ſich nur der flüchtigen Beobachtung.

Seit der Zeit, wo es den langen Anſtrengungen der deutſchen Fürſten gelang, die kaiſerliche Macht zu entkräften und dadurch die Reichseinheit zu untergraben, arbeitete der Organismus der Nation im Stillen, die Nationaleinheit auf anderen Wegen allmählig wieder herzuſtellen. Die thatſächliche Auflöſung des Reichsverbandes hatte alſo nicht die Folge, daß die deutſchen Fürſten nun ungeſtört die Reize der unumſchränkten Macht genießen konnten, ſondern Einzelne unter ihnen erlangten durch allmählige Vergrößerung das Uebergewicht über die Anderen, und bedrohten dieſelben mit einer viel härteren Abhängigkeit, als die Unterordnung unter die verfaſſungsmäßige Gewalt der Kaiſer geweſen war. Wir haben in der Urgeſchichte bemerkt, daß die deutſche Nationaleinheit nach den damaligen Zuſtänden nur durch das Emporſtreben des einen Stammes über die anderen hergeſtellt werden konnte. Derſelbe Gang trat nun auch nach der Untergrabung der Reichseinheit ein, und die Fürſten hatten durch ihre Selbſtſucht bloß die Nothwendigkeit begründet, daß ſie früh oder ſpät unter die Herrſchaft eines ihrer Standesgenoſſen gebeugt werden würden.

Bisher hatte das Haus Habsburg nach der Oberherrſchaft in Deutſchland gerungen; allein jenes Fürſtengeſchlecht verkannte ſeine Stellung im Reformationszeitalter, bekämpfte den Geiſt der Zeit, ſtatt ihm zu dienen, und wurde ſeitdem von der Nemeſis verfolgt. An den Ideen unterge-

gangener, nie wieder zu belebender Zustände festhaltend, verlor es den Beruf, an die Spitze der neuen Ordnung zu treten, welche in Deutschland früh oder spät sich bilden mußte. Mitten in dem allgemeinen Verfall der deutschen Staaten erstarkte dagegen seit dem westphälischen Frieden eine andere Dynastie, und offenbarte vielfache Anzeichen von wirklicher jugendlicher Triebkraft. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg war der Erste, welcher das gesunkene Ansehen Deutschlands gegen Außen wieder einigermaßen erhob und die Schweden vom Reichsgebiet vertrieb. Friedrich Wilhelm, als König der Erste dieses Namens, war deutsch, als Alles französisch sein wollte, sparsam, als alle übrigen Höfe durch Verschwendung sich zu Grunde richteten. Sogleich bei seinem Regierungsantritt benützte Friedrich der Große die Vorbereitungen seines Vaters, um die Hohenzollern den europäischen Großmächten gleich zu stellen; er eroberte, auf Rechtsansprüche gestützt, gleichsam im Fluge oder durch einen einzigen Schwertschlag, die reiche Landschaft Schlesien. Dieses Ereigniß mußte von bedeutenden Folgen begleitet sein; denn Schlesien hatte für das brandenburgische Haus eine ganz ungemeine Wichtigkeit. Mit wenig Geräusch und langsam, doch sicher, hob sich also die Macht des Hauses Hohenzollern.

Maria Theresia von Habsburg bemerkte mit Bekümmerniß die Erhebung Brandenburgs; gleichsam durch Instinkt fühlte sie, daß auf dieses Fürstenhaus die Bestimmung fallen werde, welche ihr Geschlecht durch die Staatsfehler im Reformationszeitalter zu erfüllen unterlassen hatte; sie rang krampfhaft nach der Schwächung der Macht Friedrichs II., und es gelang ihr sogar, für diesen Zweck die vorzüglichsten europäischen Großmächte wider das kleine Preußen zu vereinigen.

Jetzt schien der Untergang oder wenigstens die Zurückweisung der Hohenzollern auf eine Macht des zweiten Ranges unvermeidlich zu sein; keiner der damals lebenden Menschen hat es vielleicht für möglich gehalten, daß ein Kurfürst von Brandenburg den Kampf gegen Rußland, Frankreich, Schweden, Oestreich und das deutsche Reich zu gleicher Zeit mit Erfolg bestehe. Es gehörte schon ungewöhnliche Geistesgröße dazu, daß Friedrich II. einen solchen Krieg nicht bloß zu wagen, sondern seinen Feinden im Angriff auch zuvorzukommen beschloß. Noch erhabener zeigte sich dagegen der große Mann in den langen Bedrängnissen und vielfachen Wechselfällen des ungleichen Kampfes. Seine unendliche Gabe, stets aus eigenen Kräften sich Hülfsmittel zu verschaffen, seine genialen Entwürfe als Feldherr, die Unerschrockenheit, welche er in den größten Gefahren zeigte, sein Gleichmuth und die unerschütterliche Ausdauer im Unglück, sein hohes Selbstgefühl endlich, das stets den Tod der Erniedrigung vorzog, und selbst in den verzweifeltsten Lagen ihm keine unwürdige Nachgiebigkeit abpressen ließ, müssen im hohen Grade die Bewunderung der Nachwelt erregen. Männer der Art sind selten, und wo sie auftreten, ist der

Beweis geliefert, daß eine neue Zeit des Emporstrebens für die Völker gekommen sei.

Was Friedrich den Großen vollends ungemein auszeichnet, ist seine Selbstbeherrschung, gegründet auf das klare Bewußtsein, daß das Einhalten von Maaß und Ziel die wahre Kraft verleihe. Die Kaiserin Maria Theresia betheuerte bei ihren Vorschlägen von gütlichen Unterhandlungen im Jahre 1762, daß nur die Liebe zum Frieden sie zu jenem Schritt bewogen hätte; allein die Sache war wesentlich anders, und nur die höchste Noth der Beweggrund dazu. Friedrich II. kannte die Lage seiner Gegnerin wie seine eigene, er wußte und sagte es: daß 100,000 Türken sich anschickten, an der Grenze von Ungarn zu erscheinen, Frankreich hingegen entmuthiget sei, und gegen England zur Räumung Deutschlands sich verpflichtet habe, daß die deutschen Reichsstände sich von Oesterreich wenden, und weder Schweden, noch Rußland zur Erneuerung des Krieges wider Preußen Lust habe; daß Maria Theresia also allein gegen ihn schlagen müsse und allein ihm nicht gewachsen sei. Er kannte eben so genau die innere Lage Oestreichs und des kaiserlichen Hofes, und sprach es selbst aus, daß sich der Letztere durch den siebenjährigen Krieg in eine neue Schuldenlast von 100 Millionen Gulden gestürzt habe, daß man in äußerster Verlegenheit sei, die Mittel zu einem neuen Feldzug aufzubringen, Hof und Volk durch die geringen Erfolge der östreichischen Waffen im letzten Jahre entmuthiget, die Generäle uneinig, die Minister unter einander gespannt, die Mitglieder der kaiserlichen Familie gegenseitig im Unfrieden, die Gesundheit des Kaisers schwankend, Dresden schlecht verproviantirt, die Magazine in Böhmen durch Streifzüge der Preußen zerstört seien, und daß alles dieß die Versetzung des Krieges in die kaiserlichen Erblande besorgen lasse.

Im Besitze solcher Mittheilungen und Aufklärungen hätte sich wohl Mancher verleiten lassen, seine Ansprüche hoch zu spannen, und das Kriegsglück auf's neue zu versuchen. Doch Friedrich II. entwarf mit tiefer Einsicht auch das Gemälde der Kehrseite; er sah seine Armee verstümmelt, die geübten Krieger verschwunden, die guten Heerführer vermindert, seine Staaten erschöpft, sich selbst ohne Bundesgenossen; er erkannte als weiser Mann, daß ein billiger Vergleich besser sei, als das Wagstück neuer Kriege zur Erhaschung glänzender Vortheile; darum mäßigte er sich, und wollte die zerrütteten Umstände der Kaiserin nicht dazu benützen, um die Dinge auf die Spitze zu treiben. Diese Mäßigung stellte ihn geschichtlich am höchsten.

Merkwürdig ist es zugleich, wie er in allen Stücken so entschieden den Gegensatz der damaligen deutschen Fürsten bildete. Er schlug, als Kurfürst von Brandenburg, mit dem größten Theil von Europa, und die übrigen deutschen Fürsten erniedrigten sich zu Söldlingen der Franzosen. Der Kurfürst von der Pfalz, die Herzoge von Zweibrücken,

Hessen-Darmstadt, von Württemberg und Mecklenburg, die Kurfürsten von Baiern und von Mainz, die Markgrafen von Ansbach und Baireuth, der Prinz von Waldeck, der Graf von Nassau ließen sich bezahlen, um die französischen Interessen zu fördern [1]), und auch Oestreich und Sachsen zogen Gelder aus Frankreich. Friedrich II. liebte die französische Literatur bis zum Uebermaaß, aber es gewährte ihm doch noch größere Freude, die deutschen Waffen siegreich über Frankreich zu erheben. So wurde er selbst wider Wissen und Willen der Vertreter der deutschen Nationalehre. Fassen wir alles kurz zusammen, so zeigte sich bei den übrigen deutschen Höfen entschiedenes Altern und Hinsiechen, in dem Hause Hohenzollern hingegen Verjüngung, Thatkraft und Beruf zu reformatorischen Leistungen. Schon dieß deutete an, daß die Bestimmung zur oberen Leitung der deutschen Interessen fortan vom Hause Habsburg auf die Hohenzollern übergehen möge. Noch bestimmter zeigte sich dieß aber in den Einflüssen, welche die Thaten Friedrichs II. im siebenjährigen Kriege auf die wirksamen Triebfedern im Innern des Nationalgeistes hervorbrachten.

Ohne edles Nationalgefühl gibt es keine achtungswerthen Staatszustände; jeder Verfall der Völker offenbart sich in unwürdigen Verhältnissen zu dem Ausland, und jeder Uebergang zum Besseren kündigt sich durch das Wiedererwachen des Sinnes für Nationalität an. Die Größe Friedrichs in seinem siebenjährigen Heldenkampfe gegen Europa wirkte nun mit wunderbarer Macht auf die Deutschen; während die deutschen Höfe, als Feinde des Hohenzollern, entweder von Neid oder von Furcht befangen waren, wurde das Volk von Bewunderung hingerissen, und pries mit Begeisterung die Thaten des Helden. Es war dieß keineswegs ein bloß preußischer Patriotismus, sondern das deutsche Selbstgefühl regte sich in allen Theilen des Reiches, und man sagte sich mit Stolz, daß Friedrich der Große ein Deutscher sei.

Seine Feinde suchten ihn als den Verletzer der deutschen Reichsverfassung, als den ehrgeizigen Eroberer und Ruhestörer darzustellen; der Fanatismus mischte sich in's Spiel und weissagte von seinen Siegen Untergang der Religion; allein so sehr auch schwache Köpfe dadurch geblendet wurden, so wurden dennoch die Aufgeklärten in allen Theilen Deutschlands die Bewunderer des Hohenzollern. Selbst wider Willen wurden Viele seine Verehrer, und sogar in katholischen Ländern war dieß so entschieden der Fall, daß ein geistlicher Kurfürst es für nöthig fand, seinen protestantischen Unterthanen bei strenger Strafe die Freude über die Siege des Königs von Preußen zu verbieten [2]). Friedrich war der erste

[1]) Das Verzeichniß der Bestechungs-Summen befindet sich in dem sogenannten rothen Buch, wo die geheimen Ausgaben des französischen Hofes eingeschrieben wurden.

[2]) Friedrich II. erzählt dieß in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges, Tom. III., pag. 346.

Wecker des abgestorbenen Nationalgefühles der Deutschen, und dieß stellte ihn wider seine Absicht in die Reihen der Vorläufer der deutschen Regeneration. Die Strebekräfte, welche neben der auflösenden Richtung im Innern des Nationalgeistes zur Ausbildung neuer Kulturzustände thätig waren, hatten demnach auch schon eine staatliche Beziehung gewonnen, und so wurde das Haus Hohenzollern für Deutschland zu einer Bedeutung erhoben, welche periodisch wohl wieder verkannt, und nur langsam erfüllt werden mochte, bei den außerordentlichen Phänomenen in der Person und den Thaten Friedrichs des Großen aber niemals ohne entscheidende Folgen bleiben konnte.

In solcher Weise stellt sich der geschichtliche Sinn des siebenjährigen Krieges dar.

Siebenzehntes Hauptstück.

Kaiser Joseph II. Innere Zustände Deutschlands bei seinem Regierungs-Antritt.

(Vom Jahr 1763 bis 1780.)

Sowohl Maria Thereſia als deren Gemahl, Franz I., hatten den Wunſch gehegt, ihren erſtgebornen Sohn, Joſeph, noch bei Lebzeiten des Vaters als deſſen Nachfolger in der Kaiſerwürde erwählt zu ſehen. Sie hatten es darum zu einer Bedingung des Hubertsburger Friedens zu machen geſucht, daß Preußen dem Erzherzog Joſeph ſeine Stimme zuſichere, und Friedrich der Große, welcher den jungen Habsburger ſpäter als Kaiſer ſehr hoch ſchätzte, hatte ohne Widerſtreben eingewilligt. Da bei dem vereinigten Einfluſſe Oeſtreichs und Preußens auch von Seite der übrigen Kurfürſten keine Schwierigkeiten erhoben wurden, ſo erfolgte am 27. März 1764 die Wahl Joſephs zum römiſchen Könige. In der Wahlcapitulation wurde dem Erwählten unter anderem die Verbindlichkeit auferlegt, bei Lebzeiten ſeines Vaters der Mitwirkung in der Reichs-Regierung ohne beſonderen Auftrag ſich zu enthalten; allein ſchon am 18. Auguſt 1765 verſchied Franz I., und deſſen Erſtgeborner beſtieg als Joſeph II. den Kaiſerthron.

Es iſt eine wichtige Eigenthümlichkeit der geſchichtlichen Entwicklung, daß große Männer meiſtens in bedeutenden Zeiten hervortreten; auch bei Joſeph II., welcher durch ſeinen Geiſt, ſein Gemüth und ſeine ganze Perſönlichkeit gar bald Aller Augen auf ſich ziehen ſollte, war dieß der Fall, und es iſt daher am Ort, auf den Charakter der damaligen Zeitverhältniſſe einen tieferen Blick zu werfen.

Die Auflöſung, welche ſich in Folge des weſtphäliſchen Friedensſchluſſes und der gänzlichen Entartung der mittelalterlichen Reichsverfaſſung des geſammten deutſchen Staatslebens bemächtigen mußte, ſetzte ſich im gegenwärtigen Zeitalter mit eiſerner Beharrlichkeit und unter erſchüt-

ternden Erscheinungen fort. Wohl abgemessene Gegensätze, welche sich wechselseitig erregen und zwar bekämpfen, aber gleichwohl einander bewachen, zügeln und mäßigen, waren der bezeichnende Geist der Reichs- und Kirchenverfassung im Mittelalter; jetzt waren hingegen durch den vollständigen Sieg des dynastischen Princips alle entgegenstrebenden Gewalten entweder vernichtet oder doch gänzlich zerrüttet, und es herrschte nur noch ein Wille im Staate unter dem Schutze und den Formen eines streng-ausschließlichen monarchischen Princips. Völlig unbeschränkte Macht ist selbst in den Händen großer Männer nicht ohne Gefahr, und dieß hat die Geschichte sogar in dem Leben des weisen Friedrichs II. von Preußen und des gütigen Kaisers Josephs II. bewiesen, wie wir sehen werden; doch bei anderen Monarchen war von Seite ihrer Persönlichkeit eine geringere Bürgschaft gegen den Mißbrauch der Gewalt gegeben, und so bot Deutschland im siebenzehnten Jahrhundert, und namentlich auch in dem Zeitraume, von welchem hier die Rede ist, vielfältig ein Bild betrübender Bedrückung und Versunkenheit dar, welche bald von der Ausschweifung der Höfe, bald von den geschäftigen Anschlägen herrschsüchtiger Faktionen, namentlich dem Orden Jesu, ausgingen.

An den Höfen erblickte man häufig die Bestimmung des Regenten mehr in den ausgesuchtesten Genüssen des Lebens, als in nützlicher Beschäftigung und weiser Regierung des Landes; gewandte Schmeichler, die nothwendigen Erzeugnisse unumschränkter Fürstenmacht, vermehrten noch das Uebel, und so löste sich denn das Leben an vielen Fürstensitzen in das Dichten und Trachten auf, theils für den Regenten neue Arten verfeinerter Sinneslust zu ergründen, theils die Mittel zu ihrer Befriedigung von den Unterthanen herauszulocken. Die Verwaltung der Finanzen war nun keine zur Weisheit anstrebende Kunst, welche die Steuern auf die am wenigsten drückende Art zu erheben und auf die Entwicklung der Nationalkräfte zu verwenden sucht, sondern eine regellose Jagd nach Geld, um die stets leeren Kassen wieder zu füllen. Es muß zur Ehre der Wahrheit bemerkt werden, daß die Erpressungen damals noch nicht den gewaltthätigen Charakter erreicht hatten, der unter den Einflüssen der französischen Eroberungen später in Deutschland auftrat, daß vielmehr die Schwerfälligkeit der Regierungsmaschine und eine gewisse instinktartige Scheu vor hergebrachten Rechten den Unterthanen in den Geld-Anforderungen noch einigen Schutz verlieh; so war freilich das Uebel materiell noch eher zu ertragen, dagegen wirkte es in moralischer Hinsicht um so zerstörender. Als eine der nächsten Folgen des zerrütteten Staatswesens ergab sich nämlich die Verkäuflichkeit der Aemter und die Bestechlichkeit der Beamten, wodurch der Sinn des Volkes für Gerechtigkeit tief erschüttert und zum Theil gänzlich untergraben wurde.

Da von der Verfolgung eigentlicher Staatszwecke wenig die Rede war, so verwandte man auch auf die wichtigste Angelegenheit des Vol-

kes, den Unterricht und die Erziehung, geringe Aufmerksamkeit und noch geringere Mittel. Wir werden sogleich die Ausnahmen sehen, welche in allem bisher Gesagten in den preußischen, östreichischen und auch bairischen Staaten (unter Maximilian, Joseph II.), so rühmlich gemacht wurden; allein selbst der große Friedrich II. vernachlässigte den Volks-Unterricht so sehr, daß er die Schullehrer-Stellen als eine Versorgungs-Anstalt für seine unwissenden und rauhen Unteroffiziere behandelte.

Die größte Zerrüttung gab sich aber vollends in der Gerechtigkeitspflege kund. Vermöge der völlig unbegrenzten Fürstenmacht bestand kein eigentlicher Rechtszustand mehr, und namentlich keine Sicherheit der Person. Bürger und Bauern wurden häufig von Hofdienern oder Soldaten mißhandelt, und selten war gegen die erlittenen Unbilden Schutz oder Genugthuung zu erhalten. Sogar der Adel, welcher zwar noch bevorzugt war, aber dennoch seine eigentliche Selbstständigkeit verloren hatte, mußte zuweilen persönliche Mißhandlungen schutzlos hinnehmen, und es bedurfte der ganzen Festigkeit Josephs II. und Friedrichs II., um den Opfern der Gewaltthätigkeit die von ihren eigenen Gerichten oder Höfen verweigerte Rechtshülfe zu gewähren. Wir erinnern nur an die schimpfliche Behandlung, welche der Freiherr von Münster-Landegg von den Peitschen und Säbeln der Offiziere eines Grafen von Schaumburg erfuhr, ohne daß er bei den gewöhnlichen Behörden Recht erlangen konnte. Die größte Willkühr und Zügellosigkeit herrschte ferner bei dem Militärwesen und den Werbungen, die wo nicht mit Gewalt, doch häufiger mit arger List und Täuschung verbunden waren. Fast völlige Gleichgültigkeit gegen Menschenrechte bewies aber vollends die Thatsache, daß einzelne Fürsten, wie der von Hessen und später der Markgraf von Baireuth, ihre Soldaten an die Engländer verkauften, um in Amerika in einer Sache zu kämpfen, die ihrem Lande ganz fremd war.

In den civilrechtlichen Streitigkeiten scheiterte der Rechtsuchende nur zu oft an der Bestechlichkeit der Richter und dem schleppenden Gange des Gerichtsverfahrens. Bei dem obersten Gerichtshofe des Reichs, dem Kammergericht, war namentlich die Verkäuflichkeit des Rechts furchtbar verbreitet, und wo auch das Geld den Sieg der gerechten Sache nicht aus den Händen riß, da machte ihn die Unsterblichkeit der Prozesse wenigstens für eine oder zwei Generationen unmöglich.

Die staatsrechtliche Wissenschaft befand sich ausschließend in dem Besitze der Juristen, und sie wies auch in Männern, wie Pütter, eben so gründlich gelehrte, als scharfsinnige und selbst freimüthige Bebauer nach; von anderen Seiten wurden dagegen die publicistischen Erörterungen von den Auswüchsen eines barbarischen Curialstyles überladen, und schwollen dadurch selbst in wichtigen Zeitfragen zu dicken, schwülstigen Schriften an, welche sowohl das Verständniß des eigentlichen Rechtspunktes, als

die Heranbildung des Volkes zur Erkenntniß seines vaterländischen Staatsrechts verkümmerten.

Das Volk ohne geistige Anregung von Oben, sich selbst überlassen, klebte in seinen Beschäftigungen und Berufsarten an Vorurtheilen und am Schlendrian. Ideen zur Verbesserung der Landwirthschaft und der Industrie waren nur wenige vorhanden, und wo sie sich auch offenbarten, wurden sie mit Gleichgültigkeit und Geringschätzung aufgenommen. Es ist dieß theilweise zwar in den meisten Zeitaltern der Fall, aber in dem gegenwärtigen war die Abneigung des Volkes gegen industrielle und landwirthschaftliche Fortschritte zum wirklichen Stumpfsinn ausgeartet.

In kirchlicher Beziehung hatte der Kampf zwischen den entzweiten Confessionen äußerlich zwar längst aufgehört; allein es gab eine sehr große Anzahl katholischer Geistlicher, welche, abgesehen von der Rechtgläubigkeit oder den Irrthümern der beiden Confessionen, den Verlust der Einheit der Kirche tief und aufrichtig beklagten. Unter dieser Richtung schied sich eine Partei aus, für die das Bewußtsein der Größe der römischen Kirche im Mittelalter eine heilige, ehrwürdige Erinnerung blieb. Wenn sie an die Haltung und die Thaten Gregors VII., Alexanders III., sowie des dritten und vierten Innozenz dachte, wenn sie überrechnete, mit welcher Geistesgröße einzelne Päbste die Kirche siegreich neben und selbst über der mächtigen Reichsgewalt erhielten, so beseufzte sie das gegenwärtige Uebergewicht der Staatsmacht und die Umwandlung einer herrschenden Kirche in eine nach ihrer Meinung zurückgesetzte und bedrückte. Zu dieser Partei gehörte vornehmlich der geistliche Orden Jesu, welcher die Erfüllung der Aufgabe für möglich hielt, dem Geiste der fortschreitenden Zeit Stillstand zu gebieten, und die Kirche zu der Stellung vergangener Jahrhunderte zurückzuführen.

Nach entschiedener Wirksamkeit mit Entschlossenheit strebend, hatte sich die Gesellschaft der Jesuiten eine solche Einrichtung gegeben, daß sie ihre Entwürfe mit Nachdruck zu verfolgen vermöge. Dem Beispiele Gregors VII. folgend, gab sich der Orden durch die engen Bande strenger Subordination gleichsam die Organisation eines einzigen geistigen Wesens, dessen Haupt denkt und befiehlt, die Glieder dagegen hören und vollziehen. Obschon im Kampfe mit der Zeit, hegten die Jesuiten gleichwohl große Achtung vor den Geboten derselben, und suchten daher ihre Kampfmittel dem Charakter der Zeit anzupassen. Weit entfernt also die Waffen einer finstern und dünkelhaften Scholastik zu wählen, strebten die Jesuiten nach wirklicher Wissenschaftlichkeit und Tiefe der Kenntnisse, und bereiteten in diesem Sinne ihre jugendlichen Novizen vor. Eben so weit entfernt, Ascetik, Aberglauben und Kopfhängerei zur Schau zu tragen, befleißigten sich die Jesuiten des feineren Welttones und des ganzen Anstandes der höhern gebildeten Gesellschaft. Machten schon alle diese Eigenschaften die Mitglieder des Ordens ihren Gegnern gefährlich, so ge-

schah solches noch mehr durch die Feinheit, mit der sie ihre Pläne zu verstecken, und die unermüdliche Ausdauer, mit welcher sie dieselben zu verfolgen wußten. Tausend Fehlschläge waren nicht im Stande, ihren Eifer zu erkälten; denn in dem Bewußtsein, daß ihre Gesellschaft eine nie sterbende, moralische Person darstelle, gab stets die Hoffnung wieder Kraft, daß in einer spätern Zeit gelingen könne, was in der gegenwärtigen gescheitert sei. Zu gleicher Zeit erinnerten sich die Jesuiten, welchen großen Einfluß sie im siebenzehnten Jahrhundert auf den Kaiser Ferdinand II. und seine Zeit ausgeübt hatten, und wie sehr durch sie der Verbreitung des evangelischen Glaubens entgegengewirkt worden war; auch diese Erwägung munterte denn zu weiteren Anstrengungen auf.

Das eigentliche Ziel jesuitischer Thätigkeit, Wiederherstellung der mittelalterlichen Einheit der Kirche, könnte nicht unbedingt verwerflich, sondern unter Umständen recht wohl entschuldbar gewesen sein; allein es mußte ganz entschieden der Verurtheilung verfallen, weil es dem Geiste der Zeit widersprach, weil es für immer abgestorbene Zustände unnatürlich wieder zu erwecken trachtete, weil es mit dem Principe höherer Bildung, dem einzig-möglichen Versöhnungs- und Beruhigungsmittel in Religions-Zwistigkeiten, dem Gebote der Duldung, im Kampfe lag. Je unnatürlicher nun der Zweck war, welchem die Jesuiten mit eben so vieler Wärme, als Fähigkeit nachjagten, desto mißlicher mußte es mit der Wahl der Mittel aussehen, und je entschiedener sie ihr Eifer zur Heftigkeit fortriß, desto leichter konnten ihre Maaßregeln der Gefahr ausgesetzt werden, mit den Vorschriften der Gerechtigkeit und der Sittlichkeit in Conflikt zu gerathen. Wirklich gehen auch die Anschuldigungen gegen die Gesellschaft Jesu über die Wahl unerlaubter Waffen so weit, daß die Sage sie für die Erfinderin des Satzes erklärt: „Der Zweck heilige die Mittel.“

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Jesuiten, wie alle heftigen Parteien in religiösen und politischen Kämpfen, über die Wahl ihrer Mittel wenig bedenklich waren, und die Grenzen des Rechts oder der Ehrbarkeit häufig überschritten; gleichwohl wäre es ein offenbares Verkennen der geschichtlichen Wahrheit, wenn man jenem Orden alles Gute absprechen wollte. Er hatte vielmehr um die Erziehung unverkennbar die größten Verdienste, und wenn es hiefür auch keine weiteren Beweise gäbe, so würde schon die großherzige Duldung genügen, welche der aufgeklärte König und tiefe Menschenkenner Friedrich II. von Preußen den verfolgten Jesuiten in seinen Staaten gewährte, so würde die geheime, aber unvertilgbare Zuneigung genügen, welche der freidenkende Voltaire den Jesuiten, als seinen alten Lehrern, gegenüber den Jansenisten anhaltend bewahrte.

Dessenungeachtet kann nicht geläugnet werden, daß die nützliche Wirksamkeit des Jesuiten-Ordens von dem Uebel, das er stiftete, weit über-

wogen wurde. Die Mitglieder der Gesellschaft gewannen durch ihre Kenntnisse, ihr urbanes Betragen und die Feinheit ihres Benehmens Eingang bei allen Ständen, sicherten sich den Schutz der Großen, die fromme Ehrerbietung der Gläubigen und, was seltsam scheint, durch ihre Bildung selbst die Zuneigung geistreicher Spötter und enthusiastischer Jünglinge. Durch Geschenke der Gläubigen und Begünstigungen der Großen, durch geschickte Spekulation und gute Wirthschaft erwarb sich der Orden zugleich ein ungeheueres Vermögen. Sowohl dieses, als seinen geistigen Einfluß benützte nun die Gesellschaft Jesu, um alle Glaubenslehren, welche von der ihrigen abwichen, zu verdrängen, um jeden Andersdenkenden zu verfolgen. Dadurch ward der Orden eine furchtbare Plage für alle Länder, wo er überwiegenden Einfluß besaß, ja er wurde sogar mit jedem geordneten Staate geradezu unverträglich. Die Jesuiten zogen nämlich auch bürgerliche Personen in eine Art von Verbindung mit ihrem Orden, welche sie Affilierte nannten; sie gewannen bald durch diese, bald durch andere Mittel Eingang in viele Familien, und setzten sich in den Besitz ihrer Geheimnisse. Da sie überall Gehorsam für ihre Befehle oder Rathschläge zu gewinnen wußten, da sie jede Lehre, außer der ihrigen, verwarfen, so wurden sie in Verbindung mit der Macht ihrer Reichthümer ein Staat im Staate. In dieser Weise erschienen sie im gegenwärtigen Zeitraume fast in allen katholischen Ländern in Deutschland, namentlich in Baiern und Oestreich, wo sie noch überdieß von Oben begünstigt und beschützt wurden.

Einem Orden gegenüber, welcher unumschränkt die Gewissen sehr vieler Menschen beherrscht, die innersten Angelegenheiten der Familien leitet, das Ohr der Fürsten besitzt und über die Macht des Goldes gebietet, einem Orden gegenüber, der in solcher Stellung jede Lehre und Meinung, welche er nicht theilt, nicht bloß verwirft, sondern mit Leidenschaft verfolgt, kann keine Freiheit der Forschung, kein Austausch der Ideen, keine Fülle und Mannichfaltigkeit des Lebens bestehen. Es war dieß das System Gregors VII. in andern Formen, doch verwerflicher; denn jenes war in seiner Zeit als Gegenwirkung gegen übermäßige Dynastenmacht wenigstens nach einer Seite wohlthätig, während die Politik der Jesuiten wegen veränderter Zeitumstände diesen Nutzen nicht mehr gewähren konnte, und gerade umgekehrt, statt erhaltend und schützend, nur aufreizend und zerstörend wirkte.

Ein Bedürfniß der Gebildeten jener Zeit war auch in den katholischen Ländern ein verständiges Fortschreiten in der Aufklärung, doch gerade dem widersetzten sich die Jesuiten, wenn es in einem andern, als ihrem Sinne geschehen sollte. Es entstanden daher Reibungen und Mißstimmung, denen in Baiern der Gedanke folgte, den Jesuiten-Orden mit gleichen Waffen zu bekämpfen, d. h. ihm eine ähnliche Gesellschaft, nur mit völlig entgegengesetzten Zwecken, gegenüber zu stellen. Der Gedanke

fand Anklang und wirkliche Ausführung, und es entstand die Verbindung der Erleuchteten oder der Illuminaten, wie sie sich nannten, welche die Interessen der Aufklärung vertheidigen und fördern sollte. Ursprünglich war die Absicht der Stifter gut, auch gab es unter den Mitgliedern der Gesellschaft viele ehrenwerthe und selbst hochstehende Männer; indessen die Verbindung umgab sich bald mit einem Schleier vorgeblicher Geheimnisse, wurde dadurch unklar und verirrte sich zum Mystischen und Uebersspannten.

Wie zu jeder Zeit, in welcher sich eine neue Culturperiode vorbereitet und ankündigt, bestand auch dortmals in den Tiefen des Staatslebens eine außerordentliche geistige Regsamkeit, welche nach neuen Resultaten im Reiche des Wissens verlangte und strebte. Von neuen Naturgesetzen, deren Bedeutung später die Wissenschaft enthüllte, wie z. B. jenes des Magnetismus, traten Ahnungen hervor; lebhaften Phantasten suchten nach Aufschluß über den tiefern Sinn des Lebens auf dem Weg der Studien, statt des Glaubens; allerlei Systeme entstanden hierüber, und alles dieß steigerte die geistige Regsamkeit fast zur Gährung. Der Charakter des Zeitalters hatte indessen eine entschiedene Beimischung übermäßiger Gefühlsrichtung, und dadurch des Schwärmerischen, und diese war es leider, welche wenigstens bei einem Theile der Strebenden das Uebergewicht erlangte.

Natürlich konnten nun die nothwendigen Gefahren einer solchen Richtung nicht ausbleiben. Man ging vom Schwärmerischen zum Mystischen über, und da dieses nicht faßlich zu machen war, zum Geheimnißvollen. Alles ward nun mit einem scheinbar wichtigen Dunkel umgeben; man sprach von geheimen großen Entdeckungen, von unmittelbaren Eingebungen Gottes, von der Kunst, Gold zu machen, Diamanten zu schaffen, das Leben zu verlängern, endlich von unmittelbarem Verkehr mit Abgeschiedenen und Geistern.

Das Volk findet stets an dem Wunderbaren Geschmack, und so konnte es nicht fehlen, daß die neuen mystischen Winke und Lehren viele Gläubige und Anhänger sich verschafften. Man fand es nicht geradezu lächerlich, wenn der Graf von St. Germain behauptete, daß er den Stein der Weisen gefunden habe, und mit dessen Hülfe sein Leben schon auf 300 Jahre gebracht habe; ja man glaubte sogar Betrügern, wie Schröpfer, welche Geister citirten. Da der Mystizismus gleichzeitig in Schweden unter den Schwedenborgianern sein Wesen trieb, und unter allen diesen Erscheinungen keine verabredete Verbindung bestand, so wurde durch dieses Zusammentreffen die Leichtgläubigkeit noch bedeutend erhöht. Dadurch kam es, daß der sogenannte Graf von Cagliostro die Geisterseherei und Goldmacherkunst zu einem wirklich gewerbsmäßigen Betrug ausbilden konnte.

Vieles trug noch bei, die aufgeregte und schwärmerische Gefühls-

richtung des Zeitalters noch mehr zu steigern. Lavater stellte ein auffallendes System der Physiognomik auf, und verbreitete ebenfalls den Glauben an unmittelbare Eingebungen Gottes und wunderhafte Phänomene. Mesmer leitete dagegen von andern Ausgangspunkten auf ähnliche Resultate hin, indem er aus den Spuren der magnetischen Kraft auf einen mystischen Zusammenhang des Irdischen mit dem Ueberirdischen und auf Wunderkuren hinarbeitete.

Dazu kam noch, daß die Freimaurerei, welcher das Volk ebenfalls den Besitz wichtiger Geheimnisse zuschrieb, damals in großem Ansehen stand, und sogar unter regierenden Fürsten Mitglieder zählte. Selbst Friedrich der Große von Preußen war eine Zeit lang ein Mitglied des Ordens, obschon er von dessen wirklicher Bedeutung, nach der Aufnahme, nicht sehr erbaut war, und ihn wieder verließ. Immerhin beweist vor allem dieser Umstand die außerordentliche Hinneigung des Zeitalters zum Geheimnißvollen.

Auch die Illuminaten unterlagen nun diesem allgemein verbreiteten Hang, indem sie sich mit dem Nimbus des Dunkels umgaben, und von den Freimaurern ceremoniöse Gebräuche in der Aufnahme der Mitglieder und andern innern Einrichtungen annahmen. Ihrem ersten Gedanken nach mußte die Verbindung der Illuminaten, weil sie Beförderung der Aufklärung zum Zwecke hatte, dem mystischen Treiben des Zeitalters sich eben so gut entgegensetzen, als der Wirksamkeit der Jesuiten. Zum Theil geschah dieß auch; denn die Gesellschaft hatte praktische Staatsmänner und begabte Lehrer an Hochschulen zu Mitgliedern. Indessen jedes geheime Ordens- und Verbindungswesen ist zu wahrer Wirksamkeit an sich schon völlig unfähig, und da sich die Illuminaten noch überdieß mit dem Scheine des Geheimnißvollen umgaben, so lieferten sie selbst ihren Feinden, den Jesuiten, die Waffen gegen sich in die Hände.

Kaum hatten also letztere von dem Dasein, den Zwecken und der innern Einrichtung der Gesellschaft Kenntniß erlangt, so erhoben sie einen erbitterten Kampf wider dieselbe. Sie verdächtigten die Absichten der Illuminaten, schoben ihnen ketzerische und selbst revolutionäre Zwecke unter, und als das Mißtrauen der Regierungen erweckt war, begann namentlich in Baiern eine überaus gewaltthätige Verfolgung der Gesellschaft, welche sich unter dem Vorwand des Illuminatismus endlich auf alle freisinnigen Männer ausdehnte.

Die Mitglieder der verfolgten Verbindung mochten sich im Geheimen noch viele Jahre erhalten; aber eine Wirksamkeit hatten sie im Großen nicht, und so konnte von dieser Seite die Aufklärung und überhaupt das Interesse einer werdenden neuen Zeit nur wenig gefördert werden. Dafür wirkte der fortschreitende Geist der Bildung auf andern natürlichen Wegen, äußerlich scheinbar zwar weniger auffallend, aber innerlich desto mächtiger durch die Regeneration der Sprache und der Literatur, durch

Veredlung der Kunst und der Wissenschaft, durch die Ausströmung großer Ideen im fruchtbaren Reiche verständiger Forschung.

Durch den Geist Liskovs war über Deutschland ein Lichtstrom ausgegossen worden, welcher noch dem historischen Beobachter der Nachwelt zur Leuchte dient, um den tiefen Rückgang des deutschen Lebens im 17. Jahrhundert zu überschauen, und die Wege zu entdecken, auf denen die organischen Triebkräfte Deutschlands wieder zu neuer Gestaltung führen wollten. Alle Erfolge der Einzelnen wie der Nationen werden nur durch Fülle, Regsamkeit und schöpferischen Drang der geistigen Kraft zu Stande gebracht, wo diese aber in solcher Weise thätig ist, zeigt sie sich nicht blos in staatlicher Größe, sondern auch in Leistungen der Kunst und Wissenschaft. Die letztern werden immer zuerst bemerkbar, und erst später offenbaren sich die Einwirkungen auf nationalen Aufschwung.

Wo daher ein Volk aus den periodischen Rückgängen seiner politischen Entwicklung wieder zu neuem Emporsteigen übergehen soll, muß sich die Wiedererstehung des organischen Bildungsdrangs in der Belebung der Literatur und der Besserung des Geschmacks, in dem Wiederauftauchen poetischer Begeisterung, künstlerischer Fruchtbarkeit und wissenschaftlicher Forschung zu erkennen geben. Jede dieser Beziehungen war im siebenzehnten Jahrhundert entweder ganz erloschen, oder ohne Einwirkung auf das Volksleben; eine gewisse Pedanterie lag auf der Gelehrsamkeit, eine Art von Barbarei auf der Bildung der Nation im Großen betrachtet, die Sprache selbst war schwerfällig und durch ein Uebermaß fremder Ausdrücke verderbt, der Geschmack auf das Tiefste gesunken.

Noch im achtzehnten Jahrhundert drückte die ersten Anfänge neuer Literatur-Bestrebungen bei Gottsched und dessen Schülern der unbeholfene Geist der Pedanterie, und die bessern Leistungen Rabeners der Charakter der Nachahmung. Doch frei im Geiste, mit eigener genialer Schöpfungskraft und voll von gebildetem Geschmack trat Liscov hervor, geißelte die Geistlosigkeit der Zeit, und drängte durch die Aufstellung reiner und schöner Formen unwiderstehlich zu Reinigung des Geschmacks. Von jetzt an hob das geistige Streben in den vielfachsten Richtungen an, und so mannichfaltig, reichartig und eigenthümlich waren die Aeußerungen desselben, daß offenbar der geschehene Widereintritt des organischen Bildungsdranges sich kund that, der nach unsern obigen Bemerkungen zu dem neuen Emporsteigen der National-Entwicklungen nothwendig ist. Wir wollen keineswegs sagen, daß Liscov unmittelbar der Lehrer und der Wecker aller der Männer gewesen sei, die nun in der deutschen Literatur sich auszeichneten, daß sohin Er der oberste Schöpfer der ganzen reichen Literaturperiode des achtzehnten Jahrhunderts genannt zu werden verdiene, die meisten Schriftsteller waren vielmehr aus eigener Kraft und ohne alle Beziehung zu Liscov thätig, indessen mittelbar hat letzterer auf die ganze Zeit einen überwiegenden Einfluß ausgeübt.

Wir haben oben in dem Abschnitte über die Anfänge einer neuen Literatur (7. Hauptstück) mit den Bremern Beiträgen geschlossen. Unmittelbar an diese Erscheinung reihte sich nun von 1750 an ein Mann, welcher gleich Liscov mit Macht auf Veredlung unsrer Sprache wirkte, nur nach einer andern Richtung, und durch die reiche Fülle seines Geistes der wirkliche Schöpfer der neuern Literatur wurde. Friedrich Gottlieb Klopstock aus Quedlinburg war in seiner Denk- und Gefühlsweise gänzlich verschieden von Liscov, und dennoch mit allen Gaben ausgerüstet, um das Werk, zu welchem jener angeregt hatte, wirklich auszuführen. Während Liscov ein zweifelnder, sarkastischer Geist war, welcher die Albernheiten der Menschen geißelte, und weder von dem Sinne des Lebens selbst eine hohe Meinung, noch über den Ausgang der Cultur sehr schmeichelhafte Hoffnungen hegte, war Klopstock ein frommes, gläubiges Gemüth, das von einer hohen Bestimmung des Menschen durchdrungen und mit innigem Vertrauen zu einer gütigen, erhabenen Vorsehung erfüllt war. Dieser Glaube entsprang allerdings dem christlich-religiösen Gefühl, blieb aber frei von pietistischer Schwärmerei, und verband sich vielmehr mit heiterer und froher Lebens-Auffassung.

Nachdem Klopstock Geschmack und Geist an den klassischen Studien gebildet hatte, ward seine tiefe Gemüthlichkeit mit wirklich innerem Drang auf Poesie geleitet. Neben der Religiosität war die vorzüglichste Eigenschaft des jungen Mannes seine warme Vaterlandsliebe und sein lebhafter Nationalsinn. Er fühlte sich und schätzte sich glücklich als Deutscher, und hierdurch ward er zunächst auf die innigste Liebe zur deutschen Sprache fortgeführt. Mit ihr verschmelzen nun seine Gefühle dermaßen, daß sie der wahre Abdruck seines Innern wurde, und klang- und sangreich ertönte. Wie Liscov aber der Sprache zuerst Geschmeidigkeit, Wohllaut und Anmuth gegeben hatte, so prägte ihr Klopstock Tiefe, Kraft und Erhabenheit ein. Vertraut mit dem innern Geist derselben, ging er von der leichtern Reimkunst zu der höhern Form des antiken Metrums über, und zeigte zuerst, was hierin die melodische, tiefe Sprache zu leisten vermöge.

Um zwei Pole drehte sich das innere Leben Klopstocks, um Religion und Nationalgefühl, auf Freiheit und Vaterlandsliebe gegründet; seine ernstern Gesänge hatten daher vornehmlich beide Gegenstände zum Vorwurf. Die Folgen seines gebildeten Geistes und reinen Gemüths äußerten sich zugleich in der Neigung zu Freundschaft und Geselligkeit, sowie in der strengsten Sittlichkeit und Ehrbarkeit. Wie er als Dichter zum Vorbild seiner Zeitgenossen diente, so geschah dieß durch die letztgenannten Eigenschaften auch seinen Freunden gegenüber im Umgang, und ermunternd, sowie veredelnd wirkte Klopstock sowohl auf den engern Kreis seiner Freunde, wie den weitern seiner Verehrer.

Neben ihm wirkte von 1772 an in Göttingen ein Verein junger Talente, der sogenannte Bardenbund, welchen heitere Lebenslust, Liebe zur

Dichtkunst und freisinnige Denkart zusammengeführt hatte. Voje, Hölty, Leisewitz, die beiden Müller, die beiden Grafen von Stollberg, und vornehmlich Voß, gehörten diesem Bunde an. Indem die jungen strebenden Geister den ernsten Klopstock zu ihrem Vorbild erwählten, trat ihre Thätigkeit gleich von vorneherein in organischen Zusammenhang mit der Entwicklung der neuen Zeit, bewahrte sie vor Frivolität und Einseitigkeit, und leitete sie auf den wahren Weg zu noch höheren Kunstleistungen, dem Studium tüchtiger Muster und dem Eindringen in die Tiefen der deutschen Sprache. Den Mitgliedern des Bardenbundes ward es noch nicht gegeben, die deutsche Poesie und Literatur auf die Höhe zu heben, zu welcher sie kurze Zeit nachher emporbrangen; aber sie beförderten um Vieles dieses großartige Ergebniß. Voß vorzüglich erwarb sich durch enges Anschließen an die Klopstock'sche Auffassungs- und Behandlungsweise der deutschen Sprache, sowie durch die nationale Haltung, die Sittenreinheit und die patriarchalische Einfalt seiner Produktionen unvergängliche Verdienste.

Während in dieser Weise reiche Triebkräfte einer neuen Zeit in freundlichem Verkehr ihrem Ziele entgegenstrebten, drang mehr vereinzelt und gedrückt von äußern Umständen ein noch reicherer Genius zu demselben Ziele vor, Gottfried August Bürger. In ihm war die Dichtkunst, welche bei den Göttinger Barden, namentlich bei Voß, und zum Theil selbst bei Klopstock, noch etwas an die Schule streifte, schon völlig frei geworden, stürzte sich unmittelbar in das Leben, und gab dasselbe in frischen, reichen Strömen zurück. Bürger war durch und durch ächter, freier Dichter, und bestimmt, der Liebling des Volkes zu werden, dessen treuestes Organ er darstellte; seltsam daher, daß alle Lorbeeren, die ihm gehörten, später auf ein anderes Haupt niedergelegt wurden.

Wer in Deutschland zu denken gewohnt war, wer an Literatur und Bildung Theilnahme empfand, staunte über die Veränderungen, die mit dem schaffenden Geiste der Nation vorgegangen waren; man war entzückt über die hervorströmenden Erzeugnisse ächter Nationalpoesie und stolz auf die Namen ihrer Urheber. Schon dämmerte die Ahnung herauf, daß das verachtete Deutschland, verachtet vorzüglich seit der französischen Literaturperiode unter Ludwig XIV., im Geheimen doch wohl einen tiefern Genius verberge, als man bisher geglaubt hatte; denn sogar Friedrich der Große, der Zweifler an schaffender deutscher Kunstkraft, mußte die außerordentliche Anmuth Klopstock'scher Oden anerkennen. Aber bald sollten noch bedeutendere Beweise auftreten, daß der deutsche Nationalgeist in einer vollkommenen, veredelnden Umwandlung begriffen sei.

Das Hauptübel in der Literatur war zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts der Mangel an Geschmack. Seit Liscov den elenden Scribenten den Krieg erklärt und seine schönen Formen als Muster aufgestellt hatte, waren die Fortschritte eingetreten, deren wir so eben erwähnt ha-

ben; allein der bessere Geschmack war nur Eigenthum der höheren Geister, und es kam nun darauf an, denselben auch auf das größere Lese-Publikum überzutragen, die mittleren Stände für die Schönheiten einer neuen Literatur empfänglich zu machen. Hiezu waren so zu sagen kritische Anstalten im Großen nothwendig, und sie mußten von einem Manne geleitet werden, der nicht nur ächten Kunstsinn besitzt, sondern auch Welt und Leben kennt, vor allem aber die seltenen Gaben in sich vereinigt, durch einen anhaltenden geistvollen Kampf gegen Vorurtheil und Unnatur bei dem größern Publikum eine gänzliche Umwälzung im Gebiete des Geschmacks durchzuführen.

Und ein solcher Mann trat gerade im entscheidenden Augenblick hervor, Gotthold Ephraim Lessing aus Camenz, geboren 1729. Der vielseitige Geist dieses berühmten Mannes empfing seine erste Nahrung aus gründlichem, klassischen Unterricht, ging sodann zu dem Studium der neuern Sprachen über, und nahm überhaupt alles wohl gesichtet in sich auf, was Kunst und Wissenschaft in den verschiedensten Ländern darbot. Lessings innerste Natur war gleich jener Klopstocks, deutsch, und auf die Weiterbildung der deutschen Sprache warf sich darum vornehmlich seine rüstige Thätigkeit. Schon lange vor ihm hatte Liscov so schöne deutsche Prosa geschrieben, daß man darüber erstaunen muß; allein er blieb vereinzelt stehen, und fand lange keinen Nachfolger. Die Veredlung der deutschen Sprache durch die Dichter, deren wir bisher erwähnten, bezog sich auf die gebundene Form, aber der Prosa-Styl war in Deutschland immer noch sehr dürftig. Lessing war entschlossen, die Deutschen im Großen fähig zu machen, sich ihrer Sprache mit Leichtigkeit, Klarheit und Anmuth zu bedienen, und er führte das schwierige Werk siegreich durch. Gleich Liscov entband er die Sprache aller ihr widernatürlichen Construktionen, machte sie kurz, bündig, zum Ausdruck einfachen und verständigen Denkens. Sobald dieß erreicht war, hatte man den Weg gebahnt, um die Sprache von der klaren Verständlichkeit, von ihrer gefälligen Leichtigkeit vollends zur Erhabenheit, zu Pracht und Glanz fortzuführen, was den spätern großen Zeitgenossen Lessings mit so entschiedenem Erfolge gelang.

Zur Bildung des Geschmacks konnten critische Journale sehr nützlich sein; nur mußten sie mit so viel Geist und Fülle geschrieben werden, daß sie nicht blos Aufmerksamkeit erregten, sondern sogar gewissermaßen als Tribunal in Kunstsachen von dem gebildeten Publikum anerkannt würden. So schwierig ein solches Unternehmen in den meisten Zeiten durchzuführen ist, Lessing war der Mann dazu; er schuf jenes Institut, indem er mit Beihülfe des Buchhändlers und Schriftstellers Nikolai die Literatur-Briefe gründete. Mitarbeiter an diesem Journal waren außer Resewitz und Mendelssohn vornehmlich Abbt.

Thomas Abbt aus Ulm war anfänglich Professor der Philosophie in Rinteln, lernte aber später den regierenden Grafen Wilhelm von

Schaumburg-Lippe kennen, und wurde von diesem geistvollen und originellen Fürsten nicht blos als Rathgeber, sondern als Freund an seinen Hof nach Bückeburg gezogen. Als Mitarbeiter an den Literaturbriefen, theilte er eifrig das Bestreben Lessings, den Geschmack zu bessern; allein er hegte zugleich noch höhere Entwürfe, er wollte auf das Volk wirken, die Gesinnung bessern, den Deutschen vom Unterthan zum Bürger bilden, ihm Selbstgefühl, Gemeingeist und patriotische Tugend einhauchen. In selbstständigen Werken schrieb er darum einfach und warm: über das Verdienst, über den Tod für das Vaterland. Abbt war eine kräftige herrliche Natur, ein seltner, wahrer geistiger Republikaner, welcher die Freiheit im Wesen und nicht in der Form suchte, welcher bei seinen Grundsätzen dennoch Freund eines Fürsten sein konnte, jede Regierungsform achtete, wenn sie nur die Menschenwürde und wahre Humanität förderte, der unter solchen Voraussetzungen, ohne seine Gesinnung zu ändern, sogar in einem absoluten Staate Minister sein konnte. Der edle Graf von Bückeburg liebte seinen Abbt auf eine Weise, wie selten ein Freund geliebt wird, betrauerte den früh Geschiedenen so tief, als selten geschieht, und in diesem schönen Verhältniß eines regierenden Fürsten, des stolzen Urfreien, zu dem freifühlenden Gelehrten äußerte sich die volle Bedeutung der vom Grunde aus umgewandelten Zeit.

Damit ihr Charakter der veredelnden Umgestaltung der Nation vollständig werde, war auch das Studium der bildenden Kunst lebendig geworden, und der große Winkelmann hatte durch seine unsterbliche Geschichte der Kunst des Alterthums ein unvergängliches Denkmal der deutschen Größe errichtet. Auch hierin sollte Lessing seinen außerordentlichen Geistesreichthum offenbaren; er trat würdig an die Seite Winkelmanns durch sein Laokoon (über die Grenzen der Poesie und bildenden Kunst), zu groß für gewöhnliche Lobsprüche.

Wie reich sprudelte der innere Geist unseres großen Volkes! Es sollten noch größere Schöpfungskräfte hervortreten!

„Welcher neue Genius ist unter euch aufgestanden?“ schrieb Winkelmann aus Italien an seine deutschen Freunde. Und so war es, der Größte von Allen, der zum Höchsten berufene, liebenswürdige, bescheidene Denker und Dichter war bereits wirksam geworden; Johann Gottfried Herder, geboren zu Morungen in Preußen (25. August 1744) trat vom Jahr 1764 bis 1769 zuerst als Lehrer und Prediger in Riga auf, und zog die Aufmerksamkeit des Publikums zunächst durch einige schönwissenschaftliche Schriften (Fragmente zur deutschen Literatur) auf sich.

Herder billigte und theilte auf das innigste die Richtung Lessings, den Geschmack zu verbessern; aber es lag in seinem glühenden Innern ein noch weit höherer Beruf. Seine Studien der deutschen Sprache hatten ihn auf tiefe Betrachtungen über die Bedeutung der Sprache an sich,

und endlich über deren Ursprung geleitet. Durch seine Liebe zur Poesie gelangte er nicht nur zum Verständniß der dichterischen Kunstwerke aller Länder, sondern er gerieth über das eigentliche Wesen der Dichtkunst auf ähnliche Betrachtungen wie über den Ursprung der Sprache. Immer den Dingen auf den Grund strebend, führte ihn seine ausgebreitete, historische Belesenheit gleichmäßig auf tiefes Denken über den Geist der Geschichte, und hier stieß er auf eine merkwürdige Verwandtschaft der Geschichte und der Dichtkunst im Alterthum, welche ihn zu auffallenden Ergebnissen brachte. Die Poesie erschien ihm nun als ein Spiegel des Volkslebens, ja sogar mit der Religion trat sie in eine gewisse Berührung, und nun ward sie ihm überaus wichtig, als eine unendliche, schöpferische Kraft, die allem, was für ein Volk ehrwürdig und heilig ist, Worte und Gestaltung verleiht.

Die Folgesätze dieser Entdeckung waren inhaltsschwer; doch Herder verbarg sie für das erste sorgfältig in sich, um zu größerer Klarheit darüber zu gelangen. Ungeheuer waren aber ihre Einwirkungen auf sein Inneres; es flammte und gährte in ihm, die tief aufgeregte geistige Kraft drängte nach Thaten. Während die forschende Seele dem Zusammenhange der Dinge nachsann, während sie die Spuren des Weltgeistes in allen Aeußerungen des Menschenlebens aufsuchte, die Geschichte als die Offenbarung der Gesetze der schöpfenden, ordnenden und leitenden Kraft auffaßte, wollte der kühne Thatendrang Völker nicht blos erziehen, sondern mündig machen, Staatszustände nicht blos ergründen und beschreiben, sondern praktisch neu umbilden oder veredeln.

Zu vielseitig und tiefsinnig waren die Ideen, zu umfangreich und kolossal die Entwürfe, welche Herder gegen das Jahr 1769 in Riga mit sich herumtrug, als daß sie sogleich zu völliger Gestaltung und zum endlichen Abschluß hätten gelangen können; für Herder war die reinste und ungetrübteste Klarheit des Geistes, der durchdringende, scharfe Ueberblick über das, was er wollte und leisten konnte, das durchdachte, geschärfte Bewußtsein seiner Aufgabe, ein zu großes Bedürfniß; er mußte vor allem Zeit zum fortgesetzten Denken haben, um die gährende Masse seiner Ideen zu bewältigen und sie fügsam der Leitung des ruhigen Geistes unterzuordnen. Doch von Riga zog es ihn mit unwiderstehlicher Macht hinweg: er legte im Vertrauen auf seine Freunde seine Stelle nieder, und unternahm zunächst (Mai 1769) eine Seereise nach Frankreich. Auf dem brausenden Meere fühlte er sich der Natur und durch sie der Poesie näher; dort reiften seine tiefen Ideen, dort trat schon mancher kühne, schöpferische Gedanke hervor, welcher später ausgeführt wurde, dort verstärkte sich der Drang zu Thaten.

Auf der See war der Lebensplan entworfen, der kurze Aufenthalt in Frankreich sollte zu Vorbereitungen für die Zukunft benutzt werden.

„Die Samenkörner sind verscharrt bis auf einen Frühling der Zukunft," schrieb Herder hierüber. Nachdem er in Paris Diderot, d'Alembert, Thomas, d'Arnaud, du Clos, Barthelemy, du Guignes, d'Aubenton, Garnier und andere gelernt hatte, nahm er einen Antrag an, den jungen Prinzen von Holstein-Oldenburg als Reiseprediger zu begleiten. Er ging im December 1769 über Brüssel und Hamburg nach Eutin, und machte bei dieser Gelegenheit (in Hamburg) die Bekanntschaft von Lessing Claudius, Bode und Reimarus, lauter Mitarbeiter am Werke deutscher Regeneration. Die Reise mit dem Prinzen ging über Darmstadt und Carlsruhe nach Straßburg, wo man während des Winters bleiben wollte. An allen diesen Orten machte Herder Bekanntschaften, die auf sein künftiges Leben bedeutenden Einfluß hatten.

In Straßburg traf er einen jungen Genius, der dort studierte, Johann Wolfgang Göthe aus Frankfurt am Main. Göthe, aus einer angesehenen Familie und mit nachhaltigen Unterhaltsmitteln versehen, trieb in Straßburg kein Brodstudium, sondern sah sich in allen Zweigen des Wissens um, schätzte das Schöne, wo er es fand, und ließ seinen Geist ungestört suchen, denken und sammeln, ohne gerade von einem bestimmten Plane für seine Ausbildung oder eine künftige Wirksamkeit auszugehen. Nur die Wissenschaft, wofür er vom Hause aus eigentlich bestimmt war, das Recht, zog ihn weniger an und er wurde von seiner Natur mehr auf die schöne Literatur, auf Kunst und Poesie geleitet. Seine Ansichten und Grundsätze hierüber waren noch nicht bestimmt abgeschlossen; er besaß, als Hauptzug seines Charakters, Hinneigung zur Vielseitigkeit, und dadurch kam es, daß er selten unbedingt absprach, vielmehr besonnen die Sachen von mehreren Gesichtspunkten betrachtete, und oft einzuräumen gewöhnt war, daß selbst von widerstreitenden Meinungen eine jede ihr Gutes haben könne. In solcher Sinnesweise mußte er für Rathschläge hochstehender Männer, welche über Literatur und Kunst viel gedacht hatten und darüber schon zu wichtigen Ergebnissen gelangt waren, besonders empfänglich sein. Zu ihnen gehörte Herder, begierig sog daher Göthe bei der Benützung seines Umgangs in Straßburg die großartigen neuen Ideen desselben ein, und wurde tief von ihnen ergriffen. Göthe staunte insbesondere über die eigenthümliche Art, über die Tiefe und ächte Genialität, mit welcher Herder die Bedeutung der Poesie auffaßte, und fühlte sich dadurch wie umgewandelt. Es war, als wenn eine mächtige Kraft den Felsen sprengt, aus dem nun eine erfrischende Quelle hervorsprudelt. Herder weckte die dichterischen Gaben Göthe's, welche dieser bisher unbenutzt in sich getragen, er gab ihm zugleich über die Art ihrer Benützung Klarheit und stellte ihn unwiderruflich auf die Laufbahn schaffender Kunst. Ob sich gleich der junge Dichter durch die sarkastische Laune seines ältern Freundes öfter verletzt und durch dessen Geistes-Ueberlegenheit, die er auszdrück-

lich anerkannte, gedrückt fühlte, so empfand er gleichwohl eine aufrichtige Ehrfurcht vor ihm, die er während seines ganzen künftigen Lebens beibehielt und öfters in schönen Handlungen äußerte.

Schon während seines Aufenthaltes in Darmstadt hatte Herder einen Ruf des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, des Freundes Abbts, als Konsistorialrath nach Bückeburg angenommen. Dahin begab er sich im Frühjahr 1771, und während er dort im Stillen seinem großen Beruf näher ging, trat Göthe nach seiner Einführung in's wirkliche Leben zuerst im dramatischen Fach als schaffender Dichter auf. Götz von Berlichingen war sein Stoff, eine Wahl, welche allein schon die Genialität des jungen Dichters offenbarte. Nicht eine interessante historische Persönlichkeit allein bot sich hier der Auffassung dar, sondern eine bedeutende gährende Zeit, der Kampf des Neuen mit dem Alten, ein ungeheuerer Umfang streitender Interessen und Ideen. Die Behandlung des Stoffes war meisterhaft, und, was noch mehr sagen wollte, die freie, offene, ungetrübte Natur des Dichters stellte ihn auf die Seite der ringenden Neuzeit, mit einem Worte auf die Seite der Freiheit. Später sollte diese Stellung modifizirt werden; doch für jetzt war sie ganz und entschieden, und brachte dadurch eine große Wirkung hervor.

Der Bardenbund in Göttingen war hocherfreut über diese neue Erscheinung, und brannte vor Verlangen, mit dem kühnen Dichter, welcher im Götz auch über Kunstfragen seinen Handschuh ausgeworfen hatte, in nähere Verbindung zu treten. Auf das Drama Berlichingen folgte bald eine andere Dichtung Göthe's in Romanform, welche die wunderbare Geisteskraft des Verfassers noch klarer darlegte, und zugleich noch glühender den Geist der Freiheit athmete, in Kunst und Leben veraltete Vorurtheile noch entschiedener bekämpfend. War schon die Wirkung des Götz sehr groß, so war jene von Werthers Leiden wahrhaft unermeßlich, der deutsche Geist ward dadurch in seinen innersten Tiefen aufgewühlt und sprühte gleich einem Vulkan. Wir erwähnen dieser merkwürdigen Dichtung hier nur kurz, um auf den Zustand der Gährung, welcher durch die begonnene Regeneration des Volkes in Deutschland herrschte, mehrfältig aufmerksam zu machen.

Neben den geistigen Kräften erster Größe waren zugleich viele andere von geringerer Hoheit, doch ebenfalls sehr nützlicher Wirksamkeit geschäftig, Wieland, welcher das griechische Leben nachahmte, Claudius, um Volkssprache und volksthümlichen Humor zu gründen, Gleim, der Freund Klopstocks und der Dichtkunst, sich selbst in Anakreon's Manier und in Kriegsliedern versuchend, vor allem ehrenwerth aber durch den Eifer, mit dem er junge Talente aufzusuchen strebte, und dann ermunterte so wie unterstützte. Zu Gleim kommen noch: Götz, Uz, Kleist, Ramler, Luise Karschin und andere, während neben den höhern Geistern im kritischen Fache

Lessing, Abbt und Mendelssohn, tiefer stehende, doch ebenfalls nützliche Kräfte, wie Sulzer, an dem Aufbau der neuen Literatur emsig arbeiteten.

Wenn das Streben so vielseitiger und großer Talente zunächst freilich immer der Wissenschaft und der Kunst gewidmet war, so hatte es dennoch auch die unmittelbarsten Berührungspunkte mit dem Leben, ja es hatte bei den tüchtigsten Männern, wie Lessing, Göthe und Herder, gerade den Zweck, die Literatur wieder auf das Leben zurückzuführen. Zugleich athmeten viele Schriften dieser Männer ganz unverkennbar den Geist der Freiheit, mag es auch nicht so geradezu ausgesprochen worden sein, kein Wunder also, daß die ganze Bewegung auch an das Gebiet der politischen Freiheit anstreifte, oder wenigstens zum Uebertritt auf dasselbe hinleitete. Nur natürlich war es daher, daß sich auch im Staatsrechte, und sogar in der praktischen Politik, unmittelbar ein neuer Geist kund gab.

Gleichwie sich in der schönen Literatur das Bedürfniß von Zeitschriften offenbart hatte, so geschah dieß auch im publicistischen Fache, und die Journale, welche man für dieses gründete, erhielten unter den Einflüssen der neuen Ideen die Bestimmung dem Rechte zum Schirm gegen die Gewalt, dem Bedrückten zum Schutz gegen die Uebergriffe der Staatsmacht zu dienen. Schlözer in Göttingen hatte das große Verdienst, eine Zeitschrift in diesem Sinne zu stiften (1776), welche er den „Neuen Briefwechsel“ nannte. Mit vielem Freimuth wurden hier alle ungewöhnlichen Vorfälle im Staatsleben, und namentlich alle Rechtsverletzungen entweder einfach berichtet, oder erörternd beleuchtet. Da man in Deutschland bisher so sehr an geheimes Verfahren in allen Rechts- und Staatssachen gewöhnt war, so machte eine so plötzliche Publicität ungemeines Aufsehen. Andrerseits war aus gleichem Grunde die Scheu vor der Oeffentlichkeit noch so groß, daß es selbst den Mächtigen sehr unangenehm war, vor ihren Richterstuhl gezogen zu werden. Dadurch ward manche Rechtsverletzung verhindert, oder eine geschehene wieder gut zu machen gesucht, und überaus wohlthätig wirkte also die Zeitschrift Schlözers, mochte der Umfang der erlaubten oder gewagten Freimüthigkeit damals auch noch so nothdürftig und kümmerlich gewesen sein.

Während so in Deutschland die vielseitigsten Ursachen auf Bewegung, ja selbst Gährung der Geister hinwirkten, entwickelten sich in Frankreich immer bestimmter und lebendiger Ideen und Verhältnisse, welche unser Volk zunächst zwar nicht berührten, für die Dauer aber gleichwohl nicht ohne Wirkungen bleiben konnten. Auch dort war nämlich eine außerordentliche geistige Regsamkeit eingetreten, und diese hatte schon eine bestimmte Beziehung auf Kirche und Staat gewonnen. Voltaire, ein Mann, welcher zwar nicht durch tiefere Forschungen und gründliche Gelehrsamkeit sich auszeichnete, aber doch ziemliche Belesenheit und einen

schimmernden Geist mit viel Witz besaß, war ein entschiedener Feind des Aberglaubens, und führte gegen denselben einen erbitterten Krieg. Als sich dieser Kampf mehr und mehr entflammte, so griff er allmählig die Kirche und am Ende das Christenthum selbst an. Geführt unter den Eingebungen des Witzes, und begünstigt von der allgemeinen Stimmung der Gemüther, fand er bedeutende Beförderer, und erregte in hohem Grade, sowohl den Aerger, als die Besorgniß der Geistlichkeit.

Voltaire hatte indessen als Dichter, Philosoph und Geschichtschreiber schon lange viel gewirkt, und sich in allen diesen Zweigen, namentlich aber durch seine dramatischen Werke und witzigen Romane, den Beifall der höheren Stände von ganz Europa erworben. Da dieser Beifall sich fast bis zur Vergötterung steigerte, und auch auf die meisten Fürsten, ja selbst den großen Friedrich von Preußen ausdehnte, so leuchtet es ein, daß die systematischen Angriffe Voltaire's gegen die christliche Kirche an sich schon von größerer Bedeutung waren, insbesondere aber eine Verfolgung des revolutionären Schriftstellers nicht mehr so leicht machten, als sie unter andern Umständen gewesen sein würde. Die Staatsgewalt versagte freilich der bedrohten Kirche ihren Beistand nicht; allein Voltaire ließ nun seine gefährlichen Schriften in Holland drucken und lebte selbst zur Sicherheit im Auslande, während seine zahlreichen und oft mächtigen Freunde seine Bücher unter der Hand in Frankreich verbreiteten.

Es bildete sich nun ein förmliches, sogenanntes philosophisches System, worin der Glauben an einen Gott gänzlich verworfen, die Religion für entbehrlich erklärt, und die Philosophie an deren Stelle gesetzt ward. Die Schrift, worin diese Grundsätze am offensten und bestimmtesten ausgesprochen waren, führte den Titel: „Der gesunde Sinn (bon sens) des Pfarrers Meslier, mit dem Testamente desselben," und wurde ebenfalls von Holland aus verbreitet. Um nämlich der Sache in den Augen der Menge noch mehr Gewicht zu geben, nahm man den Schein an, als wenn ein sterbender Priester die Nichtigkeit der christlichen Religion eingesehen und in einem letzten Willen der Welt den Uebergang zum Atheismus empfohlen hätte.

In allen diesen Schriften wurde nun zwar an die Stelle des Alten, welches gestürzt werden sollte, nichts Neues gesetzt, sohin nur zu zerstören und nicht wieder zu bauen gesucht; gleichwohl gewannen die revolutionären Grundsätze bei den höheren und den mittlern Ständen in Frankreich einen ungeheuern Anklang. Zugleich standen dort alle freisinnigen Gelehrten und Schriftsteller in einem sehr innigen Verkehr, indem sie großentheils Herrn von Voltaire als ihr Haupt anerkannten, und es bildete sich nun eine sehr enge verbundene Gesellschaft, welche sich die Philosophen nannten und festen Willen hatten, ihre Philosophie an die Stelle der Religion zu setzen. Zu dem Ende unternahmen sie ein besonders

Werk, die Encyklopädie, wodurch in Form eines Wörterbuches dem Volke Kenntnisse aller Art zugeführt, zugleich aber auch alle Begriffe im Sinne der neuen Ideen erläutert werden sollten. Auch dieses Werk, nach welchem die Mitglieder der neuen Richtung in Kirche und Staat die Encyklopädisten genannt wurden, erlangte in Frankreich eine große Wirkung, besonders weil es von der Censur unter dem trefflichen Malesherbes bedeutend begünstigt wurde.

Voltaire hatte es hauptsächlich auf die Kirche abgesehen, an der Politik lag ihm weniger; er forderte zwar auch im Staate freisinnige Richtung, allein er verachtete das Volk, dessen mittlere und untere Stände er die Canaille hieß. Dessenungeachtet mußten seine Lehren von selbst auch zu verwandten Ansichten in der Politik führen, und bei vielen seiner Freunde zeigte sich dieß schon. Indessen die Partei von Voltaire stand nicht allein; zugleich mit ihr trat vielmehr eine andere auf, welche es gerade umgekehrt hauptsächlich mit der radikalen Verbesserung des Staates zu thun hatte, und das reine Christenthum achtete. Der Urheber dieser Richtung war Jean Jacques Rousseau. Während also Voltaire an der Zerstörung der christlichen Kirche emsig arbeitete, verbreitete Rousseau durch seine Schrift über den Gesellschaftsvertrag (contrat social) Grundsätze, welche bei folgerichtiger Anwendung nothwendig zur Republik führen mußten. Rousseau hatte weniger Geist, als Voltaire, aber dafür mehr Gemüth und dabei eine schöne erhebende Sprache; gerade diese Eigenschaften paßten nun für seine Zwecke, und seine Schriften fanden wo möglich noch mehr Anklang, als jene der Encyklopädisten. Während die Werke Voltaire's mehr die höhern Stände ergriffen, begeisterte Rousseau vornehmlich auch die mittlern, die Wirkung beider mußte daher im Ganzen genommen vollständig sein. In der That wurde auch Frankreich auf das tiefste aufgewühlt, und da noch obendrein die Regierung schwach und schwankend war, die neuen Lehren anfangs zu wenig beachtete, und später geistig sie nicht zu leiten und zu beherrschen verstand, so ward das Staatsgebäude in seinen Grundlagen untergraben.

Eine so inhaltschwere Aufregung konnte schon an sich nicht ohne alle Folgen für andere Länder bleiben, am wenigsten für Deutschland, da dessen höhere Stände damals, mit wenigen Ausnahmen, nur französisch sprachen, schrieben und dachten. Wenn man von dieser Seite auch nicht daran dachte, die Theorien Rousseau's zu verwirklichen, und selbst die Spöttereien Voltaire's mehr der Unterhaltung und der Erheiterung wegen las, so gaben die verschiedenen Schriften der französischen Freisinnigen doch Veranlassung zu Erörterungen, und vermehrten in solcher Weise die eingetretene geistige Regsamkeit in Deutschland. Die neue Richtung, welche in unserem Lande nach der obigen Darstellung entstanden war, ging zu sehr aus durchdachten gereiften Grundsätzen, aus sittlichem Ernst und tieferer Forschung hervor, als daß sie sich von der Leichtfertigkeit

und der Oberflächlichkeit der Franzosen hätte verführen lassen sollen; sie wollte etwas Höheres; sie wollte nicht blos Niederreißen, sondern vielmehr Schaffen und Bauen; schon von vorneherein gingen daher die Wege beider Richtungen entschieden aus einander; allein eine weitere Anregung zur reformatorischen Thätigkeit gab auch in dieser Beziehung die französische Bewegung immerhin. —

So waren die innern Verhältnisse Deutschlands beschaffen, als Joseph II. den deutschen Kaiserthron bestieg und später auch die Regierung seiner Erblande antrat; zeichnen wir nun vollends auch noch den Charakter dieses edlen Fürsten, so wird es deutlich werden, wie groß und bedeutend die damalige Zeit war.

Achtzehntes Hauptstück.

Die Persönlichkeit Joseph II. Seine ersten Staats-Entwürfe.

(Vom Jahr 1765 bis 1780.)

Der Charakter jener großen Zeit hatte sich in den hochstehenden Männern derselben, in Klopstock, Lessing, Göthe, Herder, und von Seite der Fürsten namentlich in Friedrich II. lebendig abgedrückt. Während jene schaffenden Geister den Geheimnissen des Lebens und der Kunst nachspürten, der Wissenschaft neue Ideen zuführten, das Volk zur sittlichen Güte, zur Menschenwürde zu erziehen trachteten, während Klopstock durch seine schönen, ernsten Gesänge ein edles Nationalgefühl wieder anfachte, hatte Friedrich II. auf dem Wege des Ruhmes das Selbstgefühl der Deutschen bereits thatsächlich gehoben, auf dem Wege gereifter Staatsweisheit vielen Gedanken der Volksverbesserung praktisch bereits Leben gegeben. Die Nation war aus einem langen Schlummer erwacht, alte Vorurtheile begannen zu sinken, neue Zustände bereiteten sich vor, das Jugendlich-Neue kämpfte mit dem verlebten Alten, die Ideen drängten und strebten, Parteien kämpften, Geister und Gemüther waren vielfach bewegt. Unter den Einflüssen einer solchen werdenden Zeit war Joseph II. erzogen worden; er hatte insbesondere die Thaten Friedrichs II. wahrgenommen, er sah dessen Ruhm und Popularität, und edel, durchaus edel ausgestattet, brannte er vor Begierde, einen so glänzenden Ruhm zu theilen. Joseph war hochherzig, doch vorzüglich mild und gütig, und zum Wohlthun geschaffen. Weniger geneigt zu der glänzenden Laufbahn des Waffenruhmes, als zu jener der Abschaffung von Vorurtheilen und Bedrückungen, wollte er seine Auszeichnung dadurch erlangen, daß er sein Volk von schädlichen Fesseln befreie und so viel, als möglich, glücklich mache. Diesem Zwecke wollte er sich ganz und mit voller Hingebung widmen; er wollte alles selbst hören, sehen und leiten, mit voller Seele in die Geschäfte sich stürzen, ihnen alle Vergnügungen opfern, nur in der Durchführung sei-

ner Pläne seine Freude und Erholung suchen. Seine ganze Natur war ideal, zu dem war er bei der Besteigung des Kaiserthrones erst vier und zwanzig Jahre alt, seinen Entwürfen theilte sich daher auch etwas Enthusiastisches mit.

Trotz der Jugend des neuen Kaisers hatte sich dieser über die Zustände des Reichs schon sehr gut unterrichtet, und für deren Verbesserung bestimmte Ansichten gebildet. Sein erster Schritt galt mit vieler Einsicht der Verbesserung der Rechtspflege, und er unternahm daher vor allem die Reform des Reichshofraths, neben dem Kammergericht des höchsten Gerichtshofes im Reiche. An die Spitze der Verordnung, welche er hierüber erließ, stellte er den Grundsatz, daß alle Rechtsstreite längstens binnen zwei Jahren entschieden werden müßten. Um dieses strenge Gebot durchzuführen, schnitt er alle unnöthigen Weitläufigkeiten ab, verbot die schwülstigen Citate, vermehrte die Gerichtssitzungen und trieb die Richter zur Thätigkeit. Um aber das Hauptübel wegzuschaffen, erhob er sich mit strengem Ernst gegen die Unsittlichkeit der Bestechung, indem er den Richtern die Annahme auch des kleinsten Geschenkes oder irgend einer Gefälligkeit bei Vermeidung seines vollen Unwillens und schwerer Strafen untersagte. Bei manchen Regenten hätten solche Anordnungen vielleicht auf das Papier sich beschränkt, ohne im Leben wesentliche Folgen zu äußern; allein man erfuhr bald, daß der Kaiser unter das Volk sich zu mischen anfing, und unter Verbergung seines Standes die Wahrheit zu erforschen suchte. Bei solchen Umständen wurde es gefährlich, den Befehlen gegen die Bestechung ungehorsam zu werden, und die erste Reform Josephs II. bewirkte daher viel Gutes.

Von dem Reichshofrath in Wien wandte der Kaiser seine Aufmerksamkeit auf das Kammergericht in Wetzlar. Beide Stellen waren letzte Rechtsinstanzen, und die Parteien konnten ihre Berufungen beliebig bei der einen oder der andern anbringen. Die Mitglieder des Hofrathes in Wien wurden indessen von dem Kaiser allein, jene des Kammergerichts in Wetzlar hingegen von dem Kaiser und den Ständen zugleich ernannt. Nach altem Herkommen hielt das Publikum deßhalb das Kammergericht für unabhängiger, also auch für unparteiischer, und die meisten Prozesse kamen dorthin. Die Erfahrung hatte aber gelehrt, daß das Kammergericht trotz der geglaubten Unparteilichkeit, nichts weniger, als unbestechlich sei, manche Richter trieben vielmehr mit dem Recht förmlichen Handel, und zugleich war die Langsamkeit der Entscheidungen ein furchtbares Uebel. Am Kammergericht that darum eine Grundreform am meisten Noth; doch hier war der Kaiser an die Mitwirkung der Reichsstände gebunden, und da diese seit Jahrhunderten gegen alles mißtrauisch waren, was ein energischer Kaiser unternehmen wollte, so fand Joseph II. auch sogleich bei seinen Reformversuchen am Kammergericht Schwierigkeiten und Hemmungen.

Die Reichsstände hatten bei der Erwählung Josephs zwar selbst gefordert, daß das Kammergericht untersucht und verbessert werde; nachdem er aber als Kaiser Ernst gemacht, und anfangs mit Zustimmung der Stände die Visitation des Kammergerichts im November 1766 eingeleitet hatte, erhob sich unter dem protestantischen und katholischen Theil der Reichsstände ein Streit über die Vertretung beider Konfessionen bei der Visitation, welcher das Geschäft selbst aufhielt. Zugleich überlud man die Erörterungen mit einem solchen juristischen Schwulst, daß der verständige klare Kaiser mit Widerwillen erfüllt wurde, und als er nach jahrelangen Anstrengungen seinen wohlwollenden Bemühungen immer böswillig entgegenarbeiten sah, die Hoffnung aufgab, unter den schwerfälligen Formen des abgestorbenen Reichswesens etwas Gutes vollbringen zu können. Alles, was er in dem langen Zeitraume von 16 Jahren durchsetzen konnte, war die Bestrafung einiger der Bestechung überwiesenen Richter und die Erhöhung der Kammergerichtsmitglieder von 17 auf 25, welche endlich im Jahre 1782 wirklich erfolgte.

Während der Kaiser an der Verbesserung der Rechtspflege in Deutschland arbeitete, hegte er zugleich den Entwurf einer andern Reform, welche ebenfalls von großer Bedeutung war. Joseph II., schon von Natur aufgeklärt und freisinnig, kannte noch überdieß die Richtung und Bewegung seiner Zeit, und namentlich die Kämpfe der hellern Geister gegen die Entartungen der Kirche; er theilte zwar nicht die ausschweifenden Ansichten Voltaire's, allein er hielt, wie alle nüchternen Freunde der Bildung, die große Zahl der Ordensgeistlichen für ein wahres Uebel. Da er zugleich von dem Treiben der Jesuiten eine sehr ungünstige Meinung hegte, so faßte er den festen Entschluß, in seinen Staaten auf beträchtliche Verminderung der Klöster und Ordensgeistlichen überhaupt hinzuwirken, den Jesuiten-Orden dagegen, wo möglich, ganz aufzuheben. Zur Erreichung des letztern Zweckes bedurfte der Kaiser der Mitwirkung des Pabstes; da er nun von andern Mächten, namentlich Spanien und Neapel, unterstützt wurde, so hoffte er die Kurie selbst gewinnen zu können. Doch das größte Hinderniß fand sich in seinem eigenen Hause.

Man muß nämlich wohl betrachten, daß Joseph II. durch den Tod seines Vaters Franz nur zum Kaiserthron, keineswegs aber zur Regierung seiner Erblande gelangte, welche fortwährend seiner Mutter gehörte. Diese gestattete nun ihrem Erstgebornen allerdings manchen Einfluß auf Landesangelegenheiten; indessen in der Hauptsache behielt sie sich die Selbstleitung bis zu ihrem Ende vor. Maria Theresia war nun sehr gläubig und der orthodoxen Kirche überaus zugethan; sie konnte sich deßhalb nicht zur Verminderung der Ordensgeistlichen entschließen, und am allerwenigsten gegen die Jesuiten etwas Feindliches unternehmen, da sich diese bei ihr bedeutend eingeschmeichelt hatten; gleichwohl gab der Kaiser die Hoffnung noch nicht auf. Es war schon viel gethan, wenn nur der Pabst

für den Plan gegen die Jesuiten gewonnen werden könnte; als nun Clemens XIII. im Jahr 1769 verstarb, bot Joseph II. sein ganzes Ansehen auf, um während der Wahlversammlung die Kardinäle gegen die Gesellschaft Jesu einzunehmen, und in diesem Sinne auf die Wahl einzuwirken. Da die letztere auf einen aufgeklärten und freisinnigen Mann fiel, Ganganelli, der unter dem Namen Clemens XIV. den päbstlichen Stuhl bestieg, so war Joseph II. der Erfüllung seiner großen Wünsche einen bedeutenden Schritt näher gekommen. Mit Hülfe der Höfe von Neapel und Spanien wurde Clemens XIV. nun wirklich bestimmt, den Orden Jesu gänzlich aufzuheben. Dieß geschah durch die berühmte Bulle „dominus acredemtor noster“ vom 23. Juli, und verkündet am 19. August 1773.

Maria Theresia war über jenen Schritt sehr bekümmert; als ihr jedoch der Pabst vorstellte, daß sie der Kirche Gehorsam schuldig sei, so gab sie mit schwerem Herzen ihre Einwilligung, die päbstliche Bulle in ihren Staaten vollstrecken zu lassen. So hatte denn der junge Kaiser einen der großartigsten Entwürfe siegreich durchgesetzt.

Bald nach diesem wichtigen Ereigniß traten Umstände ein, welche für Joseph II. eine Gelegenheit darzubieten schienen, nach einer andern Seite hin folgenreiche Staatspläne zu verfolgen; es starb nämlich der Kurfürst Maximilian Joseph III. von Baiern am 30. December 1777, ohne einen Sohn als Thronerben zu hinterlassen. Nach den vorhandenen Verträgen fiel die Erbfolge in Baiern an den Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz; allein da dieser ebenfalls keinen ehelichen Sohn hatte, und noch andere günstige Verhältnisse mitwirkten, so schien es nicht unmöglich zu sein, den Kurfürsten unter gewissen Bedingungen zu bewegen, zu Gunsten Oestreichs auf Baiern ganz oder theilweise zu verzichten. Karl Theodor, dessen rechtmäßiger Nachfolger nach den Hausverträgen der Herzog Karl von Zweibrücken war, hatte nämlich mehrere außereheliche Kinder, und man glaubte, daß er sich aus Liebe zu denselben zu den erheblichsten Zugeständnissen verstehen werde, wenn ihm dafür eine anständige Versorgung seiner Kinder geboten würde.

Gestützt auf solche Hoffnungen und die bekannte Charakterschwäche Karl Theodors hatte der östreichische Hof mit ihm noch zu Lebzeiten Maximilian Josephs III. geheime Unterhandlungen eingeleitet. In Folge derselben willigte der Kurfürst von der Pfalz in der That ein, daß Niederbaiern (der vormalige Antheil des Herzogs Johann von Straubing), die Herrschaft Mindelheim und verschiedene Gebietstheile der Oberpfalz, als böhmische Lehen, an Oestreich fallen sollen. Der Beweggrund zu diesem Schritt war außer den Versprechungen zu Gunsten seiner unehelichen Kinder die Besorgniß Karl Theodors, daß er den Anforderungen des mächtigen Hauses Oestreich nicht zu widerstehen fähig sei, vielmehr

im Fall der Widersetzlichkeit außer den geforderten Ländern auch noch seine übrigen verlieren könnte.

Joseph II. war gewiß ein so gerechter Monarch, als irgend einer; indessen er konnte nach seiner Geburt an sich schon gegen die Vergrößerung seines Hauses nicht gleichgültig sein, und überdieß diente ihm ja Friedrich II. auch hierin zum Vorbild. Schon diese Umstände waren also sehr verführerisch, doch noch wichtigere Erwägungen kamen hinzu. Der junge Kaiser hatte bei seinem großen Scharfblick nicht verkennen können, daß das größte Unglück Deutschlands in der Entartung der Reichs-Verfassung lag, welche durch die völlige Zerrüttung der kaiserlichen Macht eine kraftvolle Regierung und eine würdige Vertretung der Nation nach Außen unmöglich machte. Neben den Reformen in der Kirche und der Rechtspflege, neben der Förderung der Industrie, des Ackerbaues und Handels hielt daher Joseph II. die Wiederherstellung einer kräftigen Reichsgewalt für das größte Bedürfniß Deutschlands, und als das sicherste Mittel dazu, die Erblichkeit der Kaiserwürde in einer Familie.

Daß er hiebei zunächst an sein eigenes Haus dachte, diesem daher die erbliche Kaiserkrone zu erwerben trachtete, war nach seiner ganzen Stellung und insbesondere den historischen Erinnerungen nur natürlich und menschlich. Welche Dynastie konnte historisch gegründetere und billigere Ansprüche auf die Kaiserwürde haben, als Habsburg? Der hochherzige Joseph II. glaubte demnach nichts Eigensüchtiges, nichts Unedelmüthiges zu unternehmen, wenn er die Interessen Deutschlands und seines eigenen Hauses zu vereinigen suche. Ein bedeutender Vorschub für solche Pläne war nun die Vergrößerung von Oestreich durch Baiern, und aus diesem Grunde ging auch Joseph II. auf die Unterhandlungen seines Hofes mit Karl Theodor sehr eifrig ein, und arbeitete überhaupt aus allen Kräften darauf hin, daß Oestreich durch die Erwerbung von Baiern ein entscheidendes Uebergewicht in Deutschland erlange.

Als daher Maximilian Joseph III. von Baiern verschieden war, erklärte der Kaiser die Landgrafschaft Leuchtenberg, die Herrschaften Hohenschwangau und Hohenwaldeck, die Grafschaften Wolfstein, Haag und Schwabeck, nebst vielen andern Besitzungen und Gütern, für eröffnete Reichslehen, und befahl deren Einziehung. Gleichzeitig nahm seine Mutter Maria Theresia Niederbaiern, Mindelheim und die erwähnten oberpfälzischen Gebietstheile in Anspruch. Zur Vollziehung dieser Ansprüche rückten 16 Bataillone und 20 Schwadronen Oestreicher in Niederbaiern und in der Oberpfalz ein.

Bei diesem Verfahren war vornehmlich der Herzog von Zweibrücken, der gesetzliche Nachfolger Karl Theodors in Baiern, beeinträchtigt, da Karl Theodor ihm die Erbfolgerechte nach dem deutschen Staats- und Lehenrechte nicht einseitig entziehen konnte. Wäre indessen kein anderes Hinderniß gewesen, so hätte Joseph II. seine Entwürfe wohl durchsetzen

Wunen; denn es war nichts weniger als unmöglich, die Zweibrücker Linie auf andere Weise zu entschädigen, und überhaupt in der Güte sich mit derselben zu vertragen. Aber Friedrich II. von Preußen wollte und konnte vielleicht auch nicht ruhig zusehen, daß sein Haus jenem der Habsburger untergeordnet werde, daß das letztere durch die Besitznahme Baierns den Uebertritt zur erblichen Kaiserwürde sich vorbereitete; er beschloß darum, die Entwürfe Josephs II., so hoch er ihn sonst auch schätzte, zu vereiteln.

Staatsklug und besonnen ging er dabei auf eine Weise zu Werk, daß der Widerstand nicht von ihm aus eigenem Antriebe auszugehen, sondern er mehr auf Anrufen und nur als Beschützer der gekränkten Berechtigten zu handeln scheine. Zu dem Ende wußte er es durch geheime Einwirkungen dahin zu bringen, daß er von den Betheiligten zum Einschreiten ausdrücklich aufgefordert werde. Die Hauptperson war der Herzog von Zweibrücken, dessen Rechte als gesetzlicher Nachfolger Karl Thordor's durch den Vertrag des letztern mit Oestreich und das Verfahren des Wiener Hofes überhaupt ganz offenbar verletzt waren. Obgleich der Herzog nach Lage der Umstände keinen andern Beschützer finden konnte, als den mächtigen König von Preußen, und obgleich es also natürlich schien, daß der Herzog Karl von selbst diesen Schutz anrufen müsse, so wartete Friedrich II. doch nicht hierauf, sondern schickte im Geheimen den Grafen von Görz an Karl, um ihn unter der Aegide Preußens zum Widerstand gegen die Absichten Oestreichs zu bestimmen. Görz begab sich zu dem Ende nach München, wo Karl gerade erwartet wurde, und suchte nebenbei auch den Kurfürsten Karl Theodor, der nämlich in München unterdessen die Regierung von Baiern wirklich angetreten hatte, für Preußen zu gewinnen. Aber seltsamer Weise fürchtete sich nicht nur der Kurfürst, mit Oestreich förmlich zu brechen, auch wenn er des Schutzes Preußens versichert sei, sondern sogar der Herzog von Zweibrücken war von derselben Furcht erfüllt. Karl Theodor ging gerade umgekehrt damit um, den Herzog zur Genehmigung des Vertrags mit Oestreich zu überreden. Sogar dieß gelang ihm so sehr, daß der Herzog Karl seinen Minister in München, den Herrn von Hohenfels, wirklich ermächtigte, den Vertrag in seinem Namen zu unterzeichnen. Daraus geht nun deutlich hervor, wie gut die Pläne des Wiener Hofes berechnet waren, und welche große Wahrscheinlichkeit anfangs für das Gelingen gegeben war. Hätte der Herzog von Zweibrücken den Vertrag Karl Theodors mit Oestreich (Wiener Convention) wirklich genehmigt, so würde es selbst dem großen Friedrich schwer geworden sein, die Sache rückgängig zu machen. Dem Grafen von Görz gelang es jedoch, den Herrn von Hohenfels zu überreden, die ihm befohlene Unterzeichnung der Wiener Convention zu verweigern, worauf Hohenfels seinen Herrn selbst bestimmte, die Genehmigung des Vertrages abzulehnen. Nun wurde der Herzog von Zweibrücken vollends

zu einer förmlichen Protestation gegen die Convention von dem preußischen Abgesandten überredet, und in Folge dieses Schrittes hat der Herzog den König von Preußen in einem besondern Schreiben ausdrücklich um seinen Schutz.

Außer dem Herzog von Zweibrücken beschwerte sich in diesem Erbfolgestreite auch der Kurfürst von Sachsen und der Herzog von Mecklenburg über das Verfahren des östreichischen Hofes; der erste aus dem Grunde, weil seiner Gemahlin, als einer Schwester Maximilians Josephs III. von Baiern, die Erbschaft dessen Allodial-Nachlasses zustehe, welchen sich die Kaiserin Maria Theresia widerrechtlicher Weise angemaßt habe, und der andere darum, weil er auf die Landgrafschaft Leuchtenberg, welche Kaiser Joseph II. als Reichslehen eingezogen, gegründete Erbfolgerechte habe. Auch der Kurfürst von Sachsen und der Herzog von Mecklenburg riefen nun ausdrücklich den Schutz des Königs von Preußen an.

Das Recht steht in Deutschland stets in großer Achtung; auch bei politischen Verwicklungen ist es daher niemals eine gleichgültige Sache, wer in den Augen der öffentlichen Meinung Recht oder Unrecht hat. Friedrich II. wußte dieß recht gut, und darum suchte er sich mit dem Scheine zu umgeben, als wenn er in dem bairischen Erbfolgestreit nur zum Schutze des verletzten Rechtes in die Schranken trete, obgleich es ganz ausgemacht war, daß nur politische Gründe ihn zur Einmischung bewogen. Als er nun von drei Reichsfürsten zur Vertheidigung ihrer verletzten Rechte und zur Beschützung der vorgeblich gefährdeten Reichs-Verfassung förmlich aufgefordert worden war, hielt er es nach seinen langen geheimen Einwirkungen erst für angemessen, sich officiell und öffentlich in die Angelegenheiten einzumischen.

Wenig kriegslustig trat er aber auch hiebei anfangs sehr leise und behutsam auf. In einer sehr gemäßigten Note hat er sich von dem Wiener Hofe zuerst nur eine Auseinandersetzung der Rechtsgründe für dessen Ansprüche auf Baiern aus. Als er dieselbe empfing, äußerte er nur bescheiden seine Zweifel über die Haltbarkeit der angeführten Gründe, und rieth dem östreichischen Kabinete, seinen Ansprüchen zu entsagen, und die Verhältnisse in Baiern in ihren früheren Stand zurückzuversetzen. Das östreichische Kabinet weigerte sich entschieden, und jetzt erst sprach Friedrich II. ernster, indem er bestimmt erklärte, daß das ganze Verfahren des Wiener Hofes in der bairischen Erbfolge-Angelegenheit eine Verletzung der Reichsverfassung enthalte, die er nicht dulden wolle. Maria Theresia und der Kaiser antworteten durch das Organ des Staatskanzlers Fürsten Kaunitz sehr entschlossen: sie wiesen die Einmischung Friedrichs II. als unbefugt und grundlos zurück, und gaben höchst deutlich zu verstehen, daß sie auch bewaffneten Angriffen mit Nachdruck begegnen würden.

Während beide Höfe eine solche Sprache gegen einander führten,

hatten sie nicht unterlassen, sich zum Krieg zu rüsten; die östreichischen Truppen zogen sich im Frühjahr 1778 zahlreich in Böhmen und Mähren zusammen, und auch die preußischen näherten sich in kriegerischer Verfassung der böhmischen Grenze. Nun hielt es Friedrich II. an der Zeit, sich über die Absichten der auswärtigen Mächte in dieser Angelegenheit, namentlich Rußlands und Frankreichs, zu unterrichten. Von ersterer Macht hatte er nichts feindliches, sondern eher Unterstützung zu erwarten, da er mit der Kaiserin Katharina in Bundesgenossenschaft stand; dagegen war in Betreff Frankreichs nicht nur die Königin Maria Antoinette eine Tochter von Maria Theresia, sondern es lag auch der Vertrag von Versailles vor, wodurch Oestreich den Beistand Frankreichs fordern zu können glaubte. Da indessen die französische Krone damals wegen der nordamerikanischen Angelegenheiten mit England in feindliche Verwicklungen gerathen war, so bezeigte sie keine Lust, sich in den bairischen Erbfolgestreit zu mischen, und Friedrich II. hatte freie Hand. Durch eine Note vom 28. März 1778 forderte der König von Preußen daher die Räumung Baierns von Seite der Oestreicher, und verband damit die Erklärung, daß er im Weigerungsfalle zu Gunsten des Herzogs von Zweibrücken die Waffen ergreifen werde.

Nun begab sich der Kaiser Joseph II. (Anfangs April) sogleich zu seinem Heere nach Böhmen, und auch der König von Preußen erschien fast gleichzeitig an der Spitze des seinigen in Schlesien. Joseph II. war in dieser Angelegenheit entschlossen, auch die Entscheidung durch die Waffen, und selbst einem Friedrich dem Großen gegenüber, nicht zu scheuen; allein als Kaiser hatte er keine Kriegsmittel, und über seine Erblande regierte noch seine Mutter Maria Theresia. Diese war nun alt, vorsichtig und nach ihren herben Erfahrungen vorzüglich dem Könige von Preußen gegenüber schon bei dem bloßen Gedanken an einen Krieg sehr ängstlich. Daher kam es nun, daß Joseph II. an einem energischen Auftreten vielseitig gehindert wurde. Bei seiner Ankunft in Böhmen fand er die östreichischen Truppen bei weitem nicht in der Verfassung, wie sie seinen Anordnungen nach hätten sein sollen, und Hauptpunkte vernachlässiget, welche befestigt werden mußten. Er suchte daher vor allem Zeit zu gewinnen, um die Kriegsrüstungen zu vollenden, und leitete zu dem Ende mittelst eines eigenhändigen Schreibens unmittelbare Unterhandlungen mit Friedrich II. ein. Letzterer antwortete ebenfalls eigenhändig, und zwar sehr höflich; es folgten nun verschiedene Vorschläge und Gegenvorschläge, bis endlich im Juni 1778, als Joseph II. seine Rüstungen vollendet hatte, die Unterhandlungen definitiv abgebrochen wurden.

Friedrich II. beschloß nun, den Krieg zu eröffnen, und erließ am 3. Juli 1778 ein Manifest, worin er die Gründe dieses Schrittes entwickelte. Schon am 5. Juli rückte er hierauf an der Spitze seines Heeres in Böhmen ein, indem er bei Welsdorf ein Lager bezog. Joseph II.

hielt sich mit vieler Umsicht vertheidigungsweise, und schien selbst den kriegserfahrnen König von Preußen in den Waffen würdig begegnen zu wollen, da Friedrich II. verschiedene Manöver unternahm, um den Kaiser aus seiner vortheilhaften Stellung herauszulocken. Allein Maria Theresia sah auch jetzt noch einem ernstlichen Kriege mit unsäglicher Angst entgegen, und erneuert in Waldorf die Unterhandlungen mit Friedrich II., ja sogar ohne Vorwissen ihres Sohnes, des Kaisers. Da sie hierin zugleich vieles zugab, was ihr Sohn bisher so standhaft verweigert hatte, so wurde die Stellung Preußens immer stärker, jene Oestreichs und des Kaisers dagegen immer unhaltbarer. Was konnte in der That Joseph II. gegen den großen Friedrich, welcher sein Land und Heer souverän regierte, mit Erfolg unternehmen, wenn er sich in allen seinen Schritten, ja sogar dem Feind im Feld gegenüber, von seiner Mutter, dem eigentlichen Souverän Oestreichs, gehindert und gehemmt sah? Der Kaiser verhinderte für jetzt zwar noch einen diplomatischen Sieg Friedrichs II., welcher ohne seine Thätigkeit in den Unterhandlungen von Braunau, der Fortsetzung jener von Waldorf, erfolgt sein würde; es traten auch noch verschiedene militärische Bewegungen ein, doch im Ganzen ohne Erfolg. Maria Theresia wollte keinen ernstlichen Krieg, und der weise Friedrich, welcher nach den bisherigen Vorgängen recht wohl wußte, daß er seine Absichten am Ende friedlich erreichen werde, war zu groß, um des bloßen Kriegsruhmes willen Blut zu vergießen. Es war ihm deßhalb mit den Waffen-Unternehmungen ebenfalls kein Ernst, und die beiderseitigen Heere thaten, trotz aller Märsche und Gegenmärsche, so wenig, daß das ganze Waffenspiel von dem Volke verspottet und der Erdäpfel-Krieg genannt wurde.

Durch die Bemühungen Friedrichs II. war es inzwischen gelungen, ein Zerwürfniß Rußlands mit der Pforte, das damals einen Krieg beider Mächte besorgen ließ, im Wesentlichen zu beseitigen. Kaum war dieß geschehen, so mischte sich die russische Kaiserin sogleich in die deutschen Angelegenheiten, nahm dabei zugleich offen Partei für den König von Preußen, und erklärte in einer nach Wien gesendeten Note ziemlich unumwunden, daß sie ihren Verbündeten, Friedrich II., nöthigenfalls mit den Waffen unterstützen werde. Maria Theresia, ohnehin schon ängstlich genug, ward nun in höchstem Grade bekümmert, und suchte die Vermittlung der Höfe von Petersburg und Paris nach. Beide Höfe fanden sich dadurch sehr geschmeichelt und entsprachen bereitwillig dem Verlangen der Kaiserin Maria Theresia; allein beide stellten sich bei der Frage über die Friedensbedingungen auf die Seite Preußens, da Friedrich II. auch die französischen Minister durch geschickte Rechtsdarstellungen gewonnen hatte.

Unter solchen Umständen wurden die Friedens-Unterhandlungen auf dem Congresse zu Teschen im Frühjahr 1779 nun mit Ernst unternommen.

Joseph II. war mit dem Benehmen seiner Mutter höchst unzufrieden; diese, durch die Drohungen Rußlands erschreckt und von den scheinbar wohlwollenden Warnungen Frankreichs betroffen, wollte aber gleichwohl um jeden Preis den Frieden, und gab daher ihre Ansprüche auf Baiern im Wesentlichen gänzlich auf. So kam denn der Friede auf die Grundlagen, welche der König von Preußen entworfen hatte, zu Teschen wirklich zu Stande. In diesem Friedensschlusse wurde die Veranlassung des Krieges, die Wiener Convention vom 8. Januar 1778, aufgehoben, dem Kurfürsten Karl Theodor, mit Ausnahme eines Gebietstheiles von etwa dreißig Quadratmeilen zwischen dem Inn, der Donau und der Salzach, welcher an Oestreich fiel, Braunau, Wildshut, Mauerkirchen, Schärdingen u. s. w., der Besitz von ganz Baiern zuerkannt, dem Herzog von Zweibrücken die Erbfolge in Baiern nach dem Tode Karl Theodors verbürgt, dem Kurfürsten von Sachsen als Entschädigung für den Allodial-Nachlaß Maximilian Josephs III. eine Summe von sechs Millionen Gulden und die Landesherrlichkeit über die fürstlich-schönburgischen Besitzungen in Sachsen bewilligt, und dem Herzog von Mecklenburg für seine Ansprüche auf Leuchtenberg die Befreiung seiner Gerichtsbarkeit von dem kaiserlichen Oberhoheits- und Richterrechte, das sogenannte jus de non appellando, verliehen. Oestreich verzichtete auch auf Mindelheim und Leuchtenberg, und willigte ein, daß die fränkischen Fürstenthümer Ansbach und Baireuth nach ihrem bevorstehenden Heimfall an Preußen bei der Erstgeburt dieser Dynastie verbleiben, sohin mit der Monarchie verschmolzen werden sollen, während es bisher immer gefordert hatte, daß solche Fürstenthümer bei ihrem Heimfall einem nachgebornen Prinzen des preußischen Hauses übertragen würden.

Der Friede von Teschen, welcher am 13. Mai 1779 unterzeichnet wurde, bereitete sonach der Politik des Königs von Preußen einen vollständigen Sieg, und jener des Kaisers Joseph II. die bitterste Niederlage. Joseph empfand darüber großen Verdruß, und konnte seiner Mutter ihr Verfahren nie ganz verzeihen; die Umstände nöthigten ihn jedoch gleichwohl, dem Friedensschlusse auch in seiner Eigenschaft als Kaiser und Mitregent der östreichischen Staaten die Bestätigung zu ertheilen. Von Seiten des Reichs erhoben sich anfangs zwar einige Schwierigkeiten über den Beitritt zum Frieden, da insbesondere die mecklenburgischen Stände gegen den Verlust des Berufungsrechtes ihres Landes an den Kaiser und die Reichsgerichte protestirten. Preußen hatte den ganzen Krieg vorgeblich zum Schutze des verletzten Rechtes unternommen, weil der Kurfürst Karl Theodor dem Herzog von Zweibrücken die Erbfolge in Baiern einseitig nicht entziehen könne, daher zu der Wiener Convention nicht berechtigt gewesen sei. Nun zeigte sich aber, wie sehr die Berufung auf das Recht bei der Einmischung Friedrichs des Großen nur die Politik gewesen sei; denn so wenig man dem Herzog von Zweibrücken

sein Erbfolgerecht in Baiern einseitig entziehen konnte, eben so wenig konnte man den Einwohnern Mecklenburgs ihr Berufungsrecht an Kaiser und Reich willkührlich absprechen. Indessen bei diesem Punkte hatte Friedrich II. kein Interesse, und darum mußten die guten Mecklenburger schweigen und sich fügen. So endigte gerade der Krieg mit einer offenen Rechtsverletzung, welcher vorgeblich zum Schutze des Rechts unternommen worden war, obgleich der Schirmherr des Rechts durch und durch siegreich war, und durch seinen bloßen Widerspruch die Beeinträchtigung der Mecklenburger ebenso gut verhindern konnte, wie jene des Herzogs von Zweibrücken. Der Kaiser selbst war über den Ausgang des Ganzen so unmuthig, daß er keinen Beruf fühlte, die Mecklenburger in ihrem gerechten Widerstand zu unterstützen, sondern sie preisgab, wie das Reich ihn selbst preisgab.

Joseph II. in allen Unternehmungen, als Mitregent Oestreichs, von seiner Mutter gehindert, zog sich nun in seinem Mißmuthe von den östreichischen Staatsgeschäften ganz zurück; doch schon am 29. November 1780 starb Maria Theresia, und der Kaiser trat nun in die selbstständige Regierung seiner Erbstaaten ein.

Neunzehntes Hauptstück.

Die Reformen Kaiser Josephs des Zweiten.

(Vom Jahr 1780 bis 1787.)

Joseph II. hatte den Vorsatz zur Verbesserung des Zustandes seiner Völker nicht aus dem Verlangen zu glänzen, nicht aus bloßer Laune gefaßt, sondern derselbe war aus seiner sittlichen Natur mit außerordentlicher Macht hervorgegangen, und zur klar erkannten und unwiderruflichen Aufgabe seines Lebens geworden. Obgleich er also bei seinen ersten Versuchen auf mannichfache Hindernisse gestoßen war, und insbesondere bei seinen Bemühungen um das Reich großen Verdruß erlebte, so erkaltete sein Eifer auch im Verlaufe vieler Jahre dennoch nicht, sondern schien im Gegentheil nur entschlossener und ernster zu werden. Als er nun nach dem Tode seiner Mutter die Regierung seiner Erblande antrat, so zeigte sich bald, daß er unwiderruflich entschlossen blieb, alle Reformen, welche er für nothwendig hielt, alles Widerstandes ungeachtet durchzusetzen und wirklich einzuführen.

Der Kaiser hatte über den Zustand seiner Erblande viel gedacht, und war überzeugt, daß die Fortschritte, welche er in materieller und geistiger Beziehung, insbesondere in der Volksbildung erreichen wollte, in der Verbesserung der Kirche, und vornehmlich in der übermäßigen Anzahl von Klöstern und Ordensgeistlichen ein großes Hinderniß finden werde. Ohne sich von den Gefahren seines Unternehmens, die er keineswegs verkannte, abschrecken zu lassen, griff er darum das Uebel an der Wurzel an, und eröffnete seine Reformen mit einer Veränderung des Verhältnisses des Klerus zu der römischen Kurie. Um gleich von vorneherein allen denkenden Geistern über den eigentlichen Sinn seiner Staatsmaaßregeln Aufklärung zu geben, begann er sein wichtiges Werk mit der feierlichen Erklärung, daß in allen Religionssachen für den ganzen Umfang seiner Staaten Duldung als oberstes Gesetz beachtet werden

sollte. Nachdem durch diese bedeutende Maaßregel das künftige Verhältniß des Staates zu der päbstlichen Kurie schon ziemlich angedeutet war, ging Joseph sogleich zur Hauptsache über, und verordnete, daß fortan die römische Geistlichkeit von dem Pabste nicht mehr unbedingt abhängig sein, vielmehr in allen bloßen Disciplinar-Sachen und äußern Verwaltungs-Gegenständen dem Oberaufsichtsrecht des Staates unterworfen sein solle.

Es ward darum verordnet, daß keine Bulle des Pabstes ohne die landesherrliche Genehmigung verkündet oder vollstreckt werden dürfe, daß die geistlichen Indulgenzen in Zukunft von den Landes-Bischöfen und nicht unmittelbar von Rom eingeholt werden müßten, daß die Klöster in Oestreich der Oberaufsicht der Landes-Bischöfe untergeben, und weder in Hinsicht auf ihre Ordensgenerale, noch in andern Beziehungen unmittelbar von Rom abhängig sein sollen, und daß endlich in Oestreich kein fremder Bischof irgend ein Recht oder eine Gerichtsbarkeit ausüben dürfe, also auch diejenigen östreichischen Gebietstheile, welche bisher mit auswärtigen Territorien zu einem Bisthum vereinigt waren, davon abgetrennt und einen besondern Landes-Bischof erhalten, oder einem einheimischen Bisthum zugetheilt werden müßten.

Alle diese Verordnungen hingen genau unter einander zusammen, und hatten gleichen Sinn und Zweck; sie sollten nämlich verhindern, daß die Geistlichen fortan nicht mehr einen Staat im Staate bilden, sondern in allen Verwaltungs-Gegenständen, und überhaupt überall, wo es sich nicht um innere Glaubenssätze handle, der ordentlichen Landesregierung untergeordnet seien. Hierin lag die Erneuerung der Versuche, welche schon im Mittelalter von den Kaisern Heinrich V. bis Friedrich II. gegen die päbstliche Macht unternommen wurden. Wenn schon ein solches Auftreten Josephs II. allgemeines Aufsehen erregte, so ward das allgemeine Erstaunen noch größer, als der Kaiser seinen festen Entschluß erklärte, auch die kirchlichen Ceremonien von den eingeschlichenen Mißbräuchen zu befreien, die Religion überhaupt dem Volke näher zu bringen, und dieselbe wohlthätiger, sowie wirksamer zu machen.

Zu dem Ende gebot er, daß die Bibel in's Deutsche übersetzt, bei dem Gottesdienste deutsche Kirchenlieder eingeführt, alle unnöthigen Processionen und insbesondere auch Wallfahrten abgeschafft werden sollten. In Beziehung auf das Fasten und die ehelichen Angelegenheiten schärfte er die allgemeine Vorschrift, daß alle Indulgenzen nicht von Rom, sondern von den Landes-Bischöfen eingeholt werden müßten, noch besonders ein, und verordnete, daß auch die Dispensationen von Fasten- und Ehegeboten nur bei den einheimischen Bischöfen erbeten werden könnten.

Kaiser Joseph II. ergriff alle diese Reformen mit unsäglichem Feuer; er wollte sie daher nicht bloß überhaupt, sondern auch so schnell wie möglich durchgeführt sehen. Rastlos und voll brennenden Eifers ging

er nach Verkündung seiner verschiedenen Verordnungen zur Vollziehung derselben. Schon im Jahre 1781 erschien ein Ausschreiben, worin seine allgemeine Verordnung über die Duldung näher erläutert und im Einzelnen noch weiter ausgedehnt wurde, und gleich darauf begann die wirkliche Reform der Klöster. Zunächst wurden alle Mitglieder derselben, welche keine östreichischen Landeseingeborne waren oder das Indigenat nicht besaßen, aus Oestreich entfernt, und hierauf den Klöstern verboten, auch von Landeseingebornen binnen 12 Jahren keine Novizen mehr aufzunehmen. Alsdann ging es an die Verminderung der Zahl der Klöster selbst, indem da, wo sie besonders übermäßig waren, viele ganz aufgehoben wurden. Dieses Schicksal erfuhren insbesondere viele Bettelklöster, welche ohne eigenes Einkommen von der Leichtgläubigkeit der Menge lebten, und oft für das Volk sehr lästig und drückend waren. Joseph II. brachte auf diese Weise die Klostergeistlichen in seinen Staaten ungefähr auf die Hälfte ihrer früheren Anzahl herab, und doch gab es deren noch mehr, als 20,000, ein Beweis, daß die Reform des Kaisers keineswegs übertrieben genannt werden konnte.

Nachdem diese Schritte durchgesetzt waren, zeigte der Kaiser den ernsten Willen, auch seiner Verordnung über die Unzulässigkeit fremder bischöflicher Gerichtsbarkeit in Oestreich Gehorsam zu verschaffen. Mit dem Bisthum Passau war unter andern ein östreichischer Gebietstheil in Kirchensachen vereinigt; als nun der damalige Fürstbischof Leopold im Jahr 1783 verstarb, befahl Joseph II., daß der östreichische Länderstrich sofort von dem Bisthume Passau getrennt werde, und einen eigenen Bischof erhalte. Dieser Befehl wurde aller Protestationen des Passauer Domcapitels ungeachtet vollzogen, und eben so geschah es in Böhmen, wo ein Gebietstheil von dem Hochstift Regensburg, dessen bischöflicher Gerichtsbarkeit er bisher unterworfen war, abgetrennt wurde.

Es ist natürlich, daß alle diese Staatsmaaßregeln sowohl bei der römischen Kurie, als bei deren eifrigen Anhängern in Deutschland große Unzufriedenheit erweckten, und Versuche zum Widerstand hervorriefen. Zuerst trat der Erzbischof von Trier auf, indem er durch einen Brief den Kaiser über die vermeintlichen Eingriffe in die Rechte der Kirche Vorstellungen machte, und vor weiteren Steuerungen abmahnte. Ihm gesellte sich der Erzbischof Miggazi von Wien bei, welcher eine Vorstellung im ähnlichen Sinne überreichte. Joseph II. ging jedoch von zu festen Grundsätzen aus, um sich gleich durch die ersten Hindernisse von seinem großen Werke abschrecken zu lassen; die Schritte beider Würdeträger blieben daher ohne Erfolg.

Nun hielt es Pius VI., welcher damals den päbstlichen Stuhl einnahm, für nothwendig, in eigener Person auf eine Angelegenheit einzuwirken, welche für die römische Kurie beinahe eine Wendung zu nehmen schien, wie zu Zeiten der Reformation. Da aber bei der bekannten Ver-

sönlichkeit Josephs II. sogar von einfachen Vorstellungen des Kirchen-Oberhaupts selbst wenig Erfolg zu erwarten war, so suchte der Pabst dem Laufe der Dinge durch einen auffallenden Schritt eine andere Richtung zu geben. Pius VI. entschloß sich nämlich, den Kaiser persönlich in Wien zu besuchen, und ihn dort durch eine kluge Benützung aller Umstände auf andere Gedanken zu bringen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es leichter ist, in den Schranken gegen einen offenen Feind zu kämpfen, als den Bitten eines hochstehenden Gastes zu widerstehen; auch mußte die Ehrfurcht, welche die gläubige Bevölkerung dem Oberhaupte ihrer Kirche bei seiner Anwesenheit voraussichtlich darbringen werde, sowie die ganze Feierlichkeit seiner Erscheinung dem Kaiser manche Verlegenheit bereiten; offenbar war daher dem letztern der Schritt des Pabstes nichts weniger, als angenehm. Allein der Kaiser blieb gleichwohl fest, und die Reise des heiligen Vaters im Ganzen ohne Wirkung.

Nachdem der erste Sturm überwunden war, gewannen die neuen Einrichtungen Zeit, sich zu befestigen, befreundeten sich einem Theile der Bevölkerung allmälig durch Gewohnheit, und griffen auf diese Weise tiefere Wurzeln. Joseph II., welcher sich ein ungeheures Ziel mit vollem Bewußtsein vorgesetzt hatte, ging demselben nun noch näher, und unternahm auch die Reform des Staates. Gleichwie in der Kirche das Volk durch die allzugroße Abhängigkeit von den Priestern in seiner Entwicklung gehindert wurde, so litt es in bürgerlicher Beziehung vielfältig noch durch die Nachwirkung des grundherrlichen Verbandes aus der Urzeit, wodurch zum Theil einige Ueberbleibsel der Leibeigenschaft noch gesetzliche Kraft behalten hatten. Der Kaiser milderte nun in dieser Beziehung bedeutend, führte das Verhältniß der Unterthanen zu dem Grundherrn auf geregelte Rechtsgrundsätze zurück, ermäßigte Frohnden und Dienste, und entband vornehmlich die Cultur des Bodens von drückenden Fesseln. Alsdann warf er sich mit außerordentlichem Eifer auf die Reform der Gesetzgebung. Civil- und Criminalrecht, Proceß-Ordnung und Justiz-Verfassung überhaupt wurden gründlich revidirt, und großentheils erneuert, wobei stets der Grundsatz vorherrschend blieb, daß Gewährung des wirklichen Rechts der letzte Zweck der Gesetzgebung sei, und zugleich alle unnöthigen Weitläufigkeiten und Verzögerungen vermieden werden müßten.

Es ist natürlich, daß in einem so schwierigen Unternehmen, als die Grundreform einer ganzen Gesetzgebung ist, ein vollständiger Erfolg nicht so leicht erreicht werden kann, als der gutmeinende Eifer öfters sich vorstellt, auch die Zeit Josephs II. hatte noch keineswegs den Beruf einer bleibenden organischen Verbesserung der Gesetzgebung, viele seiner Versuche scheiterten also; indessen selten bleiben wohlwollende Absichten ohne alle guten Wirkungen, auch die Reformen des Kaisers in der Rechtspflege und der Landesverwaltung schafften daher in der That vieles Gute. Ja man sah sogar die wohlthätigen Folgen im Leben bald, die Industrie

hob ſich, es entſtanden Fabriken und Gewerbs-Unternehmungen, wo man ſolche vorher nicht für möglich gehalten hätte, der Handel wurde lebhafter, die Landwirthſchaft verſtändiger und nützlicher betrieben. In moraliſcher Beziehung äußerten ſich die Verbeſſerungen Joſephs II. vornehmlich bei den Schulen, welche nicht bloß vermehrt wurden, ſondern auch eine freiere Einrichtung erhielten. Vorzüglich wohlthätig wirkte aber der umſchaffende Gang des Kaiſers auf die Geſinnung des Volkes; denn durch ſeine ſtrengen Befehle gegen die Beamten wurde die übertriebene Furcht der Untergebenen vor ihren Vorgeſetzten ermäßiget. Mangel an Achtung des Volkes vor den Beamten und höheren Ständen oder rohe Gleichheit, iſt ebenfalls ein Unglück, und zwar ein noch größeres als das entgegengeſetzte Uebel; indeſſen abgöttiſche und ſclaviſche Unterwürfigkeit des Volkes gegen die höhern Stände kann ſich mit keinem civiliſirten Staate vertragen. Und dieſer Entartung, welche in Oeſtreich ſo ſehr eingewurzelt war, wurde durch Joſeph II. mächtig entgegengewirkt. Es war ſeine größte Lieblings-Neigung, ſich unerkannt unter das Volk zu miſchen und von der Amtsführung ſeiner Staatsdiener durch eigenen Augenſchein ſich zu unterrichten. Bald hier, bald dort erſchien er unerwartet, und wo er irgend ein widerrechtliches Verfahren entdeckte, ſtrafte er unnachſichtlich. Dadurch gewann das Volk Vertrauen zu der Gerechtigkeit, andrerſeits ſtimmte ſich ein zu herriſcher Ton der Beamten herab, und die Bevölkerung eignete ſich allmählig ein würdiges Selbſtgefühl an.

In dieſer Beziehung müſſen die wohlthätigen Folgen der Reformen Kaiſer Joſephs II. geſchichtlich ſehr hoch geſtellt werden, wenn ſeine Verbeſſerungen ſonſt nicht ſo weit gebracht wurden, als ihr Urheber es bezweckt hatte.

Deutſchland war ſchon durch das Staatsverfahren des großen Friedrichs an bedeutende Umwandlung der hergebrachten Ordnung der Dinge gewöhnt worden, ſowie die Richtung der Zeit durch die Bewegung der Geiſter in Literatur und Wiſſenſchaft überhaupt reformatoriſcher Natur war. Deſſenungeachtet machten die Verbeſſerungen Joſephs II. größeres Aufſehen, als man unter ſolchen Umſtänden hätte erwarten ſollen. Nicht bloß Diejenigen zeigten ſich unzufrieden, deren ſelbſtiſche Intereſſen oder eingewurzelte Vorurtheile durch die Neuerungen zum Wohle des Allgemeinen angegriffen worden waren, ſondern auch Diejenigen, welche den kühnen Kaiſer wegen des Ruhmes beneideten, den ihm ſeine großartigen Unternehmungen erwarben. In den öſterreichiſchen Erbſtaaten war der Widerſtand freilich viel unbedeutender, als man öfters anzunehmen ſcheint; denn der höher ſtehende Theil des Volkes ſah die Heilſamkeit der kaiſerlichen Maßregeln zu gut ein, und der andere Theil war durch Anſehen der landesherrlichen Gewalt zu ſehr an Gehorſam gewöhnt; ſelbſt die geiſtlichen Würdeträger in Oeſtreich hüteten ſich ſorgfältig, den Befehlen

ihres Landesherrn offen Trotz zu bieten. Allein Joseph II. wünschte auch in der Eigenschaft als deutscher Kaiser zu reformiren, und in dieser Beziehung stieß er bei jedem Schritt auf unbesiegliche Hindernisse.

Schon bei seinen beabsichtigten Reformen am Reichskammergericht hatte er den Versuch gemacht, den Einfluß des Kaisers zu erhöhen, indem er den Grundsatz geltend machen wollte, daß der Kaiser durch die Reichsverfassung ein für alle Mal zur Untersuchung des Kammergerichts berechtigt, wie verpflichtet sei, daher dazu keiner besondern Zustimmung der Reichsstände in jedem gegebenen Falle bedürfe, und auch die Visitation selbst nach Maaßgabe der allgemeinen Vorschriften zu Folge seiner Machtvollkommenheit einzurichten und zu leiten habe. Doch diesem Begehren widersprachen die Reichsstände sogleich entschieden, und das Mißtrauen, welche dasselbe in ihnen erweckte, war eine der Hauptursachen, daß die Reformversuche des Kaisers am Kammergerichte scheiterten.

Gleichen Widerstand erfuhr nun Joseph II., als er nach selbstständiger Uebernahme der Regierung seiner Erbstaaten den kaiserlichen Gesandten am Reichstage in Regensburg ein höheres Ansehen zu verschaffen suchte. Auch sein Wunsch, die Verhandlungen des Reichstages abzukürzen und bei Reichsschlüssen auf Stimmen nicht zu achten, die aus eigener Schuld oder bösem Willen sich ungebührlich verspäteten, wurde als ein Zeichen ausgelegt, daß er die deutsche Reichsverfassung umzustürzen gesonnen sei. Von nun an wurden alle seine Schritte in den Reichsangelegenheiten mit entschiedenem Mißtrauen bewacht, und bei jedem Versuch einer Aenderung ein großes Geräusch über Angriffe auf die deutsche Freiheit erregt.

So verursachte es unter andern eine lebhafte Gährung, als Joseph II. eine alte Uebung wieder hervorsuchte, und aus kaiserlicher Machtvollkommenheit sogenannte Panisbriefe (Brodbriefe) erließ, d. h. irgend einem geistlichen Stift den Auftrag gab, eine gewisse Person vom Laienstande auf Lebenszeit mit Wohnung, Kost und Kleidern zu versehen. Diese Art von Pfründe-Ertheilung war früher dem Kaiser nach altem Herkommen aus Ehrerbietung zuweilen zugestanden worden; allein man hatte die Sitte nur an manchen Orten, und nicht überall im Reiche beachtet. Da sie nun Joseph II. ganz vollkommen geltend machen wollte; so entstand ein allgemeiner Widerspruch. Es ist nicht zu läugnen, daß der Kaiser hiebei weiter ging, als strenges Gesetz oder die bisherige Rechtsübung erlauben wollte; allein da man oft bei weit wichtigern Angelegenheiten Gesetz und Recht noch weniger achtete, wenn es um Vermehrung der landesherrlichen Befugnisse auf Kosten der Reichsgewalt sich handelte, so zeigte sich schon, aus welchem Geiste der allgemeine Unwille hervorgegangen war. Noch mehr offenbarte sich dieß aber durch die Wichtigkeit, welche man einer so unbedeutenden Sache beilegte.

Mochte nun der Versuch mit den Panisbriefen nur eine Demonstration gewesen sein, um die Stimmung des Volkes wie der Großen über Erhöhung des kaiserlichen Ansehens zu erforschen, oder mochte derselbe auf andern Beweggründen beruhet haben, immerhin erfuhr Joseph II. bald darauf, durch die Einleitung eines wichtigern Entwurfes, mit welchen ernstlichen Schwierigkeiten jedes Unternehmen verbunden sei, das wesentlich zur Kräftigung der kaiserlichen Macht geeignet war. Jener Entwurf betraf abermals die Vereinigung Baierns mit Oestreich, und zwar dieses Mal in noch ausgedehnterer Art, als früher. Seine damaligen Staatspläne in Hinsicht Baierns hatte der Kaiser, wie wir gemeldet haben, wegen der Aengstlichkeit seiner Mutter und des Widerstandes Friedrichs II. nach einem ernsten Versuche wieder aufgeben müssen; allein die Sache hatte für ihn eine zu große Wichtigkeit, und die Persönlichkeit des bairischen Kurfürsten Karl Theodors schien seinen Absichten zu günstig zu sein, um diese nicht in einer andern Gestalt weiter zu verfolgen.

Joseph II. bot nämlich dem Kurfürsten von Baiern einen Ländertausch in der Art an, daß Karl Theodor Ober- und Niederbaiern, Neuburg, Sulzbach, die Oberpfalz und die Landgrafschaft Leuchtenberg an Oestreich abtrete, dafür aber die östreichischen Niederlande, mit Ausnahme Luxemburgs, erhalte.

Was den Kurfürsten selbst anbetraf, so war er einem solchen Plane nicht unbedingt abgeneigt, da er den Baiern niemals recht gewogen war, seine Einwilligung zu erhalten, schien also recht wohl möglich zu sein; dafür drohten desto ernstere Schwierigkeiten von Seite des Königs von Preußen. Es war zu erwarten, daß sich dieser dem beabsichtigten Ländertausch eben so gut widersetzen werde, als dem frühern Entwurfe des östreichischen Hauses in Betreff Baierns, und daß er wie damals eine Protestation des Herzogs von Zweibrücken veranlassen und als Schützer der Rechte desselben auftreten werde. Um nun dem Könige von Preußen einen solchen Vorwand seiner Einmischung bei Zeiten abzuschneiden, und überhaupt die günstigsten Aussichten für das Gelingen seines Planes sich zu verschaffen, beschloß der Kaiser, vor der weitern Verfolgung desselben nicht nur erst der Zustimmung von Rußland und Frankreich sich zu versichern, sondern mit Hülfe dieser beiden Kronen auch die Einwilligung des Herzogs von Zweibrücken auszuwirken.

Durch geschickte Unterhandlungen und insbesondere durch Anerbietungen von Hülfe gegen die Pforte brachte es Joseph II. wirklich dahin, daß die Kaiserin von Rußland auf seine Pläne einging, und durch ihren Gesandten dem Herzog von Zweibrücken zureden ließ, in den Austausch von Baiern nebst Zugehör gegen die östreichischen Niederlande einzuwilligen. Wider Erwarten lehnte der Herzog jedoch alle diese Anträge beharrlich ab, und gab noch überdieß dem König von Preußen genaue Nachricht davon.

Bisher hatte man die verschiedenen Unterhandlungen über eine so wichtige Angelegenheit sehr geheim gehalten; allein jetzt und zwar im Jahr 1785 wurden sie ruchbar, und verursachten eine große Aufregung. Zunächst äußerte die Bevölkerung von Baiern die ängstlichsten Besorgnisse, und bat ihren Kurfürsten auf verschiedenen Wegen um eine offene Erklärung über die einlaufenden Gerüchte. Karl Theodor ließ denselben nun offiziell widersprechen; indessen Niemand glaubte ihm, da die Gerüchte zu wahrscheinlich und wirklich auch gegründet waren. Die Aufregung der Baiern theilte sich nun auch vielen deutschen Reichsständen mit, man sprach von dem Uebergewicht, welches Oestreich durch den Eintausch von Baiern in Deutschland erlangen müsse, und von der Gefahr, in welche dadurch die Reichsverfassung und die deutsche Freiheit versetzt werde. Als das Geräusch immer größer wurde, suchte der Kaiser beschwichtigend dazwischen zu treten, indem er in verschiedenen diplomatischen Erklärungen erläuternd bemerkte, daß ja von keinen gewaltthätigen Mitteln, von keinem erzwungenen, sondern nur von einem freiwilligen, von dem gegenseitigen Interesse der Betheiligten gebotenen Ländertausche die Rede sei.

Doch auch diese offiziellen Erklärungen befriedigten die besorgten deutschen Fürsten keineswegs. Man behauptete nun, daß auch ein freiwilliger Tausch, und mit Zustimmung aller Betheiligten, nicht erlaubt sei, weil das innere Gleichgewicht Deutschlands dadurch zerstört werde. Zugleich wandte sich Friedrich II., der Mittelpunkt der Unzufriedenheit, an die Höfe von Paris und Petersburg, um diese von der Unterstützung der Pläne Oestreichs abzuziehen. Die russische Kaiserin erinnerte, wie Joseph II., daß man ja keinen Zwang beabsichtigt, vielmehr das Interesse aller Theile im Auge gehabt habe, auch Frankreich betheuerte seine guten Absichten; aber gerade diese Sprache vermehrte noch die Besorgnisse Friedrichs II. und bestimmte ihn, den Entwürfen des Kaisers hindernde Maßregeln entgegenzusetzen. Da er in dieser Sache nach den bisherigen Vorgängen weder Frankreich, noch Rußland trauen wollte, so verfiel er auf den Gedanken, die mächtigsten deutschen Fürsten zum Widerstand gegen den Kaiser zu vereinigen, oder einen Fürstenbund wider das Oberhaupt zu stiften. Nachdem er diesen Vorschlag zuerst den Kurfürsten von Hannover und Sachsen gemacht, und von beiden eine willfährige Antwort erhalten hatte, so wurden zur Ausführung der Sache selbst sofort Unterhandlungen eingeleitet.

Sobald der Kaiser von diesen Unterhandlungen Nachricht erhalten hatte, beeilte er sich, den wirklichen Abschluß eines Bündnisses zu verhindern, und zu dem Ende, wo möglich, das Mißtrauen der Fürsten zu beschwichtigen. In einem Rundschreiben erklärte er die Behauptung, daß er es auf den Umsturz der deutschen Reichsverfassung abgesehen habe, für eine Verläumdung, betheuerte vielmehr seine Anhänglichkeit an die Verfassung, so wie den festen Willen zu ihrer Aufrechterhaltung, und bot dann

den Fürsten selbst an, sich an ihn, den Kaiser, als ihr Oberhaupt, durch ein besonderes Bündniß näher anzuschließen. Zu gleicher Zeit gab das russische Kabinet, auf die Veranlassung des Kaisers, bei dem Reichstag in Regensburg die wiederholte Betheurung ab, daß es keinen Gedanken an eine Verletzung der deutschen Reichsverfassung gehegt habe. Das war den deutschen Fürsten genug; jenen Tausch wollten sie um keinen Preis zugeben, und da der Plan dazu nun offiziell zugestanden war, so gab dieß gerade einen Beweggrund ab, das von Preußen vorgeschlagene Bündniß wirklich abzuschließen. Solches geschah daher am 23. Juli 1785.

In diesem Bündniß verpflichteten sich der König von Preußen, der Kurfürst von Sachsen und der Kurfürst von Braunschweig (Hannover) die Reichsverfassung aufrecht zu erhalten, und alle Fürsten bei ihrem dermaligen Länderbesitz gegen ungeziemende Zumuthungen zu schützen. Die Mittel des Bundes sollten zunächst freilich nur friedlich und verfassungsmäßig sein, doch in Ermangelung eines günstigen Erfolgs wurden auch kräftigere Maßregeln, d. h. die Waffen in Aussicht gestellt. Nachdem der Bund von Preußen, Kursachsen und Kurbraunschweig förmlich unterzeichnet worden war, traten noch der Kurfürst von Mainz, der Landgraf von Hessen-Kassel, die Fürsten von Anhalt, die Herzöge von Braunschweig, Weimar, Gotha und Zweibrücken, so wie noch andere Stände hinzu. Deutschland war nun in zwei feindliche Feldlager gespalten, und es bedurfte vielleicht nur einiger Zufälle, um einen neuen Bürgerkrieg anzufachen.

Joseph II. hielt es indessen nicht für zeitgemäß, jetzt schon etwas Ernstliches gegen den Fürstenstand zu unternehmen, so vieles man mit Grund, vom Standpunkte des deutschen Staatsrechts aus, wider das geschlossene Sonderbündniß auch hätte vorbringen können. Er begnügte sich vielmehr, auf die Gefährlichkeit und Widerrechtlichkeit des Bundes aufmerksam zu machen, und ließ den Tauschplan mit Baiern vor der Hand auf sich beruhen.

Während die erzählten Ereignisse sich entwickelten, hatten mehrere deutsche Erzbischöfe beschlossen, die Verlegenheit, welche dem Pabste durch die Reformen Josephs II. bereitet wurde, dazu zu benützen, um der deutschen Kirche eine größere Selbstständigkeit zu verschaffen. Ihr Zweck bestand zu dem Ende darin, die päbstliche Macht durch Höherstellung der kirchlichen Versammlungen zu ermäßigen. Um denselben auszuführen, hielten die Erzbischöfe eine Zusammenkunft in Ems, und setzten dort die Punkte auf, worin das bisherige päbstliche Kirchenrecht abgeändert werden müsse. Hiernach erhielten ihre Anträge den Namen der Emser Punktation. Das Wesen derselben bestand in der Ausscheidung der falschen Dekretalen Isidors, worauf nach unserer frühern Darstellung die ungebührliche Macht der Päbste seit Gregor VII. gegründet worden war.

Obgleich dieser Schritt die Entwürfe Josephs II. begünstigen mußte,

so legte der Kaiser doch nur ein geringeres Gewicht darauf; er gab den Erzbischöfen zwar seinen Beifall zu erkennen, mischte sich aber sonst nicht weiter ein, da er durch seine staatliche Machtvollkommenheit mit den Reformen der Kirche weiter zu kommen glaubte, als auf dem Wege berathender Versammlungen der Geistlichen. Es blieb daher bei einer Prüfung der Emser Punktation durch eine Hofraths-Kommission, und da hiebei nichts herauskam, auch verschiedene weltliche Fürsten Schwierigkeiten erhoben, so ließ der Kaiser die Sache auf sich beruhen, und ging wieder eifrig an die Durchführung seiner eigenen Reformen.

Wir haben bemerkt, daß sich wider dieselben in seinen Erbstaaten nur ein geringer Widerstand erhob. Das war als Regel richtig, und nur in den Niederlanden ergab sich eine Ausnahme. Joseph II. hatte nach seinem Regierungsantritt die Niederlande selbst besucht, und sich über ihren Zustand persönlich in Kenntniß gesetzt. Was er aber dort sah, gereichte keineswegs zu seiner Zufriedenheit. Er fand das von Deutschland abgerissene Holland wohlhabend und gewerbsthätig, seinen Handel blühend, seine Häfen belebt, während die östreichischen Niederlande oder Belgien dürftig waren, und vornehmlich der vortreffliche Hafen von Antwerpen wie ausgestorben erschien. Die Ursache dieser auffallenden Verschiedenheit schrieb der Kaiser theils dem priesterlichen Obscurantismus in Belgien, theils der unbilligen Verkümmerung der Schelde-Schifffahrt durch die Holländer zu. Mit Recht beschloß er darum schon im Jahr 1784 die freie Schifffahrt auf der Schelde durchzusetzen; allein nicht bloß der französische Hof, der sonst getreue Bundesgenosse des Kaisers, sondern selbst der König Friedrich II. von Preußen stellte sich auf die Seite der Holländer, und Joseph II. wurde durch eine Reihe ungünstiger Umstände genöthigt, von der Durchsetzung seines gerechten Verlangens abzustehen.

Man hat den Kaiser wegen dieses Verfahrens fast allgemein bitter getadelt; allein in sehr unbilliger Weise. Wenn die Holländer für ihre empörende Anmaßung der Versperrung der Schelde auch den Buchstaben alter Verträge für sich hatten, so können solche ungerechte Bestimmungen, welche der unterliegende Theil nur in der Noth sich aufdringen lassen mußte, einem Volke doch nicht in alle Ewigkeit das Recht freier Entwicklung rauben. Joseph II. that daher wohl daran, für die Rechte fortschreitender Civilisation Achtung zu fordern, und auf die Abschaffung eines unerträglichen Monopols der holländischen Krämer zu dringen, wodurch die Belgier von dem Welthandel gänzlich ausgeschlossen wurden. Zu bedauern war es nur, daß dem Kaiser auch in dieser wohlmeinenden Absicht von allen Seiten Hindernisse in den Weg gelegt wurden, und daß er über diese mit Kraft nicht obsiegen wollte oder konnte.

Da Joseph II. auf solche Weise gehindert war, die eine Ursache des Verfalls der Niederlande zu beseitigen, so war er um so fester zur Ent-

fernung der andern, also zur Hinwegschaffung des Priester-Regiments und schwerfälliger Einrichtungen in der Staats-Verwaltung entschlossen. Doch auch in dieser Beziehung mußte er gerade in Belgien auf größere Hindernisse stoßen, als irgendwo, weil sowohl die kirchlichen Verhältnisse, als auch die herkömmlichen Staatseinrichtungen dort besonders eigenthümlich waren.

In Belgien hatte sich nämlich die mittelalterliche Verfassung der Landstände noch am meisten erhalten, vermöge welcher die Landesvertretung nach drei Ständen, dem Adel, der Geistlichkeit und den Städten, zusammengesetzt wurde. Zugleich bestand eine sehr weit ausgedehnte Selbstständigkeit der Gemeinden, so daß einzelne Bezirke eine ganz eigenthümliche Verfassung behaupteten. Waren schon diese Verhältnisse einer souveränen, starken Regierung von Oben, wie Joseph II. sie wollte, keineswegs zusagend, so kam noch der besondere Umstand hinzu, daß Belgien, bei seiner Entfernung von den östreichischen Hauptstaaten, niemals in einem so strengen, untergeordneten Verhältniß zu dem Landesherrn stand, als die andern Provinzen. Die östreichischen Niederlande bildeten vielmehr gewissermaßen einen Staat für sich, welcher bedeutende Vorrechte besaß, dem Kaiser als Landesherrn wohl huldigte, ihm auch zu gewissen Diensten und Leistungen verpflichtet war, dagegen eine eigene Regierung besaß, welche unter dem Vorsitz eines kaiserlichen Oberbeamten nur aus Landeseingebornen bestand. Diese Regierung sowohl, als die Landesjustizstellen, sollten von der östreichischen Central-Regierung und den Gerichtshöfen in Wien unabhängig sein. Insbesondere hatten die Niederländer das Recht, daß Jedermann nur nach den Landesgesetzen gerichtet, und Niemand an einen Gerichtshof in Oestreich abgeführt werden könne.

Außer dieser Eigenthümlichkeit war noch der Umstand wichtig, daß die belgische Bevölkerung in Kirchensachen streng orthodoxe Grundsätze hegte, und gegen alle Neuerungen Abneigung empfand. Unter diesen Verhältnissen gab die selbstständige Vertretung der Geistlichkeit auf den Landtagen derselben einen wichtigen Einfluß auf die Landesangelegenheiten, und überhaupt eine große Macht im Staate. Da nun die kirchlichen Reformen Josephs II. der orthodoxen Geistlichkeit in Belgien im höchsten Grade anstößig waren, so konnte ihre Durchführung nirgends schwieriger sein als dort. Der Kaiser, welcher an dem vertretenden Prinzip und der Langsamkeit berathender Versammlungen bei seiner Lebhaftigkeit wenig Gefallen fand, die staatliche Einrichtung der Niederlande noch überdieß für veraltet und unzweckmäßig hielt, wollte nun nicht bloß die Kirche, sondern auch den Staat reformiren. In letzterer Beziehung wollte er die Niederlande auf gleichen Fuß mit seinen übrigen Provinzen sehen. Schon bei dem Antritt der Regierung hatte er seine sämmtlichen Länder in Statthaltereien, und diese wieder in Kreise eingetheilt, welche

alle im Ganzen nach gleichen Grundsätzen verwaltet werden sollten. In Folge dieser Einrichtung ward im Jahr 1787 nun auch Belgien in neun Kreise getheilt, und einem jeden derselben ein kaiserlicher Kommissär vorgesetzt. Zugleich wurden die Verwaltungs- und Gerichtsstellen im reformatorischen Sinne Josephs II. neu gebildet und eine Menge alter Beamten abgesetzt.

Obgleich alle diese Veränderungen gut gemeint waren, und nur das wirkliche Wohl des Landes bezweckten, so trugen sie doch den Charakter einer absoluten Regierungsform an sich, während die hergebrachte belgische Verfassung streng konstitutionell war. Abgesehen also auch von dem Wesen, so erschien schon die Form der Aenderung allen Niederländern als ungesetzlich und gefährlich. Dazu kam noch, daß Joseph II. die Aufrechterhaltung aller Freiheiten, und überhaupt der gesammten Konstitution Belgiens bei dem Antritt der Regierung beschworen hatte. Die Reformation des Kaisers erschien daher auch als eine Verletzung fester Verträge, welche kürzlich erneuert worden waren. Da nun durch die Staatsveränderungen auch viele Beamte ihre einträglichen Stellen verloren, so leuchtet es ein, welche große Mißstimmung überhaupt gegen den Kaiser entstehen mochte.

Joseph II. wollte den Staat und die Kirche in den Niederlanden zu gleicher Zeit reformiren. Gab es nun auch aufgeklärte Männer, welche die beabsichtigten kirchlichen Reformen des Kaisers billigten, so waren diese doch durch die staatlichen Neuerungen beleidigt. Eine solche Stimmung gab natürlich der orthodoxen Geistlichkeit im Lande ein entschiedenes Uebergewicht, und da dieselbe ohnehin die untern Volksklassen ganz beherrschte, so kam es, daß Joseph II. in den Niederlanden Freisinnige und Orthodoxe, Adel, Geistlichkeit und Volk, kurz alles gegen sich hatte. Unter Verhältnissen der Art die tiefgreifenden Reformen des Kaisers durchzuführen, war natürlich eine überaus schwierige Sache.

Gleichwohl blieb Joseph II. unwiderruflich dazu entschlossen, und er wies auch die Vorstellungen der Stände und deren Berufungen auf die belgische Constitution als unstatthaft zurück. Nun ging die Abneigung der Belgier gegen die Neuerungen des Kaisers allmählig zur offenen Widersetzlichkeit über. Die Geistlichen, über die Aufhebung mehrerer Klöster, die Abstellung von öffentlichen Processionen und andere kirchliche Anordnungen entrüstet, fachten den Widerstand noch heftiger an, und so kam es, daß schon bei der Reorganisation der Universität Löwen, dem Hauptsitze der Orthodoxie, ein vorläufiger Aufstand ausbrach. Joseph II. hatte nämlich dort, wie in seinen übrigen Staaten, ein Seminarium errichtet, in welchem fortan die künftigen Geistlichen unter Aufsicht des Staates von freisinnigen Lehrern im aufgeklärten Sinn gebildet werden sollten. Obgleich viele Studenten angesehenen Familien des Landes, namentlich Ständemitgliedern, angehörten, so waren sie der freisinnigen

Maaßregel des Kaiſers dennoch abgeneigt, und erhoben wider dieſelbe am 6. December 1786 einen förmlichen Aufſtand. Dieſer wurde durch militäriſche Einſchreitung zwar ſogleich gedämpft; aber die Mißſtimmung im Lande erhielt ſich deſſenungeachtet, und drohte kurz nachher noch einen gewaltſamern und ernſtern Ausbruch zu nehmen.

Im Jahr 1787 war nämlich die bemerkte ſtaatliche Veränderung der Eintheilung Belgiens in Kreiſe und der Abſetzung vieler Beamten erfolgt. Nachdem hiedurch die allgemeine Erbitterung der Bevölkerung geſteigert worden war, begab es ſich, daß ein Kaufmann, Namens de Hont, wegen Beſtechungen in Lieferungs-Angelegenheiten in Unterſuchung genommen wurde. Joſeph II., welcher bei guten Abſichten zu wenig auf die Form achtete, glaubte zu bemerken, daß die niederländiſchen Gerichte den Angeſchuldigten begünſtigen, oder die Sache wenigſtens in die Länge ziehen wollten. Da er nun ein Beiſpiel zu geben entſchloſſen war, und deßhalb nach raſcher Juſtiz verlangte, ſo ließ er de Hont zur Unterſuchung nach Wien abführen. Hierin lag indeſſen eine ganz offene Verletzung der niederländiſchen Verfaſſung, welche der Kaiſer bei ſeinem Regierungsantritt feierlich beſtätiget hatte, und nunmehr beſchloſſen auch die Maſſen der Bürger, ihre bedrohten Rechte mit den Waffen zu vertheidigen. Die Städte rüſteten ganz offen, übergaben der Landes-Regierung eine Zuſammenſtellung der Beſchwerden des Volkes, und forderten in entſchiedener Haltung die Abſtellung derſelben.

Joſeph II. hatte damals eine Zuſammenkunft mit der ruſſiſchen Kaiſerin in Cherſon, die Botſchaft dieſer wichtigen Vorgänge gelangte in Wien daher nur an den Staatskanzler Fürſten Kaunitz, welcher ohne den ausdrücklichen Willen des Kaiſers nichts unternehmen wollte. In Brüſſel ſelbſt ſtand an der Spitze der Regierung die Schweſter Joſephs II. als deſſen Stellvertreterin. Dieſe gab nun auf das Anſtürmen der Stände vorläufig den Beſcheid, daß man bis zur Zurückkehr des Kaiſers von Cherſon gegen die Vorrechte oder ſogenannten Freiheiten der Belgier, der Inbegriff joyeuse entrée genannt wurde, nichts weiter unternehmen werde. Dadurch wurden natürlich die Niederländer in ihrem entſchloſſenen Widerſtand noch beträchtlich beſtärkt.

Nach der Zurückkunft des Kaiſers tadelte dieſer das ſchwache Benehmen der Regierung in Brüſſel entſchieden, und befahl, daß ſowohl die Statthalterin, als eine Deputation der niederländiſchen Stände zur nähern Unterſuchung der Beſchwerden und zur Herſtellung einer Verſtändigung ſich nach Wien begeben ſollen. Allein die Stände verweigerten den Gehorſam, und das Volk wollte ſogar die Abreiſe der Statthalterin mit Gewalt verhindern. Nun gab Joſeph II. einer Abtheilung ſeiner Armee Befehl, nach den Niederlanden aufzubrechen. Als jedoch inzwiſchen die geforderte Deputation der Stände in Wien wirklich ankam, wurde der Kaiſer wieder milder geſtimmt, und ſuchte die belgiſchen Abgeordneten

durch ruhige Belehrung und verständige Vorstellungen von seinen guten Absichten, also von der Heilsamkeit seiner beabsichtigten Reformen, zu überzeugen, und demnach auf friedlichem Wege ihren Widerstand zu überwinden. Doch so große Mühe er sich auch gab, so blieb doch alles vergeblich. Sei es nun, daß Joseph II. immer noch die geheime Hoffnung hegte, den Austausch der Niederlande gegen Baiern später durchzusetzen, oder daß ihn seine neuerliche Verbindung mit Rußland in einen Krieg gegen die Türken zu verwickeln drohte, oder daß er überhaupt Zeit zu gewinnen suchte, genug er nahm den Gedanken einer energischen Unterdrückung der belgischen Widersetzlichkeit nicht wieder auf, gab vielmehr der nach den Niederlanden bestimmten Armee bis auf ein Regiment Gegenbefehle, und machte endlich den niederländischen Ständen das Zugeständniß, daß vorläufig in seinen Reformen nicht weiter vorgeschritten werden, vielmehr alles auf dem Fuße bleiben soll, auf welchem es Anfangs April 1787 gestanden sei. Durch diese in Wien getroffene Uebereinkunft wurde der Streit des Kaisers mit den niederländischen Ständen für das erste beigelegt.

Zwanzigstes Hauptstück.

Friedrich II. und Joseph II. in ihren letzten Regierungs-Jahren. Geschichtliche Bedeutung dieser Monarchen.

(Vom Jahr 1763 bis 1790.)

Seit dem Abschlusse des Hubertsburger Friedens hatte sich Friedrich II. von Preußen die Aufgabe gesetzt, nicht nur die Wunden, welche der siebenjährige Krieg seinem Lande geschlagen hatte, wieder zu heilen, sondern auch die Wohlfahrt desselben überhaupt zu erhöhen. In Beziehung auf die geistigen Interessen war der Kaiser skeptischer Natur, oder es standen wenigstens Theorie und Praxis bei ihm in auffallendem Widerspruch. Der große König liebte die schöne Literatur und die höhere Bildung des Geistes überhaupt aufrichtig, er erklärte selbst, daß die bessere Lectüre sein liebster Genuß, die einzig-wahrhafte Erholung und Erheiterung sei; dessenungeachtet that er nur wenig für die Bürgerschulen, und verderbte dieselben sogar noch durch die systematische Anstellung seiner alten Soldaten. Er gehörte ferner der freisinnigen Richtung Voltaire's von ganzem Herzen an, allein dennoch fand er wenig Geschmack an der politischen Freiheit; er gefiel sich zwar darin, für einen Philosophen zu gelten, wer ihm aber empfohlen haben würde, seinen Staat philosophisch einzurichten, würde eine üble Antwort erhalten haben. Wenigstens schrieb er an Voltaire: „wenn man ein Volk am härtesten strafen wolle, müsse man es durch Philosophen regieren lassen.“ Daran hatte er freilich so Unrecht nicht, indessen auch in anderer Beziehung hielt er die Mitwirkung des Volkes an der Regierung für wenig anders, als einen Regensburger Reichstag, für eine Idee müßiger Köpfe, deren Ausführung, wo nicht unmöglich, doch praktisch dem Volke ohne allen Nutzen sei. Wir wollen in Rücksicht auf den Standpunkt seiner Zeit nicht einmal diese Meinung als irrig in Anspruch nehmen, sondern überhaupt

nur auf den seltsamen Widerspruch hindeuten, der offenbar zwischen den theoretischen Lieblingsmeinungen und dem praktischen Handeln des Königs bestand. Je gleichgültiger aber Friedrich II. gegen die politische Erziehung seines Alters war, desto mehr lag ihm der materielle Wohlstand desselben am Herzen. Diesen zu heben, ließ er vornehmlich nach dem Hubertsburger Frieden seine Sorge sein, und meisterhaft wußte er die Aufgabe nach dem damaligen Standpunkt der Zeit zu lösen.

Ueberzeugt, daß die Grundbedingung des Wohlbefindens seiner Unterthanen eine weise Sparsamkeit im Staatshaushalt sei, vermied er gewissenhaft jede unnöthige Ausgabe, und lebte, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, an seinem Hofe mit musterhafter Einfachheit. Dieselbe Sparsamkeit ging durch alle Zweige der Staatsverwaltung, und vorzüglich durch sie gelang es dem Könige, die Finanzen auch nach einem erschöpfenden Kriege bald wieder in geordneten Zustand zu bringen. Als die Kassen sich wieder zu füllen begannen, suchte Friedrich II. vor allem die Landwirthschaft empor zu heben. Unter den verschiedenen Mitteln, welche er zu diesem Zwecke anwendete, verdient vornehmlich eines das höchste Lob der Geschichte. Ein wesentliches Bedürfniß der Grundbesitzer besteht darin, daß sie die Kapitalien, welche als erste Hypothek auf den Gütern stehen, in Kündigungs- und Veränderungsfällen überhaupt zu mäßigen Zinsen und ohne Beiziehung von kostspieligen Unterhändlern mit Leichtigkeit aufnehmen können. Nicht immer kann der Käufer eines Gutes den vollen Kaufpreis sogleich bezahlen; auch Erbgüter müssen ferner durch die erforderlichen Hinausbezahlungen an Geschwister oder Miterben öfters auf einen Theil ihres Werthes verpfändet werden; häufig, ja in vielen Gegenden sogar meistens, liegen also auf Gütern hypothekarisch oder unterpfändlich versicherte Schuldkapitalien. Ist nun der Geldverkehr nicht organisch geregelt, so können bei Aufkündigungen solcher Kapitalien, wenn sie in die Zeit einer Krisis fallen oder auch sonst, die Gutsbesitzer ein Darlehen auch bei der besten Sicherheit nur schwer finden, und sind genöthiget, zu Wucherern ihre Zuflucht zu nehmen, oder wenigstens an Unterhändler für die Aufbringung des Geldes übermäßige Prämien (z. B. 1 oder 2 vom Hundert) zu bezahlen. Um ein so tiefgreifendes Uebel zu beseitigen, gründete Friedrich II. mit Hülfe eines Kapitales von 200,000 Thalern, das er beischoß, eine Creditanstalt für Grundbesitzer. Diese unterstützte die letzteren gegen hypothekarische Sicherheit mit Darlehen zu billigen Zinsen, und gab ihrerseits, unter Haftung der Hypotheken, Pfandbriefe in Umlauf. Da dieselben auf den Inhaber lauteten, die Zinsen pünktlich bezahlt wurden, und für das Kapital volle Sicherheit gegeben war, so fanden sie bald raschen Absatz, und die Creditanstalt konnte das eingenommene Geld wiederum auf Hypotheken ausleihen. Dadurch kam es, daß die Creditanstalt endlich bleibende Vermittlerin zwischen den Kapitalisten und den Schuldnern wurde; denn erstere konnten nicht

leicht Hypotheken von einem Gutsbesitzer bekommen, weil er die Kapitalien vortheilhafter von der Creditanstalt entlehnte; sie mußten daher die Pfandbriefe der Anstalt kaufen, und hierdurch wurden fortwährend die Darlehensmittel der letztern vermehrt. Diese einzige Unternehmung des großen Königs rettete viele Grundbesitzer vom Verderben, und half der Landwirthschaft bedeutend wieder auf, wie sie denn bis auf den heutigen Tag überhaupt wohlthätig fortwirkt.

Außerdem gab Friedrich II. den Rittergutsbesitzern in Pommern und Schlesien zur Widerherstellung ihrer Landwirthschaft Kapitalien von mehr als einer Million Thaler, welche er ihnen theils schenkte, theils nur zu ein oder höchstens zwei vom hundert verzinslich verlieh, und im letztern Falle noch mit dem Vortheil überließ, daß die Kapitalien nicht gekündigt werden konnten. Durch alle diese Mittel wurden verheerte und herabgekommene Güter bald wieder in guten Stand gesetzt. Es ist freilich richtig, daß die bemerkten Wohlthaten fast ausschließend, oder doch wenigstens vorzugsweise, den adeligen Gutsbesitzern zuflossen; allein dieselben waren auch der wichtigste Stand im Staate, und mußten vornehmlich berücksichtigt werden. Zudem wurden auch die Fabriken von dem König bedeutend unterstützt, und überhaupt so vielfältige Ermunterungen für Landwirthschaft und Industrie ertheilt, daß der Wohlstand allmählig zurückkehrte.

Neben diesen wohlthätigen Einwirkungen lag dem König hauptsächlich eine gründliche Verbesserung der Rechtspflege am Herzen. Er kannte die Weitschweifigkeit der Processe aus eigener Erfahrung, und wollte hier um jeden Preis durchgreifen. Seine militärischen Gewohnheiten führten ihn hiebei oft zu weit, indem er aus Unbekanntschaft mit der Rechtswissenschaft den Richtern Unbilliges zumuthete; doch durch die Standhaftigkeit ehrenwerther Richter wurde er bald wieder auf bessere Wege geleitet, und durch die Fähigkeit berühmter Rechtsgelehrter endlich auch in Stand gesetzt, eine neue umfassende Gesetzgebung einzuleiten. Durch dieselbe wurde die Herrschaft des römischen Rechts vereinfacht und überhaupt einer künftigen organischen und nationalen Gesetzgebung Deutschlands wesentlich vorgearbeitet.

Unendlich wohlthätig wirkte der große König durch alle diese weisen Staats-Maaßregeln auf die Beförderung der Civilisation, desto bedauerlicher ist es, daß er sich in anderer Beziehung wieder zu Einrichtungen hinreißen ließ, welche das Volk unsäglich bedrückten, und von jedem andern, als dem klaren Friedrich II., hätten erwartet werden sollen. In Frankreich war nämlich die Erhebung der Steuern in den Händen von Pächtern, und diese ersannen die gewaltthätigsten Mittel, um dem Volke Geld abzupressen. Friedrich II. kam nun unbegreiflicher Weise auf den Gedanken, einen Theil des Steuerwesens auf ähnliche Art einzurichten. Er führte zwar das System der Generalpächter nicht ein,

bildete eben zur Erhebung indirekter Abgaben eine sogenannte Regie oder General-, Zoll- und Accise-Administration, deren Leitung er mit großer Machtvollkommenheit vier Franzosen übergab. Die französische Art der Steuererhebung ward zum Theil auch in Preußen eingeführt. Man erklärte gewisse Bedürfnisse, wie Salz, Kaffee und Tabak, für königliche Monopole, verbot Jedermann außer der Regie z. B. den Verkauf von gebranntem Kaffee, und spionierte alsdann mit Hülfe eines Heeres ausgelernter Werkzeuge selbst im Innern der Häuser nach verbotenen oder geschmuggelten Artikeln. Da sich die Zollspäher zur Entdeckung von Defraudationen der gehässigsten Mittel bedienten, und die Strafen der Zollübertretungen überaus streng waren, für den unerlaubten Verkauf von gebranntem Kaffee sogar mehrjährige Festungsstrafe, so entstand eine unsägliche Bedrückung der mittlern und untern Volksklassen, gegen welche das unglückliche System vorzüglich gerichtet war.

Friedrich II. hatte in Beziehung auf den Handel nicht die aufgeklärtesten Grundsätze, und huldigte besonders stark dem Vorurtheil, den Verbrauch inländischer Erzeugnisse durch gewaltthätige Mittel zu erzwingen. „Damit das Geld nicht aus dem Lande gehe," beengte er den Verkehr auf tödtliche Weise, und brachte es dahin, daß die Fuhrleute am Ende den größten Umweg nicht scheuten, um nur das preußische Gebiet nicht zu berühren. Auch sein Monopol-System hatte neben der finanziellen Seite vorzüglich den Zweck, daß das Geld nicht aus dem Lande gehe; selbst diese Einrichtung mit allen Folgen des fiskalischen Reisewesens beruhte also im Grunde auf guten Absichten des Königs, allein er irrte hierin gewaltig, und solcher Irrthum wirkte fast ebenso verderblich, als übler Vorsatz.

In der Politik beschränkte sich Friedrich II. seit dem Hubertsburger Frieden im Wesentlichen darauf, dasjenige zu bewahren, was er durch seine Größe im Felde erworben hatte. An neue Erwerbungen in Deutschland selbst dachte er nicht mehr, desto eifriger wachte er darüber, daß Oestreich seinem Beispiel der Vergrößerung nicht folgen, ja nicht einmal für seine Verluste an Preußen durch neue Erwerbungen in Deutschland sich entschädigen könne. Daher kam es, daß er sich jedem Plane Josephs II. widersetzte, welcher im Interesse der Reichsgewalt oder der Einheit Deutschlands die Vermehrung der Macht oder des Einflusses Oestreichs zum Zwecke hatte. Die Machtverhältnisse Deutschlands waren durch die Vergrößerung Preußens unter Friedrich dem Großen gänzlich verrückt. Vorher behauptete das Haus Habsburg immer noch ein Uebergewicht, und es hätte einem fähigen Kaiser aus diesem Hause unter günstigen Umständen eher noch gelingen können, die Einheit der Nation zu retten. Jetzt war hingegen Preußen der östreichischen Dynastie an Macht fast gleich, und durch seine Stellung schon der Selbsterhaltung wegen auf die Ueberwachung Oestreichs angewiesen. Die Rückkehr zur Natio-

nalseinheit setzte daher einen verzweifelten Kampf zwischen den beiden Hauptmächten voraus, an dem natürlich fremde Mächte in entgegengesetzter Richtung Theil genommen haben würden. Da ein solcher stets gefährlich blieb, das Volk hingegen zu einem allgemeinen Nationalgefühl noch nicht erstarkt war, bei innern Krämpfen vielmehr einen preußischen, östreichischen oder andern Provincial-Patriotismus bethätigte, so war das deutsche Reich in der That nur noch ein Name. Wie die Geschichte Josephs II. erwiesen hat, konnte darum ein Kaiser in Beziehung auf das Reich nichts Ersprießliches mehr unternehmen. In seinen Erbstaaten mochte er reformiren, und dabei auch den Beifall eines großen Monarchen, wie Friedrich II., genießen; sobald er dagegen die Verbesserungen grundsätzlich auf das ganze Reich ausdehnen, und zu dem Ende vor allem das kaiserliche Ansehen erhöhen wollte, so traf er mit dem preußischen Interesse feindlich zusammen, und stieß nun auf unbesiegliche Hindernisse. So kam es, daß sogar ein weiser König, wie Friedrich II. welcher selbst die Reformen in seinem Lande liebte, sich ihnen doch widersetzen mußte, wenn der Kaiser dieselben Principien auf das Reich anwenden wollte. Die organische Einheit Deutschlands war demnach entschieden verloren, und zugleich die Hoffnung ihrer künftigen Wiederherstellung beträchtlich verringert.

In Deutschland selbst enthielt sich also Friedrich II. seit der Erwerbung Schlesiens mit vieler Mäßigung unmittelbarer Eroberungen; dafür war er aber außerhalb des Reichs einer Vergrößerung nichts weniger als abgeneigt, sondern begünstigte durch seinen großen Einfluß vielmehr einen Plan, welcher seitdem unwiderruflich der Verurtheilung der Geschichte verfallen ist. Das Nachbarland Polen war nämlich durch innere Faction zerrüttet, und in Folge einer schwachen Regierung dem Abgrunde des Verderbens zugeführt. Rußland, seine Vergrößerungs-Entwürfe beharrlich und ohne Scheu vor den Mitteln verfolgend, beschloß das Elend Polens zu seiner ersehnten Ausdehnung nach Westen zu benützen, und mischte sich begierig in die innern Krämpfe des unglücklichen Landes, bis endlich gegen das Jahr 1770 der Gedanke einer Theilung Polens unter Oestreich, Preußen und Rußland auftauchte.

Es ist bestritten und zweifelhaft, welche Macht einen solchen Plan zuerst anregte, doch nur desto gewisser, daß derselbe weder von dem großen Friedrich, noch von dem gütigen Joseph II. zurückgewiesen wurde, beide Monarchen vielmehr thätigen Antheil daran nahmen. Dem Erstern lag es daran, zwischen seinem Königreich Preußen und seinen andern Ländern einen Zusammenhang herzustellen, und also die dazwischen liegenden polnischen Gebietstheile sich zuzueignen; dem Andern war leider eine Vergrößerung auf Kosten der Polen auch nicht gleichgültig, und so kam der beklagenswerthe Plan einer Theilung Polens unter Rußland, Oestreich und Preußen seit 1770 wirklich zur Verhandlung. Maria The-

rosia, die Mutter Josephs, erwarb sich hiebei die schöne geschichtliche Auszeichnung, daß sie von einem solchen Entwurfe aufrichtig betroffen wurde, wegen seiner offenbaren Ungerechtigkeit beinahe darüber sich entsetzte, und nur mit dem größten Widerstreben seine wirkliche Ausführung zugeben wollte. Allein ihr rühmlicher Widerstand ward überwunden, und am 5. August 1772 über die Vertheilung des Drittels von Polen unter Oestreich, Preußen und Rußland der schließliche Vertrag unterzeichnet. Oestreich erhielt 1500, Preußen 700 und Rußland 2000 Quadratmeilen. Friedrich II. vermochte das Gehässige eines solchen Schrittes sich selbst nicht zu verhehlen, er fühlte immer eine gewisse Beschämung hierüber, und vertheidigte sich nur schwach gegen die vertraulichen Vorwürfe Voltaire's. Er gab zwar vor, daß die Theilung Polens das einzige Mittel gewesen sei, einen allgemeinen Krieg zu verhüten; allein er gestand auch, daß er gegen eine Gelegenheit zur Abrundung seines Gebietes nicht gleichgültig hätte sein können. Das war der wahre Beweggrund; der Vergrößerungssucht fiel Polen zum Opfer.

Nach diesem Ereigniß beschäftigte den König von Preußen in diplomatischer Beziehung vorzüglich der Widerstand gegen die Entwürfe Josephs II. auf Baiern. Der Abschluß des Fürstenbundes im Jahr 1785 war seine letzte bedeutende Maßregel; ein Jahr darauf und zwar am 17. August 1786 verstarb er.

Joseph II. hatte sich bei dem Tode seines großen Nebenbuhlers mit Rußland bereits besser befreundet, und auch am französischen Hofe mit Hülfe seiner Schwester, Maria Antoinette, fortwährend beträchtlichen Einfluß, allein auch jetzt noch erlaubten ihm die Umstände keine Grundreform, die sich auf das Reich selbst, also auf ganz Deutschland bezogen hätte. Er verfolgte daher nur als Landesherr seine Verbesserungen, und selbst in dieser Hinsicht wurden ihm seit dem Jahr 1787 in den Niederlanden Schwierigkeiten in den Weg gelegt, welche sein Herz mit Bitterkeit erfüllten. Durch die Wiener Uebereinkunft zwischen ihm und seinen belgischen Ständen von jenem Jahre wurde der Frieden äußerlich zwar erhalten, da indessen der Kaiser nur die staatlichen Reformen in den Niederlanden verschieben, hingegen die kirchlichen schlechterdings durchsetzen wollte, so wurde der Hader bald wieder angefacht, und kam endlich im Jahr 1789 zum offenen gewaltsamen Ausbruch.

Erbittert über die fortwährende Widersetzlichkeit der Niederländer gegen sein Seminarium in Löwen und über Versuche der Steuerverweigerung, hob Joseph II. die belgische Verfassung durch eine Verordnung vom 18. Juni 1789 endlich ganz auf. Nun eilten die Niederländer fast einmüthig zu den Waffen, und erklärten Brabant für unabhängig. Der östreichische General Schröter griff die Insurgenten bei Turnhout an, ward aber zurückgedrängt. Der Kaiser wollte nun einlenken; er widerrief die Verordnung vom 18. Juni 1789, hob das Seminarium in

Löwen auf, und versprach völlige Verzeihung des Aufstandes; allein man hörte ihn nicht mehr. Seine Regierung in Brüssel mußte sich vielmehr vor dem täglich wachsenden Aufruhr flüchten, und nachdem dieß geschehen war, erhoben die Niederländer ihre Unabhängigkeits-Erklärung zu einer förmlichen Abtrennung ihrer Provinz von Oestreich. Joseph II. hatte im Jahr 1788 der Türkei den Krieg erklärt und dem Feldzug gegen dieselbe persönlich beigewohnt; erschöpft von den Beschwerden des Kriegs, und niedergedrückt von mannigfachen Regierungs-Sorgen kehrte er kränklich nach Wien zurück. Als nun vollends der niederländische Aufruhr im Jahr 1789 ausbrach, so vermehrte die Gemüths-Aufregung die Krankheit, und schon am 20. Februar 1790 sank der Kaiser im 49sten Lebensjahr in's Grab.

So verließen denn die beiden großen Monarchen bald nacheinander den Schauplatz ihrer Thaten!

Wenn Männer, wie Friedrich II. und Joseph II., an sich schon kaum in einem Jahrhundert ein Mal auftreten, so war es bedeutungsvoll, daß sie zugleich auf dem Throne erschienen, und zwar der eine als der Kaiser und der andere als der mächtigste Reichsfürst Deutschlands. Wäre die Verfassung noch so gewesen, wie sie unter den Saliern und Hohenstaufen sich erwieß, so konnten beide neben einander einen großen Beruf erfüllen; nach dem aber, was die Verfassung jetzt war, mußten ihre Entwürfe entweder einen andern Gegenstand suchen, als das Interesse eines einheitlichen Deutschlands, oder sich feindlich durchkreuzen. Friedrich II. hat es sich nie zur Aufgabe gemacht, für die Wiederherstellung der Reichseinheit zu wirken; er betrachtete und fühlte sich nur als das Haupt eines jungen aufstrebenden Königshauses, und suchte das seinige beizutragen, um die Macht seines Hauses zu vergrößern. Nach der Erreichung dieses Zweckes hätte er freilich seine Erfolge dazu benützen können, um Deutschland mit Hülfe der öffentlichen Meinung der gesammten Nation zu vereinigen; allein Ideen der Art lebten damals unter dem Volke gar nicht, und selbst Friedrich II. würde bei seiner vorsichtigen und skeptischen Natur einen solchen Gedanken für ausschweifend und lächerlich erklärt haben. So konnte er denn nichts anderes, als ein streng preußisches Interesse verfolgen. Verbesserungen im Innern des Staatslebens liebte und förderte der große König allerdings, doch keineswegs wegen seines Glaubens an eine höhere Zukunft der Völker, welchen er ebenfalls für ein Hirngespinnst erklärte, nicht also aus einer idealen Richtung, sondern in Folge seines Ordnungssinnes und klaren berechnenden Verstandes. Durchaus entgegengesetzt verhielt es sich aber in allen diesen Beziehungen von Seiten der Persönlichkeit und Stellung des Kaisers.

Joseph II. stand als Haupt des Hauses Habsburg, dessen Interesse mit jenem Deutschlands selbst historisch ganz identisch zu sein schien, der

Idee der deutschen Nationaleinheit ungleich näher. Dabei gehörte er entschieden der idealen Richtung an, und umfaßte die Verbesserung seines Landes nicht als kalter Staatsmann, sondern als glühender Menschenfreund. Er glaubte an eine höhere Bestimmung der Völker, und war deßhalb weit mehr der Repräsentant seiner Zeit, als Friedrich der Große. Wäre Joseph II. im Reformations-Zeitalter an der Stelle Karls V. Kaiser gewesen, so würde er sich mit Freuden an die Spitze der strebenden Partei in Staat und Kirche gestellt haben. Freund der Volksherrschaft (Demokratie) war er freilich nicht, allein zur Zeit, wo Sickingen und Hutten ihre politisch-reformatorischen Pläne dem Kaiser mittheilten, handelte es sich nicht um Demokratie, sondern um die Beschränkung der Macht der Fürsten zum Vortheil einer starken Reichsgewalt des Kaisers. Einen solchen Entwurf würde Joseph II. mit allem Nachdruck unterstützt, er würde überhaupt das Reich und die Kirche nach den Ideen der Zeit von Oben reformirt haben.

Die Zeit, in welcher Joseph II. lebte, war nun von jener der Reformation zwar noch sehr verschieden, hatte indessen doch schon einige Aehnlichkeit mit ihr. Wie dort war eine große Regsamkeit der Geister eingetreten, wie dort das Bedürfniß höherer Zustände fühlbar und das Ringen des Neuen mit dem Alten bemerkbar geworden. Der Kaiser gehörte nach seiner Natur dieser Richtung aus innerster Seele an, er fühlte den Beruf und die Fähigkeit in sich, dieselbe siegreich durchzuführen, und stürzte sich darum mit Begeisterung in die tiefgreifenden Reformen. Seine Stellung war indessen hiebei sehr eigenthümlich, und leider auch sehr ungünstig. Was sich in der Nation geistig regte, war erst noch das Eigenthum der höher stehenden Männer, dem Volke selbst hatte es sich noch nicht mitgetheilt. Eine Partei, welche mit wirklich öffentlichem Einflusse besonnene Staatsreformen auf dem Wege der historischen Entwicklung, wie einst Sickingen und Hutten, wollte, gab es nicht; der Kaiser konnte daher bei seinen Entwürfen nur auf seine Staatsmacht rechnen. In Beziehung auf die kirchlichen und die östreichischen Landesreformen mochte diese im Ganzen genügen, allein etwas anderes war es in Beziehung auf gründliche Umgestaltung der Reichsverhältnisse, denn hier mußte er feindlich auf Friedrich den Großen stoßen. Dieser war nicht nur ein mächtiger König, mächtig durch sein Genie, als Feldherr und Staatsmann, und unterstützt von einer wohlgeordneten Hausmacht, sondern er hatte auch durch seine Thaten das Nationalgefühl gewonnen, und bedeutende Popularität erworben. Bei einem ernstlichen Kampfe zwischen Joseph II. und Friedrich II. würde dem Volke die Wahl schwer geworden sein, auf welche Seite es sich stellen soll, es würde sich getheilt haben. Vor dem Frieden von Teschen hätten indessen selbst diese Rücksichten den Kaiser wohl schwerlich vom entscheidenden Handeln abgehalten; er war zu kühn und für seine großartigen Pläne zu sehr begeistert; er hätte

selbst dem großen Friedrich gegenüber zuverlässig Alles an Alles gewagt. Indessen er war noch nicht selbstständiger Regent in Oestreich, und seine Mutter lähmte seine Thätigkeit. Als er im Jahre 1780 die Landes-Regierung endlich allein antrat, so war die beste Zeit verloren, der Stand der Dinge verändert und der erste, kühne Thatendrang abgekühlt.

Die Veränderung der Reichsverhältnisse, der vorbereitende Uebergang zur Nationaleinheit durch das Uebergewicht des Hauses Habsburg unterblieb denn, und insoferne, aber auch nur insoferne kann man sagen, daß die Pläne Josephs II. scheiterten. Was dagegen die Meinung betrifft, daß die Reformen des Kaisers auch in seinen Erbstaaten ohne wesentlichen Erfolg geblieben seien, weil er zu vieles unternommen habe und das Wichtigste unmittelbar thun wollte, so wird sie von den Thatsachen selbst widerlegt. Freilich bürdete der Kaiser sich selbst die ganze Last der Geschäfte auf, dessenungeachtet war die Staatsverwaltung in Oestreich niemals rascher, als unter ihm, selten der Bittsteller und Rechtsuchende jeder Art pünktlicher mit Entschließung versehen. Seine umfassenden neuen Einrichtungen fanden allerdings vielen Widerspruch; allein dennoch schlugen sie, mit Ausnahme der Niederlande, in Oestreich bleibend Wurzeln. Nichts beweist dieß schlagender, als der Umstand, daß sie in ihren wohlthätigen Folgen niemals ganz verwischt werden konnten, obgleich die Wirksamkeit Josephs II. so kurz war, und sein Staatssystem von seinen Nachfolgern so bald wieder verlassen wurde. Wer in Oestreich dem Stand der Dinge auf den Grund sieht, stößt heute noch auf die Fußstapfen des größten Kaisers, welchen das Haus Habsburg hervorbrachte, des menschenfreundlichen Josephs II., und Vieles würde sich dort anders verhalten, wenn Er nicht vorangegangen wäre. Es ist bei entscheidenden Fortschritten auf der Bahn der Aufklärung und Völkerbildung nicht nothwendig, daß gerade alles erreicht werde, was ihre Urheber angestrebt haben; genug wenn das Wesen durchdringt und die Anregung zu weiteren Leistungen in der Zukunft zurückläßt. Schon die historische Erinnerung an Joseph II. wirkt daher in Oestreich als ein Segen, und wird früher oder später in hochstehenden Männern das Verlangen zur Nacheiferung erwecken.

Für die politische Freiheit that Joseph II. weniger; er war kein Freund berathender Versammlungen, und hegte insbesondere gegen die radikalen Theorien der französischen Philosophen offenbaren Widerwillen, weil er glaubte, daß das Wohl der Völker nur durch das Genie und die Kraft wohlwollender Herrscher wirklich gefördert werden könne. Man darf jedoch nicht übersehen, daß die konstitutionelle Regierungsform durch die abgelebten Reichs- und Landtage jener Zeit in den Augen kräftiger Männer abschätzig geworden war, und keine Lust erzeugte, bessere Zustände auf einem solchen Wege anzustreben.

Fassen wir nun alles zusammen, so finden wir Joseph II. als den

Repräsentanten einer werdenden Zeit, als den Ausdruck einer Periode, wo die schöpferische Kraft der Nation nach allen Richtungen wieder erwacht war, doch in dem Losringen von dem Alten ihr Ziel noch nicht vollständig gesichtet hat, daher in Vielem fehlgreift, äußerlich noch nicht zu völliger Gestaltung gelangt; allein dennoch die Bürgschaft gewährt, daß das organische Leben der Deutschen noch nicht abgeschlossen, sondern zu einer neuen, noch höhern staatlichen Blüthe für die Zukunft berufen sei. Mit wirklicher Genugthuung verweilt darum der Blick der Geschichte auf jener bedeutungsvollen Zeit und ihrem vorzüglichsten Träger, dem edlen und menschenfreundlichen Kaiser Joseph II.

Ein und zwanzigstes Hauptstück.

Die französische Staatsumwälzung und ihre ersten Einflüsse auf Deutschland.

(Vom Jahr 1789 bis 1792.)

Seit dem Jahr 1750 waren vielfache, innerlich zusammenhängende Erscheinungen hervorgetreten, welche sowohl in Frankreich als in Deutschland erwiesen, daß der Geist der Völker in einer Umwandlung begriffen sei, die früh oder spät die Staatszustände selbst nothwendig angreifen müsse. In Deutschland nahm die fortschreitende Bewegung einen geordneten Gang, weil eines Theils die Forschung durch ihre Tiefe und den sittlichen Ernst der Nation vor Leichtfertigkeit oder Frivolität bewahrt wurde, und andern Theils zwei große Monarchen, Friedrich II. und Joseph II., nicht nur die freisinnige Richtung begünstigten, sondern auch aus eigenem Antrieb von Oben herab Reformen im Staate ausführten. Wesentlich anders war es jedoch in Frankreich; obgleich dort die Lehren Voltaire's, Rousseau's und der Encyklopädisten die gesammte Bevölkerung, mit Einschluß des Adels, durchdrangen, obgleich die Wirkung dieser mit Begeisterung verbreiteten Lehren, welche auf eine gänzliche Umänderung der Kirche wie des Staates hinarbeiteten, ganz ungeheuer war, nahm der königliche Hof, außer fruchtlosen Bücherverboten, von dem innern Umschwung der Nation gleichwohl gar keine Kenntniß, und ging ruhig den Weg der Mißbräuche weiter. Schon diese vornehme Gleichgültigkeit gegen den Geist der Zeit und die Macht der Ideen war für die französische Regierung in hohem Grade gefährlich; allein sie wurde es noch mehr durch den Zustand, in welchem Frankreich damals sich befand. Die Mißbräuche in der Staatsverwaltung lagen durch die Thätigkeit der Presse nunmehr offen vor Jedermanns Augen, und eben deßwegen beruhigte sich das Volk nicht mehr dabei, wie es so lange geschah,

sondern man forderte allmählig Abhülfe. Dazu kam noch der wichtige Umstand, daß die Finanzen des Staates in einer ganz verzweifelten Lage waren, ja daß selbst die Leiter derselben das Geständniß ablegten, die nothwendigen Ausgaben mit den Einnahmen nicht mehr decken zu können. Während nun die Staatsmänner nach Mitteln suchten, die Finanzen zu verbessern oder vielmehr den Staatsbankerott zu verhüten, forderte der denkende Theil des Volkes fortwährend Abstellung der Mißbräuche in der Staatsverwaltung. Endlich fanden beide Verhältnisse einen Berührungspunkt, indem sogar Minister erklärten, daß ohne eine wesentliche Veränderung der Staatszustände selbst den gänzlich zerrütteten Finanzen nie mehr aufzuhelfen sei.

Friedrich II. von Preußen hatte in seiner Weisheit und Staatserfahrung vorausgesehen, daß der französische Thron ohne Wiederherstellung der finanziellen Ordnung den größten Gefahren ausgesetzt sei; allein seine Rathschläge der Sparsamkeit kamen theils zu spät, theils konnten sie an einem Hofe kein Gehör finden, wo der eigene Minister Ludwigs XVI., der erleuchtete und menschenfreundliche Turgot, mit ähnlichen Ermahnungen nicht durchzudringen vermocht hatte. Unaufhaltsam gingen also die Zustände Frankreichs einer Katastrophe entgegen, und ein Ereigniß beschleunigte dieselbe noch bedeutend. Die englischen Kolonien in Nordamerika, seit 1767 mit dem Mutterlande in heftigem Streit begriffen, hatten sich endlich für unabhängig erklärt und die republikanische Regierungsform angenommen, und in dem Kriege, welcher hierüber entstand, war Frankreich, aus Eifersucht auf die englische Macht, für die Kolonien als Bundesgenosse aufgetreten. Diese Einmischung Frankreichs in den amerikanisch-englischen Krieg wirkte nach einer doppelten Richtung auf die französischen Zustände selbst zurück, indem eines Theils durch die Erscheinung nordamerikanischer Staatsmänner in Frankreich, welche von dem Volke als die Repräsentanten der Freiheit begrüßt wurden, so wie später durch die Rückkehr der Franzosen, welche in Nordamerika für die Freiheit gefochten hatten und mit Begeisterung für sie sprachen, die freisinnigen Ideen einen neuen, lebhaften Aufschwung erhielten. Die Geldnoth zwang nun den Hof Ludwigs XVI., die Verwaltung der Finanzen dem Banquier Necker, einem Manne von bürgerlichen Gewohnheiten und liberalen Gesinnungen, anzuvertrauen; als aber auch Necker, der ebenfalls Ersparungen und zugleich Besteuerung des Adels verlangte, wegen Veröffentlichung einer Schrift über die Lage der Finanzen (compte rendu) im Jahre 1781 seine Entlassung erhielt, ward die Mißstimmung im Volke beträchtlich vermehrt. Diese stieg noch, als Necker im Jahre 1784 ein noch umfassenderes Werk über den Zustand der Finanzen (traité de l'administration des finances) in einer ungeheuern Masse von Exemplaren verbreitete.

Inmitten der allgemeinen Gährung, welche nun ganz sichtbar her-

verfiel Calonne, welcher 1787 die Finanzen leitete, auf den Gedanken, durch eine Versammlung der Aristokratie des Landes, der sogenannten Notabeln, der allgemeinen Noth abzuhelfen. Der Plan kam 1787 wirklich zur Ausführung, hatte indessen nur die Folge, daß sich die Meinung bildete, der gefährlichen Lage des Staates könne einzig und allein durch eine Zusammenberufung der Stände des Reichs gründlich abgeholfen werden. Nachdem endlich das Parlament in Paris die Berufung der Reichsstände 1788 förmlich gefordert hatte, und nunmehr ernstliche Unruhen zu befürchten waren, so wurde Ludwig XVI. wirklich genöthiget, die Stände, welche seit 1614 nicht mehr gehört worden waren, auf den 1. Mai 1789 einzuberufen. Diese politische Körperschaft gehörte noch den mittelalterlichen Einrichtungen an, und war aus drei Ständen, dem Adel, der Geistlichkeit und den Städten zusammengesetzt. Der dritte Stand, den man in Frankreich auch so nannte (tiers état), hatte die größte Bedeutung, weil er, den Bevorrechteten gegenüber, die ganze Masse des eigentlichen Volkes vertrat, und nach den damals schon so sehr verbreiteten Ideen vorzugsweise die Nation selbst darstellte. Da man die Einrichtung getroffen hatte, daß der dritte Stand doppelt so viel Abgeordnete ernannte, als einer der übrigen, so kam rücksichtlich des Einflusses der drei Stände alles darauf an, ob sie nur eine Versammlung bilden, und darin nach Köpfen stimmen, oder ob jeder Stand für sich berathen und die Schlußfassungen nach der Mehrheit der Stände sich richten würden. Im erstern Falle hatten natürlich die Mitglieder des dritten Standes durch ihre doppelte Anzahl ein großes Uebergewicht, während im letztern Falle die Vereinigung der beiden andern Stände alle Beschlüsse des dritten unwirksam machen konnte. Die bürgerlichen Abgeordneten wußten sehr genau, daß sie von der öffentlichen Meinung in ganz Frankreich als die eigentlichen Vertreter der Nation angesehen würden, sie kannten ferner die ungeheure Macht, welche die freisinnigen Ideen bereits in allen Stufen der Gesellschaft erlangt hatten, und wußten darum, daß sie auch unter den bevorrechteten Ständen einzelne Anhänger finden, also ganz unzweifelhaft die Mehrheit erlangen würden, wenn alle drei Stände zugleich, und zwar nach Köpfen, abstimmen. Sie verlangten daher diese Art der Abstimmung sehr hartnäckig und beschlossen, dieselbe um jeden Preis durchzusetzen, als die Abgeordneten des Adels Widerstand leisteten. Der Kampf brach bei der Prüfung der Vollmachten sämmtlicher Deputirten aus, und endigte, unter dem Einflusse der gänzlichen Umgestaltung, welche durch die neuen Ideen über Kirche und Staat in den Meinungen vor sich gegangen war, mit dem Siege des dritten Standes. Letzterer ging nun noch einen Schritt weiter und brachte es bald nach dem Zusammentritt der Stände dahin, daß sich diese überhaupt für eine unzertrennliche Körperschaft erklärten, welcher der Name „Nationalversammlung“ beigelegt wurde. Mit der alten Zeit, ihren Einrichtun-

gen und Ideen, war nun entschieden gebrochen, eine ganz neue Art der Volksvertretung konstituirt, und die Bahn einer gänzlichen Staatsveränderung unwiderruflich betreten. Man sprach jetzt nicht mehr davon, daß die Nationalversammlung nur die finanzielle Noth beseitigen möge, sondern man forderte bestimmt, daß sie Frankreich eine neue Verfassung geben soll.

Alle diese Schritte der freisinnigen Richtung, und namentlich die Erhebung der Generalstände zu einer förmlichen Nationalversammlung, wurden in ganz Frankreich mit unsäglicher Begeisterung aufgenommen. Bestürzt hierüber und vor den Folgen zitternd, welche nun deutlich vorherzusehen waren, suchte der Hof Ludwigs XVI. dem Sturme der Ideen noch einen Damm entgegenzusetzen, allein, wie immer, schwach und schwankend in seinen Entschlüssen, zeigte er auch bei diesem Versuche keine Heftigkeit, und erwirkte daher nicht den mindesten Erfolg. Man beschloß zwar dem Volke durch Entwicklung militärischer Macht zu imponiren, und gab Befehl mehrere Regimenter in der Gegend von Paris zusammenzuziehen. Da man indessen von der Militärmacht keinen ernstlichen Gebrauch zu machen wagte, und doch Gewaltthätigkeiten im Einzelnen nicht zu verhindern wußte, so wurde das Volk dadurch nur noch mehr gereizt, und brach am 14. Juli 1789 in Paris zur förmlichen Empörung aus. Man stürmte das Staatsgefängniß, die Bastille genannt, gleichsam als ein Sinnbild der Tyrannei, und zerstörte dasselbe. Nunmehr verließ die Bewegung die Bahn friedlicher Reform gänzlich, und ging entschieden in die der Revolution oder der Staatsumwälzung über. Bisher war nur von der Abstellung der Mißbräuche die Rede gewesen, man wollte eine gerechte Regierung, Sicherheit der Person und des Eigenthums, Ordnung des Staatshaushaltes und Verminderung der Volkslasten durch Sparsamkeit des Hofes und Beiziehung der Bevorrechteten zur Besteuerung. Jetzt hingegen kamen allmählig die Ideen einer vollkommnen Gleichheit aller Menschen zum Vorschein, und man wollte in Frankreich keinen bevorrechteten Stand, insbesondere keinen Adel mehr dulden. Auch hiebei blieb man noch nicht stehen, sondern suchte die in Frankreich eingetretene Bewegung auch auf die übrigen Völker auszudehnen, und zu einer Angelegenheit der gesammten Menschheit zu erheben. Bei den heftigsten Anhängern der neuen Ideen ging die Begeisterung nun alsbald zur Schwärmerei und zum wirklichen Irrsinn über; den Beschwerden über Volksbedrückung folgten seltsame Ausfälle gegen die Tyrannen in allen Theilen der Erde, diesen mischten sich Verwünschungen, sowie Drohungen bei, und es blickten schon Spuren blutiger Rachsucht durch.

Selbst in der National-Versammlung gehörten schon einzelne Mitglieder einer solchen ausschweifenden Richtung an; indessen die Mehrheit gewahrte, trotz ihrer entschiedenen Freisinnigkeit, dessenungeachtet noch die Besonnenheit, und eröffnete ruhig das Werk der Regeneration Frank-

reichs. Von Reformen im Einzelnen, also auch von der Beibehaltung der alten Verfassung Frankreichs, unter Verbesserung deren Mängel, konnte nun keine Rede mehr sein, sondern es mußte die Staatseinrichtung vom Grunde aus verändert werden. Damit beschäftigte sich die National-Versammlung mitten unter der furchtbarsten Aufregung und Stürmen aller Art ununterbrochen, bis sie ein ungeheures Werk der Reform wirklich zu Stande gebracht hatte. Nachdem unermeßliche Maaßregeln durchgesetzt worden waren, nachdem der Adel Frankreichs seine vorzüglichsten Rechte auf dem Altare des Vaterlandes niedergelegt hatte, und sämmtliche Güter der Geistlichkeit eingezogen worden waren, so wurden durch die entworfene neue Constitution auch die alten Provinzen Frankreichs aufgehoben, und die gesammte Bevölkerung zu einer einheitlichen und untheilbaren Nation erhoben und in Departemente abgetheilt. An der Spitze der Staatsverwaltung blieb mit sehr beschränkten Rechten der König stehen, dagegen wurden alle Feudalrechte abgeschafft, das Recht der Erstgeburt aufgehoben, und eine völlige Gleichheit vor dem Gesetz eingeführt. Die neue Verfassung verbürgte unter Aufhebung aller willkührlichen Verhaftungen die persönliche Sicherheit, gewährte in Religions-Angelegenheiten vollkommene Duldung, führte die Preßfreiheit ein, schaffte alle Klöster ab, erklärte unter Aufhebung der Zünfte die Gewerbefreiheit für ein Staatsgrundgesetz, verbot den fernern Gebrauch der Tortur, führte im Criminalproceß das Institut der Geschwornen sowohl für das Urtheil, als für die Anklage ein, und ordnete eine völlige Gleichheit der Besteuerung nach Verhältniß des Vermögens an.

Es unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, daß die constituirende National-Versammlung in Frankreich bei der Gründung dieser Einrichtungen von den besten Absichten ausging, und daß verschiedene Theile der neuen Gesetzgebung entschieden sehr zweckmäßig waren. Ihr vorzüglichstes Verdienst bestand darin, daß endlich mit den Ueberlieferungen der germanischen Urzeit entschieden gebrochen wurde. Bis jetzt waren allerdings schon die wesentlichsten Umwandlungen erzielt, ungeheure Fortschritte vermittelt worden; doch einige Ueberbleibsel der Leibeigenschaft hatten sich unter milderen Formen immer noch behauptet, und einen zu schroffen Abstand des Adels selbst von wissenschaftlich-gebildeten Männern anderer Stände aufrecht erhalten. Dieser Uebelstand wurde nun vollends beseitigt, der Würde des Menschen ihr volles Recht eingeräumt.

Wenn man sich erinnert, welche geistige Bewegung durch die wieder auflebende Literatur, sowie durch die Reformen Friedrichs II. und Josephs II. in Deutschland bereits eingetreten war, so wird man einsehen, wie die Wirkung der französischen Regeneration unter solchen Umständen auf Deutschland beschaffen sein mußte. In der That war die Freude aller höher stehenden Männer über den ersten, noch reinen Aufschwung des französischen Volkes ungemein groß; sie stieg bei manchen bis zum

Jubel und zur Begeisterung, und man glaubte von vielen Seiten, daß von jetzt an für alle civilisirten Völker eine bessere Zukunft anhebe. Man sprach den Franzosen in ihrem großen Unternehmen Muth und Ausdauer zu, und Dichter ersten Ranges, wie Klopstock, begrüßten die neue, denkwürdige Erscheinung mit erhabenen Gesängen. Eine Theilnahme der Art an den Begebenheiten des Nachbarlandes konnte den deutschen Regierungen natürlich nicht gleichgültig sein; indessen so lange sich jene Theilnahme nur unter den Gelehrten und höhern Ständen äußerte, ohne auf das Leben selbst unmittelbaren Einfluß auszuüben, mochte der Sache noch eine geringere Wichtigkeit beigelegt werden. Wesentlich anders mußte das Urtheil dagegen ausfallen, wenn die Aufregung dem Volke sich mittheilen würde. Das war nun keineswegs unmöglich, denn die Grundsätze, welche seit dem Beginn der französischen Staatsumwälzung ausgesprochen, vertheidiget und verbreitet wurden, waren von einer Seite wirklich so billig, und von anderer offenbar so verführerisch, zugleich gingen die überraschenden Siege der freisinnigen Richtung so leicht von statten, daß das Beispiel der Franzosen recht wohl in Deutschland Nachahmer finden konnte. Dieß bestätigte sich auch bald.

Die Einwohner des Hochstifts Lüttich hatten seit dem Jahre 1787 mit ihrer Regierung einen an sich unbedeutenden Streit über die Frage, ob das Zulassen von Spielbanken und Ballhäusern in dem Badeort Spaa, und die Polizei über diese Anstalten dem Landesherrn allein oder nur vorbehaltlich der Einwilligung und Mitwirkung der Stände zustehe? Im Verlaufe des Streites kamen von beiden Seiten weitere Beschwerden zum Vorschein, indem sich der Bischof überhaupt über ungebührliche Einmischung der Stände in die Regierung, und die Stände über widerrechtliche Steuern, sowie andere Verletzungen der Landesverfassung beklagten. Als die Erörterungen bereits eine gewisse Bitterkeit angenommen hatten, traten die Erschütterungen in Frankreich ein mit allen ihren Forderungen von Gleichheit der Rechte, und namentlich der Beiziehung von Adel und Geistlichkeit zur Besteuerung. In diesen Grundsätzen fanden die Lütticher Stände die vollkommne Rechtfertigung aller ihrer Schritte, und sie forderten nunmehr, daß die Geistlichkeit, welche über die Hälfte des Grundeigenthums besaß, wie die Bürger besteuert werden solle. Der Bischof wies dieses Begehren nicht zurück, sondern ermahnte vielmehr die Geistlichkeit, die Lasten des Volkes durch Theilnahme an den Abgaben zu vermindern; allein die Massen waren durch die Begebenheiten in Frankreich schon so sehr aufgeregt, daß sie selbst die dargebotene friedliche Reform nicht abwarten wollten, vielmehr am 17. August 1789 zu den Waffen griffen, und eine bedeutende Umgestaltung der Landesverwaltung gewaltthätig durchsetzten.

Schon dieses Ereigniß erregte die Besorgnisse der deutschen Fürsten über die Einflüsse der französischen Staatsumwälzung in hohem Grade,

bald aber kamen Umstände hinzu, welche ihre Unzufriedenheit noch bedeutend vermehrten.

Die Gebiete der Bisthümer, Stifte und geistlichen Diöcesen überhaupt waren nämlich auch zwischen Frankreich und Deutschland bisher nicht streng abgemessen worden, sondern es gehörten öfters französische Orte oder Bezirke zu dem Gebiete einer deutschen, geistlichen Herrschaft. Ebenso hatten viele deutschen Fürsten und Reichsstände noch lehensherrliche Rechte im Elsaß, Lothringen, Hennegau und der freien Grafschaft, an denen durch die Abtretung dieser Länder an Frankreich nichts geändert werden sollte. Seit dem westphälischen Frieden hatte die Krone Frankreich wohl die landesherrlichen Rechte in allen diesen Gebietstheilen allmählig an sich gezogen; doch selbst dieß war noch eine einseitige, von Kaiser und Reich keineswegs genehmigte Neuerung, die lehensherrlichen Rechte deutscher Fürsten und Herren in den fraglichen Gebietstheilen waren hingegen selbst von der französischen Regierung bisher geachtet worden. Allein die constituirende National-Versammlung dehnte ihre Beschlüsse der Einziehung aller geistlichen Güter und der Aufhebung aller Feudallasten auch auf die französischen Bezirke aus, welche zu deutschen geistlichen Herrschaften gehörten, und auf alle lehensherrlichen Rechte, welche deutsche Fürsten und Reichsstände in den an Frankreich abgetretenen Ländern besaßen.

Die Beeinträchtigten machten zuerst bei dem französischen Hof Vorstellungen; aber da der König bei dem besten Willen keine Abhülfe gewähren konnte, und die Entschädigungen, zu welchen die National-Versammlung sich erbot, theils unzureichend, theils sehr unsicher waren, so brachten die verletzten Reichsstände ihre Beschwerden bei dem Kaiser an. Unter diesen Umständen ließ schon das erste Auftreten der französischen Staatsumwälzung einen heftigen Zusammenstoß mit den Interessen Deutschlands befürchten.

Bevor wir jedoch die Folgen berichten können, müssen wir erst die Erzählung der deutschen Begebenheiten seit dem Tode Josephs II. nachholen.

Zwei und zwanzigstes Hauptstück.

Die Regierung Kaiser Leopolds des Zweiten.

(Vom Jahr 1790 bis 1792.)

Joseph II. hatte keine Kinder hinterlassen; die Nachfolge in seinen Erbstaaten fiel daher an seinen Bruder Peter Leopold, zu dessen Gunsten Maria Theresia ein selbstständiges Großherzogthum Toskana, als Ausstattung des nachgebornen Prinzen, gegründet hatte. In Preußen war auf Friedrich den Großen dessen Neffe, Friedrich Wilhelm II., gefolgt, und dieser hatte im Verhältnisse Preußens zu Oestreich die Politik seines Oheims bald nach seiner Thronbesteigung eifrig wieder aufgenommen. Besorgt über das gute Einverständniß Rußlands und Oestreichs, suchte Friedrich Wilhelm II. sich der ottomanischen Pforte zu nähern, und trat mit derselben im Januar 1790 wirklich in ein Bündniß. Da Oestreich mit der Türkei noch im Kriege begriffen war, so enthielt dieser Schritt Preußens eine feindselige Demonstration gegen erstere Macht, und Leopold machte Anfangs Anstalten, seine bewaffnete Macht in Böhmen zu verstärken. Dieß hatte auch einige Rüstungen Friedrich Wilhelms II. in Schlesien zur Folge gehabt; indessen die französische Staatsumwälzung hatte bereits einen Gang genommen, welcher beiden Monarchen den Wunsch einflößte, sich einander wieder freundlich zu nähern. So sehr sich die Interessen derselben auch oft feindlich berührten, so konnte doch noch eine größere Gefahr aus den französischen Ereignissen für beide entspringen, demnach ein gemeinschaftliches Handeln zur Nothwendigkeit erhoben werden. Leopold schrieb daher im Frühling 1790 persönlich an den König von Preußen, und als letzterer die zuvorkommende Annäherung freundlich erwiederte, kamen über die Ausgleichung der türkischen Angelegenheit bald Unterhandlungen in Gang. Dieselben führten schon am 2. August 1790 in Reichenbach zum Abschluß eines Vertrags, wodurch die Bedin-

gungen des künftigen Friedens zwischen Oestreich und der Pforte geordnet wurden.

Leopold war sogleich bei dem Antritt seiner Regierung fest entschlossen, die Niederlande, welche sich von der östreichischen Herrschaft losgerissen hatten, wieder zur Unterwerfung zu bringen; allein er wollte vor der Aussöhnung mit Preußen nichts ernstliches unternehmen, weil es ungewiß war, ob die Niederländer nicht etwa bei Friedrich Wilhelm II. Unterstützung finden würden. In einem besondern Artikel des Reichenbacher Vertrages hatte nun Preußen gegen das Versprechen einer Amnestie sich verpflichtet, gerade umgekehrt zu der Unterwerfung der Belgier mitzuwirken. Alle Hindernisse schienen daher gehoben zu sein, und Leopold sandte schon im Herbst 1790 ansehnliche Streitkräfte in die Niederlande. Mit Hülfe derselben wurde die östreichische Landesherrlichkeit in ganz Belgien schnell wieder hergestellt, die Regierung in Brüssel wieder eingesetzt, und das gesammte Land beruhigt. Leopold bestätigte nämlich die hergebrachte belgische Verfassung, widerrief die meisten Verordnungen seines Bruders Joseph, und setzte die Zustände überhaupt großentheils wieder auf den alten Fuß.

Mittlerweile war in der Lüttticher Angelegenheit die Einschreitung des Reichskammergerichts erfolgt, indem dieses nach der Flucht des Fürstbischofs die vorgefallenen Neuerungen für einen Landfriedensbruch erklärte, und den Executionstruppen des westphälischen Kreises den Auftrag ertheilte, die alte Verfassung des Hochstifts Lüttich mit Waffengewalt wieder herzustellen. Zu den Ständen des westphälischen Kreises gehörte auch der König von Preußen, als Besitzer von Cleve; dieser ließ daher zugleich mit den Kurfürsten von Köln und von der Pfalz Truppen in's Gebiet von Lüttich einrücken, suchte aber dabei, den Aufstand durch versöhnliche Maaßregeln beizulegen. Da seine Mitstände umgekehrt auf den strengsten Mitteln bestanden, so zog er die preußischen Truppen wieder zurück, und nahm an der Vollziehung des kammergerichtlichen Befehls keinen weitern Antheil. Dieß hatte die Folge, daß das Kammergericht jetzt auch dem niedersächsischen Kreis zur gewaltsamen Unterdrückung des Lütticher Aufstandes Befehl ertheilte. In der That ließen nun die Kurfürsten von Mainz und Trier einige Tausend Soldaten zu den westphälischen Executionstruppen stoßen; allein die Lütticher, durch den Abzug der Preußen wieder ermuthigt, griffen jene Truppen an und schlugen sie zurück. Jetzt rief das Kammergericht die Einschreitung der östreichischen Regierung in Brüssel an, und da diese gerne Folge leistete, so wurde der Aufstand von Lüttich im Jahr 1791 durch überlegene Streitkräfte gänzlich überwältigt. So waren denn die ersten Maaßregeln gegen die revolutionären Ideen in Deutschland von einem vollständigen Erfolg begleitet, und dieser Umstand hatte in der Folge auf die Politik der Fürsten auch bei wichtigen Veranlassungen bedeutenden Einfluß.

Während dem die erzählten Begebenheiten vorfielen oder sich entwickelten, dachten die deutschen Kurfürsten an die Nothwendigkeit, den erledigten Kaiserthron wieder zu besetzen. Da keine besondere Gründe vorhanden waren, von der üblichen vorzugsweisen Berücksichtigung des Hauses Oestreich abzuweichen, so wurde Peter Leopold, der Nachfolger Josephs II. in den östreichischen Erbstaaten, auch zum Kaiser erhoben. Die Wahl erfolgte am 30. September 1790, und der neue Kaiser nahm als solcher den Namen Leopold II. an.

Unter den Angelegenheiten, welchen das Reichsoberhaupt zunächst seine Aufmerksamkeit widmen mußte, waren die Beschwerden verschiedener Stände gegen die französische National-Versammlung wegen Einziehung kirchlicher und lehensherrlicher Rechte eine der wichtigsten. Leopold II. war selbst mit der französischen Staatsveränderung nichts weniger als zufrieden; er zeigte daher den Beschwerdeführern wenigstens auf dem diplomatischen Wege eine große Theilnahme, und bot schon im December 1790 sein ganzes Ansehen auf, um ihre Sache vorerst im Wege der Güte bei dem französischen Kabinet zu vertreten. Da aber die Verwendung des Kaisers den erwünschten Erfolg keineswegs hervorbrachte, so ward die Sache im Jahr 1791 an den Reichstag zur Verhandlung gebracht. Die deutschen Fürsten waren wegen der Theilnahme, welcher sich manche Grundsätze der französischen Revolution in Deutschland zu erfreuen hatten, und wegen der sichtbaren Einwirkungen dieser Begebenheit überhaupt schon damals in großer Unruhe, und auf die französische National-Versammlung, als die Haupturheberin der Neuerung, sehr aufgebracht. Fast einstimmig erklärten daher die Reichsstände, daß die Erörterung der bemerkten Beschwerden allerdings vor die Reichsversammlung gehöre. Hierauf wurde mit Stimmenmehrheit beschlossen, daß die französische National-Versammlung durch die Aufhebung lehensherrlicher oder kirchlicher Rechte, welche deutschen Fürsten oder Herren zustehen, die Würde des Kaisers und Reichs, sowie die Gerechtsame beider verletzt habe, daß das Reich verbunden sei, die beeinträchtigten Stände und Herren zu schützen, daß es aber dem Kaiser anheim zu stellen sei, ob und wie er seine Verwendung bei dem König von Frankreich im Namen des Reichs wiederholen möge, und daß man über weitere Mittel zur Abhülfe der Beschwerden in Berathung treten wolle. Zu gleicher Zeit ward der Kaiser jetzt schon angegangen, der Verbreitung revolutionärer Grundsätze in verfassungsmäßigem Wege entgegenzuwirken.

Bei dem Geiste, welcher sich bereits in ganz Frankreich kund gab, und die National-Versammlung zu einer festen Haltung bestimmen mußte, war eine wesentliche Nachgiebigkeit von dieser Seite nicht zu erwarten; die Beschlüsse des deutschen Reichstages deuteten daher schon jetzt auf einen künftigen Krieg. Es ist freilich richtig, daß der Reichskörper noch immer an seiner alten Schwerfälligkeit litt, und nicht leicht zu energischen

Schritten zu bestimmen war, auch erwies der Kaiser persönlich große Mäßigung, und ging nicht gerne an eine ernstliche Feindseligkeit gegen Frankreich; allein verschiedene Umstände trugen noch dazu bei, die Spannung zu vermehren, und auf Gedanken und Vorbereitungen, wenn auch noch entfernt, hinzulenken. Als in Frankreich für den Hof keine Aussicht mehr übrig blieb, den Aufschwung des Volkes durch Waffengewalt niederzuhalten, flüchtete sich der jüngere Bruder des Königs, der Graf von Artois, in das Ausland, und seinem Beispiele folgten alsbald eine ganze Masse von Adeligen, Priestern und höhern Beamten. Diese Auswanderer oder Flüchtlinge hielten sich zuerst in Turin auf, und bestürmten von dort den Kaiser mit Bitten, sich in die französischen Angelegenheiten einzumischen, und den alten Zustand der Dinge mit Gewalt wieder herzustellen. Mit den revolutionären Grundsätzen Frankreichs war auch Leopold II. offenbar sehr unzufrieden, und er würde die Ausrottung derselben gewiß gerne gesehen haben, nur fürchtete er bei seiner Vorsicht die Wechselfälle eines Krieges. Da ihn aber die französischen Ausgewanderten aus den höchsten Ständen versicherten, daß die Neuerung in Frankreich eigentlich nicht Wunsch der Nation, sondern nur das Werk einiger Unzufriedenen sei, so verminderten sich seine Bedenklichkeiten gegen den Krieg schon einigermaßen. Nun fand vollends auch der König Friedrich Wilhelm II. von Preußen an den neuen französischen Ideen großen Anstoß, und schien nicht abgeneigt zu sein, sich zum Schutze des monarchischen Princips mit Oestreich zu vereinigen; die andern deutschen Fürsten, namentlich diejenigen, welche durch Aufhebung der Feudalrechte beschädigt waren, drängten ebenfalls mehr oder weniger zu Feindseligkeiten, und alles schien daher einen Reichskrieg gegen Frankreich anzukündigen. Gleichwohl war der Kaiser nicht geneigt, sich in dieser Sache zu übereilen. Er wollte vielmehr mit der äußersten Vorsicht zu Werk gehen und womöglich alle europäischen Mächte zu gemeinschaftlichen Maaßregeln gegen die französischen Revolutionäre vereinigen, weil er eines Theils diesen dadurch Schrecken einzuflößen, und andern Theils Bundesgenossen für den Nothfall sich zu sichern hoffte. Als sich Leopold II. im Jahre 1791 in Italien befand, hatte er eine Unterredung mit dem Grafen von Artois, und verabredete mit demselben eine Aufforderung an sämmtliche europäischen Höfe im angegebenen Sinn. Diese wurde in einem Rundschreiben des Kaisers von Padua aus am 18. Mai 1791 erlassen, und enthielt die Einladung, daß die vorzüglichsten Mächte Europa's sich mit dem Kaiser vereinigen möchten, um zu erklären, daß sie die Sache des Königs von Frankreichs als ihre eigene betrachten, die Wiedereinsetzung desselben in seine volle Freiheit fordern, und im Falle der Verweigerung oder weiterer Anschläge gegen den König ihre volle Macht aufbieten würden, um dem Skandal der Usurpation und des Aufruhrs ein Ziel zu setzen. Ein weiteres Ereigniß beförderte noch diese Stimmung, und be-

leitete endlich ein Bündniß zwischen Oestreich und Preußen vor. Ludwig XVI. hatte nämlich einen Versuch gemacht, dem Beispiele seines Bruders Artois zu folgen, und sich mit seiner Familie in das Ausland zu flüchten. Er war am 27. Juni 1791 abgereist, in Varrennes aber angehalten und nach Paris zurückgebracht worden. Von jetzt an wurde die Ausübung der königlichen Gewalt bis zur förmlichen Genehmigung der neuen Constitution, welche noch nicht ganz vollendet war, suspendirt, zugleich der König zwar höflich behandelt, doch sorgfältig beaufsichtigt. Die französischen Ausgewanderten erklärten dagegen den Zustand des Königs für eine förmliche Gefangenschaft, und diese Ansicht theilte sich auch den deutschen Höfen mit.

Wegen der Gefahr, die aus einer solchen Lage der Dinge für das gesammte monarchische Europa zu entspringen schien, hielt es der Kaiser Leopold II. nunmehr für nöthig, über die Mittel der Abhülfe mit den andern Höfen sich zu berathen, und vor allem mit dem Könige von Preußen sich näher zu benehmen. Zu dem Ende ward eine Zusammenkunft Leopolds II. mit Friedrich Wilhelm II. in Pilnitz veranstaltet, welcher auch der Graf von Artois beiwohnte. Ein bestimmter Entschluß zum Kriege ward bei dieser Berathung von beiden Seiten noch nicht gefaßt, sondern sie vereinigten sich nur zu der Erklärung, daß es im Interesse aller europäischen Souveräne liege, den König von Frankreich in seine volle Freiheit und monarchische Gewalt wiedereingesetzt zu sehen. Nachdem ferner die Hoffnung ausgesprochen ward, daß alle Souveräne zur Erreichung dieses Zweckes beiwirken würden, folgte die weitere Erklärung beider Monarchen, daß sie selbst zur Wiederherstellung der königlichen Gewalt in Frankreich mit ihrer Militärmacht beizutragen entschlossen seien, und deßhalb ihre Truppen in Bereitschaft setzen würden.

Es ist nicht wohl einzusehen, welchen Zweck ein Manifest der Art eigentlich haben sollte; war man wirklich zum Einschreiten entschlossen, so mußte man handeln, statt drohen. Man scheint also durch Drohungen den Franzosen Schrecken einzuflößen gehofft haben; allein man bedachte nicht, welche Beleidigung ein solcher Schritt alsdann für die Nationalehre Frankreichs sei, auch bewies man nur, wie wenig man die Stimmung des französischen Volkes und überhaupt die eigentliche Lage der Dinge kenne. Die Erklärung von Pilnitz konnte daher schon an sich nur üble Folgen haben; diese wurden jedoch noch vermehrt, weil die französischen Ausgewanderten über das Manifest ein Freudengeschrei aufschlugen, und dasselbe mit übermüthigen Bemerkungen gegen die Nationalversammlung dem Könige von Frankreich zusendeten.

Kurz nach der Conferenz von Pilnitz war die neue Constitution Frankreichs vollendet und von dem König am 13. September 1791 feierlich beschworen worden. Ludwig XVI., in seine königliche Gewalt wieder eingesetzt, war zu der Eidesleistung persönlich in der Nationalversamm-

lung erschienen, und hatte später allen fremden Höfen angezeigt, daß er die Constitution freiwillig angenommen habe. Die Voraussetzung der auswärtigen Kabinete, daß der König nicht frei sei, schien daher durchaus nicht mehr haltbar zu sein, und dadurch fiel die Demonstration von Pilnitz in sich selbst zusammen. In der That wollte man jetzt jenem Manifeste einen andern Sinn unterlegen, und der Kaiser erklärte endlich in einem Rundschreiben an die Höfe vom 12. November 1791, daß durch die Annahme der Constitution von Seite des Königs von Frankreich die Lage der Dinge als wesentlich verändert erscheine, und daß vor der Hand keine Gefahr für das monarchische Princip vorhanden sei. So schien denn alles sich wieder friedlich zu gestalten; allein von einer andern Seite reizte man fortwährend zum Krieg, bis derselbe endlich unvermeidlich wurde.

Der Kurfürst von Trier hatte nämlich den geflüchteten französischen Prinzen sowie andern Ausgewanderten den Aufenthalt in seinem Lande gestattet, und in Folge dieser Erlaubniß hatte sich vorzüglich in Koblenz eine große Masse von Flüchtlingen versammelt. Diese bildeten dort gewissermaßen einen Hof und beschäftigten sich sogar mit Kriegsrüstungen. Als die officielle Erklärung Ludwigs XVI. erschien, daß er die neue Constitution angenommen habe, protestirten seine Brüder in Koblenz nicht nur öffentlich gegen die Gültigkeit eines solchen Schrittes, weil der König ihre Rechte nicht vergeben könne, sondern behaupteten auch, daß es dem Könige mit der Annahme der Verfassung nicht Ernst sei, derselbe vielmehr nur gezwungen gehandelt habe. Ein solcher Schritt mußte in Frankreich das Mißtrauen gegen den König, welches ohnehin schon groß war, noch bedeutend vermehren. Als nun vollends fremde Höfe, namentlich Rußland und Spanien, mit dem Emigranten-Hofe in Koblenz fast diplomatische Verbindungen anknüpften, als der Kurfürst von Trier die Ausgewanderten ziemlich offen begünstigte und die Flüchtlinge ihre Kriegsrüstungen ungestört fortsetzten, so beschwerte sich die französische Regierung bei dem Kaiser, sowie bei dem Kurfürsten von Trier über die Begünstigung der Ausgewanderten, und forderte die Entfernung derselben von den französischen Grenzen. Leopold II. verbot zwar die Rüstungen der französischen Flüchtlinge in den östreichischen Niederlanden; allein der Kurfürst von Trier gab auf das Verlangen der französischen Regierung keine genügende Erklärung, und als ihm hierauf die französische Regierung mit Waffengewalt drohte, so suchte er für den Fall eines wirklichen Angriffs die Hülfe des Kaisers nach. Obgleich der Letztere gegen Frankreich in der Emigranten-Frage sich willfähriger bezeigt hatte, ertheilte er dennoch seinem Feldmarschall Bender in den Niederlanden den Befehl, dem Kurfürsten von Trier zu Hülfe zu eilen, wenn derselbe von Frankreich angegriffen werden sollte. Dieser Befehl erfolgte freilich unter der Voraussetzung und Bedingung, daß der Kurfürst von Trier die Rüstungen der französ-

schen Ausgewanderten nicht ferner dulde; dessenungeachtet vermehrte der Schritt des Kaisers die gegenseitige Spannung zwischen Frankreich und Deutschland.

Auf die constituirende Nationalversammlung in Frankreich, welche nach Vollendung der neuen Verfassung am 20. September 1791 aufgelöst wurde, folgte eine andere nach dieser Verfassung gewählte Volksvertretung, die unter dem Namen der gesetzgebenden Versammlung bekannt ist. In derselben befanden sich schon viele heftige Demokraten, und diese wünschten den Krieg mit Deutschland, weil sie darin das sicherste Mittel zu finden glaubten, das demokratische Princip nicht nur in Frankreich zu befestigen, sondern auch im Auslande zu verbreiten. Der Kaiser Leopold II. hatte der französischen Regierung nicht verhehlt, daß er seinem Feldmarschall Bender nöthigenfalls die Unterstützung des Kurfürsten von Trier befohlen habe, sondern dieß in einer Note vom 21. December 1791 anerkannt. Als nun hierüber in der gesetzgebenden Versammlung zu Paris berathen wurde, so verlangten die heftigen Demokraten, daß man sofort den Krieg erklären soll. Ihrem Verlangen wurde zwar noch nicht stattgegeben; allein die Versammlung beschloß am 25. Januar 1792, daß der Kaiser zu der Erklärung aufgefordert werden soll, ob er jedem Bündniß gegen Frankreich entsage, und daß der Krieg als eröffnet anzunehmen sei, wenn bis zum 4. März 1792 keine genügende Entschließung erfolge. Jetzt hielt es auch Leopold II. für angemessen, sich zu rüsten, und er schloß am 7. Februar 1792 mit dem Könige Friedrich Wilhelm II. von Preußen einen Schutz- und Trutzvertrag, worin unter andern festgesetzt wurde, daß Oestreich 180,000, Preußen hingegen 60,000 Mann stelle, um den König von Frankreich in seine volle monarchische Gewalt wieder einzusetzen.

Das französische Ministerium erhielt bald Nachricht von dem Abschluß des Vertrages, und forderte von der kaiserlichen Regierung eine Erklärung hierüber. In der Antwort auf diese Aufforderung bemerkte der Fürst Kaunitz, als östreichischer Minister, daß die revolutionären Grundsätze Frankreichs die einzigen Ursachen der Vorsichts-Maßregeln der deutschen Regierungen seien, und daß der Friede davon abhängen werde, ob die französische Staatsgewalt in den Händen von Revolutionären bleibe oder zum monarchischen Princip zurückkehre? Obgleich hierdurch ein Principienkrieg geradezu in Aussicht gestellt war, schien sich dennoch noch ein Mal eine Aussicht zur Erhaltung des Friedens darzubieten.

Dem Verlangen der französischen Regierung, den feindseligen Rüstungen der Ausgewanderten in Deutschland zu steuern, war nämlich im Wesentlichen endlich entsprochen worden, da nicht nur der Kaiser, sondern auch der König von Preußen, die Reichsstände und selbst der Kurfürst von Trier die Werbungen und Bewaffnungen der Emigranten verboten hatten; eine Ursache zum Krieg konnten daher zunächst nur die Beschwerden

einzelner deutschen Fürsten über Einziehung lehensherrlicher Rechte sein, und in dieser Hinsicht zeigte sogar die Nationalversammlung unerwartet gemäßigte Gesinnungen. Sie bot nämlich den Beeinträchtigten eine billige Geld-Entschädigung an, und ermächtigte die Regierung, hierüber Unterhandlungen einzuleiten. Einige Fürsten, namentlich der Herzog von Zweibrücken, der Fürst von Löwenstein und der Herzog von Württemberg nahmen die Entschädigung auch an; die übrigen verwarfen sie zwar als ungenügend; dessenungeachtet wäre der Friede vielleicht noch erhalten worden, da der Kaiser, auf dessen Hülfe die widerstrebenden Fürsten bauten, im Grunde doch keine besondere Lust zum Kriege hatte, sondern mehr diplomatisch zu Werke ging. Indessen schon am 1. März 1792 starb Leopold II., und jetzt nahm die Sache bald eine andere Wendung.

Drei und zwanzigstes Hauptstück.

Ausbruch des Revolutions-Krieges. Manifest des Herzogs von Braunschweig.

(1792.)

In den östreichischen Erbstaaten war der Nachfolger Leopolds dessen Sohn Franz, ein Mann von großer Herzensgüte und gutem Willen, doch ohne höhere Geistesvorzüge und mehr für das Privatleben, als für die Regierung eines verwickelten Reiches geschaffen. Schon als Prinz hatte er sich lieber mit kleinen technischen Arbeiten, als mit tiefen Staats-Studien beschäftiget; als er die Regierung antrat, wollte er auch nicht seinen einfachen Gewohnheiten entsagen. Die Folge dieser Eigenschaften war, daß er den Männern, welche sein Vertrauen besaßen, die Leitung der Regierungs-Geschäfte in ziemlich ausgedehnter und unabhängiger Art überließ. Bei dem Tode seines Vaters war noch der Fürst Kaunitz oberster Minister, und blieb es auch für das Erste; allein den größten Einfluß auf den neuen Regenten und also die Regierung selbst hatte der frühere Oberhofmeister oder Erzieher desselben, der Graf von Colloredo. In Beziehung auf das Verhältniß Oestreichs zu Frankreich zeigte sich sogleich bei den ersten Schritten der neuen Regierung, daß sie den französischen Ausgewanderten noch größere Theilnahme bezeigte, als Leopold II., und gegen die Gefahren des Krieges weniger Bedenklichkeiten hegte. Franz von Oestreich, zunächst nur König von Böhmen und Ungarn, erwies den französischen Prinzen sogleich die Ehre, ihnen das Ableben seines Vaters in einem besondern Schreiben anzuzeigen. Darin bemerkte er freilich nur, daß er in ihrer Angelegenheit die Grundsätze seines Vaters befolgen werde; indessen es zeigte sich bald, daß er weiter zu gehen gesonnen sei. Auf eine weitere Vorstellung der französischen Regierung in Beziehung auf eine Coalition der Mächte gegen Frankreich und die Rüstung in Oestreich, welche sie am 1. März 1792 erließ, antwortete

der Staatskanzler Fürst von Kaunitz in einer Note vom 18. März durchaus abschlägig, und zwar in einem sehr entscheidenden Tone. Was die militärischen Vorbereitungen betreffe, so seien sie zu unbedeutend, um für Kriegsrüstungen zu gelten, da aber, wo sie es wären, durch Frankreich selbst hervorgerufen; das Bundesverhältniß zu andern Mächten könne dagegen nicht eher aufgehoben werden, als bis Frankreich wieder eine geordnete monarchische Regierung herstellen werde.

Bisher war das französische Ministerium immer noch gemäßigt gewesen, und von den heftigen Demokraten sogar eines Einverständnisses mit Oestreich oder wenigstens der absichtlichen Verzögerung der diplomatischen Unterhandlungen und zu großer Lauheit beschuldigt worden; am 17. März 1792 trat aber in Folge der steigenden Volksaufregung eine neue Verwaltung aus Mitgliedern der Opposition ein. In diesem Kabinet leitete Dumourier, ein Mann ohne Grundsätze, doch von vielen Talenten, die auswärtigen Angelegenheiten. Dumourier kannte den überwiegenden Einfluß, welchen die heftigen Demokraten in Frankreich über die Massen bereits ausübten, und suchte sich auf sie zu stützen. Um ihnen noch gefällig zu sein, ging er sogleich auf ihre kriegerischen Absichten ein, und nahm selbst in den diplomatischen Noten eine Sprache an, wie sie wünschen mochten. Der französische Gesandte in Wien erhielt sogleich Befehl, von der östreichischen Regierung eine entscheidende Erklärung zu fordern, ob sie auf den Grundsätzen ihrer Note vom 18. März 1792 beharre? Graf von Cobenzl ertheilte die Antwort des östreichischen Hofes und zwar, wie Dumourier in seinen Memoiren erzählt, auf eine trockene, kurze und harte Weise. Ja man ging jetzt sogar noch weiter, als in der Note vom 18. März, und forderte als Bedingung des Friedens die Rückkehr zur alten französischen Monarchie, Wiederherstellung des Adels und der Geistlichkeit, als Stände des Reichs, Zurückgabe der geistlichen Güter und aller lehensherrlicher Rechte, welche deutsche Fürsten im Elsaß und Lothringen besitzen, sowie endlich die Wiederabtretung Avignon's an den Pabst.

Da sich das östreichische Kabinet in solcher Weise geradezu in die innern Angelegenheiten Frankreichs mischte, so hätte es schon dem frühern gemäßigten Ministerium schwer fallen müssen, nunmehr den Bruch zu verhindern; der neuen Verwaltung gegenüber war aber das Verlangen des Grafen von Cobenzl so gut wie eine förmliche Ausforderung. Dumourier und seine Kollegen nahmen dieselbe nicht bloß an, sondern wollten auch mit der wirklichen Erklärung des Krieges zuvorkommen. In einem Bericht an den König vom 18. April 1792, worin er den Verlauf und das Ergebniß der diplomatischen Verhandlungen mit Oestreich darstellte, beantragte Dumourier, daß sich der König sofort in die Nationalversammlung begebe, und derselben die Kriegs-Erklärung gegen Oestreich vorschlage. Am 20. April erschien Ludwig XVI., von sämmt-

lichen Ministern umgeben, wirklich in der gesetzgebenden Versammlung und verlangte die Eröffnung des Krieges. Dieser Antrag wurde mit Freuden aufgenommen und nach einer unverzüglichen Berathung noch am gleichen Tage in der Nacht angenommen. Der Beschluß, daß an Oestreich der Krieg erklärt sei, wurde sogleich ausgefertiget und am nächsten Tage (21. April) von dem König bestätiget.

In den Noten des Fürsten Kaunitz war bisher immer ein Unterschied zwischen der aufrührerischen Faction in Frankreich und der loyalen ordnungsliebenden Bevölkerung gemacht, der letzten Unterstützung zugesichert und ihre Mitwirkung zur Wiederherstellung der Ordnung in Anspruch genommen worden. Das französische Kriegs-Manifest bediente sich nun desselben Kunstgriffs in entgegengesetzter Richtung, indem es aussprach, daß das französische Volk die Waffen nicht zur Eroberung, sondern nur zur Vertheidigung seiner Freiheit ergreife, daß der Krieg nicht einer Nation, sondern nur einem ungerechten König gelte, und daß die Franzosen die gleichgesinnten Völker als ihre Brüder ansehen. Wollten also früher die östreichischen Noten die französische Nation für den Kriegsfall trennen, so zeigten die Franzosen jetzt eine gleiche Absicht rücksichtlich der Bevölkerung Deutschlands, und es kamen also schon Spuren einer Freiheits-Propaganda zum Vorschein.

Obgleich der Wiener Hof in einer Art aufgetreten war, welche den Krieg unvermeidlich machen mußte, so hatte man doch noch wenig für die Zusammenziehung größerer Streitkräfte gethan, die Franzosen gewannen also Zeit, zur Abwehr des Angriffes ungewöhnliche Mittel in Bewegung zu setzen. Am 4. Mai 1792 forderte Oestreich zwar sogleich das deutsche Reich zur Beihülfe auf, weil der Krieg hauptsächlich wegen der Beeinträchtigung mehrerer Stände ausbreche; allein der Reichskrieg war noch nicht erklärt, und es bestand nicht einmal die Aussicht, daß solches sogleich geschehen werde. Dagegen unterstützte Preußen die Sache des Wiener Hofes sehr eifrig. Schon am 26. Juni 1792 erließ Friedrich Wilhelm II. die officielle Erklärung, daß er seine Waffen mit denen des Königs von Böhmen und Ungarn gegen Frankreich vereinige. In diesem Manifeste war als erster Beweggrund zum Krieg der Eingriff vorangestellt, welchen Frankreich in die lehensherrlichen Rechte deutscher Fürsten im Elsaß und Lothringen sich erlaubt habe, und alsdann kam der Hauptbeweggrund, daß durch die revolutionären Grundsätze Frankreichs ganz Europa in Gefahr gesetzt sei. Fast noch bestimmter, als Oestreich, erklärte der König von Preußen, daß er der Unordnung in Frankreich steuern, das monarchische Princip dort in seine Rechte wieder einsetzen und dadurch die übrigen europäischen Throne vor einem gewaltsamen Umsturz bewahren wolle. Es war sohin der Principien-Krieg, welcher von beiden Theilen mit Bestimmtheit erklärt wurde. Nunmehr gingen sowohl Oestreich, als Preußen an die nähern Vorbereitungen zum Krieg;

man unterstützte die französischen Emigranten in ihren Rüstungen, und verabredete gemeinschaftlich den Feldzugsplan. Nachdem beschlossen worden war, daß eine große östreichisch-preußische Armee gemeinschaftlich handeln und dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig untergeordnet werden soll, wurden auch die Rüstungen des deutschen Reichs, doch nicht mit besonderem Erfolg, betrieben. Doch bevor die Armee des Herzogs von Braunschweig in das Feld rücken konnte, hatten die Franzosen die Feindseligkeit schon in den Niederlanden eröffnet.

Schon bei dem Beginn des Zerwürfnisses mit Oestreich, und zwar mit dem Anfang des Jahres 1792, hatte die französische Regierung drei Heere an den Grenzen gebildet, wovon das eine, die Nordarmee bei Valenciennes, von Rochambeau, das zweite an der Mosel und Maas von Lafayette, und das dritte in Elsaß und Lothringen von Luckner befehliget wurde. Dumourier hatte für die Operationen dieser Heere einen Plan entworfen, und dabei nach dem Beispiele der Lütticher vorzüglich auf die Empfänglichkeit der Niederländer für die französischen Freiheitsideen und deren Unzufriedenheit mit der östreichischen Regierung überhaupt gerechnet. Hatten die Lütticher zu Gunsten der französischen Revolutions-Grundsätze schon früher die Waffen allein ergriffen, so mochte dieß unter der Beiwirkung und der Hülfe Frankreichs noch entschiedener geschehen, und überhaupt ganz Belgien wider Oestreich sich erheben. In dieser Hoffnung rückte die Nordarmee unter Rochambeau schon am 27. April 1792 in Belgien ein; allein die Bevölkerung blieb ruhig, und ein Theil des französischen Vortrabs ergriff deßhalb schon bei der ersten Annäherung des östreichischen Heeres die Flucht, weil er sich für verrathen hielt. Der Marschall Luckner erhielt hierauf an der Stelle Rochambeau's, welcher aus Entrüstung über das Betragen seiner Soldaten seine Entlassung nahm, den Oberbefehl über die Nordarmee, rückte von Neuem in Belgien ein, und besetzte auch mehrere Städte. Doch auch er wurde bald wieder zurückgedrängt, so daß die von ihm besetzten Städte schon zu Ende Juni 1792 wieder geräumt waren.

Inzwischen hatte man in Deutschland Anstalt gemacht, den durch den Tod Leopolds II. erledigten Kaiserthron wieder zu besetzen, und zu dem Ende die Berathungen der Kurfürsten am 15. Juni 1792 eröffnet. Wegen des bevorstehenden Krieges wurde das Geschäft besonders beschleunigt und der König von Böhmen und Ungarn am 5. Juli 1792, als Franz II. zum deutschen Kaiser erwählt. Nach Erledigung dieses Geschäftes sollte nun der Einfall einer großen deutschen Armee in Frankreich sofort vor sich gehen, und den revolutionären Ideen ein schnelles Ende bereiten. Der Herzog von Braunschweig zog im Juli mit 50,000 Preußen an den Rhein, und nahm nach der Vereinigung mit den Oestreichern und einer hessischen Hülfstruppe sein Hauptquartier in Koblenz,

Von dort erließ er am 25. Juli 1792 ein Manifest an die Bevölkerung Frankreichs, welches eine große historische Bedeutung erlangt hat.

So schnell auch die großen Staatsveränderungen in Frankreich vor sich gegangen waren, wollten die deutschen Kabinete doch nicht glauben, daß sie das Erzeugniß einer organischen Nothwendigkeit seien und auf dem Nationalwillen selbst beruhen. Immer schmeichelten sie sich vielmehr mit dem Wahne, es sei nur einer Faction vorübergehend gelungen, die Zügel der Regierung an sich zu reißen, und es sei nicht nur der gesammte Adel, sondern auch die große Mehrheit der wohlhabenden Bürger mit den gewaltsamen Neuerungen unzufrieden. Dieser von den Ausgewanderten eifrig unterstützte Wahn war endlich bei den deutschen Dynasten und Staatsmännern so zu sagen zur fixen Idee geworden. Vor allen wurden aber die preußischen Generale so sehr davon ergriffen, daß sie dieselbe zur Grundlage aller ihrer Maaßregeln nahmen. Schon bei der Zusammenziehung des Heeres mahnten sie von zu großen Vorbereitungen auf den Krieg ab, und der Herzog von Braunschweig erklärte seinen Offizieren geradezu, daß der Zug nach Paris nichts weiter, als ein militärischer Spaziergang sein werde. Unter der Herrschaft dieser fixen Idee wurde daher die Waffenunternehmung gegen Frankreich nicht als ein förmlicher Krieg von Nation gegen Nation betrachtet, sondern nur als eine gerichtliche Executions-Commission wider einige zuchtlose Aufwiegler, und unter ihnen vornämlich die vorlauten Pariser. Das Manifest des Herzogs von Braunschweig an die Bevölkerung Frankreichs nahm deßhalb einen seltsamen Charakter an.

Von der Voraussetzung ausgehend, daß der König von Frankreich im Zustande der Gefangenschaft sich befinde, mithin alles, was er seit der Annahme der Constitution feierlich erklärte, nur aus Zwang gethan habe, trat der deutsche Heerführer gleichsam als das Organ der legitimen Regierung Frankreichs auf, und gebot dem gesammten französischen Volke bei Vermeidung seines höchsten Unwillens sofort gehorsame Unterwerfung. Die Nationalgarden wurden angewiesen, bis zu seiner Ankunft allenthalben über die Sicherheit der Personen und des Eigenthums zu wachen, sowie überhaupt die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Andern Theils wurden die öffentlichen Beamten aller Grade und Dienstzweige für jede Verletzung der Gesetze verantwortlich gemacht, der Stadt Paris aber vollends mit der gänzlichen Zerstörung gedroht, wenn man die Erstürmung der Tuilerien oder sonst eine Gewaltthätigkeit gegen die königliche Familie wagen würde. Hiernächst wurde jede Widersetzlichkeit der französischen Nation gegen die deutschen Heere für ein Verbrechen erklärt, und feierlich ausgesprochen, daß alle Einwohner in den Städten und auf dem Lande, welche den deutschen Truppen im Felde sich widersetzen, oder aus den Häusern auf sie schießen würden, vor ein Kriegsgericht gestellt, ihre Wohnung dagegen den Flammen übergeben oder nie-

dergerissen werden sollen. Selbst den Nationalgarden, welche wider die deutschen Truppen fechten würden, ward angedroht, daß sie als Aufrührer behandelt und nach Kriegsrecht gerichtet werden sollten.

Eine Sprache der Art mußte jedes unabhängige Volk mit dem höchsten Unwillen erfüllen, und sogar in ruhigen Zeiten wie ein Blitzstrahl zur allgemeinen Thatkraft erwecken. Bei den Zuständen, in welchen sich Frankreich zur Zeit der Erscheinung jenes Manifestes befand, mußte das letztere aber vollends der Funke sein, welcher in ein ungeheures Pulvermagazin geworfen wird, und sohin die furchtbarste Zerstörung anrichtet. Um dieß deutlich machen zu können, müssen wir etwas weiter ausholen.

Ludwig XVI., König von Frankreich, war nach seinem Stande und seiner Erziehung, wie andere Fürsten seiner Zeit, kein Freund der neuen Ideen in Staat und Kirche; ob er gleich nicht besonders herrschsüchtig sich bezeigte, so konnte ihm die Verkümmerung der königlichen Gewalt, und die Gefahr, welche daran später sich knüpfen mußte, dennoch nicht gleichgültig sein. Er war ein rechtschaffener und guter Mann; allein er besaß keine Charakter-Festigkeit und keinen Zug jener Energie, welche in revolutionären Stürmen nothwendig ist. Stets von dem Verlangen nach Ruhe erfüllt, suchte er nur immer Zeit zu gewinnen; er ließ daher die Ereignisse gehen, wie sie mochten, ohne sich ihnen planmäßig und thatkräftig entgegenzustemmen, bewilligte alles, was man wollte, und tröstete sich nur mit der Hoffnung, nach Umständen später alles widerrufen zu können. Wesentlich anderer Geistes- und Gemüthsart war dagegen seine Gemahlin, Maria Antoinette, die Schwester der Kaiser Joseph II. und Leopold II. Auf ihre hohe Abkunft und Stellung stolz, durch und durch von den Grundsätzen der Aristokratie im edlern Sinne durchdrungen, betrachtete sie die unumschränkte königliche Gewalt nicht nur als ein heiliges Vorrecht der legitimen Herrscher, dessen Beeinträchtigung sündlicher Frevel, sondern auch als ein unabweisliches Bedürfniß des Staates, dessen Mißkennung für das Volk selbst ein Unglück sei. Unter solchen Umständen fühlte Maria Antoinette vor den neuen demokratischen Grundsätzen den höchsten Abscheu, und da sie die Thatkraft besaß, welche ihrem Gemahle abging, so bestürmte sie diesen fortwährend, dem Andrange der demokratischen Gewalt mit Entschlossenheit zu widerstehen, und alle seine Macht zu deren Niederkämpfung aufzubieten. Ludwig XVI. war zu schwach, um das zu leisten, was seine Gemahlin so eifrig wünschte; er versprach manches, und versuchte auch zuweilen in diesem Sinne zu handeln; doch im entscheidenden Augenblick fehlte ihm stets Geistesgegenwart oder muthige Entschlossenheit. Seine Gemahlin gerieth darüber in Verzweiflung, und setzte ihre letzte Hoffnung auf ihr väterliches Haus Oestreich und auswärtige Hülfe überhaupt. Zu dem Ende knüpfte sie mit dem östreichischen Kabinete geheime Unterhandlungen an, die bald

brieflich, bald durch vertraute Abgesandte gepflogen wurden. Der Volks-Instinkt in Frankreich ahnete dieses Verhältniß frühzeitig und faßte Argwohn gegen den Hof. Im Jahre 1792 bestand aber schon eine zahlreiche und energische Partei, welche mit den großen eingetretenen Reformen noch nicht zufrieden war, sondern die völlige Abschaffung des Königthums oder die Republik forderte. Selbst diese Partei war schon wieder in eine gemäßigte und eine demokratisch-fanatische Richtung zerfallen, und die letztere, auf die niedersten Volksklassen sich stützend, fachte allenthalben Haß und Wuth gegen die königliche Familie an. Ein Hauptmittel dazu war die Ausbeutung des Argwohns, welcher über geheime Unterhandlungen des Hofes mit dem Auslande auch unter dem Mittelstande bereits erwacht war. Wohl wissend, daß die Königin die Seele jener Unterhandlungen sei, nannte man nun die nähere Umgebung derselben den östreichischen Ausschuß, und streute aus, daß dieses Comité nicht nur im Geheimen die Staatsregierung bilde, sondern auch das französische Volk an das Ausland verrathen habe.

Verschiedene Umstände trugen dazu bei, solchen Gerüchten Glaubwürdigkeit zu verschaffen, und den Argwohn des Volkes überhaupt zu den ängstlichsten Besorgnissen zu steigern.

Bei dem Fluchtversuche des Königs im Jahre 1791 hatte der letztere nach seiner Abreise von Paris eine schriftliche Erklärung zurückgelassen, wo er die Beweggründe seines Schrittes auseinandersetzte, zugleich aber auch alles widerrief, was er seit dem Jahre 1789 in der Reform des Staates nach den Anträgen oder den Beschlüssen der konstituirenden National-Versammlung genehmiget und bewilliget hatte. Er habe, sagte er, zu Gunsten der geforderten Reformen die größten Opfer gebracht, so lange noch zu hoffen war, daß dadurch die Ordnung erhalten und das öffentliche Wohl befördert werden könne; solche Hoffnung sei jedoch gänzlich getäuscht, das Königthum zerstört, die Sicherheit der Personen und des Eigenthums vernichtet, eine völlige Anarchie eingeführt worden; der König habe darum schon lange gegen alle Beschlüsse im Stillen protestirt, welche man ihm gewaltsam entrissen, im Zustande wirklicher Gefangenschaft abgedrungen hätte. Ludwig XVI. gestand also alles das, was ihn die heftigen Demokraten bisher beschuldigt hatten, daß es ihm nämlich mit den bewilligten Reformen nicht Ernst sei, daß er vielmehr alles widerrufen werde, wenn es die Umstände erlauben, ausdrücklich selbst zu. Zugleich konnte seine versuchte Flucht jetzt keinen andern Zweck mehr haben, als sich unter den Schutz auswärtiger Mächte zu begeben, und mit deren Hülfe die unumschränkte Monarchie in Frankreich wieder herzustellen.

So sehr das allgemeine Mißtrauen des Volkes gegen den Hof nach solchen Vorgängen auch gerechtfertigt und gesteigert werden mußte, blieb die Mehrheit der konstituirenden Versammlung gleichwohl so gemäßiget,

daß die Ueberbleibsel des Königthums erhalten würden; allein kaum hatte der König die neue Konstitution angenommen und beschworen, so erklärten seine Brüder von Koblenz aus, daß alles nur Schein, sohin auch der feierliche Schwur des Königs auf die Verfassung nur Verstellung oder Meineid sei. Eine solche schwere Beschuldigung rief die unglückliche Erklärung Ludwigs XVI. bei seinem Fluchtversuch in's Gedächtniß zurück, und erlangte dadurch einen Schein von Wahrheit; als nun vollends die Noten des östreichischen Kabinets fortwährend über die revolutionären Grundsätze Frankreichs sich beschwerten, als die Königin ferner fortfuhr, ihre Hoffnung auf das Ausland zu setzen, so glaubte am Ende die Masse der französischen Bevölkerung, daß sie von innern und äußern Feinden zugleich umgeben, oder im eigentlichen Sinne des Wortes verrathen sei. Dieser Meinung neigten sich am Ende selbst gemäßigte Männer zu, ja selbst die eigenen Minister Ludwigs XVI. hegten zum Theil den Argwohn, daß der Hof mit den auswärtigen Mächten im Einverständniß stehe, und auf den Umsturz der Verfassung sinne. Roland, der Minister des Innern, schrieb daher einen Brief, welchen seine geistreiche Gemahlin entworfen hatte, an den König, und setzte ihn von dem allgemeinen Mißtrauen des Volkes in Kenntniß. Es heißt darin, daß in der nächsten Umgebung des Königs inkonstitutionelle Vorschläge gemacht werden, daß der Geist des Kronprinzen gegen die Verfassung eingenommen würde, daß die königlichen Garden offen gegen dieselbe sprächen, ja auf die Gesundheit der östreichischen Generale getrunken hätten. Der Sinn des Briefes ging überhaupt darauf hinaus, daß das Volk an eine Verschwörung des Hofes gegen die Verfassung glaube, und nach der Fassung des Ganzen schien es sogar, daß der Minister solchen Argwohn selbst theile. Die fanatischen Republikaner wußten nun diese allgemeine Stimmung des Volkes vortrefflich für ihre Pläne zu benützen; sie wollten nicht bloß schreiben, wie Roland, sondern handeln, und wiegelten zu dem Ende die untersten Volksklassen noch heftiger auf. Ein erster Sturm erfolgte am 20. Juni 1792, indem ein großer, bewaffneter Haufe aus der Hefe des Volkes in die Tuilerien drang, und den König zur Genehmigung einiger verweigerter Staatsmaßregeln zwingen wollte. Dieses Mal ging der Auflauf noch ohne weitere Folgen vorüber; als aber das Manifest des Herzogs von Braunschweig in Paris bekannt wurde, so durchbrach die Wuth des Volkes jede Schranke. Alles, was man von dem Einverständniß des Hofes mit dem äußern Feinde gesagt hatte, schien nun bestätiget, das östreichisch-preußische Heer von dem Könige selbst herbeigerufen zu sein; denn der Herzog von Braunschweig führte eine Sprache, als handle er nur im Namen und in Auftrag der legitimen französischen Regierung. Das furchtbar gereizte Volk stürmte daher am 10. August 1792 die Tuilerien, und versetzte die königliche Familie in den größten Schrecken. Ludwig XVI. war von vielen Getreuen, namentlich seiner

Schweizer-Garde, umgeben, und besaß überhaupt noch gewichtige Mittel zum Widerstand; allein bei seiner unüberwindlichen Unentschlossenheit und Muthlosigkeit vermochte er auch in diesem verhängnißvollen Augenblicke keine Energie zu entwickeln; er folgte vielmehr dem ihm ertheilten Rath, sich unter den Schutz der National-Versammlung zu stellen, und begab sich, gedeckt von den Schweizern und einigen Bataillonen der Nationalgarde, in den Sitzungssaal der gesetzgebenden Versammlung. Nachdem dem Könige und dessen Familie dort die Loge eines Schnellschreibers eingeräumt worden war, ernannte man sofort eine Kommission, welche über die zu ergreifenden Maßregeln Anträge machen sollte. Diese erfolgten noch während der Fortsetzung des Sturmes gegen die Tuilerien, und gingen dahin, daß ein National-Convent berufen, von demselben eine neue Verfassung der Freiheit und Gleichheit eingeführt, und inzwischen die königliche Macht suspendirt werden soll. Bei der furchtbaren Aufregung des niedern Volkes wäre ein Widerstand gegen solche Anträge auch Royalisten nicht möglich gewesen; ein großer Theil der Versammlung wollte aber vollends entschieden die Republik. Die bemerkten Anträge wurden daher von der gesetzgebenden Versammlung angenommen, und eilfertig in ganz Frankreich verkündet und vollzogen. Ludwig XVI. kehrte nicht mehr in die Tuilerien zurück, sondern wurde mit seiner Familie erst in einem Seitengebäude des Klosters der Feuillants, dann im Kanzlei-Palast, und endlich in einer ehemaligen Wohnung der Tempelherren bewacht. Das Königthum war nun gestürzt, Frankreich schon thatsächlich eine Republik, die förmliche Erklärung derselben nicht mehr zu verhindern; das Manifest des Herzogs von Braunschweig hatte also gerade die entgegengesetzte Wirkung, als man beabsichtigte, es stürzte das Königthum in Frankreich, anstatt es zu schützen, es richtete Ludwig den Sechzehnten vollends zu Grunde, statt ihn zu retten.

Lafayette, welcher bei aller Freiheitsliebe gleichwohl dem konstitutionellen Throne treu ergeben blieb, und als edler Mann über die Ausschweifungen der rohen Republikaner äußerst entrüstet war, suchte an der Spitze seines Heeres dem Könige beizustehen und Frankreich vor der hereinbrechenden Anarchie zu bewahren; allein Dumourier wußte diese wohlwollende Absicht so kräftig zu vereiteln, daß Lafayette von seinen Soldaten verlassen, und sogar genöthiget wurde, in das Ausland zu entfliehen, um sich vor der Verfolgung der Jakobiner, der heftigsten Partei der Republikaner, zu sichern. Dumourier gelangte nun allmählig zum Oberbefehl über die französischen Heere an den Grenzen, und jetzt war für Ludwig den Sechzehnten und das Königthum jede Hoffnung verschwunden.

Trotz der hohen, herrischen Sprache, welche der Herzog von Braunschweig in seinem Manifest geführt hatte, verharrte nämlich dieser Heerführer auch nach der Verkündigung des Manifestes noch am 10. August

1792 unthätig im Lager bei Trier; und erst dann, als die Nachricht von dem Volks-Aufstand des 10. August einlief, schickte er sich zum Aufbruch an. Das vereinigte preußisch-östreichische Heer und die Zuzüge der französischen Auswanderer rückten am 19. August 1792 in Lothringen ein, und berannten zunächst die Festung Longwy. Man hielt diese Festung damals für sehr stark, und hatte sie auch gut mit Waffen, Mannschaft und Lebensmitteln versehen; dessenungeachtet wurde sie von dem französischen Befehlshaber schon am 23. August 1792 übergeben.

Von Longwy zog das deutsche Heer sogleich nach Verdun, um durch die Wegnahme auch dieser Festung seinen Rücken auf dem Marsche nach Paris vollständig zu decken. In Verdun benahm sich der französische Befehlshaber entschlossener, und wollte sich standhaft vertheidigen; allein die Bevölkerung war so muthlos und bestürzt, daß sie die Vertheidigung erschwerte, und die Gemeinde-Verwaltung den Kommandanten sogar zur Uebergabe der Festung nöthigte. Schon am 2. September 1792 war das deutsche Heer auch im Besitze von Verdun, und mithin in den Stand gesetzt, nunmehr ohne Gefahr in das Innere von Frankreich vorzudringen.

Allein trotz dieser glücklichen Erfolge der deutschen Waffen bei dem Anfange des Feldzuges, war zur Erreichung des Zweckes desselben der günstige Zeitpunkt schon versäumt. Wenn nämlich der Herzog von Braunschweig nicht zu lange gezögert hätte, sondern während der Uneinigkeit der französischen Generale rasch vorgerückt wäre, so würde alles eine andere Gestalt genommen haben. Entweder hätte dann Lafayette in seinen guten Absichten für das Königthum unterstützt und Dumourier in seinen Umtrieben durchkreuzt, oder die Verwirrung, welche der Streit der französischen Heerführer hervorbrachte, zum entscheidenden Vorrücken des deutschen Heeres benützt werden können. Durch die Saumsal des Herzogs von Braunschweig erlangte dagegen Dumourier Zeit, den redlichen Lafayette zu verdrängen, die französische Hauptarmee im republikanischen Sinne zu organisiren, und endlich die Päße zu besetzen, durch welche die Deutschen auf dem Wege nach Paris vordringen mußten. Jener Weg ging durch den Wald von Argonne in die Champagne; aber in dem Wald fanden sich so viele Schluchten, Gewässer, Sümpfe und Dickichte, daß ihn eine Armee nur in fünf Päßen durchziehen konnte. Die letzteren konnte wegen des günstigen Terrains schon eine kleinere Waffenmacht gegen überlegene Streitkräfte vertheidigen, und da es Dumourier durch das Zaudern des Herzogs von Braunschweig gelungen war, jene Päße schon vom 1. September an, sohin vor der Ankunft der Deutschen, zu besetzen, so vermochte er deren Vordringen aufzuhalten, obgleich sein Heer nur ungefähr 18,000 und jenes der Deutschen 70,000 Mann zählte. Der Feldzug entsprach also dem großsprecherischen Manifest des Herzogs von Braunschweig, wozu sich dieser durch die französischen Auswanderer

hatte überreden lassen, keineswegs, sondern zog sich in die Länge. Mittlerweile gerieth Frankreich in einen Zustand, welcher in der ganzen Weltgeschichte noch nicht erlebt worden war, und zugleich auf die Wendung des Kriegs entscheidenden Einfluß ausübte. Darum müssen wir denselben etwas näher beschreiben, obschon er zunächst die deutsche Geschichte nichts anzugehen schien; denn die Folgen für Deutschland kamen bald nach.

Vier und zwanzigſtes Hauptſtück.

Anarchie in Frankreich.

(1792 und 1793.)

Die franzöſiſche Staatsumwälzung bezeichnet eine große Epoche in der Weltgeſchichte, das letzte Abſtreifen der Ueberbleibſel der Leibeigenſchaft und der Grundherrlichkeit des Alterthums, den Uebertritt zur Reife der Bildung, zum Normalzuſtand der Völker. Wir ſagen, ſie bezeichnet dieſe große Epoche, das heißt, ſie kündigte an, daß ſolche bevorſtehe; aber ſie ſelbſt war nicht fähig, dieſelbe ſchon wirklich zu eröffnen, den hohen Zweck durchzuführen; ſie ſtrebte allerdings viel an, aber ſie hatte weder Geſchick noch Kraft zur Durchführung, ſondern verirrte ſich zu einem furchtbaren Wahne, zu ſchauderhaften Verbrechen und Uebelthaten. Neben den aufrichtigen Freunden der Freiheit, welche der Unterdrückung und den Mißbräuchen ſteuern, die Menſchenwürde fördern und der Geſellſchaft im veredelnden Sinne umgeſtalten wollten, beſtand ſchon frühzeitig eine heftige Partei, welche in den Staatsreformen alles Maaß aus den Augen ſetzte, unhaltbaren Theorien anhing und überhaupt mit allen Anlagen zum Freiheits-Fanatismus verſehen war. Dieſe zum Theil ſelbſt aus den unterſten Ständen hervorgegangene Partei wollte ſich durchgehends auf das niederſte Volk ſtützen und der rohen Gewalt die Herrſchaft über Vernunft und Gerechtigkeit verſchaffen. Viele Umſtände trugen dazu bei, dieſe gefährliche Richtung erſt einflußreich, dann mächtig zu machen und ihr endlich ein gänzliches Uebergewicht in die Hände zu ſpielen.

Die Verfaſſung, welche die conſtituirende National-Verſammlung eingeführt hatte, war bei vielen Vorzügen doch im Ganzen unhaltbar, weil ſie dem Organismus des Staates fremd blieb, von der nothwendigen Gliederung deſſelben keinen Begriff hatte und namentlich das Gleichgewicht der Staatsgewalten zerſtörte. Daher kam es, daß ſchon bei der erſten geſetzgebenden Verſammlung die Regierung zu einem wahren Schatten herabſank und bald als gänzlich ohnmächtig ſich auswies. Die nächſte

Folge war der Uebergang zu republikanischen Ideen; da man aber hiebei eben so wenig an die Gesetze des Staatsorganismus dachte, so mußte die weitere Folge der Uebergang zur Anarchie werden. Solches zeigte sich bald, denn diejenigen Republikaner, welche Gerechtigkeit und Ordnung wollten, begingen ebenfalls den Fehler, die Regierungsgewalt zu entkräften, und sahen sich nach dem Sturze der königlichen Gewalt außer Stand, die fanatische Partei der Republikaner, die Jakobiner, im Zaum zu halten. Die Jakobiner, schon an sich sehr unternehmend, wurden seit dem 10. August 1792 immer kühner, schloßen sich noch inniger an das niedrigste Volk an, gefielen sich in rohen Sitten, und steigerten den vorgeblichen Haß der Tyrannei zu einer wahren Freiheitswuth. Aeußere Ereignisse trugen vollends dazu bei, den Fanatikern die wirkliche Herrschaft zu überliefern.

Als nämlich die Nachricht von dem Aufbruch des deutschen Heeres gegen die französischen Grenzen in Paris ankam, als noch dazu die feige Uebergabe der Festungen Longwy und Verdun ruchbar wurde, so gerieth die Pariser Bevölkerung in Bestürzung, und die Jakobiner benützten dieß abermals, um das niedere Volk noch mehr zur Wuth zu reizen. Unter den Häuptern der Jakobiner hatte sich schon geraume Zeit die furchtbare Theorie ausgebildet, daß man auf gewöhnlichem Wege der Freiheit nicht den Sieg verschaffen könne, das man vielmehr einen Theil ihrer Gegner vernichten, das heißt ermorden, den andern hingegen durch Schrecken einschüchtern und die Volksmassen in dem Maaße fanatisiren müsse, daß sie durch ungeheure Anstrengungen über den innern und äußern Feind der Freiheit zugleich zu siegen vermögen. Seit dem 10. August 1792 gingen nun die Häupter der Jakobiner damit um, die innern Feinde der Freiheit, welche man die Aristokraten nannte, aufzusuchen und zu verhaften. Der Gemeinderath von Paris, ganz in der Gewalt der Jakobiner, nahm den Namen des revolutionären Rathes an, womit man das oben bemerkte System des Terrorismus bezeichnete, und ließ nun in Masse Haussuchungen nach verdächtigen Aristokraten anstellen. In der zweiten Hälfte des August 1792 füllten sich daher die Gefängnisse in Paris mit einer ganzen Masse verhafteter Personen, welche als Aristokraten oder Gegner der Freiheit ergriffen und ausdrücklich zum Tode bestimmt worden waren.

Nachdem sich die Jakobiner in solcher Weise ihre ersten Opfer ausgewählt hatten, nahmen sie zur Ausführung der Ermordungen Leute aus den niedrigsten Volksklassen durch das Organ des Pariser Revolutionsrathes in Sold. Die gesetzgebende Versammlung blieb in ihrer Mehrzahl solchen Greueln allerdings fremd; aber in der obersten Regierungsgewalt selbst fanden sich schon nicht nur Begünstiger, sondern sogar die Haupturheber der Freveithat; denn der Justizminister Danton leitete das Verbrechen unmittelbar. Danton ging das Verzeichniß der Verhafteten durch

und bestimmte, welche von ihnen ermordet und welche begnadiget werden sollten. Das Zeichen zur Ausführung gaben die eingelaufenen Nachrichten über das Vorrücken des Herzogs von Braunschweig, namentlich der Einnahme der Festungen von Longwy und Verdun. Es gab in Frankreich nur eine Meinung, daß die Nation alle Kräfte aufbieten müsse, und die Einmischung der Fremden in ihre innern Angelegenheiten zurückzuweisen, das östreichisch-preußische Heer also zurückzuschlagen. Allein die Jakobiner spiegelten dem Volke vor, daß die innern Feinde der Freiheit mit den Fremden gemeinschaftliche Sache machen und nach dem Aufgebot der Massen und deren Abmarsch an die Grenzen die Familien der Vaterlands-Vertheidiger erwürgen würden. So stellten sie die Ermordung der Verhafteten als das einzig mögliche Mittel zur Zurückschlagung der Deutschen und der Rettung des Vaterlandes dar. Verständige Menschen würden eine solche abscheuliche Sophistik mit Verachtung zurückgewiesen haben; indessen die Jakobiner wandten sich mit ihrer Insinuation vorsätzlich an die rohesten und dümmsten Volksmassen; zugleich war das Mißtrauen der letztern gegen die Aristokraten durch die geheimen Verbindungen des Hofes mit Oestreich schon lange erwacht, es gelang also den Jakobinern, die wilden Volkshaufen wirklich zu bewegen, hülflose Verhaftete in Massen zu erwürgen. Das Morden begann nach dem Befehle des Justizministers Danton am 2. September 1792, und setzte sich bis zum 6. September fort. Unsäglich war der Jammer jener Tage; das Angstgeschrei der unschuldigen Gefangenen zerriß das Herz der noch fühlenden Menschen; aber die fanatischen Wüthriche hatten kein Erbarmen; rücksichtslos wurden die Verhafteten vielmehr niedergestochen, gehauen und geschossen. Es war der Gemeinderath von Paris, welcher das Morden und die Beerdigung der Leichname bezahlte. Sei es, daß nun der erste Blutdurst gestillt war, oder daß man die Fortsetzung der Würgereien im Augenblick nicht für politisch hielt, genug, nachdem ungefähr 3000 Gefangene ermordet waren, gaben die Jakobiner das Zeichen zum Einstellen der Metzelei. Auf der Stelle hörte dieselbe jetzt auf, und auch dieser Umstand beweist, daß das Morden planmäßig eingeleitet und förmlich organisirt war.

Eine kleine Weile ruhte nunmehr die Blutgier der Jakobiner, doch nur sehr kurz, und dann suchten sie sich ein ausgezeichnetes Schlachtopfer aus, den unglücklichen König Ludwig XVI. Wir haben oben erzählt, daß in Folge der Ereignisse vom 10. August 1792 ein Nationalconvent zur Einführung einer neuen Verfassung berufen worden war. Die Wahlen erfolgten unter dem überwiegenden Einfluß der entschiedenern Partei, und zum großen Theil selbst der fanatischen; eine bedeutende Mehrheit des Convents war deßhalb republikanisch gesinnt, und sogleich nach der Eröffnung desselben, und zwar am 21. September 1792, wurde, mit Abschaffung des Königthums, Frankreich feierlich für eine Republik erklärt.

Da von einem Widerstande der Royalisten gar keine Rede mehr war, so schien die Person des abgesetzten, ohnmächtigen Königs nicht mehr gefährlich zu sein; dessenungeachtet hielten ihn die Jakobiner nicht nur fortwährend gefangen, sondern forderten auch, daß er vor Gericht gestellt werde. Versetzung in Anklagestand war in jener Zeit gleichbedeutend mit Hinrichtung; es war also das Blut Ludwigs XVI., welches die Jakobiner verlangten. Sie hatten dabei den berechneten und klar bewußten Zweck, den National-Convent, welcher die Verurtheilung des Königs aussprechen sollte, unwiderruflich von der gemäßigten Meinung zu trennen und an das gewaltthätige revolutionäre System zu ketten. In Folge der Ermordungen in den Gefängnissen war der Terrorismus schon zu Ende 1792 so stark verbreitet, daß Niemand der Anklage des Königs sich ernstlich zu widersetzen wagte, vielmehr nur Einzelne den Ausspruch des Todesurtheils oder dessen Vollziehung zu verhindern suchten.

Nachdem man seit dem September-Morden die Versetzung des Königs in den Anklagestand in Journalen und Volksversammlungen vielfältig gefordert hatte, wurde am 7. November 1792 der förmliche Antrag darauf im National-Convent von Mailhe gestellt. Im Laufe des Novembers wurde hierüber verhandelt und Anfangs December (1792) beschlossen, daß Ludwig XVI. in Anklagestand versetzt werde, daß der Nationalkonvent sein Richter, und durch eine Commission von 24 Deputirten auch sein Ankläger sei, daß endlich der Angeklagte am 11. December 1792 vor den Schranken des Convents zu erscheinen habe. Nichts zeigt die Greuel jener Zeit und die thierische Wuth der Freiheits-Fanatiker besser, als der Vorschlag, welchen ein Convents-Deputirter, der Fleischer Legendre, vor der Einführung Ludwigs XVI. in den Sitzungs-Saal machte. Legendre verlangte nämlich, daß die Convents-Deputirten über den König, sobald er vor den Schranken erscheine, herfallen und ihn in Stücke reißen sollen. Wenn Vorschläge der Art in einer gesetzgebenden Versammlung möglich sind, so kann man fortan alles, auch das furchbarste erwarten. Solches bewährte sich auch bald.

Einzelne Convents-Deputirte hatten bey entschiedenen Willen, den unglücklichen König zu retten, sie hatten mitten unter den Drohungen des Pariser Pöbels sogar den Muth, öffentlich gegen den Ausspruch des Todesurtheils zu stimmen; andre suchten denselben Zweck mittelbar durch Verschiebung der Urtheilsvollstreckung zu erreichen; doch alles war vergeblich, die Jakobiner bereiteten einen neuen Aufstand des Pariser Pöbels vor, und setzten dadurch die Mehrheit des Convents in einen solchen Schrecken, daß Ludwig XVI. wirklich zum Tode verurtheilt und die Hinrichtung am 21. Januar 1793 vollzogen wurde.

So war denn der neue Freistaat mit dem Blute des Königs besiegelt; aber wer nun auf die Rückkehr der Ordnung und den ruhigen Genuß der Freiheit hoffte, hatte sich bitter getäuscht; die Ermordung des

Königs war vielmehr nur das Zeichen, die Leidenschaften noch mehr zu entfesseln, die Vertheidiger der Freiheit unter sich selbst zu entzweien und die Justizmorde endlich im Großen zu organisiren.

Die vernünftigen Republikaner im National-Convent konnten nämlich nicht ruhig zusehen, wie die fanatische Partei, nun der Berg genannt, die Anarchie immer methodischer verbreitete; war es schon ein unverzeihlicher Fehler, daß sie nicht gleich anfangs alles gewagt hatten, um die Anarchie in ihrem ersten Auftreten zu unterdrücken, so mußten sie wenigstens jetzt, wo nach so vielen Gräuelthaten immer neue Blutgier der Fanatiker sich zeigte, der Zerstörungswuth sich kräftig widersetzen. Voll Schmerz über die September-Morde und vielleicht auch voll Reue, daß sie sich diesen und der Hinrichtung des Königs nicht ernstlicher entgegengestemmt hatten, machten die gemäßigten Republikaner, welche zur Unterscheidung von der Bergpartei die Gironde genannt wurden, den Fanatikern wegen der September-Morde und ihrer weitern Umtriebe heftige Vorwürfe, und forderten Befestigung der gesellschaftlichen Ordnung.

Allein die Jacobiner, welche unter andern Danton, Robespierre, St. Just und Couthon zu Häuptern hatten, betrachteten die bisherigen Würgereien nur als ein kleines Vorspiel der Justizmorde in Masse, die sie zur Besiegung der innern und äußern Feinde der Freiheit für nothwendig hielten. Sie waren daher über den Widerstand der Girondisten ergrimmt, und es erhob sich nun der Vertilgungskampf im Innern des National-Convents selbst. Dieser Kampf ward von Seite der Girondisten mit glänzender Beredtsamkeit und entschiedener geistiger Ueberlegenheit geführt; doch die Gironde besaß nicht genug Thatkraft und Energie, sie wußte nur schön zu sprechen, aber nicht mannhaft zu handeln; der Berg, in den Erörterungen stets besiegt, griff daher zu seinem gewöhnlichen Mittel, den Pariser Pöbel wider die Girondisten aufzuwiegeln und die letztern durch eingeleitete Volksaufstände einzuschüchtern. Nachdem die Gironde hierdurch mehrere Monate von ernstlichen Angriffen gegen die Fanatiker zurückgeschreckt worden war, erregte die Bergpartei wider die Girondisten endlich einen wirklichen Aufstand des Pariser Pöbels, und warf sie Anfangs Juni 1793 massenweise in die Gefängnisse. Von den Verhafteten wurden 45 enthauptet, und diejenigen Geächteten, welche durch die Flucht sich gerettet hatten, noch in den Provinzen blutig verfolgt. Da mehrere Girondisten aus Verzweiflung sich selbst getödtet hatten und die Versuche der Uebrigen, in den Provinzen einen Widerstand gegen die Blutherrschaft der Jacobiner zu organisiren, fehlschlugen, so war die Partei der gemäßigten Republikaner gänzlich vernichtet. Nun hatte die Zerstörungswuth der Jacobiner gar keinen Zügel mehr, und es wurde ungescheut der Grundsatz ausgesprochen, daß jeder Feind der Freiheit ermordet werden müsse.

Zur Beförderung der Würgereien war schon vor dem Sturz der

Girondisten, und zwar im März 1793, ein besonderes Revolutions-Tribunal ernannt worden, welches die Feinde des Vaterlandes richten sollte. Die Girondisten hatten mit vieler Anstrengung noch erwirkt, daß das Schuldig auch bei diesem außerordentlichen Gerichtshof nur durch zwölf Geschworne ausgesprochen werden könne. Allein nach dem Sturz der Gironde gingen alle schützenden Institutionen des Revolutions-Tribunals nur zu leeren Formen über; die Häupter der herrschenden Faktion der Jacobiner ernannten ausschließend die Geschwornen, und diktirten ihnen ihr Urtheil. Jede Anklage war nun unfehlbar der Tod, und das Revolutions-Tribunal ein wahres Blutgericht, welches nach den Befehlen der herrschenden Parteihäupter Jeden erwürgen ließ, der eine andere Meinung zu äußern wagte oder sonst mißliebig war.

Die Hinrichtungen wiederholten sich nun täglich, und mehrten sich auch fortwährend nach der Anzahl der Schlachtopfer. Um den Schrecken endlich noch höher zu steigern, machte man einen Unterschied zwischen wirklichen Freunden der Freiheit und den Scheinpatrioten, und nannte die letztern „Verdächtige.“ Es war nun schon ein Verbrechen, ein Gemäßigter zu sein, und diese Bezeichnung reichte hin, um für einen Verdächtigen erklärt und als solcher hingerichtet zu werden. Nunmehr wurden die Justizmorde so häufig und gewöhnlich, das allgemeine Elend so ungeheuer, daß die Natur des Menschen sich veränderte und auch furchtsame gegen den Tod Gleichgültigkeit empfanden. Gleichwohl wurde die Blutgier Robespierre's und seines Anhangs durch alle diese Würgereien noch nicht gesättiget, sondern sie ließen die Gemäßigten oder überhaupt die sogenannten Volksfeinde in Bordeaux, Toulon, Marseille, Lyon und andern Städten auch massenweise niedermetzeln.

Der Unsinn stieg jetzt so sehr, daß der National-Convent einen höchsten Preis der Lebensmittel, das sogenannte Maximum, festsetzte und die Verkäufer bei Todesstrafe zwang, um diesen Preis ihre Waaren zu geben. Neben diesem Angriff auf das Eigenthum setzten sich auch die Güterein ziehungen gegen die Ausgewanderten fort, und trotz dieser Maaßregel blieben die Finanzen so zerrüttet, daß es fast nur Papiergeld gab, die Assignaten, welche täglich im Werthe sanken und zuletzt gar nicht mehr galten. Ungeheuer war das öffentliche Elend, und gleichwohl wütheten Justizmorde unaufhörlich fort. Das Blut der Unschuldigen floß so sehr in Strömen, daß endlich zuletzt der furchtbare Danton von Mitleiden ergriffen wurde, und zugleich mit seinem Freunde Camille Desmoulins nach Erbarmen, nach Milde rief. Indessen das bloße Wort „Milde“ erschreckte schon Robespierre und dessen eifrigsten Anhänger, auch Danton wurde daher für einen Verdächtigen erklärt und mit Camille Desmoulins auf das Blutgerüst geschleppt.

Von jetzt an war die Nemesis den Wüthrichen erschienen. Also sogar Danton und Camille Desmoulins, die kräftigsten Mitglieder der Berg-

partei, waren von Robespierre geopfert worden. Nun riß die fürchterliche Partei aus einander; viele Mitglieder derselben konnten die Hinrichtung Dantons ihrem obersten Haupte, Maximilian Robespierre, nicht verzeihen; der Sturm richtete sich deßwegen seit dem Tode Dantons gegen die mächtigen Häupter selbst, und am 9. Thermidor (27. Juli 1794) wurde der allmächtige Robespierre gestürzt und am 28. Juli mit seinen treuesten Anhängern hingerichtet. Am 29. und 30. Juli 1794 guillotinirte man noch 72 andere Jacobiner; die Vertilgung war also auf diese selbst zurückgefallen. Noch mehrere Tage blieb das Blutbeil gegen die Jacobiner in Thätigkeit, die schreckliche Partei zerfleischte sich also selbst, und nur langsam und fortwährend unter Krämpfen ging das unglückliche Volk allmählig wieder zur Besinnung und zur gesellschaftlichen Ordnung über.

Die Ausschweifungen der französischen Staatsumwälzung sind das furchtbarste Ereigniß in der gesammten Weltgeschichte, und scheinen nur den Zweck gehabt zu haben, der Menschheit für ewige Zeiten zur Warnung zu dienen, und die Völker zu belehren, vor was sie sich bei Meinungskämpfen, politischen Aufregungen und staatlichen Reformen so sorgfältig zu hüten haben. Es ist daher sowohl für die Wissenschaft, als für das praktische Leben von äußerster Wichtigkeit, die Ursachen zu ermitteln, warum der Versuch der französischen Staatsverbesserung auf ein so schreckliches Ergebniß geleitet werden mußte, warum die Anfangs so schönen Entwürfe der Freiheit und menschlichen Glückseligkeit so fürchterlich scheitern sollten. Diese Ursachen liegen tiefer, als man zuweilen glaubt, und wir müssen daher etwas weiter ausholen.

Wie die Geschichte beweist, ist der Zweifel an einer sinnvollen Weltordnung und einer höhern Bedeutung des Lebens der gesellschaftlichen Ordnung der Völker überaus gefährlich; denn er führt leicht zur Frivolität, und diese leicht zur Zerstörung der Sitten, er führt leicht auf falsche Staatstheorien, die sich bei versuchter Ausführung auf das schrecklichste an den Völkern rächen. Das Christenthum hat in dieser Beziehung der Civilisation, wo es rein aufgefaßt wurde, unsägliche Wohlthaten erzeugt, weil es jenen zerstörenden Zweifel auch auf dem Wege des Glaubens, also selbst für jene Menschen zu beseitigen wußte, deren Fassungskraft das Begreifen einer sinnigen Weltordnung auf wissenschaftlichem Wege nicht zuläßt. Allein das Christenthum war im achtzehnten Jahrhundert, und insbesondere um die Zeit des Eintrittes der französischen Staatsumwälzung, heftigen Angriffen ausgesetzt, welche das Wesen desselben selbst betrafen und die Pfeiler, worauf das Ganze ruhte, bis auf den Grund erschütterten. Diese in England durch Toland, Collins, Woolston, Tindal, Bolingbroke, Morgan, Chubb und Andere erregten Kämpfe wurden später auf ein anderes Feld gespielt, wo sie ernsthafter wurden und wichtige Folgen hatten. Voltaire, Diderot, d'Alembert und andere Philosophen

des achtzehnten Jahrhunderts setzten nämlich die Angriffe gegen das Christenthum weiter fort. Den ganzen und eigentlichen Zweck seines Lebens hatte sich insbesondere Voltaire dahin gesetzt, das Christenthum zu untergraben, und er verfolgte denselben bis an sein Ende mit Eifer und Ausdauer. Zwar bediente er sich dabei vorzugsweise nur der Waffe des Witzes und Spottes, und man hat über seine Bemühungen, weil sie nicht auf zureichender Gelehrsamkeit und Sachkenntniß beruhten, oft gelacht und sie für erfolglos erklärt, jedoch mit Unrecht, denn Voltaire hat das Christenthum in den Augen der höhern und vielfach selbst der mittlern Stände Frankreichs allerdings zu Grunde gerichtet, und eben dadurch, daß er nicht gelehrt zu Werke ging, nicht mit tiefern wissenschaftlichen Gründen, sondern mehr mit Witz und Spott kämpfte, hat er seinen Zweck erreicht. Die Wirkung war ungeheuer.

Der Glaube an das Christenthum begann in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Frankreich zu wanken, und war gegen das Ende desselben in einem bedeutenden Kreise schon gänzlich gefallen. Natürlich mußte nun die politische Richtung hervortreten; und die Grundlagen und Vorarbeiten der nachfolgenden französischen Staatsumwälzung waren daher entschieden die Schriften und Lehrsysteme Voltaire's und der übrigen Philosophen. In jener Umwälzung erschien nun die politische Richtung zum ersten Mal als überwiegendes, ja sogar, wenigstens später, als ausschließendes Princip; aber sie schweifte eben dadurch auf der entgegengesetzten Seite zu weit aus und verlor dadurch jede Grundlage. Die nächste Veranlassung dazu waren wieder Voltaire und die französischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt. Voltaire und alle diejenigen, welche das Christenthum gänzlich verwarfen, fühlten zwar dunkel, daß die Welt und der Lauf der Dinge kein Zufall sei, sondern von etwas geleitet werde, aber sie konnten hierüber, also über die Natur der Weltordnung, nicht in's Klare kommen. Voltaire erkannte bloß, daß das Ganze von Regeln beherrscht werde, welche er allgemeine Gesetze (lois générales) nannte, indessen zur Einsicht des nähern Charakters derselben gelangte er nicht. Genauer hin streifte das berühmte Buch, System der Natur, und das bekannte Testament von Meslier. Allein ein wesentlicher Mangel blieb zurück, ein Umstand, der alles verdarb, alle tiefere Einsicht und mithin die wirkliche Erforschung der Gesetze der Weltordnung unmöglich machte, und zugleich furchtbare Folgen hatte, dieß war der Glaube, daß es keine Unsterblichkeit gebe.

Jene Forscher konnten sich außer dem Christenthum und bei dem Gedanken der Weltregierung durch Naturgesetze keinen Begriff und keine Vorstellung von der Ewigkeit und Unsterblichkeit machen. Sie läugneten daher dieselbe, und dieß stürzte alles. Dazu kam noch die gefährliche und mit den Gesetzen der Natur so sehr in Widerspruch stehende Lehre von Helvetius, daß alle Menschen gleiche Anlagen hätten, sowie endlich die

leere, aber in ihren Folgen gleichfalls höchst verderbliche Idee Rousseau's, daß der Staat und das öffentliche Leben der Völker auf einem Vertrage beruhe. Diese drei Dinge, 1) das Ableugnen der Unsterblichkeit, 2) die Lehre von der Gleichheit aller menschlichen Anlagen und 3) die Meinung, daß der Staat eine bloße äußerliche Form, ein Vertrag sei, den man beliebig einrichten könne, haben die französische Staatsumwälzung schon von vorne herein zu Grunde gerichtet. Es ist merkwürdig, wie mächtig jene drei Sätze sich wechselseitig unterstützen.

Wer nicht an Unsterblichkeit glaubt, der muß alles Glück der Menschen in einer guten Staatseinrichtung, in politischer Vollkommenheit suchen. Der beste oder der vollkommene Staat wäre aber der, wo alle Menschen gleiches Glück genießen, wo mithin vollständige Gleichheit herrscht. Haben nun die Menschen von Natur alle gleiche Anlagen, so müßte dieß an sich möglich sein, und die Ursache, wenn es nicht so wäre, also der Grund aller Uebel, müßte nur in fehlerhafter Staatseinrichtung liegen, vermöge deren bevorzugte Stände die Macht an sich reißen, die Anlagen der andern Menschen nicht ausbilden lassen und die letztern dadurch in geistiger und körperlicher Knechtschaft halten. Ist indeß der Staat ein Vertrag, den man nach Belieben, nach seinen Wünschen, nach dem, was man am liebsten möchte, ohne Anstand einrichten kann, so mußte auch ein Verhältniß möglich sein, wo alle Menschen ihre Anlagen auch gleich ausbilden können, und alle folglich gleiche materielle und geistige Güter besitzen würden. Und dieser Schluß ist auch richtig, wenn alle Menschen gleiche Anlagen hätten und der Staat ein bloßer Vertrag wäre. Unter solcher Voraussetzung wäre die Forderung völliger und unbedingter Gleichheit freilich das Recht Aller, und eben darum auch die heiligste Pflicht jedes wahren Menschenfreundes und Patrioten.

Der Widerstand gegen die Versuche, eine vollkommene Gleichheit aller Menschen herbeizuführen, kann nämlich nur dann ein Recht oder gar eine Pflicht sein, wenn die Anlagen der Menschen ungleich sind, und die Ungleichheit der geistigen und materiellen Güter demnach auf Naturgesetzen beruht. In diesem Falle ist letztere aber nicht schlechthin ein Uebel, sondern wird nach dem Gange der Weltordnung das Mittel zu höheren Zwecken, oder wenigstens das Mittel zur Hervorbringung des Lebens, und ist folglich nothwendig. Wenn aber die Natur, wenn die Weltordnung die Ungleichheit nicht wollte, wenn dieselbe zu dieser Einrichtung nicht gezwungen war, wenn die Ungleichheit nur Menschenwerk ist, dessen Abstellung folglich möglich wäre, so muß sie weg, und das Streben nach ihrer Hinwegräumung ist gerecht, edel, erhaben; jeder Widerstand dagegen aber, weil er nur auf Selbstsucht, Eigennutz und sittlichem Verderbniß beruhen könnte, ungerecht, unwürdig, grausam. Darum verdienten dann die Widerspenstigen auch keine Schonung, man müßte sie als Menschen, welche das Elend ihrer Mitbürger vorsätzlich wollen, welche

ihre Brüder von der Entwicklung ihren natürlichen Anlagen abzuhalten und dadurch in Knechtschaft und Erniedrigung zu stürzen streben, welche mit einem Worte Elend statt Glück, Unterwürfigkeit statt Erhabenheit, Unwissenheit statt Aufklärung wollten, man müßte solche Menschen, sage ich, glühend hassen, und alle Kräfte müßten aufgeboten, alle Macht vereinigt werden, diese Widersacher der Zwecke der Menschheit zu stürzen. Kein Mittel wäre dann unerlaubt, wenn es zur Besiegung des Widerstandes nothwendig wäre. Man hätte unter dieser Voraussetzung vielmehr offenbares Recht zu allen, auch zu den gewaltsamsten. Von Mäßigung könnte dann keine Rede sein, und zwar weder in Ansehung des Zweckes, den man will, noch in Hinsicht auf die Mittel, wodurch derselbe herbeigeführt werden soll. Jeder, welcher rücksichtlich des Zweckes, nämlich der völligen Gleichheit aller Menschen, auf Mäßigung oder Einschränkung dringen wollte, könnte kein Menschenfreund, kein Patriot sein: denn wozu ein Vorrecht eines vor dem andern, und sei es auch das geringste, wozu ein Vorzug Einzelner an öffentlichem Einfluß, Macht, Vermögen oder Geistesbildung, und sei es auch der kleinste, wenn alle Menschen gleiche Anlagen hätten, also gleicher Entwicklung fähig wären, und folglich nach dem Willen der Weltordnung alle gleich glücklich sein sollten? Nein, weg dann mit jeder Beschränkung, mit jeder Mäßigung in Beziehung auf den Zweck der Gleichheit; volle, reine, unbedingte Gleichheit sei dann das Losungswort! Wer die letztere nun auch nur in dem kleinsten Stücke, in dem geringfügigsten Nebenumstand nicht wollte, wäre kein wahrer Patriot, sondern ein ungerechter Bedrücker. Eben so wäre auch unter obiger Voraussetzung alle Mäßigung in den Mitteln zur Ueberwindung des Widerstandes der Bevorzugten und aller derer, welche die unbedingte Gleichheit nicht wollen, unter gewissen Umständen durchaus verwerflich. Man beginnt wohl zuerst mit gelindern Mitteln; wollen diese aber nicht helfen, wird der Widerstand der Bevorzugten dadurch nicht vollständig besiegt, so muß man zu kräftigern Mitteln schreiten. Wird jedoch der Kampf durch die Macht der Gegner gar zweifelhaft, oder tritt vollends die Gefahr ein, daß letztere siegen und sohin das schöne, begonnene Werk der Befreiung des Volkes und des Menschengeschlechtes wieder zu Grunde gehe, so darf ich, sagt der Schwärmer, vor keinem Mittel zur Ueberwindung des Widerstandes mehr zurückschaudern, sondern ich muß vielmehr auch die gewaltsamsten ergreifen, und wenn die Gefahr dringend ist, also im äußersten Nothfalle, sogar die furchtbarsten. Sind sie ja nicht gegen die Guten und Edlen, die nur ihr Recht wollen, sondern nur gegen die Ungerechten und Bösen gerichtet, welche auch das zur Freiheit erwachte Menschengeschlecht wieder in geistige und körperliche Knechtschaft zurückbringen, und den von der Natur und der Weltordnung gewollten glücklichen Zustand der Menschheit aus Eigennutz, Herrschsucht und Bosheit verhindern wollen.

Solche Ansichten und Grundsätze müssen in Umwälzungszeiten aus den drei Lehren entstehen, 1) daß es keine Unsterblichkeit gebe, 2) daß die Anlagen aller Menschen gleich seien, und 3) daß der Staat ein bloßer Vertrag wäre, den man nach den Bedürfnissen und Wünschen Aller beliebig einrichten könne. Zur Zeit der französischen Staatsumwälzung war nun aber die erste jener drei Lehren ziemlich weit, die zweite und dritte dagegen fast allgemein verbreitet, und der entschiedene Ausdruck der öffentlichen Meinung; und dieß erklärt denn alle folgenden Ereignisse auf das deutlichste. Es entstand nämlich der allgemeine Wunsch nach einer wesentlichen, tief eingreifenden Staatsverbesserung, im Sinne der Freiheit und Annäherung zur Gleichheit, bald hernach aber das bestimmte und entschiedene Bestreben, einen Zustand allgemeiner, völliger und unbedingter Gleichheit herzustellen. Groß waren dort die Erwartungen der Menschenfreunde, mit Freuden und Entzücken wurde das scheinbar aufgehende neue Licht begrüßt, Europa war einen Augenblick im Taumel, es hielt den emporsteigenden Lichtstreifen für den lange geahnten und verkündeten Morgen einer bessern Zukunft, aber es sah das blutige Roth nicht, das nur Stürme und Regenschauer bringen konnte, es bedachte nicht, daß eine Weltreform nur von Deutschland ausgehen kann. Die Erschütterungen der französischen Staatsumwälzung gingen tief, die Begebenheit selbst war wichtig, folgenreich und anfangs vielversprechend. Das Gefühl der Menschenwürde wurde rege, der Gedanke einer geistigen Wiedergeburt unseres Geschlechtes ward lebhaft erörtert. Alles Edle vereinigte sich um einen solchen Zweck herbeizuführen. Eine reine Vaterlandsliebe zeigte sich in einem großen Theile des Volkes und brachte Opfer, welche noch die späteste Geschichte unter die schönsten Thaten der Menschheit zählen wird. Allein seltsam genug, alle diese mächtigen Anstrengungen, diese ganze Umstürzung eines großen politischen Körpers, alle diese heftigen Kämpfe fanden keine leitende Hand, keinen Geist, welcher die Ereignisse beherrscht und nach einem bestimmten, wohldurchdachten Plane zu befriedigendem Erfolge geführt hätte. Die merkwürdige Erscheinung von 1789 war daher nur bei ihrem ersten Auftreten rein, schön und wohlthätig. Bald änderte sich aber wegen Mangel an richtiger Leitung die Lage der Dinge. Die Vorfälle gingen blind ihren Gang, und sich selbst überlassen, ohne Plan, ohne Führung, ohne Bewußtsein und Selbsterkenntniß, taumelte die Umwälzung von Ausschweifung zu Ausschweifung, von Thorheit zu Thorheit. Die große Begebenheit selbst blieb zwar nicht ohne Wirkung und Folgen für Frankreich, Europa, das Menschengeschlecht selbst: das erwachende Gefühl der Menschenwürde und der unserm Geschlechte zustehenden Rechte, die laute Zurückforderung dieser Rechte, der tiefe glühende Freiheitssinn, alles dieß wirkte mächtig auf Europa, und hat auch nach dem Mißlingen der ganzen Umwälzung bedeutende Folgen zurückgelassen: allein eine Weltreform konnte daraus nicht entstehen.

Wenn nämlich solche Ereignisse zur wirklichen Wohlfahrt des Menschengeschlechts führen sollen, so muß ihre Leitung in der Hand der Ruhe, der Weisheit und der tiefen Einsicht in die Gesetze der Weltordnung liegen. Das Schicksal der französischen Staatsumwälzung war aber in die Gewalt der Leidenschaft, des Fanatismus und der tiefsten Unwissenheit gerathen. Beweise liegen nicht ferne. Ungleichheit der Bestandtheile aller Lebensorganismen, Gegensatz edler und unedler Organe ist ein allgemeines, unabänderliches Gesetz der Natur, auf dem die Lebensfähigkeit beruht. Ohne diese Ungleichheit, ohne diese Gegensätze gibt es keinen organischen Körper, und insbesondere kein Volk und keinen Staat. Jedes Bestreben, bemerkte Ungleichheit radical zu heben, ist folglich Thorheit, und jeder Versuch, den Widerstand der Natur mit Gewalt zu überwinden, Raserei. Die erste Forderung der französischen Staatsumwälzung war aber Gleichheit, absolute, materielle Gleichheit, und das Mittel, die in der Weltordnung selbst liegenden Hindernisse zu besiegen, wurde..... das Blutbeil. Zweitens: die wichtigste Pflicht und die dringendste Mahnung der Weisheit in der Leitung solcher wichtiger Entwicklungszeiten der Völker ist.... Mäßigung, nicht jenes Zwittergeschöpf, welches einen Zustand niemals ganz, sondern allemal nur halb, und eine Krankheit nie geheilt, sondern stets nur gemildert und in ihren Folgen nur verschoben wissen will, nicht das widerliche Ding, welches immer und ewig das Unvereinbare zu vereinbaren, das Unversöhnliche zu versöhnen sucht, mit einem Worte, nicht die verstandlose, bedauernswerthe, verächtliche Heuchel- und Mäusefallen-Politik, welche man unter dem wohlbekannten Namen genugsam kennt, und die das edelste Wort der Sprache, den Ausdruck der schönsten Tugend, für ihre Schwäche und Nichtigkeit usurpirt, sondern jene ruhige, kalte, entschlossene, kraftvolle Mäßigung, welche auf der Einsicht der Gesetze der Weltordnung ruht, in den Stürmen der Zeiten aus dem Charakter des geprüften und bewährten Mannes sich entwickelt, und immer unbeugsam die widerstrebendsten Tendenzen einer wirrenvollen Gährung, die heftigsten Zuckungen und Krämpfe erschütternder Weltumwälzungen mit festem Blicke übersieht, mit entschiedener Ueberlegenheit beherrscht, und mit Sicherheit zur befriedigenden Lösung führt.

Was zeigte aber Frankreich in den Krämpfen seiner innern Zwietracht? Nur maaßlose Ausschweifung, wahnwitziges Ueberbieten in den lächerlichsten und zugleich grausamsten Extremen. Mäßigung, edle Selbstbeherrschung und gewissenhaftes Einhalten vernünftiger Schranken wurde für das abscheulichste Verbrechen, für Vaterlandsverrath erklärt und durch wüthende Proscription massenweise verfolgt. Umgekehrt war ein greulicher Cynismus, Schmutz an den Kleidern und an den Sitten, Rohheit in der Rede und der That, und affektirtes Ueberbieten im wahnsinnigen Freiheits-Fanatismus gepriesene Tugend. Welche Summe von Lächerlichkeiten und doch zugleich auch von Grausamkeiten liefern die französischen Volksversamm-

lungen von 1793! Wahrlich, Frankreich glich in jener Periode einem Aufbewahrungsorte theils geistesverirrter, theils fieberkranker Personen, einem Hospital, wo die Kranken über die Wächter Herr geworden sind, und in ihrer Geistesabwesenheit oder Fieberhitze alles, was gesund ist, tödten und nur denen Schonung bewilligen, welche sich gleichfalls fieberkrank oder tollsinnig stellen. Sage man nicht, daß der Terrorismus absolut nöthig war, um die Nationalität und Unabhängigkeit des Volkes gegen die Angriffe von Außen zu schützen. Wer glaubt, daß dieser Zweck überhaupt oder wenigstens unter den ungewöhnlichen, ganz eigenthümlichen Umständen jener Zeit nur durch Terrorismus erreicht werden konnte, der kennt eben die stille, tiefe, unwiderstehliche Macht der weisen Ruhe und Mäßigung nicht, welche mit gleichem Nachdrucke sowohl die Gegner einer neuern, bessern Ordnung der Dinge, als die Sectirer und Fanatiker niederzuhalten weiß. Wer diese Macht kennt, sage ich, dem wird es nie einfallen, dieselbe zur gleichzeitigen Ueberwindung der äußern Feinde und der innern Widersacher für unzulänglich zu halten.

Gleichwie nun die französische Staatsumwälzung unfähig war, sich selbst zu leiten und zu einer befriedigenden Lösung zu führen, so war sie auch arm und leer, und zwar bodenlos leer an eigentlichen schöpferischen Gedanken und bauenden, organisirenden Ideen. Man sagt gewöhnlich, daß jenes Ereigniß, wenn es auch sonst nichts genützt hätte, doch wenigstens eine Menge neuer Ideen in Umlauf gebracht habe. Nie war ein Irrthum größer, als dieser. Prächtig klingende Redefiguren von Freiheit und Gleichheit, vom Sturz der Tyrannen und der Herstellung der Vernunftherrschaft gab es allerdings genug, aber damit ist dem Menschengeschlechte nichts gedient. Die allgemeinen Phrasen und Tiraden von Freiheit, die Absurditäten, daß alle Menschen gleich seien und gleich glücklich sein sollen, und sogar die wahren Aussprüche, daß man Menschenwürde achten, Unterdrückung hassen und mit letzterer ringen solle, sind keineswegs die neuen Gedanken, welche einer großen Umgestaltung der Weltverhältnisse zu Grunde liegen müssen, sondern die Einsicht und das klare Bewußtsein der Mittel und Wege, wodurch die Freiheit und Glückseligkeit oder der normale Zustand der Völker dauerhaft gegründet werden kann. Von diesen Mitteln, deren Einsicht auf der Erforschung und Erkenntniß der Weltordnung, also auf tiefer wissenschaftlicher Bildung und lebendiger Weisheit beruhet, hatte aber die französische Staatsumwälzung keine Vorstellung, keine Ahnung: denn Frankreich wußte nicht einmal, und weiß es vielleicht heute noch nicht, daß es eine solche, wissenschaftlich-erkennbare Weltordnung gibt, und daß deren Einflüsse und Wirkungen auch in den socialen Einrichtungen der Völker sich äußern.

Die Mittel, welche die französische Revolution zur Befreiung des Volkes und Herstellung dessen Normalzustandes anwendete, waren daher fast alle lächerlich und widersinnig, und endeten ebendeßhalb mit dem

Gegentheil von dem, was man wollte, nämlich mit dem Militär-Despotismus, und durch diesen mit dem Rückfall in den alten, nur etwas gemilderten Zustand der Dinge. Von der organischen Verbindung der Kräfte, von der Gründung lebendiger Institute, welche Blut und Nahrungssaft allen Gliedern nach Verhältniß deren Funktionen und nach richtigem Bedürfniß gleichmäßig zuführen, von der Läuterung der Religion und deren Versöhnung mit den Staatszwecken, von der Weisheit jener Staatskunst endlich, die aus der Regel der Gegensätze abgeleitet, den innern Bau des Staatsorganismus nach Analogie der Werke der schaffenden Natur ordnet, von allem diesem, sage ich, hatte Frankreich bei seiner versuchten Umgestaltung keinen Begriff. Alle Mittel beschränkten sich vielmehr auf Formen, auf eine wahre Fabrik von papiernen Gesetzgebungen und Constitutionen. Und weil diesen durch Einsicht in die Weltordnung kein Lebens-Athem eingehaucht werden konnte, so waren sie theils ganz todt geboren, theils wenigstens unreif, und verschwanden folglich entweder schon sogleich nach der Geburt oder wenigstens nach kurzem Bestehen. Alles geschah denn, was wir oben als nothwendige Folgen falscher Staats-Theorien dargestellt haben.

Da nämlich gegen die Forderung einer allgemeinen Gleichheit nicht nur von Seite der Bevorzugten, sondern auch von Seite besonnener Patrioten, welche die Unmöglichkeit einer unbedingten Gleichheit fühlten, Widerstand hervortrat, so erhob sich der Kampf. Je größer nun der Widerstand gegen die heftige Gleichheitspartei wurde, desto erbitterter wurden auch deren Angriffe. Diese Partei war mit Festigkeit, Feuer, Kraft, Entschlossenheit ausgerüstet, und zögerte darum, als die Gefahr dringend zu werden schien, keinen Augenblick, auch die gewaltsamsten und schauderhaftesten Mittel zur Besiegung des Widerstandes anzuwenden. Ihre Angriffe blieben daher auch nicht bloß gegen die Bevorzugten gerichtet, die ihre Vorrechte nur aus Eigennutz nicht aufgeben wollten, sondern dehnten sich bald auch auf die redlichen, aber besonneren Vaterlandsfreunde aus, welche die Republik zwar auch aufrichtig wollten, indessen nur eine völlige und unbedingte Gleichheit nicht für möglich hielten, und zugleich auch durch die schmutzigen und rohen Sitten, welche die heftigere Partei geflissentlich zur Schau stellte, so wie deren Verachtung aller Bildung, namentlich der Kunst und Wissenschaft, verletzt wurden. Daher kam nun der Kampf des Berges gegen die Gironde, und wegen überwiegender Kraft des erstern die Niederlage der letztern. Nach dieser Katastrophe blieben aber die Angriffe der fanatischen Gleichheitspartei nicht bloß gegen die beschränkt, welche sich der völligen Gleichheit wiedersetzten, sondern sie gingen jetzt sogar auch auf diejenigen über, welche in Ansehung des Zweckes mit ihr einverstanden waren, also ebenfalls die allgemeine und unbedingte Gleichheit verlangten, und nur die zur Herstellung derselben angewendeten Mittel zu gewaltsam, zu grausam und zu

unmenſchlich fanden. Es wurden nun auch dieſe, die doch nur in Anſehung der Mittel, nicht aber in Anſehung des Zweckes, gemäßiget waren, maſſenweiſe erwürgt; und nachdem dieß geſchehen war und allgemeiner Schrecken das geſammte Volk gefangen hielt, zerfiel die furchtbare ſiegende Partei ſelbſt wieder in mehr und weniger Entſchiedene, und rieb ſich wechſelſeitig ſelbſt auf. Auf ſolche Weiſe wurden alſo nicht nur die reinſten Vaterlandsfreunde, ſondern ſogar die eifrigſten Vertheidiger einer übertriebenen und unmöglichen Gleichheit wegen Mäßigung ermordet, und als der gewaltſame Tod diejenigen, welche jene ſchreckliche Gewalt aus Fanatismus und Schwärmerei geübt hatten, endlich ſelbſt traf, ſo warfen alle, welche den Patriotismus und die Forderung völliger Gleichheit nur erheuchelt hatten, die Maske ab, das Ganze ſtürzte, das Rad, welches zu weit getrieben worden war, ſchlug auf der entgegengeſetzten Seite um, und alles fiel in Despotismus zurück. Man hatte mit der Natur ſelbſt in Kampf ſich eingelaſſen, man wollte ein Geſetz der Schöpfung, nämlich die bis auf einen gewiſſen Grad nothwendige Ungleichheit der Menſchen, mit Gewalt ändern, frevelhaft in den Gang der Weltordnung eingreifen; und das Ende mußte nach eben dieſem Gange, welchem keine menſchliche Macht ungeſtraft ſich widerſetzen kann, Untergang und Vernichtung ſein. Alles ereignete ſich demnach in der Art, wie wir es als nothwendige Folgen falſcher Grundſätze oben angegeben hatten. Die Lehren, daß die Anlagen aller Menſchen gleich ſeien, und daß der Staat eine bloß äußerliche Form, ein Vertrag wäre, den man beliebig einrichten könne, dieſe Ideen, ſage ich, haben die franzöſiſche Staatsumwälzung ſchon von vorneherein zu Grunde gerichtet, und mithin auch das anfänglich reine und edle politiſche Streben geſtürzt.

Eine furchtbare Warnung liegt darum für alle Völker, Geſchlechter und Zeiten in den Ausſchweifungen der franzöſiſchen Staatsumwälzung; doch um einen theuern Preis mußte dieſe Warnung erkauft werden; denn nicht nur Frankreich wurde an den Rand des Verderbens gebracht, ſondern auch auf andere Völker, namentlich Deutſchland, ein verderblicher Einfluß ausgeübt. Bevor wir dieß weiter entwickeln, müſſen wir den Faden der Erzählung wieder aufnehmen.

Fünf und zwanzigstes Hauptstück.

Fortsetzung des Feldzugs. Kriegs-Erklärung des deutschen Reichs gegen Frankreich. Weiterer Verlauf der Waffenunternehmungen.

(Vom September 1792 bis August 1793.)

Als das deutsche Heer die Päſſe des Argonner Waldes von den Franzoſen beſetzt fand, erhob ſich die Frage, ob man einen Sturm auf die feſte Stellung des Feindes bei Grand-Pré unternehmen oder die letztere umgehen wolle? Der Sturm ſchien ſehr bedenklich zu ſein, weil die Franzoſen eine ſtarke Anhöhe beſetzt hatten, und auf dem einen Flügel vom Wald, auf dem andern von der Aire gedeckt waren. Ein außerordentlicher Verluſt an Leuten ſchien daher bei einem Angriff auf die Höhe für das deutſche Heer ganz unvermeidlich zu ſein. Deſſenungeachtet hielten die meiſten Sachverſtändigen einen raſchen Angriff für das Zweckmäßigſte. Nur der Oberbefehlshaber, der Herzog von Braunſchweig, war ſeiner gewohnten Vorſicht nach anderer Meinung, und entſchied ſich für die Umgehung des Paſſes von Grand-Pré. Allein die Wege waren ſchlecht, die Witterung abſcheulich und die Vorräthe an Lebensmitteln dürftig. Man mußte ſchon Lieferungen aus Deutſchland nachkommen laſſen, und als dieſe allmälig von den Franzoſen durch Seitenbewegungen von Thionville und Metz aus aufgefangen wurden, ſo mangelte es im deutſchen Lager bald empfindlich an Lebensmitteln und Pferde-Futter. Im Vereine mit der anhaltenden ſchlechten Witterung erzeugte dieſer Mangel endlich Krankheiten, und die Lage des preußiſch-öſtreichiſchen Heeres wurde ſehr mißlich. Da noch überdieß eine bedeutende Verſtärkung der Franzoſen durch die Generale Beurnonville und Kellermann bevorſtand, ſo wurden ſchon Stimmen von Rückzug laut. Allein eine entſchloſſene Waffenthat des öſtreichiſchen Generals Clairfait, welcher unter dem Herzog von Braunſchweig befehligte, veränderte mit einem Male die ganze Lage der Dinge.

Clairfait fand einen andern Paß, Croix aux bois, schwächer besetzt, griff rasch an und nahm denselben weg. Bestürzt hierüber sandte Dumourier sogleich den General Chazot mit einer bedeutenden Heer-Abtheilung ab, um den Paß Croix aux bois den Oestreichern wieder abzunehmen. Nach einem hitzigen Treffen gelang dieß am Ende auch, und die östreichische Besatzung unter dem Prinzen von Ligne, welcher daselbst das Leben verlor, wurde zurückgedrängt. Sogleich erschien aber der General Clairfait mit Verstärkung, schlug den General Chazot entscheidend, und schnitt denselben nach der Wiedereroberung des Passes Croix aux bois sogar von dem französischen Hauptheer unter Dumourier ab. Da in Folge dieses Siegs auch die französischen Ausgewanderten einen Paß, Chêne populeux, eingenommen hatten, so befand sich das französische Heer in der größten Gefahr. In der That hielt der umsichtige General Clairfait den französischen Oberbefehlshaber Dumourier für verloren, und wollte denselben mit schneller Benützung der errungenen Vortheile sogleich angreifen; allein der Herzog von Braunschweig ließ dieß in seiner übertriebenen Vorsicht nicht zu. Er sandte vielmehr einen Offizier an Dumourier, um denselben auf die Seite der Royalisten herüberzuziehen. Dumourier stellte sich, als sei er gegen den Antrag nicht unzugänglich, und täuschte dadurch den Herzog. So ging der günstige Augenblick für das deutsche Heer unbenützt vorüber, und Dumourier gewann Zeit, die Generäle Beurnonville und Chazot an sich zu ziehen, und in der Nacht eine feste Stellung bei Autry einzunehmen.

Dessenungeachtet setzte der Herzog von Braunschweig die Unterhandlungen fort, um den General Dumourier zur Erklärung gegen die Republikaner zu bewegen; doch er ließ sich abermals täuschen, und setzte den General Dumourier in den Stand, auch vollends mit den Streitkräften unter Kellermann sich zu vereinigen.

Der König von Preußen, schon lange unzufrieden mit der lauen Kriegsführung seines Feldherrn, drang nun ernstlich darauf, eine entscheidende Schlacht zu schlagen; indessen der Augenblick dazu war bei weitem nicht mehr so günstig, weil das französische Heer jetzt 50,000 statt früher nur 18,000 Mann zählte. Auch blieb der Herzog von Braunschweig fortwährend von dem Wahne befangen, den General Dumourier zu gewinnen; er stellte daher das gesammte Heer nach den Befehlen des Königs am 20. September 1792 bei Valmy zwar in Schlachtordnung auf; doch es war ihm mit dem Kampfe nicht Ernst, und er beschränkte sich daher auf ein lebhaftes Artilleriefeuer gegen die von den Franzosen besetzten Höhen. Dasselbe war sehr anhaltend und wurde eben so erwiedert, so daß von beiden Seiten 40,000 Schüsse fielen; da aber die Deutschen keinen Sturm auf die Anhöhen unternahmen, so blieb das Treffen, welches man die Kanonade von Valmy nennt, ohne Entscheidung. Der Herzog von Braunschweig zog am Abend sein Heer in das Lager zurück,

und legte sich wiederum auf Unterhandlungen mit Dumourier. In Folge derselben wurde am 22. September 1792 ein kurzer Waffenstillstand abgeschlossen. Bei den weitern Unterredungen forderten die Preußen als Grundbedingung des Friedens die Befreiung des Königs Ludwig XVI. und die Wiederherstellung dessen rechtmäßiger Gewalt. Dumourier, welcher sich früher immer gestellt hatte, als begünstige er diese Absicht, mußte jetzt dagegen selbst gestehen, daß nach den neuern Vorgängen in Frankreich an die Bewilligung einer solchen Forderung nicht mehr zu denken war.

Friedrich Wilhelm II. überzeugte sich nunmehr, daß Dumourier mit dem Herzoge von Braunschweig nur sein Spiel getrieben habe, und forderte darum die Aufkündigung des Waffenstillstandes und nachdrückliche Waffenunternehmungen. Obgleich der östreichische General Clairfait derselben Meinung war, so rieth gleichwohl der Herzog von Braunschweig ab, und schlug gerade umgekehrt die Fortsetzung der Unterhandlungen mit Dumourier vor. Der König von Preußen ließ sich bewegen, und da Dumourier sich fortwährend für einen geheimen Royalisten ausgab und schöne Versprechungen machte, so wurden in der That die Bedingungen einer Uebereinkunft besprochen. Friedrich Wilhelm II. bemerkte indessen bald, daß das Ganze nur darauf abgesehen sei, Preußen von Oestreich zu trennen; er überzeugte sich, daß Dumourier überhaupt nur Ränke schmiede, und verweigerte daher die Bestätigung der Uebereinkunft. Nach seinem bestimmten Befehle ward auch der Waffenstillstand am 27. September 1792 aufgekündigt; dessenungeachtet sollte nichts Entscheidendes mehr unternommen werden. Die Deutschen hatten inzwischen nämlich gefunden, daß die Vorspiegelungen der französischen Ausgewanderten über die Stimmung ihrer Nation gänzlich falsch waren, und daß man es nicht mit einer Handvoll Aufrührer, sondern wirklich mit der ganzen Nation zu thun habe. Zugleich wurden die ersten Einflüsse des Terrorismus bemerkbar, indem die gewaltthätigen Jacobiner Jeden mit dem Tode bedrohten, welcher nicht Gut und Blut an die Vertreibung der Fremden setzen wolle. Wer auch friedliche Neigungen haben mochte, durfte es also schon aus Furcht nicht wagen, in der Landes-Vertheidigung unthätig zu bleiben; überdieß war die Mehrheit der Franzosen wirklich für die Freiheit begeistert, und es war zu erwarten, daß die gesammte Nation wider die deutsche Invasion sich erheben werde. Da nun in Folge anhaltender schlechter Witterung und mangelnder Nahrung, auch die Vermehrung der Krankheiten im deutschen Heere zu befürchten war, so schien dasselbe bei weiterem Vorrücken den ernstlichsten Gefahren ausgesetzt zu sein. So ungern es daher der König von Preußen auch sah, so mußte er dennoch geschehen lassen, daß der Herzog von Braunschweig sein Lager bei la Lune in der Nähe von Valmy am 30. September 1792 aufhob und den Rückzug antrat. Nach den Befehlen von Dumourier sollte Kellermann

die Preußen zwar verfolgen; allein es war mit diesen Befehlen nicht Ernst; Kellermann nahm daher eine Richtung, welche den Rückzug eher begünstigte. Dessenungeachtet litt das preußische Heer noch viel durch bodenlose schlechte Wege, schlechtes Wetter und nachlässige Verpflegungs-Anstalten, so daß es im üblen Zustande am Rhein erschien.

Durch den Abzug der Preußen wurde für die Franzosen der Weg nach den Niederlanden offen, und Dumourier beschloß nunmehr, sein Heer nach jener Richtung zu führen. Außer der Heerabtheilung, welche unter Clairfait mit den Preußen vereinigt war, hatten die Oestreicher eine andere unter dem Befehle des Herzogs von Sachsen-Teschen in den Niederlanden zum selbstständigen Handeln bestimmt. Diese war während des Feldzuges in der Champagne vor die französische Festung Lille gerückt, und hatte sie heftig beschossen. Da indessen sowohl die Besatzung, als die Einwohner die Festung tapfer vertheidigten und eine französische Armee unter dem General la Bourdonnage zur Entsetzung herbeieilte, so sah sich der Herzog von Sachsen-Teschen am 24. October 1792 genöthiget, die Belagerung aufzuheben und gegen Mons sich zurückzuziehen.

Inzwischen hatte sich der General Clairfait von den Preußen getrennt (am 13. October 1792), und seinen Marsch nach den Niederlanden gerichtet, um den Herzog von Sachsen-Teschen zu verstärken. Bevor aber alle seine Truppen im Lager des Herzogs bei Mons eintreffen konnten, war schon Dumourier mit der französischen Hauptarmee in der Nähe von Mons angelangt. Bei Jemappes griff er hierauf am 5. November 1792 die Oestreicher mit Heftigkeit an, und da er trotz des lebhaften Widerstandes den Angriff am folgenden Tage mit äußerster Heftigkeit wiederholte, die Truppen von Clairfait immer noch nicht vollständig angekommen und die gegenwärtigen durch den Marsch erschöpft waren, so gelang es dem französischen Oberbefehlshaber endlich, die Oestreicher vollständig zu schlagen.

Die Folgen dieses Sieges der Franzosen bei Jemappes waren überaus wichtig; denn Dumourier überzog nun ganz Belgien. Nachdem er nämlich einige Tage in Mons verweilt hatte, lieferte er der geschlagenen östreichischen Armee noch mehrere Gefechte, und rückte am 14. November 1792 siegreich in Brüssel ein. Als sich hierauf viele feste Plätze ergeben hatten, schlug Dumourier am 21. November die Oestreicher wiederholt bei Tirlemont, und drang nunmehr über Lüttich bis Aachen vor. In Lüttich war die Bevölkerung noch immer für die Grundsätze der französischen Revolution sehr eingenommen, und Dumourier wurde daher mit offenen Armen aufgenommen. Der Krieg nahm nun allmählig für Deutschland einen gefährlichen Charakter an; denn es schien, als wenn in den Grenzländern die Freiheitsideen ebenfalls auftauchen und die Einwohner mit den Franzosen gemeinschaftliche Sache machen wollten. Andere Ereignisse steigerten diese Besorgniß noch bedeutend.

Während des Feldzugs in der Champagne hatte Dumourier dem Herzog von Biron den Befehl ertheilt, dem deutschen Heere von Straßburg aus in den Rücken zu fallen. Diesen Befehl hatte Biron nicht befolgt; dagegen schickte er im September 1792 den französischen General Cüstine von Landau ab, um im Rücken der deutschen Armee eine Bewegung auszuführen. In Speier befanden sich große Vorräthe von Lebensmitteln, und man hatte zum Schutze derselben, so wie des Oberrheins überhaupt, ansehnliche Streitkräfte unter dem Fürsten von Hohenlohe und dem Grafen von Erbach aufgestellt. Da aber beide Heerführer mit ihren Truppen zu der Hauptarmee berufen wurden, so war Speier und der Oberrhein überhaupt bloßgestellt, und dieß veranlaßte eben den Herzog von Biron, den General Cüstine zum Vorrücken anzuweisen.

Am 29. September 1792 erschien Cüstine vor Speier, wo der Graf von Erbach geringe Streitkräfte zurückgelassen hatte, und nahm die Stadt fast ohne Widerstand ein. Cüstine hatte bei seiner Unternehmung vorzüglich auf die Sympathie der Rheinprovinzen für die französischen Freiheitsideen gerechnet. Sein Heer bestand großentheils aus Nationalgarden, welche für die Freiheit begeistert waren, und sogar aus bewaffneten Bauern, die aus gleichem Grunde sich angeschlossen hatten. Man predigte daher überall Freiheit und Gleichheit, und forderte die deutsche Bevölkerung zum Anschluß an die französischen Revolutionsgrundsätze auf. Diese Pläne wurden nun durch die Umstände sehr begünstigt; denn die innern Zustände Deutschlands waren durch das fortwährende Hinsiechen des Reichs sehr mangelhaft, die öffentlichen Institutionen abgestorben, der Geist der Nation verkümmert. Es war schon lange eine durchgreifende Reform in den öffentlichen Verhältnissen des Lebens und allen Theilen des Staatsorganismus nothwendig; allein die Fürsten dachten nirgends daran. Das Hauptübel war die unmäßige Ueppigkeit der Hofhaltungen und der begünstigten Vornehmen, welche Steuerdruck und Erpressungen gegen das Volk zur Folge hatte, so wie die übermüthige Geringschätzung, mit der Fürsten und Edelleute sogar auf die Talente unter den Bürgerlichen herabsahen. Der Geburt wurde bei allen Aemter-, Ehrenstellen- und Gunst-Verleihungen ein übertriebener Einfluß gestattet, und das Verdienst meistens zurückgesetzt, wenn es nur von dem Bürgerlichen herrührte oder überhaupt mit der Geburt in Wettkampf gerieth.

Solche entartete Zustände befanden sich im Jahre 1792 auch in den Rheinländern, namentlich der Pfalz und den geistlichen Kurfürstenthümern. Natürlich herrschte deßwegen unter den mittlern und niedern Ständen wider die Regierungen große Unzufriedenheit, und als nun Cüstine Freiheit und Gleichheit verkündigte, so zeigte sich das Volk ihm vielfältig günstig. Diese Stimmung offenbarte sich schon in Speier und nahm bald in der Umgegend so sehr zu, daß Cüstine nicht nur zum weitern Vordringen in Deutschland, sondern sogar zu dem seltsamen Un-

unternehmen ermuthiget wurde, die mächtige Reichsfestung Mainz zu berennen. Wir erwählten den Ausdruck „seltsam," doch es hätte eben so gut „abentheuerlich" gesagt werden können, denn die Streitkräfte Cüstine's waren viel zu ungeordnet und geringfügig, und er besaß überhaupt nicht die Mittel, um eine so wichtige Festung wie Mainz zu belagern. Gleichwohl sollte das Unternehmen einen glücklichen und schnellen Erfolg haben, also der Beweis geliefert werden, wie weit es bei manchen deutschen Regierungen mit dem Verfall gekommen sei. Als sich nämlich Cüstine am 5. October 1792 der Festung Mainz näherte, so ergriff der Kurfürst Friedrich Karl Joseph von Erthal mit seinem Hofstaat, den Domherren und seinen Räthen sogleich die Flucht, und begab sich auf das rechte Rheinufer. Zur Vertheidigung der Festung war nicht die geringste Anstalt getroffen worden; es fehlte an Soldaten, die Bürger hingegen, welche ehedem ihre Stadt so gut zu vertheidigen wußten, waren mit ihrer Regierung unzufrieden und den französischen Freiheits-Ideen zugethan, so daß denn der Widerstand ganz ohnmächtig war und Mainz am 21. October 1792 an Cüstine übergeben wurde.

Mußte schon dieses Ereigniß auf Deutschland einen mächtigen Eindruck machen, so geschah es noch mehr durch seine Folgen. Nicht nur die Bevölkerung von Mainz, sondern auch jene von einem großen Theile des linken Rheinufers erklärte sich nun offen für die französischen Revolutionsgrundsätze. Nachdem man am linken Rheinufer überall Volksversammlungen oder Clubbs wie die Pariser geschaffen hatte, bildete sich in Mainz sogar ein sogenannter National-Convent, welcher alsbald durch eine Gesandtschaft nach Paris die Vereinigung des Mainzer Landes mit Frankreich verlangte. Die Franzosen hatten diesen tadelswerthen und ganz unverantwortlichen Schritt durch ihre Umtriebe geflissentlich veranlaßt; schon der Anfang der französischen Freiheit und Gleichheit zeigte also, welche Ehrfurcht die gerühmten Republikaner in Frankreich vor den Rechten der Nationalität hatten.

Durch seine schnellen Erfolge in Mainz wurde Cüstine ermuthiget, noch weiter in Deutschland vorzudringen; er zog daher schon am 22. October 1792 nach Frankfurt am Main und nahm auch diese Stadt ein. Er verkündete auch hier Freiheit und Gleichheit, da indessen diese Güter mehr in starken Erpressungen und Brandschatzungen der Franzosen bestanden, so fanden die Frankfurter wenig Geschmack daran. Dessenungeachtet sandte Cüstine seine Truppen noch weiter und ließ durch sie auch in der Wetterau Freiheit und Gleichheit ausrufen.

So gefährlich die Unternehmungen der Franzosen für Deutschland schon geworden waren, so hatte das Reich als solches an den Ereignissen gleichwohl noch nicht Antheil genommen. Jetzt schien es aber ernstlich an der Zeit zu sein, den Eingriffen Frankreichs in die Rechte der Nationalität ein Ziel zu setzen, und dem gemäß den Reichskrieg gegen die Franzosen

zu eröffnen. Nachdem der Kaiser Franz II. am 2. September 1792 darauf angetragen hatte, erfolgte am 23. November 1792 ein Reichsgutachten der Stände, welches die sämmtlichen Reichstruppen zu den Waffen rief. Der Kaiser bestätigte dasselbe am 19. December 1792, dem ungeachtet erfolgte die wirkliche Kriegserklärung des deutschen Reichs gegen Frankreich erst am 22. März 1793.

Der König von Preußen wollte indessen mit der Vertreibung Cüstine's aus Deutschland nicht bis zu dieser Kriegserklärung warten. Da nun seine aus der Champagne zurückgekehrten Truppen noch in der Nähe des Rheins verweilten, so ließ er sie mit den Hessen Anfang December 1792 gegen Frankfurt anrücken. Cüstine hatte sich inzwischen nach Mainz zurückgezogen und in Frankfurt nur eine Besatzung von 1500 Mann unter dem General von Helden zurückgelassen. Helden wollte Frankfurt, trotz seiner geringen Macht, vertheidigen; allein die Stadt wurde von den Preußen und Hessen schon am 2. December 1792 mit Sturm genommen und die ganze französische Besatzung gefangen. Hierauf rückten die Preußen nach Mainz und begannen von der rechten Rheinseite die Belagerung dieser Festung. Die französische Besatzung, von den Bürgern unterstützt, wußte sich jedoch besser zu vertheidigen, als einige Monate vorher der Kurfürst; die Belagerung zog sich deßhalb in die Länge.

Mittlerweile hatte der französische National-Convent einen Schritt gethan, welcher bisher in der Geschichte noch nicht erlebt worden war, und dem Kriege einen überaus gefährlichen Charakter mittheilen mußte. Durch einen Beschluß vom 15. December 1792 erklärte er nämlich, daß die Nation der Franzosen jedem großen oder kleinen Volk, das seinem bisherigen König, Fürsten oder Grafen nicht mehr gehorchen, sondern sich in Freiheit setzen wolle, eine Armee zu Hülfe senden und nicht eher nachlassen werde, als bis sie dasselbe von seinem Despoten befreit haben werde. Dieß war natürlich eine Kriegserklärung gegen alle europäischen Regierungen, dieß eine Bestätigung aller Besorgnisse, welche die Kabinete schon bei dem ersten Auftreten der französischen Staatsumwälzung gehegt hatten. Um die Lockung noch verführerischer zu machen, hatte der französische National-Convent zugleich feierlich versichert, daß es dem französischen Volk nicht um Eroberungen zu thun sei, daß dasselbe vielmehr nur den Ersatz der aufgewendeten Kriegskosten verlangen und jedem Volk, das von seinem Herrn befreit werde, die freie Wahl lassen werde, ob es mit Frankreich vereinigt sein, oder eine selbstständige Republik bilden wolle? Es wiederholte sich also vollständig die Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Wie dort die Franzosen, bei ihrer Einmischung in deutsche Angelegenheiten erklärten, daß sie nur zur Vertheidigung der deutschen Freiheit ganz uneigennützig die Waffen ergriffen hätten und alle Eroberungen nach dem Kriege gewissenhaft zurückgeben würden, so thaten sie solches jetzt wieder; wie aber damals alles Trug und Verstellung, und die

wahre Absicht nur Eroberung war, so zeigte sich dieß auch jetzt abermals. Sobald nämlich ein französisches Heer einen deutschen Gebietstheil besetzt hatte, so spannen französische Agenten sogleich Ränke an und stellten Leute auf, welche die Vereinigung des besetzten deutschen Gebietstheiles mit Frankreich fordern mußten. So geschah es nicht nur in Mainz, sondern in noch größerer Ausdehnung in den Niederlanden.

Wie oben erzählt wurde, hatte Dumourier in Folge der Schlacht bei Jemappes ganz Belgien noch im Jahre 1792 besetzt. Dumourier selbst wollte aus Belgien und den eroberten Rheinlanden unabhängige Republiken bilden; allein die Convents-Deputirten, die seit dem Dekret vom 15. December 1792 bei den Heeren große Gewalt ausübten, wollten überall die eroberten Länder mit Frankreich vereinigen. Das Intriguenspiel, welches sie zu dem Ende entwickelten, war überaus anstößig und ärgerlich. Sie versammelten nämlich das niedere Volk in den Kirchen und lasen ihm Adressen an den französischen National-Convent vor, worin das Volk die Vereinigung des betreffenden Landes mit Frankreich verlangte. Die meisten Zuhörer verstanden kein Wort von den vorgelesenen Adressen und den dabei gehaltenen Reden; allein durch den Einfluß der französischen Militärkommandanten und der Soldaten wurde gleichwohl die Versammlung zur Unterzeichnung der Adressen bewogen. Welche Bewandtniß es mit dem so sehr gerühmten freien Willen der Bittsteller hatte, geht schon daraus hervor, daß die meisten Unterzeichner nach der ausdrücklichen Versicherung Dumouriers vor Angst zitternd unterschrieben. Die Franzosen trieben also mit den heiligsten Rechten der Nationen ganz offen ihren Spott, und verhöhnten noch das Schamgefühl durch die Heuchelei, womit sie ihre Achtung vor den Rechten der Nationalität betheuerten. Ganz Belgien sollte demnach eine französische Provinz werden; doch der Krieg nahm im Frühjahr 1793 eine Wendung, welche die wirkliche Durchführung des Planes für das Erste nicht gestattete.

Der französische National-Convent hatte in seinem Uebermuth auch den Engländern und Holländern am 1. Februar 1793 den Krieg erklärt. Dumourier, welcher während des Winters $17^{92}/_{93}$ mit seinem Heere in Belgien stehen geblieben war, brach am 17. Februar 1793 von Antwerpen auf, um Holland zu erobern. Während er selbst gegen Breda sich richtete, schloß Miranda die Festung Mastricht ein. Außer Mastricht und Breda gab es in Holland noch mehrere andere feste Plätze, zugleich erleichterten die vielen Kanäle die Vertheidigung des Landes; es schien demnach die Eroberung Hollands ein schwieriges Werk zu sein. Allein die Freiheits-Ideen hatten auch die Holländer ergriffen, und es bestand eine zahlreiche Partei von Patrioten, welche eine gänzliche Umgestaltung der Verfassung forderten und mit dem Statthalter in offenem Kampfe begriffen waren. Auf diese Umstände gründete Dumourier seine Hoffnung der

Eroberung Hollands, und Anfangs schienen die Ereigniſſe dieſelbe auch wirklich zu beſtätigen. Die patriotiſche Partei in Holland unterſtützte die Franzoſen nicht nur mit Geld, ſondern verſah ſie auch mit allen Nachrichten über die Lage der Dinge im Innern. Mehrere Patrioten, welche als Flüchtlinge bei dem franzöſiſchen Heere ſich befanden, blieben mit der Bevölkerung im Verkehr, und leiſteten nun den Franzoſen erhebliche Dienſte, indem ſie denſelben die Richtung anwieſen, welche ihr Heer am zweckmäßigſten nehmen konnte. Dadurch kam es, daß Dumourier in Holland ſchnell vorrücken konnte. Da er aber überdem den Statthalter überraſcht hatte, bevor dieſer ſeine Rüſtungen vollendet hatte, und die Bevölkerung ſich wirklich ihm häufig günſtig erwies, ſo nahm er die Feſtungen Breda, Klundert und Gertruydenberg faſt ohne Widerſtand ein.

Der öſtreichiſche General Clairfait, ein Mann von Fähigkeit und Verdienſt, hatte nach der Schlacht bei Jemappes die Trümmer des geſchlagenen und entmuthigten Heeres mit vieler Umſicht wieder geſammelt und eine Stellung hinter der Roer angenommen. Dort ſtießen bedeutende Verſtärkungen zu ihm, und gleichzeitig vermehrten ſich die Streitkräfte der Preußen in Weſtphalen. Nachdem man gemeinſame Maßregeln beſprochen hatte, brach der Prinz von Sachſen-Coburg, welcher inzwiſchen an die Stelle von Clairfait zum Oberbefehlshaber der öſtreichiſchen Armee ernannt worden war, am 1. März 1793 auf, um wieder angriffsweiſe zu verfahren, und vor allem die holländiſche Feſtung Maſtricht zu entſetzen. Prinz Coburg drang ſehr entſchloſſen vor, vertrieb die Franzoſen aus Aachen, und griff ſodann das franzöſiſche Belagerungsheer vor Maſtricht unter Miranda an. Letzterer wurde ſchon am 3. März 1793 gezwungen die Belagerung von Maſtricht aufzuheben, und eine rückgängige Bewegung anzunehmen. Sofort wurden die Franzoſen auch aus Lüttich gedrängt, und ſo entſchieden geſchlagen, daß Miranda in großer Unordnung bis nach Belgien zurückweichen mußte.

In dieſem Lande war die Bevölkerung inzwiſchen mit ihren vorgeblichen Befreiern ſehr unzufrieden und gegen Frankreich feindlich geſtimmt worden. Die Deputirten, welche der franzöſiſche National-Convent nach Belgien geſendet hatte, trieben nämlich nicht nur mit den Rechten der Nationalität ein ſchnödes Spiel, ſondern ſie entwickelten auch ein wahres Syſtem der Erpreſſung, und beuteten das Volk unbeſchreiblich aus. Darin beſtanden die Wohlthaten der Freiheit und Gleichheit, welche den benachbarten Völkern von den Jacobinern in Frankreich mit ſo ſchönen Worten verheißen worden waren! Da die Convents-Deputirten neben den Geld-Erpreſſungen und den Plünderungen auch ſonſt noch gewaltthätig, willkührlich und roh verfuhren, ſo wurde der allgemeine Unwille der Belgier gegen die Franzoſen ſo groß, daß die gänzliche Vertreibung der letztern zu befürchten war. Sowohl die Convents-Deputirten in Belgien, als der Convent ſelbſt ertheilten daher dem General Dumourier den gemeſſe-

nen Befehl, sich aus Holland zurückzuziehen, und Belgien zu behaupten. Dumourier gehorchte, und brach am 9. März 1793 nach Antwerpen auf, um vor allem die gänzlich zerstreute Armee Miranda's wieder zu sammeln. Als dieß einigermaßen gelungen war, griff Dumourier die Oestreicher entschlossen an, drängte sie wieder etwas zurück, und erfocht insbesondere am 15. März bei Tirlemont einige Vortheile. Diese gingen indessen sehr bald in eine entscheidende Niederlage über.

Dumourier lieferte nämlich den Oestreichern am 18. März bei Neerwinden ein größeres Treffen, und entwickelte viele Tapferkeit; allein gleichwohl hielten die Oestreicher mannhaft Stand. Das Schlachtfeld verbreitete sich über mehrere Stunden, und das Treffen erneuerte sich am 22. März bei Löwen. An diesem Tage war Dumourier auf seinem rechten Flügel Anfangs im Vortheil, und der Prinz von Sachsen-Coburg schickte sich schon zum Rückzug an; allein der Erzherzog Karl von Oestreich schlug den linken Flügel der Franzosen gänzlich. Dumourier mußte nun auch seinen rechten Flügel eilig zurückziehen, und da hierdurch der Prinz von Coburg wieder zum Angriff überging, so erlitt endlich das gesammte französische Heer eine entscheidende Niederlage. Der Verlust und die Bestürzung war so groß, daß sich ihre Armee größtentheils auflöste, und auf der Flucht zerstreute. Dumourier wurde dadurch genöthiget, ganz Belgien zu räumen, und auf das französische Gebiet zurückzukehren. Der genannte Feldherr war schon lange mit der herrschenden Partei des National-Convents unzufrieden, und im Geheimen mit den deutschen Heerführern in Unterhandlung getreten, um gemeinschaftlich mit ihnen die Jacobiner zu stürzen, und in Frankreich eine konstitutionelle Monarchie einzuführen. Seit seiner Niederlage bei Neerwinden und Löwen hatte er diese Unterhandlungen ernstlicher als je erneuert, bei seiner Ankunft auf französischem Gebiet hingegen durch einen besondern Umstand Ursache und Veranlassung gefunden, den Bruch mit dem National-Convent nun nicht mehr länger zu verschieben.

Dumourier wußte nämlich, daß die Jacobiner bereits Verdacht gegen ihn gefaßt hätten, und damit umgingen, ihn nicht nur des Oberbefehls über das Heer zu entsetzen, sondern auch in Verhaft zu nehmen. Er suchte daher Condé, Valenciennes und Lille den Oestreichern als eine Gewährschaft seiner Treue zu überliefern; allein dieser Versuch schlug fehl. Am 1. April 1793 hatte der National-Convent die Verhaftung Dumouriers verfügt, und zur Vollziehung derselben Kommissäre ernannt. Als diese im französischen Hauptquartier anlangten, wurden sie auf den Befehl Dumouriers durch die Soldaten, die ihm treu geblieben waren, verhaftet, und den Oestreichern überliefert. Trotz aller Ueberredungs-Versuche blieb aber das Hauptheer der Franzosen dem Convente ergeben, und nur 1500 Mann gingen mit ihren Anführern zu den Oestreichern über. So blieb denn Dumourier ein bloßer Flüchtling, welchem seine neuen

Bundesgenossen keineswegs ein großes Vertrauen zuwendeten; gleichwohl waren diese Vorfälle für die französische Republik im äußersten Grade gefährlich. Ihr Heer war fast aufgelöst, und nicht mehr im Stande, den deutschen Armeen zu widerstehen, wenn diese einig und kräftig gehandelt hätten. An der Stelle von Dumourier bot zwar General Dampierre alle Kräfte auf, um die zerstreuten Trümmer des französischen Heeres zu sammeln; dieß gelang auch, und zugleich sandte ihm der National-Convent durch große Anstrengungen ansehnliche Verstärkung; allein Dampierre wurde von den Deutschen in mehreren Treffen geschlagen, und fiel schon am 8. Mai 1793 auf dem Schlachtfeld. Die Deutschen schlossen nun Condé ein, schlugen am 23. Mai die Franzosen wiederholt bei Famars, und belagerten auch Valenciennes. Der französische National-Convent ernannte hierauf Cüstine zum Oberbefehlshaber der Nordarmee, ließ denselben aber bald hinrichten, weil Condé übergeben worden war. Als endlich auch ein englisches Heer mit den Deutschen sich vereiniget hatte, so wurde selbst Valenciennes zur Uebergabe genöthigt, und die Lage der französischen Republik überhaupt verzweifelt.

Inzwischen hatten die Preußen die Belagerung von Mainz fortgesetzt, und diese wichtige Festung nach der Abberufung Cüstine's zu der Nordarmee am 22. Juli 1793 mittelst Kapitulation eingenommen. Nach diesem bedeutenden Ereigniß rückte die preußische Armee vor Landau, während eine östreichische unter Wurmser sich zum Angriff auf die berühmten Weissenburger Linien anschickte. Die französischen Heere zogen also auf allen Punkten den Kürzern, und zugleich traten im Innern von Frankreich gegen den National-Convent bedenkliche Aufstände ein. Nicht nur die Vendée hatte unter Anführung der Royalisten wider die Republik die Waffen ergriffen, sondern es war ein Gleiches in andern Gegenden von den gemäßigten Republikanern gegen den National-Convent geschehen. Zu den Niederlagen im Felde kam also auch der Bürgerkrieg im Innern, und da vollends die Engländer durch die Einnahme von Toulon in Frankreich bereits festen Fuß gefaßt hatten, so schien nichts den Untergang der Republik mehr verhindern zu können.

In dieser verzweifelten Lage äußerten sich nun die Folgen des Terrorismus, welchen wir im vier und zwanzigsten Hauptstück geschildert haben. Die Jakobiner, zur furchtbaren Energie entschlossen, benützten nämlich den Schrecken als ein Mittel, den äußern und innern Feind zugleich zu überwinden. Durch ein Dekret des National-Convents vom 16. August 1793 wurde die ganze Masse der Bevölkerung zu den Waffen gerufen, und fortan jeder Franzose mit dem Tode bedroht, welcher nicht Gut und Blut an den Sieg der Freiheit setzen würde. Nicht nur an die Heere, sondern auch in die Provinzen wurden Convents-Deputirte mit außerordentlicher Gewalt gesendet, um jenen Drohungen durch die That Nachdruck zu geben. Diese Deputirten ließen nun in den Provin-

zen die Unzufriedenen maſſenweiſe niedermetzeln, um die Aufſtände zu unterdrücken, und trieben durch ſchreckliche Drohungen das Volk allenthalben zur Ergreifung der Waffen gegen den äußern Feind. In Folge der blutigen Verfolgung im Innern ſah man das Feldlager gegen den äußern Feind, wo noch einige Sicherheit der Perſon beſtand, als das einzige Mittel an, der Guillotine zu entgehen, und ganze Schaaren von Franzoſen ſtrömten aus dieſem Grunde in die Lager. Zugleich drohten die Convents-Deputirten bei den Heeren Jedem, welcher vor dem Feinde zurückweiche, mit dem Tode, und da ſie die Guillotine im Rücken des Heeres fortwährend in Bewegung ſetzten, ſo trieben ſie auch die Unentſchloſſenen in's Feuer. Der Krieg nahm nunmehr einen ganz ungewöhnlichen Charakter an, und hierdurch gelang es dem National-Convent ſeinen Waffen unter Strömen von Blut wieder einen beſſeren Fortgang zu verſchaffen.

Sechs und zwanzigstes Hauptstück.

Unglückliche Wendung des Krieges für Deutschland. Separatfriede von Basel.

(Vom Jahr 1793 bis 1795.)

Nachdem das preußische Heer am 10. August 1793 die französische Festung Landau eingeschlossen hatte, unternahmen die Oestreicher unter Wurmser am 13. October 1793 einen allgemeinen Sturm auf die Weissenburger Linien. Obgleich diese Stellung überaus fest war, so wurde sie gleichwohl genommen, und die französische Besatzung nach Straßburg zurückgedrängt. Diese glänzende Waffenthat, und ein Sieg der Preußen bei Pirmasens wurden jedoch nicht gehörig benützt, vielmehr trat Uneinigkeit zwischen den östreichischen und preußischen Heerführern ein, und die Franzosen gewannen Zeit, sich von ihren Niederlagen wieder zu erholen.

Der französische National-Convent hatte seine Heere durch blutige Mittel bereits im Spätherbst 1793 bedeutend verstärkt, und zugleich am Oberrhein zwei fähige Generale, Pichegrü und Hoche, an die Spitze derselben gestellt. Am 28. November 1793 griff Hoche die Preußen mit Heftigkeit an; allein trotz eines wahrhaft verzweifelten Muthes der Franzosen, wobei vorzugsweise die Einflüsse der republikanischen Begeisterung und zum Theil auch des Terrorismus sich geäußert hatten, war es doch nicht möglich, die preußischen Linien zu durchbrechen. Die Franzosen erlitten einen großen Verlust, erneuerten aber dessenungeachtet sowohl am 29., als am 30. November ihre Angriffe mit äußerster Energie. Am letztern Tag ward endlich bei Kaiserslautern die Hauptschlacht geliefert, und auch in dieser das französische Heer, trotz aller Tapferkeit und Begeisterung, von den Preußen entschieden geschlagen.

Unterdessen hatte auch Pichegrü Anstalt gemacht, die Oestreicher unter Wurmser in den Weissenburger Linien anzugreifen. Wurmser, auf den

Sieg der Preußen bei Kaiserslautern sich stützend, machte nun dem Herzog von Braunschweig den Vorschlag, sich mit ihm zu vereinigen, um das östreichische Heer in den Stand zu setzen, dem Angriffe Pichegrü's zuvorzukommen, und von seiner Seite offensiv zu verfahren. Allein der Herzog von Braunschweig zeigte sich unentschlüssig, man verlor so eine kostbare Zeit und fortan nahm der Krieg am Oberrhein für die deutschen Waffen eine ungünstige Wendung. Seit dem 4. December 1793 waren die Angriffe Pichegrü's auf die Weissenburger Linien wirklich erfolgt, und hatten sich mehrere Tage mit Heftigkeit fortgesetzt. Da sich Wurmser in seiner festen Stellung standhaft vertheidigte, so wäre bis in die Mitte December noch Zeit gewesen, ihn durch die Preußen unterstützen zu lassen; doch der Herzog von Braunschweig blieb fortwährend unthätig, so daß endlich auch die französischen Streitkräfte unter Hoche zur Unterstützung der Angriffe gegen die Oestreicher verwendet werden konnten.

Am 22. December griff Hoche mit seiner eigenen und mit der Armee Pichegrü's, die nunmehr vereinigt und unter ein Commando, jenes von Hoche, gestellt waren, sohin mit der gesammten französischen Macht sowohl die Oestreicher als die Preußen an, und zwang Wurmser nach einem viertägigen kraftvollen Widerstand, endlich die Weissenburger Linien zu verlassen und gegen Mannheim sich zurückzuziehen. Dadurch wurde auch der Rückzug des preußischen Heeres nothwendig, welcher in der Richtung gegen Worms erfolgte. Die Oestreicher hielten sich nun sogar in der Gegend von Mannheim und Philippsburg nicht mehr für sicher, sondern gingen hier über den Rhein, während die Preußen zwischen Mainz und Oppenheim sich aufstellten. Nicht nur die Festung Landau, welche jetzt entsetzt war, blieb also im ungestörten Besitz der Franzosen, sondern es war das ganze linke Ufer des Oberrheins preisgegeben.

Der Grund aller dieser Nachtheile im Felde von deutscher Seite, war ausschließend die Uneinigkeit der Reichsstände und ihrer Heerführer, der Mangel an Nationalgefühl und vor allem die Erschlaffung der Reichseinheit. Schon in den Niederlanden war den Oestreichern der Vorwurf gemacht worden, daß sie ihre Eroberungen nur für sich behalten, nicht zur Verfügung aller Verbündeten stellen wollten; ein ähnlicher Tadel erhob sich nun im Elsaß, als Wurmser die Bewohner dieser Provinz in einer Proclamation zur Wiedervereinigung mit Deutschland aufforderte. Während sich hierdurch Zwist erhob und Bitterkeit anspann, trat auch dadurch Mißstimmung ein, daß die übrigen Reichsstände, außer Preußen und Oestreich, ihre Contingente entweder gar nicht, oder nicht in genügender Art stellten. Die Verdrängung Wurmser's aus den Weissenburger Linien war großentheils nur deßwegen erreicht worden, weil die pfälzischen Truppen am 22. December 1793 plötzlich das Lager verließen und davonzogen. Auch das Geld begann zu man-

geln, und der König von Preußen beklagte sich namentlich, daß die kleinern Reichsstände so wenig zur gemeinsamen Vertheidigung des Vaterlandes beitragen wollten. Ueberdieß hatte Friedrich Wilhelm II. in Folgen der Zeitereignisse seine Augen bereits auf Polen gerichtet, um dort sich zu vergrößern; sein Eifer zur Vertheidigung Deutschlands gegen Frankreich war daher schon ziemlich erkaltet. Alle diese Ursachen brachten denn bei dem einen Reichsstand Abneigung gegen den Krieg, bei dem andern hingegen Verdruß über solche Lauheit, und am Ende Uneinigkeit hervor. Diese vermehrte sich noch, als Wurmser nach seiner Verdrängung aus den Weissenburger Linien dem Herzog von Braunschweig heftige Vorwürfe machte, daß er ihn nicht unterstützt habe. Der Herzog gab in einer besondern Rechtfertigungsschrift die Vorwürfe zurück, tadelte die schlechte Kriegsführung der Verbündeten, und forderte seine Entlassung als preußischer Oberbefehlshaber. Von Seite des preußischen Hofes wurde ihm dieselbe auch ertheilt, zugleich aber auch von Seite des östreichischen der General Wurmser des Commando's enthoben.

In allem dem lagen üble Vorbedeutungen über den künftigen Gang des Krieges. Die Franzosen waren von einer mächtigen Centralgewalt geleitet, voll Begeisterung und Thatkraft, und stürzten sich nach den größten Verlusten immer wieder mit Vertrauen in den Kampf. Auch den Deutschen fehlte es weder an Tapferkeit, noch an Kriegsübung; allein sie waren zersplittert, häufig uneinig, und entbehrten darum des energischen, planmäßigen Zusammenwirkens. Schon von jetzt an entstand daher die Besorgniß, daß ein Reichsglied um das andere von der gemeinsamen Sache sich zurückziehen möge, und daß man so den Franzosen Gelegenheit geben werde, das eine Reichsglied nach dem andern vereinzelt zu brechen.

Auch in den Niederlanden hatte der Krieg schon im Herbste 1793 für die Verbündeten eine ungünstige Wendung genommen. Der Herzog von York, welcher die Engländer befehligte, hatte sich wider den Rath des Prinzen von Sachsen-Coburg von den Oestreichern getrennt und, nur von den Hannoveranern unterstützt, die Belagerung von Dünkirchen unternommen. Houchard, der jetzige Befehlshaber der französischen Nordarmee, benützte diesen Fehler sogleich, um mit seiner ganzen Macht die Hannoveraner anzugreifen. Das Treffen erfolgte am 8. September 1793 und endigte mit der gänzlichen Niederlage des hannöveranischen Contingents. Nunmehr war der Herzog von York gezwungen, die Belagerung von Dünkirchen übereilt aufzuheben und sich mit großem Verluste zurückzuziehen. Da hierdurch die ganze Operationslinie der Verbündeten in Unordnung gerieth, so gelang es dem General Houchard am 13. September 1793 auch die Holländer bei Warwick zu schlagen. Jourdan, der Nachfolger von Houchard, beschloß später die Festung Maubeuge, welche inzwischen von den Oestreichern belagert worden war, zu ent-

sehen. Er griff den Prinzen von Sachsen-Coburg am 15. October 1793 bei Wattigey an, und nöthigte auch diesen zur Aufhebung der Belagerung und zum Rückzug. Sowohl am Oberrhein, als in den Niederlanden waren also die Waffen der Verbündeten in Folge deren Uneinigkeit seit dem Herbst 1793 wieder unglücklich.

Bei Eröffnung des Feldzugs des Jahres 1794 zeigte der Kaiser Franz II. Anfangs die Absicht, den Waffenunternehmungen mehr Zusammenhang und Nachdruck mitzutheilen. Er begab sich zu dem Ende selbst nach Belgien, leider brachte er aber außer andern Rathgebern auch Colloredo und Thugut mit, die mit widersprechenden Entwürfen und selbst mit Intriguen angefüllt waren. Schon lange hatte man am östreichischen Hofe die üble Gewohnheit, die Macht der Heerführer im Felde rücksichtlich der Kriegs-Operationen ungebürlich zu beschränken, die Schlachtenpläne in Wien zu entwerfen, und überhaupt von hier aus die Bewegungen der Heere zu leiten. Auch in Belgien wollten nun die Räthe des Kaisers die Gewalt der Heerführer ungebürlich beengen und den Krieg selbst leiten. Durch die Anwesenheit des Reichsoberhauptes hätten die Operationen zwar beschleunigt werden können; allein die Pläne seiner Räthe wurden selten von den Heerführern gebilligt, und es entstand also sogar unter den Oestreichern selbst Uneinigkeit. Am Anfange des Feldzugs von 1794 erfochten die Verbündeten zwar noch verschiedene Vortheile; denn der Prinz von Sachsen-Coburg schlug die Franzosen im April bei Chateau Cambresis, und schloß in Folge des Sieges die Festung Landrecy ein. Als die Franzosen hierauf am 26. April die Verbündeten angriffen, um Landrecy zu entsetzen, wurden sie von dem Herzog York empfindlich geschlagen, und auf einer andern Seite auch von den Oestreichern mit vielem Verlust zurückgedrängt. Allein von jetzt an wandte sich das Kriegsglück, in Folge der oben geschilderten Mißgriffe, gänzlich von den Oestreichern ab.

Die Franzosen hatten den festen Entschluß gefaßt, alle ihre Kräfte aufzubieten, um dem Krieg in den Niederlanden mit Macht eine andere Wendung zu geben. Da sie von den Preußen aus den oben angeführten Ursachen nicht viel zu fürchten hatten, so waren drei Heere für jenen Zweck verfügbar, die Mosel-Armee unter Jourdan, die Ardennen-Armee unter Harbonnier und die Nord-Armee unter Pichegrü. Nach dem Vorschlage Carnot's hatte der Wohlfahrts-Ausschuß in Paris, die jetzige dictatorische Gewalt Frankreichs, beschlossen, daß sich diese drei Heere vereinigen und die gesammte Macht der Verbündeten in Belgien angreifen sollten.

Carnot rechnete bei diesem Plane auf die Uneinigkeit der Verbündeten, während er umgekehrt, um den Operationen Schnellkraft zu ertheilen, dem General Jourdan auf einige Zeit den Oberbefehl über alle drei französische Heere ertheilte. Um die Vereinigung dieser drei Heere aus-

zuführen, rückte Custine am 26. April 1794 gegen Beaumont vor, und lehnte sich dort an den rechten Flügel der Nord-Armee unter Pichegrü. Da letzterer zur Unterstützung der Bewegung nach Courtray vorrückte, so suchten die Verbündeten Pichegry zu umringen und von der Ardennen-Armee abzuschneiden. Allein Pichegry kam ihnen durch Schnelligkeit zuvor, umzingelte gerade umgekehrt ihre Vorhut unter dem Herzog von York, schlug dieselbe gänzlich, und lieferte hierauf am 22. Mai 1794 den Oestreichern bei Tournay ein heftiges Treffen. Auch in diesem war er siegreich, und die Mosel-Armee unter Jourdan nunmehr in den Stand gesetzt, über die Sambre vorzudringen, und den Feldzug in Vereinigung mit der Ardennen- und Nord-Armee durch eine allgemeine Schlacht zur Entscheidung zu bringen. Der Uebergang Jourdans über die Sambre wurde von den Oestreichern mit der größten Ausdauer und Tapferkeit streitig gemacht; vier Mal wurden die Franzosen über die Sambre zurückgeschlagen; allein am 24. Mai 1793 erzwang Jourdan durch ungeheure Anstrengungen endlich den Uebergang. Fast gleichzeitig hatte die Nord-Armee Ypern eingenommen; die Stellung der Verbündeten war daher an mehreren Punkten durchbrochen, und Jourdain begann nunmehr die Belagerung von Charleroi. Hierdurch veranlaßte er den Prinzen von Sachsen-Coburg, zur Entsetzung von Charleroi herbeizueilen. Am 26. Juni 1794 traf der Prinz mit der östreichischen Armee bei Fleurus ein; allein schon am Tage vorher war Charleroi von den Franzosen eingenommen worden. Dessenungeachtet lieferte der Prinz von Coburg den Franzosen am 26. Juni eine Feldschlacht, welche von beiden Theilen mit großer Tapferkeit geschlagen wurde und kein entscheidendes Ergebniß hatte. Obschon sich die Franzosen den Sieg zuschrieben, so war ihr Verlust doch noch größer, als jener der Oestreicher. Thugut und andere Räthe des Kaisers waren indessen des Krieges in den Niederlanden auch schon müde geworden, und richteten ihre Augen, wie das preußische Kabinet, auf neue Eroberungen in Polen. Die Waffenunternehmungen in Belgien wurden daher immer lauer betrieben, und am Ende so schwankend, daß man sogar entschlossen zu sein schien, die Niederlande ganz preis zu geben.

Obgleich der Prinz von Sachsen-Coburg bei Fleurus nicht eigentlich geschlagen worden war, so nahm er doch den Rückzug und wandte dadurch alle Vortheile des Kampfes den Franzosen zu. Jourdan vereinigte sich nunmehr mit Pichegrü und bedrängte die Verbündeten äußerst lebhaft. Der Prinz von Coburg wich bis Brüssel zurück, behauptete sich selbst dort nicht, sondern schickte sich an, über die Maas zurückzugehen. Schon am 9. Juli rückten die Franzosen in Brüssel ein, und verbreiteten sich siegreich über den größten Theil von Belgien. Die Festungen Landrecy, Condé, Quesnoy und Valenciennes, welche noch im Besitze der Deutschen waren, sahen sich nun hart bedrängt, und ohne

Aussicht auf Entsatz. In der That ergab sich Landrecy am 15. Juli, Quesnoy am 15. August, Valenciennes am 27. August und Condé am 29. August 1794. Die Franzosen rückten nun nicht nur siegreich in Holland ein, sondern folgten auch den Oestreichern über die Maas, drängten sie in Folge eines Sieges an der Ourte vom 18. September 1794 an die Roer zurück, und nöthigten sie endlich durch einen zweiten Sieg bei Jülich vom 2. October sogar zum Rückzug über den Rhein. Nachdem dieser am 5. October bei Köln vor sich gegangen war, besetzten die Franzosen Köln, Bonn und Koblenz.

Nun hinderte die Franzosen nichts mehr, auch in Holland noch weiter vorzudringen und am Ende des ganzen Landes sich zu bemächtigen. In der That erfochten sie unter Pichegrü am 12. September 1794 bei Herzogenbusch einen Sieg über die Engländer und Holländer, in dessen Folge sie am 12. October die wichtige Festung Herzogenbusch einnahmen. Nachdem am 4. November 1794 auch Mastricht erobert und am 8. November Nimwegen übergegangen war, verbreiteten sich die Franzosen über einen bedeutenden Theil von Holland.

Während dieser Siege der Franzosen in Belgien und Holland, wurde auch am Oberrhein die Kriegsführung von Seiten der Deutschen fortwährend lau betrieben. Der König von Preußen, vom Geld entblößt, hatte bei dem Reichstag in Regensburg vor Beginn des Feldzugs vom Jahre 1794 den Antrag gemacht, daß die kleinern Reichsstände, weil sie vorzugsweise auf die preußischen Waffen sich verließen und selbst im Felde wenig leisteten, mindestens die Kosten zur Erhaltung des preußischen Heeres übernehmen möchten. Indessen dieser Antrag fand so großen Widerspruch, daß weit ausgehende Unterhandlungen entstanden und Friedrich Wilhelm II. der Antheilnahme an dem Kriege noch überdrüssiger wurde. Endlich machten die Engländer und Holländer dem Hader ein Ende, indem sie im April 1794 sich verpflichteten, dem König von Preußen monatlich 50,000 Pfund Sterling zur Unterhaltung seines Heeres zu bezahlen.

Als diese Angelegenheit geordnet war, rückten sowohl die Preußen, als die Oestreicher und Reichstruppen von Neuem in das Feld, um die Operationen am Rhein wieder aufzunehmen. Bei Kaiserslautern stieß ihr vereinigtes Heer am 22. Mai 1794 auf die Franzosen, und es erfolgte sogleich ein heftiges Treffen. Der preußische Feldmarschall von Möllendorf, welcher dem Herzog von Braunschweig in dem Oberbefehl gefolgt war, commandirte in diesem Treffen und entwickelte so große Feldherrngaben, daß er die Franzosen auf allen Punkten empfindlich schlug. Nach diesem Siege schien die deutsche Armee am Oberrhein die Aufgabe zu haben, die Operationen in Belgien zu unterstützen, und denselben eine günstige Wendung zu erwirken; allein dort waren die Unternehmungen der Verbündeten schon im Mai 1794 so unglücklich, daß der

Sieg bei Kaiserslautern die Niederlagen der Oestreicher in Belgien nicht mehr zu verhindern vermochte. Zugleich ahmte der Marschall von Möllendorf nach dem Siege das Beispiel seines Vorgängers, des Herzogs von Braunschweig, nach, ging also zur Unthätigkeit über und entzweite sich mit dem östreichischen Oberbefehlshaber, dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen. So ging der Monat Juni unbenützt vorüber, und die Franzosen gewannen Zeit, die Oestreicher in Belgien zu schlagen, und alsdann Verstärkungen an die Rheinarmee zu senden. Diese wurde von dem General Michaud befehliget, und war bestimmt, die vereinigten Preußen, Oestreicher und Reichstruppen unter Möllendorf und Prinz Albert an den Rhein zurückzudrängen. Nachdem Michaud sein Heer auf 60,000 Mann gebracht hatte, beschloß er einen allgemeinen Angriff auf die deutschen Linien. Schon schien sich der Sieg abermals für Möllendorf entscheiden zu wollen, als das alte Erbübel, die Uneinigkeit der deutschen Heerführer, den Franzosen wieder allen Vortheil in die Hände spielte. Der Prinz von Sachsen-Teschen hatte sich der preußischen Stellung nicht genügend genähert, und dadurch gelang es den Franzosen, am 13. Juli 1794 mit großer Uebermacht über den Marschall von Möllendorf herzufallen. Am 15. Juli wiederholte sich dieser Angriff noch heftiger bei Kaiserslautern, und die Verbündeten wurden, trotz des tapfersten Widerstandes, zum Rückzuge gezwungen. Fast schien es nun, als wenn man das linke Rheinufer ganz preisgeben wolle, denn der Herzog von Sachsen-Teschen war schon am 14. Juli auf die rechte Rheinseite zurückgekehrt. In Folge eines Kriegsraths, welcher am 26. Juli zwischen den Hauptheerführern der Oestreicher und Preußen stattfand, ward aber beschlossen, daß das linke Ufer des Oberrheins behauptet werden sollte. Auch die Oestreicher unter dem Herzog von Sachsen-Teschen kehrten daher dorthin zurück, und die Preußen schickten sich an, gegen die Franzosen angriffsweise zu verfahren. Am 20. September 1794 führte der Fürst von Hohenlohe den Angriff aus, und schlug die Franzosen wieder aus Kaiserslautern zurück. Leider hatte schon einige Tage vorher (16. September) Friedrich Wilhelm II. dem östreichischen Kabinet officiell angezeigt, daß er seine Truppen in Polen verwenden, also vom Rheine abrufen müsse. Für den Augenblick wurde dieser Entschluß zwar nicht ausgeführt, aber für die Folge ließ er eine unglückliche Politik des preußischen Hofes befürchten. Bis Mitte October behaupteten nun die Preußen ihre Stellung bei Kaiserslautern und am Hundrück. Da jedoch die Oestreicher inzwischen die Niederlande geräumt und, wie erzählt wurde, schon am 5. October bei Köln über den Rhein gegangen waren, da ferner in Folge dieses Rückzuges die Franzosen schon in Koblenz standen und das preußische Heer im Rücken oder in der Flanke angreifen konnten, so war die Stellung desselben bei Kaiserslautern nicht mehr haltbar. Möllendorf ging daher am 20. October über den Rhein,

und an der linken Seite dieses Stromes waren nur noch Mainz und die Rheinschanze bei Mannheim im Besitze der Deutschen. Auch die Rheinschanze ward aber am 24. December 1794 durch Kapitulation den Franzosen übergeben.

Ein solcher Ausgang des Feldzugs vom Jahr 1794 verbreitete unter den kleinern Regierungen Deutschlands allgemeinen Schrecken, und erzeugte selbst bei Oestreich und Preußen das Verlangen nach Frieden. Der Geist der Nation war so stechend, das Band der Reichseinheit so gelähmt und der Nationalsinn in dem Maaße abgestorben, daß jetzt schon die Auflösung des Vaterlandes unvermeidlich schien. Ueberrascht von der Standhaftigkeit des französischen Volkes und den unerwarteten Waffen-Erfolgen desselben, stimmten nun Oestreich und Preußen ihre herrische Sprache herab, und hielten es nicht mehr für anstößig, mit der französischen Republik zu unterhandeln. Anstatt jedoch zu den Grundsätzen einer gerechten Politik überzugehen, die Verhältnisse Deutschlands zu Frankreich aus dem Gesichtspunkte von Nation zu Nation zu regeln, und dabei die Würde, sowie die Rechte Deutschlands als einheitlichen Reiches zu wahren, verfiel das preußische Kabinet auf den unglücklichen Gedanken, seine Sonder-Interessen von jenen des Reichs zu trennen, also mit Frankreich einen Separatfrieden zu schließen, und diesen wo möglich zu seiner Vergrößerung auf Kosten kleiner Fürsten zu benützen. Sogar das Kaiserhaus, dessen Interessen doch so sehr mit denen des Reichs verknüpft waren, wurde unter dem Einflusse übler Rathgeber, wie Colloredo und Thugut, schwankend und schien Lust zu haben, Belgien an Frankreich abzutreten, wenn ihm dafür der Besitz von Baiern verschafft würde. Durch die dringenden Vorstellungen Englands wurde Oestreich von einer solchen Politik wieder abgewendet; dagegen blieb Preußen dem Vorsatze eines Separatfriedens treu, und setzte denselben vom Herbste 1794 an auch wirklich in's Werk.

Schon im Sommer 1794 hatte Friedrich Wilhelm II. durch die Grafen Hardenberg und Kalkreuth geheime Unterhandlungen mit Frankreich einleiten lassen, anfangs indessen einige Schwierigkeiten gefunden, weil er vor Allem auf die Beseitigung der Schreckensherrschaft in Frankreich drang. Als nun diese Herrschaft am 27. Juli 1794 gestürzt worden war und der Uebergang zu milderen Grundsätzen eintrat, so schien die Annäherung möglich zu sein, und die Unterhandlungen wurden von Neuem angeknüpft. Die Ereignisse im Spätjahr 1794 bestärkten noch den König von Preußen in dem unseligen Vorsatze eines Separatfriedens; denn nicht genug, daß die gesammte deutsche Armee über den Rhein zurückgedrängt wurde, brach auch unter den Reichsständen der größte Unfrieden aus. Von Seite der kleinern Fürsten beklagte man sich, daß Oestreich und Preußen das Reich preisgegeben, obgleich dieses die Bestreitung der Kriegskosten auf sich genommen habe; Preußen schob dagegen solchen Vorwurf

auf Oestreich, und letzteres gab ihn an Preußen zurück. Da Friedrich Wilhelm II. hierüber erzürnt war, auch durch den Ausgang des Feldzugs von 1794 für seine Besitzungen am linken Rheinufer besorgt wurde, und dabei fortwährend eine Vergrößerung in Polen im Auge hatte, so beschloß er schon im Spätherbst 1794, den beabsichtigten Separatfrieden mit Frankreich wirklich abzuschließen. Der Grundgedanke der Präliminarien, welche schon im September verabredet waren, blieb die Entschädigung Preußens für etwaige Verluste auf der linken Rheinseite durch Besitzungen kleinerer Fürsten im Innern Deutschlands. Schon jetzt hatten die Franzosen die Absicht, das ganze linke Rheinufer mit Frankreich zu vereinigen; zu dem Ende vor allem Preußen von Oestreich zu trennen und alsdann die kleinern deutschen Fürsten an sich zu ziehen; sie bewilligten daher die Forderung Friedrich Wilhelms II.

Preußen suchte nun auch die kleinern Reichsstände mit in den Separatfrieden zu verwickeln, und brachte es durch geheime Unterhandlungen dahin, daß am Reichstag zu Regensburg mehrere Stände den Abschluß eines Friedens mit Frankreich forderten. Am 22. December 1794 kam auf Betreiben des Kurfürsten von Mainz ein Reichs-Gutachten zu Stande, worin der Kaiser gebeten wurde, auf die Herstellung des Friedens hinzuwirken und sich zu dem Ende auch mit dem König von Preußen zu vereinigen. Es war nun klar, in welcher gefährlichen Lage sich das Reich befand, und von Seite des östreichischen Hofes wurde dieß auch eingesehen. Der Kaiser bestätigte daher durch ein Decret vom 10. Februar 1795 zwar das Reichsgutachten vom 22. December 1794, bemerkte indessen den Ständen, daß sich ein ehrenvoller Friede nicht durch Zaghaftigkeit und Kleinmuth, sondern nur durch Standhaftigkeit und kraftvolle Rüstungen für alle Fälle erreichen ließe. Als wenn er die Auflösung der Nation schon vorhergesehen hätte, beschwor der Kaiser die Stände, lieber alle Kräfte aufzubieten, als die Schande Deutschlands und den Umsturz der deutschen Verfassung in einem Friedensschluß zu unterzeichnen.

Indessen diese würdige Sprache konnte bei der allgemeinen Entmuthigung und dem tiefen Verfalle des Reichs keine Wirkung mehr hervorbringen, der König von Preußen blieb vielmehr unwiderruflich entschlossen, mit Frankreich einen Separatfrieden zu schließen. Bereits am 5. December 1794 hatte Friedrich Wilhelm II. den Grafen von Golz zur Fortsetzung der Unterhandlungen bevollmächtigt, und es wurde hierauf Basel zur Zusammenkunft desselben mit dem französischen Abgesandten bestimmt. Da der Graf von Golz am 6. Februar 1795 starb, so erschien an seiner Stelle Graf von Hardenberg als preußischer Bevollmächtigter in Basel, und die Unterhandlungen wurden vom März 1795 an nun sehr ernstlich betrieben. Frankreich bestand nun darauf, daß Friedrich Wilhelm II. nicht nur in der Eigenschaft als König von Preußen, sondern

auch als deutscher Reichsstand während der ganzen Dauer des Krieges die Neutralität beobachte. Diese Forderung schloß offenbar die Auflösung des deutschen Reichs selbst in sich; dessenungeachtet bewilligte sie der König von Preußen, und der Separatfriede mit Frankreich wurde am 5. April 1795 zu Basel wirklich abgeschlossen. In dem zweiten Artikel dieses unseligen Friedensschlusses verpflichtete sich Preußen in der That auch als deutscher Reichsstand zu der Neutralität gegen Frankreich; denn es hieß darin, daß fortan keine der beiden contrahirenden Mächte, in welcher Eigenschaft und unter welchem Namen es auch sei, mit Mannschaft, Lieferungen oder Geld gegen die andere Hülfe leisten dürfe. Die eigentlichen Absichten Preußens bei diesem Friedensschlusse waren in dem öffentlichen Tractat noch etwas verschleiert; denn es ward darin nur bestimmt, daß die Franzosen alle Besitzungen der Krone Preußen am rechten Rheinufer, welche ihnen in die Hände fallen möchten, binnen 14 Tagen nach der Genehmigung des Friedens räumen, jene am linken Rheinufer dagegen bis zu dem Frieden zwischen Frankreich und dem deutschen Reich behalten sollen; allein die geheimen Artikel des Vertrages sprachen deutlicher. Frankreich versprach darin nicht nur, die Krone Preußen für allenfallsige Verluste auf der linken Rheinseite zu entschädigen, sondern es ward sogar in Aussicht gestellt, daß unter Umständen Hannover von den Preußen in Besitz genommen werden könne.

Waren schon diese Bedingungen für Deutschland im höchsten Grade gefährlich, so wurde das Dasein der Nation noch durch andere Bestimmungen vollends thatsächlich vernichtet. Preußen verlangte nämlich die Neutralität gegen Frankreich auch für mehrere kleine Reichsstände, indem es außerhalb der preußischen Besitzungen eine Demarcations-Linie bezeichnete, welche bei dem künftigen Krieg gegen das deutsche Reich von den Franzosen nicht überschritten werden dürfe. In dem Friedensschluß zu Basel selbst konnte man sich über den Umfang und die Richtung einer solchen Demarcations-Linie noch nicht vereinigen; allein es geschah dieß durch einen nachträglichen Vertrag vom 17. Mai 1795, welcher ungefähr die Hälfte des deutschen Reiches, nämlich außer Preußen auch Franken, die Oberpfalz, Ober- und Niedersachsen, den westphälischen Kreis, beide Hessen und die Länder an beiden Mainufern gegen den Rhein für neutral erklärte. Zugleich übernahm der König von Preußen die Verpflichtung, die Zustimmung der betreffenden Regierungen aller genannter Länder auszuwirken, und es dahin zu bringen, daß die Neutralität innerhalb der festgesetzten Demarcations-Linie unverbrüchlich beobachtet werde. Da hierdurch alle kleinern Regierungen, die für neutral erklärt wurden, von jetzt an unmittelbar unter dem Schutz und dem Einflusse der preußischen Krone standen, so gab es fortan in Deutschland zwei Reiche, das östreichisch-deutsche und das preußisch-deutsche, die Einheit der Nation war also dahin.

Welches ungeheuere National-Unglück eine solche Wendung der Dinge für Deutschland war, mußte schon einem gewöhnlichen Verstande einleuchten. Es lag schon lange klar vor, daß die Franzosen nicht mehr bloß für ihre Unabhängigkeit fochten, sondern sich vergrößern wollten, und insbesondere unwiderruflich zur Eroberung des ganzen linken Rheinufers entschlossen waren. Das Beispiel der Römer in der deutschen Urgeschichte hatte aber schon gelehrt, daß ein eroberndes Volk, welches ein Mal am Rhein stünde, dort unmöglich beharren könne, sondern unvermeidlich auch in das Innere Deutschlands eindringen müsse; alles deutete daher an, daß es sich fortan um das Dasein unseres Volkes selbst handeln werde. Die Gefahr wurde nun um so größer, als die innern Zustände Deutschlands fortwährend dem Verfalle zugingen, während die französische Nation einen kühnen, jugendlichen Geist offenbarte. So sehr auch die Grundsätze der Revolution ausgeartet waren, und die Anarchie das Land erschöpft hatte, so behaupteten in einiger Beziehung die Ideen der Freiheit gleichwohl das Uebergewicht, und da die Republik seit dem Sturze Robespierre's zu gemäßigtern Gesinnungen überging, und die Ordnung sich allmählig wiederherstellte, so erhielten die Freiheits-Ideen auch einigermaßen Organisationskraft. Frankreich zeigte daher, trotz seiner innern Zerrüttung, eine gewisse Stärke, und diese wurde dem abgestorbenen Deutschland um so gefährlicher, als die Waffen-Erfolge der Franzosen deren angeborne Ruhmsucht nicht nur wieder erweckt, sondern auch über alles Maaß gesteigert hatten. Gebiets-Ausdehnung und Uebergewicht über andere Völker wurde fortan die vorherrschende Leidenschaft aller Franzosen.

Unter solchen Umständen hätte nur ein weises Regierungs-System im Innern Deutschlands und, um dasselbe möglich zu machen, die innigste Zusammenwirkung aller deutschen Reichsstände zur Erkämpfung eines ehrenvollen Friedens, und zur Rettung der vollen Integrität des deutschen Gebietes die Nation von dem Verderben schützen können. Statt dessen riß das mächtige Preußen die Hälfte Deutschlands von dem Reiche los und gab durch die Neutralisirung derselben die andere Hälfte den Franzosen preis. Die war geradezu die mittelbare Aufforderung an Frankreich, vorerst das östreich-deutsche und später auch das preußisch-deutsche Reich niederzuwerfen, auf den Trümmern beider aber eine europäische Dictatur Frankreichs zu errichten. Unsäglich war demnach das Elend, welches Preußen durch den Separatfrieden von Basel über unser Vaterland häufen mußte.

Sieben und zwanzigstes Hauptstück.

Fortsetzung des Krieges von Oestreich und einem Theil des deutschen Reichs gegen Frankreich. Friede von Campo Formio.

(Vom Jahr 1795 bis 1797.)

Nachdem Preußen von der gemeinsamen Vertheidigung des Vaterlandes sich zurückgezogen hatte, wurde die Besorgniß der kleinern Fürsten und deren Sehnsucht nach dem Frieden noch größer. Der Kaiserliche Hof würdigte die Gefährlichkeit der Lage nun vollkommen, und bemühte sich deßhalb, den Frieden, wo nur immer möglich, auch für das übrige Deutschland mit Frankreich herzustellen. Er nahm zu dem Ende sowohl die Vermittlung Preußens, als Dänemarks an; allein die Unterhandlungen zeigten deutlich, daß der Friede mit Ehre unmöglich geschlossen werden könne, denn die Franzosen forderten unwiderruflich die Abtretung aller deutschen Länder, in deren Besitz sie das Kriegsglück gesetzt hatte. Als die Hoffnung einer gütigen Einigung immer mehr zu sinken begann, zeigte sich schon die Neigung der kleinern Reichsstände, nach dem Beispiel Preußens einen Separat-Vertrag mit Frankreich zu schließen. Solches geschah zuerst von Seite des Landgrafen von Hessen-Cassel, welcher in einem Friedensschluß vom 28. August 1795 sich verpflichtete, seine Truppen von der Reichsarmee zurückzurufen, und fortan keine Hülfe mehr gegen Frankreich zu leisten.

So traurige Aussichten für Deutschland durch den Separatfrieden von Basel auch eröffnet waren, blieb der kaiserliche Hof dennoch entschlossen, das Aeußerste zu wagen, um die Integrität Deutschlands und das Dasein des Reichs zu retten. Nachdem er die treugebliebenen Stände zur Ausdauer und zur kraftvollen Unterstützung der Reichs-Vertheidigung ermahnt hatte, verstärkte er seine Heere ansehnlich und gab nach der Vereitelung der Friedens-Versuche seinen Generalen den Befehl, wider die französischen Heere die Offensive zu ergreifen.

Von der Noth belehrt, hatte der kaiserliche Hof schon im Frühjahre 1795 eine vortheilhafte Aenderung mit den Anführern der Heere gemacht, und den Oberbefehl über die gesammte östreichische und Reichs-Armee am Rheine dem fähigen General Clairfait übertragen. Später erhielt Wurmser wieder das Commando über die Armee am Oberrhein, während Clairfait das östreichische Hauptheer und die Reichstruppen führte. Ihnen gegenüber stand Pichegrü mit der Rhein- und Mosel-Armee, welche sich von Mainz bis in die Gegend von Basel ausdehnte, und Jourdan mit der Sambre- und Maas-Armee, die am Niederrhein aufgestellt war. Da eines Theils die Franzosen wegen Mißwachs Mangel an Lebensmitteln hatten, und die Regierung durch die Noth im Innern Frankreichs sich sehr bedrängt sah, da andern Theils Oestreich wegen Abzugs der Preußen seine Kräfte besser sammeln mußte, so blieben im Jahr 1795 die Feindseligkeiten bis in den Herbst thatsächlich eingestellt. In Folge der Schwäche der pfalzbairischen Minister wurde endlich am Niederrhein Düsseldorf den Franzosen ohne Vertheidigung eilfertig übergeben, und hierdurch Jourdan in den Stand gesetzt, mit der Sambre- und Maas-Armee am 6. September 1795 oberhalb Düsseldorf über den Rhein zu gehen. Dieß war auch für die Rhein- und Mosel-Armee das Zeichen zum Aufbruch, und Pichegrü schickte sich an, mit seiner Armee den Rhein bei Mannheim zu überschreiten. Theils um diese Stadt zu behaupten, theils um seine Verbindung mit Clairfait, welcher in Folge des Vordringens der Franzosen bei Düsseldorf sich an die Lahn zurückgezogen hatte, ununterbrochen zu erhalten, zog Wurmser in Eilmärschen gegen Mannheim. Bevor er aber anlangen konnte, war Mannheim wie Düsseldorf von den pfalzbairischen Ministern den Franzosen zaghaft übergeben, und der Rheinübergang auch von Pichegrü ausgeführt worden. Dessenungeachtet war es dem General Wurmser gelungen, Handschuchsheim und Dossenheim zu besetzen, und dadurch seine Verbindung mit Clairfait herzustellen.

Pichegrü ließ die Oestreicher am 24. September 1795 bei Handschuchsheim angreifen, ward jedoch mit Verlust zurückgeschlagen. In Folge dieses Sieges ergriff nun auch Clairfait gegen die französische Sambre- und Maas-Armee unter Jourdan die Offensive. Nachdem er am 10. October 1795 bei Offenbach über den Main gegangen war, griff er den General Jourdan bei Nidda an. Die Franzosen, schon in den ersten Gefechten bei dem Dorfe Nidda geschlagen, hielten es nicht für gut, auf eine Hauptschlacht sich einzulassen; sie verließen daher in der Nacht ihre Stellungen und zogen sich gegen Mainz zurück. Diese Festung, noch im Besitz der Deutschen, war von den Franzosen belagert; allein Jourdan hob nun in Folge des kräftigen Angriffes von Clairfait bei Nidda auch die Belagerung von Mainz auf der rechten Rheinseite auf, ging mit dem Belagerungsheer auf das linke Rheinufer zurück, und ließ

Mainz nur von dort aus noch einschließen. Clairfait beschloß, die Franzosen auch hier zu verdrängen, also die Blocade von Mainz ganz aufzuheben. Indessen das Blocadeheer zählte über 30,000 Mann, und zudem hatten die Franzosen zwischen Laubenheim und Monbach starke Verschanzungen angelegt, welche vor allem hätten erstürmt werden müssen. So schwierig dieß auch schien, unternahm Clairfait am 29. October 1795 gleichwohl den Sturm, und die Oestreicher entwickelten eine solche heldenmüthige Tapferkeit, daß die Verschanzungen genommen wurden, und die Franzosen eine allgemeine Niederlage erlitten. Mainz war nun gänzlich entsetzt, und die Franzosen wichen in Unordnung bis an die Mosel zurück. Während diese wichtigen Erfolge sich vorbereiteten, hatte auch der General Wurmser wider die Rhein- und Mosel-Armee unter Pichegrü die rühmlichste Energie entwickelt. Um Mannheim wieder zu nehmen, griff er die Hauptmacht Pichegrü's am 18. October 1795 vor Mannheim an, schlug dieselbe empfindlich und warf sie in die Stadt zurück. Wurmser nöthigte hierauf den General Pichegrü, seine Hauptarmee auf das linke Rheinufer zurückzuziehen und nur eine Besatzung von 10,000 Mann in Mannheim zurückzulassen. Nachdem aber die Stadt seit dem 12. November 1795 heftig beschossen worden war, ergab sich am 22. November die ganze französische Besatzung kriegsgefangen. Mannheim war also wieder genommen, Mainz befreit, und die Streitmacht der Franzosen am Rheine an allen Puncten zurückgeschlagen. Nach solchen ruhmvollen Erfolgen glaubten die östreichischen Heerführer ihren tapfern Truppen einige Ruhe gönnen zu müssen, und Clairfait bewilligte deßhalb den Franzosen nach deren Verlangen einen Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit, unter Festsetzung einer zehntägigen Aufkündigungs-Frist.

Der Feldzug hatte bewiesen, wie wenig Deutschland die Franzosen, trotz deren Begeisterung, zu fürchten hatte, wenn es nur einigermaßen einig gewesen wäre. Konnten schon die Oestreicher mit dem geringen Kontingente einiger Reichsstände der gesammten Macht Frankreichs siegreich widerstehen, was mochte vollends bei dem Zusammenwirken aller Deutschen zu erwarten sein? Durch die Siege von 1795 war übrigens die Gefahr, welche aus dem Baseler Separatfrieden für das deutsche Reich entspringen mußte, für den Augenblick noch zurückgedrängt, man athmete wieder freier, und ergab sich der Hoffnung, daß der Untergang des Reichs noch abgewendet werden könne. Oestreich machte während des Winters $17^{95}/_{96}$ auch alle Anstalt, die Vertheidigung Deutschlands kraftvoll fortzusetzen, und verstärkte nach Möglichkeit seine Heere. Nicht nur alle Festungen am Rhein, insbesondere Mainz und Ehrenbreitstein, wurden in guten Stand gesetzt, sondern auch bei Mannheim ein befestigtes Lager errichtet.

Trotz aller Niederlagen im Jahre 1795 blieben die Franzosen gleichwohl zur Eroberung des ganzen linken Rheinufers entschlossen, und faßten zu dem Ende im Jahr 1796 einen neuen Kriegsplan. Da sie näm-

lich die Stellung der Oestreicher am Rheine für zu stark hielten, um dort für Frankreich entscheidende Erfolge zu erringen, wollten sie in diesem Jahre den Krieg zunächst in Italien beginnen, um sich von dort aus den Eingang nach Deutschland zu verschaffen, und die Oestreicher zu nöthigen, zur Deckung der Lombardei Verstärkungen vom Rheine herbeizurufen, sohin ihre Streitmacht dort zu schwächen. Zum Unglück für Deutschland begünstigten die Umstände diesen Plan, weil sich die Kriegs-Operationen am Rhein bis in den Mai 1796 verzögerten. Der Oberbefehl über das französische Heer in Italien war einem jungen General von außerordentlichen Feldherrngaben, Napoleon Buonaparte, übertragen worden, und dieser benützte die Waffenruhe am Rhein im April 1796 sehr geschickt zur energischen Eröffnung des italienischen Feldzugs. Anfangs erlitt er zwar einige Nachtheile, da er in den ersten Tagen Aprils bei Voltri und Savona zurückgedrängt wurde; allein am 12. April wurden die Oestreicher unter Argenteau bei Monte Notte geschlagen, und am 14. April erlitten sie zugleich mit den Piemontesern eine neue Niederlage bei Dego. Vergebens warf sich den Siegern nun die östreichische Hauptmacht unter Beaulieu entgegen; auch dieser Feldherr wurde am 15. April zurückgedrängt, und am 22. April von Buonaparte bei Vico ein neuer Sieg erfochten. Da nun ganz Piemont bloß gestellt und die Bevölkerung daselbst den französischen Freiheits-Ideen günstig war, so gerieth der König von Sardinien in Bestürzung, und schloß am 28. April 1796 mit den Franzosen Waffenstillstand.

Beaulieu zog sich nunmehr hinter den Po, und bald nachher hinter die Adda zurück, indem er sich hinter der Brücke bei Lodi aufstellte. Da Buonaparte keinen bedeutenden Widerstand fand, und diese Brücke im Sturmschritt wegnahm, so bemeisterte sich des östreichischen Heers eine gänzliche Muthlosigkeit und Verwirrung. In Folge der allgemeinen Flucht derselben besetzte Buonaparte schon am 14. Mai 1796 Mailand. Nunmehr schloß der König von Sardinien am 15. Mai mit Frankreich ganz Frieden.

Diese Ereignisse bestimmten endlich den Wiener Hof, seinen Heeren am Rheine zur Eröffnung des Feldzugs Befehl zu ertheilen, um wo möglich hierdurch den Waffen-Unternehmungen in Italien eine andere Wendung zu geben. Erzherzog Karl von Oestreich, welcher inzwischen den Oberbefehl am Rhein erhalten hatte, kündigte daher am 21. Mai 1796 den Waffenstillstand auf. Von Seite der Franzosen führte Jourdan noch das Commando am Niederrhein; am Oberrhein war dasselbe dagegen von Pichegrü auf Moreau übergegangen. Jourdan eröffnete die Feindseligkeiten, indem er von Düsseldorf aus, wo sich die Franzosen auch nach den Niederlagen des Jahres 1795 behauptet hatten, gegen die Lahn vorrückte. Nachdem die Franzosen am 4. Juni 1796 bei Altenkirchen einige Vortheile erfochten hatten, griffen sie die Oestreicher bei Wetzlar

an; doch inzwischen war der Erzherzog Karl von Mainz herbeigeeilt; der Angriff wurde daher abgeschlagen und Jourdan genöthiget, über Düsseldorf auf das linke Rheinufer zurückzugehen. Noch auf dem Rückzug wurde bei Kircheip ein neues Treffen geliefert, und auch in diesem eine französische Heeres-Abtheilung unter Kleber vollständig geschlagen.

Inzwischen hatte sich aber die Berechnung der französischen Regierung rücksichtlich des Feldzugs in Italien als richtig erwiesen, und der Wiener Hof den Befehl ertheilt, von der Rheinarmee eine Verstärkung nach Italien zu senden. Da der östreichische General Wurmser dadurch auf die bloße Vertheidigung beschränkt wurde, und endlich am 17. Juni 1796 persönlich nach Italien abgehen mußte, um dort nach dem Befehle des Kaisers dem gefährlichen Vordringen der Franzosen zu steuern, so sah sich Moreau am Oberrhein in den Stand gesetzt, die Offensive zu ergreifen. Er ging zwischen dem 23. und 24. Juni bei Straßburg über den Rhein, eroberte durch seine Uebermacht Kehl und rückte nun rasch nach zwei Richtungen vor, nämlich mit dem einen Theil seines Heeres nach dem Breisgau, und mit dem andern gegen Rastatt. Erzherzog Karl hatte nach dem Abgang Wurmser's den von ihm zurückgelassenen Theil seines Heeres dem Befehle von Latour unterstellt, doch die oberste Leitung aller östreichischen Armeen sich vorbehalten; er suchte daher in der Art zu operiren, daß er Moreau über den Rhein zurückdrängen und zugleich auch die Sambre- und Maas-Armee unter Jourdan am Niederrhein im Zaum halten könne.

Zu dem Ende ließ er eine Heeres-Abtheilung Moreau's bei Renchen angreifen; allein die Franzosen behaupteten den Sieg und drängten die Oestreicher gegen Ettlingen zurück. Da zugleich der französische General la Roche am 2. Juli 1796 den wichtigen Paß Kniebis erstürmt hatte, so konnten sich die Franzosen nun ungehindert durch Schwaben über Baiern verbreiten. Der Erzherzog Karl erkannte sogleich die ganze Gefahr dieser Lage der Dinge, und entschloß sich, der Armee Moreau's am 10. Juli auf allen Punkten eine entscheidende Schlacht zu liefern; allein Moreau kam ihm zuvor, und griff ihn schon am 9. Juli bei Ettlingen selbst an. Trotz der großen Feldherrngaben des Erzherzogs Karl und der glänzendsten Tapferkeit der Oestreicher, welche den Angriff viermal zurückschlugen, blieb der Sieg am Ende doch auf Seite der Franzosen. Dieser Unglücksfall stellte ganz Schwaben bloß, und hatte bei der Kleinmüthigkeit vieler deutschen Fürsten in jener Zeit die traurigsten Folgen. Anstatt die letzten Kräfte aufzubieten, um in Vereinigung mit dem Erzherzog Karl die Franzosen wieder aus Schwaben zurückzudrängen, ergab sich vielmehr der Herzog von Württemberg sogleich der Verzweiflung, und unterhandelte nach dem Beispiele Preußens einen Separatfrieden. Nachdem zu diesem Zweck der Herzog von Württemberg am 17. Juli 1796 mit Moreau einen Waffenstillstand geschlossen hatte, und der Wurtz-

graf von Baden in diesem Schritt am 25. Juli ihm nachgefolgt war, schloß am 7. August 1796 Württemberg und am 22. August Baden mit Frankreich wirklich Frieden. Beide Fürsten verpflichteten sich darin, gegen Frankreich auch in ihrer Eigenschaft als deutsche Reichsglieder, und wenn sie selbst von dem Reiche dazu aufgefordert würden, kein Truppen-Kontingent mehr zu stellen, und überhaupt keine Hülfe zu leisten.

So trug denn der Separatfrieden von Basel seine Früchte, so war es also entschieden, daß ein Stück nach dem andern vom deutschen Reich abgerissen, jedes Glied einzeln gebrochen und so das Ganze gestürzt werden sollte. In einem solchen traurigen Verfahren lag nicht nur die größte Charakterschwäche, sondern selbst eine wahre Beschränktheit. So rühmlich die Tapferkeit der Franzosen auch war, so wurde sie so gut wie ihre Macht gleichwohl übertrieben, und der Feldzug von 1795 hatte dieß vor Aller Augen gestellt. Auch in dem Revolutionskriege hatten daher die Franzosen niemals ein wirkliches Uebergewicht, und sie hätten bei der Einigkeit der Deutschen nothwendig zerschmettert werden müssen. Niemand wußte das besser, als die Franzosen selbst; diese kannten die Ueberlegenheit der Deutschen so sehr, daß sie eben deßwegen bei jedem Sieg über dieselben, als etwas Unerwartetes und Außerordentliches, eine so große Freude empfanden. Eben darum setzten sie ihre Hoffnung nur auf die Uneinigkeit der Deutschen, und gingen stets darauf aus, ein Reichsglied nach dem andern für sich zu gewinnen. Nicht Frankreich hat also Deutschland überwunden, sondern die unbegreifliche Einfalt und Gedankenlosigkeit der deutschen Reichsstände, mit der sie sich vereinzelt brechen ließen.

Auch das Beispiel der Fürsten von Württemberg und Baden wirkte übrigens so verderblich, daß am 29. Juli 1796 der ganze schwäbische Kreis, und am 7. August der fränkische, und am 13. August der obersächsische Kreis mit Frankreich Waffenstillstand schloß und die Neutralität annahm. Das Merkwürdigste dabei war, daß diese unpatriotischen Handlungen den betreffenden Reichsständen nicht einmal etwas nützten, die Separat-Verträge mit Frankreich ihnen im Gegentheil größere Opfer auflegten, als ihnen die standhafte Vertheidigung des Reichs gekostet haben würde. So mußte der Herzog von Württemberg vier, der Markgraf von Baden zwei und der schwäbische Kreis zwölf Millionen Franken Contribution an die Franzosen bezahlen, die Fürsten von Württemberg und Baden aber vollends ihre Besitzungen auf dem linken Rheinufer an Frankreich abtreten. Ueber die Lieferungen, welche die Oestreicher ausgeschrieben hatten, waren die schwäbischen Kreisstände sehr unzufrieden, aber den Franzosen bezahlten sie viele Millionen ohne Murren. Der Erzherzog Karl war über das Benehmen des schwäbischen Kreises mit Recht so entrüstet, daß er das Kontingent desselben vor der Entlassung entwaffnen ließ.

Durch alle diese Vorfälle war übrigens Deutschland der dringendsten Gefahr ausgesetzt. Nicht genug, daß Moreau bis Baiern vordrang, rückte in Folge des Rückzugs Karls auch die Maas- und Sambre-Armee unter Jourdan nach Franken vor. Als nämlich der Erzherzog Karl gegen den Oberrhein sich gewendet hatte, um Moreau aufzuhalten, ließ er nur den General Wartensleben mit 36,000 Mann am Niederrhein zurück. Die Maas- und Samber-Armee ging daher schon Ende Juni 1796 theils bei Düsseldorf, theils bei Köln und Koblenz über den Rhein, und bedrängte nach ihrer Vereinigung den General Wartensleben mit Uebermacht. Nachdem der letztere am 7. Juli bei Neukirchen eine Niederlage erlitten hatte, erfolge am 10. Juli ein Haupttreffen bei Friedberg, wo Wartensleben abermals geschlagen wurde. Jourdan nahm hierauf am 16. Juli Frankfurt am Main ein und rückte durch den Spessart vor, um seine Vereinigung mit Moreau zu Stande zu bringen. Auf dem ganzen Wege brandschatzten die Franzosen auf das Aeußerste, und Jammer und Elend herrschte in Deutschland. Schon fürchtete man, daß Moreau und Jourdan mit vereinigten Kräften bis in die östreichischen Erbstaaten vorrücken würden, als die hohen Feldherrngaben des Erzherzogs Karl plötzlich wieder Rettung brachten.

Jourdan, welcher schon in der Oberpfalz stand, sandte den General Bernadotte in der Richtung von Regensburg ab, um die Vereinigung mit der Armee Moreau's zu bewerkstelligen. Von dieser Bewegung unterrichtet ging der Erzherzog Karl am 2. August 1796 bei Ingoldstadt schnell über die Donau, überraschte die Heer-Abtheilung Bernadotte's bei Neumarkt, und schlug dieselbe am 22. und 23. August gänzlich. Nun war auch die Stellung Jourdan's selbst bedroht, und er nahm daher sogleich seinen Rückzug aus der Oberpfalz. Bernadotte war mit den Trümmern seines Heeres nach Nürnberg geflohen, Jourdan dagegen mit der Hauptarmee nach Forchheim und Bamberg gegangen. Erzherzog Karl vereinigte sich nun mit Wartensleben, und verfolgte die Armee Jourdan's so lebhaft, daß er am 30. August 1796 nicht nur Bamberg einnahm, sondern die Franzosen auch von dem Rückzuge nach Würzburg abzuschneiden suchte. Da es ihm wirklich gelang, Würzburg noch vor dem Eintreffen Jourdan's zu besetzen, so wurde letzterer genöthiget, bei dieser Stadt eine allgemeine Schlacht anzunehmen. Dieselbe erfolgte am 3. September und endigte mit einem vollständigen Siege der Oestreicher. Auf allen Seiten durchbrochen, erlitt das Heer Jourdan's nicht nur einen großen Verlust an Todten und Gefangenen, sondern löste sich auch auf der Flucht in Unordnung auf. Jetzt zeigte es sich mit außerordentlicher Klarheit, wie sehr die Erfolge der Franzosen nur vorübergehend waren, und welche mächtige Elemente des Widerstandes das deutsche Volk darbot.

Während nämlich viele Regierungen vor der französischen Macht zitterten, kannte das Volk so wenig die Furcht vor den Franzosen, daß

es dieselben mit eigener Kraft abzutreiben sich getraute. Erbittert über die Erpressungen der Franzosen, ergriffen die Bauern in Franken wider dieselben überall die Waffen, erschlugen sie auf ihrem Rückzuge massenweise. Da sich Bürger und Bauern hierauf auch bereitwillig als Landwehr organisiren ließen, so war der Beweis geliefert, welche mächtige Mittel zur Reichsvertheidigung eine fähige Regierung Deutschlands selbst vormals gefunden haben würde.

Das Heer Jourdan's wurde übrigens durch alle diese Ereignisse fast gänzlich aufgerieben; denn die Trümmer desselben wurden am 16. September 1796 bei Limburg wiederholt geschlagen, und verloren dabei über 6000 Mann. Nach einer weitern Niederlage, die sie am 20. September bei Altenkirchen erlitten, flohen die traurigen Ueberbleibsel der großen Sambre- und Maas-Armee bestürzt über den Rhein zurück.

Während das Volk in Franken solche Beweise von Thatkraft lieferte, beeilte sich abermals ein deutscher Fürst, gerade umgekehrt ein neues Beispiel des Kleinmuthes und der Lossagung von der gemeinsamen Reichsvertheidigung zu geben. Auch der Kurfürst Karl Theodor von Baiern schloß nämlich für seine bairischen und pfälzischen Lande mit Moreau am 7. September 1796 einen Waffenstillstand, und verpflichtete sich darin, den Franzosen außer ungeheuern Natural-Lieferungen auch noch eine Contribution von 10 Millionen Franken zu bezahlen *). Bei dieser Gelegenheit fingen die Franzosen an, ihre Plünderungen und Räubereien auch auf die Kunstschätze Deutschlands auszudehnen; denn Karl Theodor mußte ihnen auch 20 Gemälde aus seinen Gallerien in München und Düsseldorf überliefern. Welche bedeutende Hülfe den Franzosen übrigens aus den Contributionen in Schwaben, und nun auch in Baiern, in Verbindung mit den Natural-Lieferungen, entsprang, leuchtet von selbst ein. So gaben also die deutschen Fürsten die Mittel, womit sie das Reich hätten vertheidigen können, den Franzosen, und wandelten dadurch die Vertheidigungswaffen zu Gunsten des äußern Feindes in Angriffswaffen um. In Baiern geschah dieß noch überdieß zu einer Zeit, wo der Erzherzog Karl bereits Bernadotte geschlagen hatte, die ganze Armee Jourdan's im Rückzug begriffen war, und die Oestreicher sich bereits anschickten, auch die Armee Moreau's über den Rhein zurückzuschlagen. Schon am 11. September 1796 griffen nämlich die östreichischen Generale Fröhlich und Fürst von Fürstenberg die Franzosen unter Moreau bei München an, und brachten denselben eine entscheidende Niederlage bei. Da gleichzeitig der östreichische General Hotze die Franzosen bei Ingolstadt schlug, so war die Stellung Moreau's ganz unhaltbar, und er zog sich daher nach Ulm zurück. Nun ergriffen gleichsam zur Beschämung des

*) Die Natural-Lieferungen waren: 200,000 Centner Getreide, 200,000 Centner Heu, 5000 Pferde, 50,000 Ellen Tuch, 100,000 Paar Schuhe, 10,000 Paar Stiefel.

Kurfürsten Karl Theodor auch in Baiern und Schwaben die Bauern wider die Franzosen die Waffen, und da der Erzherzog Karl nach der Vernichtung der Sambre- und Maas-Armee an den Oberrhein geeilt war, um Moreau von dem Rhein ganz abzuschneiden, da wirklich die Pässe des Schwarzwaldes von den Oestreichern schon besetzt waren, so schien auch die ganze Rheinarmee der Franzosen unrettbar verloren zu sein. Dessenungeachtet führte Moreau über Stühlingen und die sogenannten Waldstädte seinen Rückzug mit guter Ordnung und ohne bedeutenden Verlust nach Hüningen aus. Dieser überaus kunstvolle Rückzug erwarb dem General Moreau als Feldherr fortan einen europäischen Ruf.

Das ganze rechte Rheinufer war also, mit Ausnahme des Forts von Kehl, wieder von den Franzosen gesäubert, und es war unter solchen Umständen, namentlich aber bei der empfindlichen Niederlage Jourdans, Hoffnung gegeben, die deutschen Waffen auch auf der linken Rheinseite wieder siegreich zu verbreiten. Nach dem merkwürdigen Beispiele, welches das Volk in Franken, Schwaben und Baiern gegeben hatte, war den Regierungen ein überaus deutlicher, ein ganz unverkennbarer Fingerzeig gegeben, wo die Rettung des Reiches zu suchen sei. Nichts war jetzt einfacher, nichts sogar nothwendiger, als daß alle deutsche Fürsten das Volk überall in Masse zu den Waffen rufen und im engen Anschluß an den Kaiser die Integrität des Reichs behaupten mußten. Indessen eine unglückliche Selbstsucht verblendete die Fürsten, und berückte insbesondere das preußische Kabinet. Von der Vergrößerungssucht bethört, verharrte Preußen nicht nur bei der Vereinzelung und der Preisgebung des Reichs, sondern befestigte sich auch immer mehr in dem unseligen Gedanken, die gegenwärtige Bedrängniß Deutschlands zur Erhöhung seiner Macht zu benützen. Während Bonaparte von Italien aus nach den deutschen Grenzen vorzudringen strebte, während Moreau und Jourdan vom Rheine aus Deutschland überschwemmten, schloß der König von Preußen am 5. August 1796 in Berlin einen neuen geheimen Vertrag mit der französischen Republik, worin er den Franzosen den künftigen Besitz des ganzen linken Rheinufers gegen eine ansehnliche Vergrößerung Preußens im Innern Deutschlands zugestand. Was jedoch noch anstößiger war, so bestrebte sich das Berliner Kabinet auch, noch andern deutschen Fürsten ähnliche Gesinnungen einzuflößen, und dieselben durch Versprechungen von Gebietsvermehrungen zum Abfall vom Vaterland und der gemeinsamen Reichsvertheidigung zu verlocken.

Theils durch diese Intriguen, theils durch Sorglosigkeit und Mangel an Umsicht kam es nun, daß auch die merkwürdigen Siege der Oestreicher im Jahre 1796, und die mächtige Hülfe, welche die Aufstände des Volkes in Franken, Schwaben und Baiern wider die Franzosen darboten, nicht gehörig benützt wurden. Zugleich waren in Italien für die Deutschen unglückliche Ereignisse eingetreten, und so neigte sich der Ausgang

des Feldzugs vom Jahr 1796, trotz der Niederlagen Jourdans und des Rückzuges von Moreau, wieder zum Vortheil der Franzosen.

Als nämlich Wurmser bei dem östreichischen Heere in Italien angekommen war, suchte er vor allem die von Buonaparte eingeschlossene Festung Mantua zu entsetzen. Dieß gelang auch, indem Buonaparte bei der Annäherung Wurmsers die Belagerung aufhob. Indessen Buonaparte griff am 3. August 1796 eine Heerabtheilung unter dem General Quosdanowich bei Lonate und Castiglione an, und schlug dieselbe gänzlich. Obgleich Wurmser sofort mit der Hauptmacht von Mantua herbeigeeilt war, so konnte er dennoch seine Vereinigung mit Quosdanowich nicht mehr zu Stande bringen, sondern wurde am 5. August 1796 von Buonaparte vereinzelt angegriffen und ebenfalls geschlagen. Nachdem hierauf sowohl Wurmser, als Quosdanowich sich nach Tyrol zurückgezogen hatten, folgte Buonaparte rasch nach und erfocht bald neue Siege über die Oestreicher, nämlich am 4. September bei Roveredo, und am 9. bei Bassano. Wurmser flüchtete hierauf nach Vicenza, und beschloß endlich, mittelst seiner Reiterei, durch das französische Heer sich durchzuschlagen und Mantua wieder zu erreichen. Solches gelang auch. Wurmser erschien nach ruhmvollen Gefechten vom 11. und 12. September glücklich vor Mantua, verstärkte sich dort und lieferte den Franzosen bei St. Georg ein neues Treffen. Hier wurde er aber geschlagen, und warf sich daher in die Festung Mantua.

Um diese wichtige Feste zu retten, rückte im October 1796 ein neues östreichisches Heer von fast 50,000 Mann unter Alvinzi aus Tyrol gegen Mantua vor. Buonaparte warf sich demselben mit seiner ganzen Macht entgegen, und am 17. November 1796 kam es bei Arcole zu einer Hauptschlacht, worin die Oestreicher zwar abermals die größte Tapferkeit entwickelten, doch am Ende umgangen und vollständig geschlagen wurden. Alvinzi zog sich hinter die Brenta zurück, und Mantua blieb eingeschlossen. Während des Winters fanden zwischen Frankreich und dem Kaiser einige Unterhandlungen über den Frieden statt; indessen sie scheiterten und Oestreich machte daher neue Rüstungen, um der drohenden Stellung Buonaparte's in Italien zu begegnen. Am 7. Januar 1797 setzte sich Alvinzi mit einem neuen starken Heere von beinahe 50,000 Mann zur Entsetzung Mantua's abermals in Bewegung. Fest entschlossen, dieses Mal Mantua zu befreien, theilte Alvinzi sein Heer, um durch den Marsch seiner Hauptarmee an der Etsch hin Buonaparte zu beschäftigen, und einer Heerabtheilung unter Provera, welche geradeswegs auf Mantua losging, die Befreiung Wurmsers möglich zu machen. Dieser Plan gelang auch in so weit, daß sich Provera glücklich bis vor Mantua durchschlug; doch die Brückenköpfe vor der Festung, welche die Franzosen stark besetzt hatten, hielten ihn auf. Unterdessen war Buonaparte mit seiner Hauptmacht gegen Alvinzi aufgebrochen, und lieferte demselben am 14.

Januar 1797 bei Rivoli eine neue Schlacht. Auch in dieser wurde Alvinzi ganz vollständig geschlagen und nach großem Verluste zum Rückzug gezwungen. Die nächste Folge dieses Sieges Buonaparte's bestand darin, daß die französische Hauptarmee die östreichische Heerabtheilung unter Provera vor Mantua im Rücken nehmen konnte. Dieß geschah auch sofort, indem Buonaparte nach dem Siege bei Rivoli sogleich gegen Mantua aufbrach. Provera, von allen Seiten eingeschlossen, hatte keine Wahl, als die Waffen zu strecken, und so ergab er sich denn am 16. Januar mit seinem ganzen Heer von ungefähr 6000 Mann zu Kriegsgefangenen. Mantua, welches schon lange Mangel litt, war nach diesen fortgesetzten Unfällen der östreichischen Waffen ohne Rettung verloren. Nachdem sich Wurmser noch einige Wochen vergeblich gehalten hatte, übergab er endlich die Festung Mantua am 2. Februar 1797 an die Franzosen auf anständige Bedingungen.

Buonaparte sandte hierauf eine Heerabtheilung nach Ancona, um den Pabst zum Frieden zu zwingen. Diese Absicht gelang vollkommen; denn sogleich nach der Besetzung von Mantua ward der Friede zwischen Frankreich und dem Pabste unterhandelt (12. Februar 1797) und am 20. Februar wirklich abgeschlossen. Da der General Buonaparte nunmehr zu einem Marsch nach Deutschland freie Hand hatte, so zog er alle seine Streitkräfte zusammen und brach von Neuem wider die Oestreicher auf. Gerade um diese Zeit hatte er eine bedeutende Verstärkung von der Rheinarmee erhalten, so daß seine Streitkräfte über 70,000 Mann zählten. Die Oestreicher konnten einer solchen Macht für den ersten Augenblick nur die Trümmer geschlagener Heere entgegenstellen, Buonaparte befand sich daher in der größten Uebermacht. Nachdem er den General Joubert mit einer Heerabtheilung nach Tyrol gesendet hatte, entwickelte er selbst den Plan, durch Friaul in das Innere von Oestreich vorzurücken.

In dieser gefährlichen Lage der Dinge wurde der Erzherzog Karl vom Rheine abgerufen, um den Oberbefehl über die schwache östreichische Armee an den italienischen Grenzen zu übernehmen und den Siegen Buonaparte's wo möglich Einhalt zu thun. Karl sammelte die östreichischen Truppen am Tagliamento; allein er vermochte nicht mehr, als 20,000 Mann zusammenzubringen. Es war ganz unmöglich, mit einem solchen, noch überdieß entmuthigten Heere die dreifache Macht Buonaparte's aufzuhalten, der Erzherzog wurde daher am 16. März 1797 bei Valvassone zurückgedrängt; dessenungeachtet zog er sich nur mit geringem Verlust und in guter Ordnung zurück. Die Franzosen drangen nunmehr unaufhaltsam nach Görz, Triest und Idria vor. Der Erzherzog Karl setzte seine Hoffnung nur noch auf die Vertheidigung der Engpässe in Kärnthen; doch die Franzosen nahmen durch schnelle Bewegungen und durch Uebermacht auch diese, und besetzten hierauf sowohl Laybach, als

Klagenfurt. Schon am 30. März 1797 traf Buonaparte in Klagenfurt ein; da jedoch der Erzherzog Karl inzwischen Verstärkungen an sich gezogen, und sein Heer dadurch verdoppelt hatte, da ferner im französischen Hauptquartier keine Nachricht von dem General Joubert in Tyrol einging, auch Gerüchte über Aufstände in Tyrol sich verbreiteten und das Volk selbst in Kärnthen und Steyermark schwierig wurde, so hielt es Buonaparte doch für bedenklich, weiter in Deutschland vorzudringen, und machte darum dem Erzherzog Karl am 31. März 1797 Friedensvorschläge. Karl sandte sogleich die Generale Bellegarde und Meerfeld in das französische Hauptquartier, um zum Zweck der Friedensunterhandlungen vorerst einen Waffenstillstand abzuschließen. Dieser kam am 7. April 1797 wirklich zu Stande, worauf sogleich die Friedensunterhandlungen erfolgten, und einen so raschen Fortgang nahmen, daß die Präliminarien des Friedensschlusses schon am 18. April 1797 zu Leoben unterzeichnet wurden.

Am Rheine waren die Feindseligkeiten in Folge des Waffenstillstandes, welchen man zu Ende des Jahres 1796 geschlossen hatte, zwischen den Oestreichern und Franzosen bis in den April 1797 unterblieben. Am 13. April kündigten dagegen die Franzosen den Waffenstillstand auf, und begannen mit zwei Armeen gleichzeitig die Kriegsoperationen. Während Hoche an der Spitze von 80,000 Mann bei Neuwied über den Rhein ging, bewirkte Moreau diesen Uebergang abermals bei Straßburg, und drohte von Neuem, durch die Pässe des Schwarzwalds nach Baiern und Schwaben vorzudringen. Schon stand er wieder am Kniebis, schon bedrohte Hoche seinerseits die Stadt Frankfurt am Main; als die Nachricht eintraf, daß die Friedens-Präliminarien am 18. April in Leoben abgeschlossen worden seien. Jetzt wurden die Feindseligkeiten zwischen den Deutschen und Franzosen auf allen Punkten eingestellt, gleichwohl zog sich die wirkliche Abschließung des Friedens beträchtlich in die Länge, weil es eines Theils den Franzosen mit dem Frieden eigentlich nicht Ernst ward, und andern Theils der Kaiser von eingeleiteten Unterhandlungen zwischen England und Frankreich eine günstige Wendung seiner Lage erwartete. Im September 1797 wurden endlich beide Theile durch die Umstände genöthiget, den Friedensversuch wieder aufzunehmen. Nachdem sich von Seite des östreichischen Hofes der Graf von Cobenzl, der General von Meerfeld und der Baron von Degelmann, von Seite der französischen Republik dagegen der General Buonaparte zur Verhandlung des Friedens am 27. September 1797 in Udine versammelt hatten, so wurde der Friede zwischen Oestreich und Frankreich auf dem Schlosse Campo Formio am 27. October 1797 wirklich abgeschlossen.

In diesem Friedensschlusse verpflichtete sich der Kaiser, die cisalpinische Republik, welche die Franzosen in Italien errichtet hatten, anzuerkennen und auf die aus östreichischen Besitzungen dazu gezogenen Gebiets-

theile zu verzichten; er gestattete den Franzosen die Besitznahme der venetianischen Inseln im jonischen Meere, und bedingte sich dagegen den Besitz der Inseln Venedigs im adriatischen Meere, dann von Istrien, Dalmatien und der Stadt Venedig aus; er trat ferner an Frankreich ganz Belgien ab, verzichtete auf das Frickthal und willigte ein, daß sich Frankreich in den Besitz des gesammten linken Rheinufers setze, wogegen Oestreich das Erzbisthum Salzburg und einen Theil von Baiern erhalten solle. Vor allem verhängnißvoll und unglücklich war aber der zwölfte Artikel des Friedensschlusses; denn Oestreich verpflichtete sich dadurch, mit Ausnahme seines Kontingents als deutscher Reichsstand in dem Reichskriege wider Frankreich keine weitere Hülfe zu leisten, vielmehr die besetzten Festungen im Reiche, namentlich Mainz und Ehrenbreitenstein, zu räumen, und seine Heere in die kaiserlichen Erbstaaten zurückzuziehen. Da sohin außer Preußen auch Oestreich das deutsche Reich den Franzosen preisgab, so war dasselbe unwiderruflich verloren, seine baldige Auflösung unvermeidlich. Um übrigens auch zwischen dem deutschen Reich und Frankreich den Frieden herzustellen, ward in dem Separat-Vertrag von Campo Formio festgesetzt, daß zu dem Ende binnen Monatsfrist nach Unterzeichnung des Vertrages ein Friedens-Congreß in Rastatt eröffnet werden soll. Das waren die Hauptbedingungen des unglücklichen Vertrages von Campo Formio.

Acht und zwanzigstes Hauptstück.

Friedens-Unterhandlungen in Rastatt. Wiederausbruch des Kriegs. Ermordung der französischen Gesandten in Rastatt.

(Vom Jahr 1797 bis 1799.)

Durch ein Ausschreiben vom 1. November 1797 eröffnete der Kaiser Franz II. den Reichsständen, daß er in Campo Formio mit Frankreich für seine Erbstaaten Frieden geschlossen habe, und daß in diesem Vertrage ein Congreß in Rastatt zur Unterhandlung des Friedens zwischen Frankreich und dem deutschen Reich verabredet worden sei. Er forderte daher die Stände zur Absendung von Bevollmächtigten nach Rastatt auf, und bemerkte zugleich, daß die Grundlage der Friedens-Unterhandlungen die Integrität des Reichs sein müsse. Diese Erklärung war unbegreiflich, nachdem Oestreich den Franzosen bereits den Besitz des gesammten linken Rheinufers zugestanden hatte. Die Abgesandten der deutschen Reichsstände fanden sich übrigens von der Mitte Novembers 1797 an in Rastatt wirklich ein, und alsbald begannen die Unterhandlungen. Sowohl die Uebereinkunft zwischen Preußen und Frankreich vom 5. August 1796, worin den Franzosen eventuell die Besitznahme des linken Rheinufers gestattet wurde, als die gleichlautende geheime Bestimmung des Friedens von Campo Formio war bisher in Deutschland wenig bekannt. Da nun der Kaiser Deutschland bisher so bereitwillig vertheidiget hatte, so glaubte die Reichsdeputation in Rastatt, welche zur Unterhandlung des Friedens bevollmächtigt war, daß die unwiderrufliche Grundlage desselben nach der ausdrücklichen Versicherung des Kaisers wirklich die Integrität des deutschen Reichs sein müsse. Auch die Reichsstände selbst hatten dieß als so gewiß vorausgesetzt, daß die Vollmachten für ihre Gesandten, welche die Reichsdeputation bildeten, ausdrücklich die Integrität des Reichs zur Grundbedingung des Friedens machten. Bald sollte aber dem bitter getäuschten Reiche die Binde vor den Augen weggezogen und der Ab-

grund gezeigt werden, welcher für das unglückliche Deutschland eröffnet worden war.

Es verbreiteten sich nicht nur Gerüchte, daß der König von Preußen den Franzosen die Besitznahme des linken Rheinufers in geheimen Verträgen verbürgt habe, sondern es traten auch bestimmte Anzeichen hervor, daß ein Gleiches von Seite Oestreichs geschehen sei. Am 7. December 1797 eröffnete nämlich der östreichische Bevollmächtigte den kurmainzischen Präsidialgesandten, daß der Kaiser in dem Frieden von Campo Formio zur Zurückziehung seiner Heere in die östreichischen Erbstaaten, mit Ausnahme seines Kontingents, sich verpflichtet habe. Hierauf räumten die kaiserlichen Truppen am 10. December 1797 Mainz und das gesammte linke Rheinufer. Mit unbeschreiblicher Bestürzung erfuhr die Reichsdeputation in Rastatt nun, daß die Zerstücklung des Reichs bereits beschlossene Sache und der ganze Friedens-Congreß nur eine leere Förmlichkeit sei, da sowohl Oestreich als Preußen mit Frankreich bereits einig war, und die kleinern Reichsstände keine Macht zur Fortsetzung des Kriegs besaßen, sohin unbedingt den Forderungen der Franzosen sich unterwerfen mußten.

Wenn man die Bereitwilligkeit erwägt, welche das Volk in Franken, Schwaben und in Baiern zur Ergreifung der Waffen gegen die Franzosen an den Tag gelegt hatte, wenn man die häufigen Siege der östreichischen Heere über die französischen berücksichtiget, und bedenkt, für wie mißlich selbst Buonaparte nach seinen glücklichen Waffenthaten in Italien das weitere Vordringen nach Oestreich wegen der feindseligen Stimmung der Bevölkerung von Kärnthen, Steiermark und Tyrol gehalten hatte, so muß die Preisgebung des Reichs von Seite Oestreichs und Preußens als ganz unbegreiflich erscheinen; denn die Siege Frankreichs allein erhoben unter solchen Umständen jenen Schritt keineswegs zur Nothwendigkeit. In der That liegt auch der Erklärungsgrund in ganz andern Verhältnissen.

Die Franzosen hatten nämlich bei ihren Entwürfen auf die Rheingrenze gar bald eingesehen, daß sie ohne Beihülfe einer großen deutschen Macht diese Entwürfe nie ausführen könnten, und eben deßwegen schon durch den Separat-Frieden von Basel die Krone Preußen an sich zu ziehen gesucht. Sie wußten aber recht wohl, daß Preußen umsonst in die Abtretung des linken Rheinufers nicht einwilligen, sondern dafür eine bedeutende Vergrößerung im Innern Deutschlands fordern werde. Deßhalb fanden sie schon gleich im Anfang darauf, wie die Entschädigung Preußens sich wohl ermitteln lasse? Da nun in Deutschland viele Bischöfe und andere geistliche Würdeträger die Landesherrlichkeit besaßen, da es ferner noch Reichsstädte gab, so verfielen die Franzosen auf den Gedanken, die Einziehung von Reichsstädten, Bisthümern, Abteien und andern geistlichen Besitzungen als Entschädigung für Preußen und diejenigen

Mächte, welche Gebietstheile am linken Rhein an Frankreich abtreten sollten, in Vorschlag zu bringen. Das preußische Kabinet sah in diesem Auskunftsmittel eine mächtige Gelegenheit bedeutender Vergrößerung, und ging im Geheimen bereitwillig auf die Anschläge der Franzosen ein, obgleich die Ausführung deren Pläne nothwendig zur Auflösung des deutschen Reiches führen mußte. Oestreich war zwar einer Vergrößerung ebenfalls nicht abgeneigt; allein es hatte als Kaiserhaus an der Erhaltung des deutschen Reichs ein so großes Interesse, daß es die geheimen Pläne Preußens und Frankreichs nicht gerne sah. Da jedoch das östreichische Kabinet seit dem Baseler Frieden und der geheimen Uebereinkunft vom 5. August 1796 gegen Preußen mit Mißtrauen erfüllt war, und die Besorgniß hegte, daß am Ende Preußen allein aus der Zerrüttung Deutschlands Nutzen ziehen möchte, da der kaiserliche Hof ferner in dem Kriege gegen Frankreich von den Reichsständen nur schwach unterstützt wurde, so ließ er sich durch das Waffen-Unglück in Italien von 1796 und 1797 endlich bestimmen, die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich auf ähnliche Bedingungen, wie sie Preußen zugestanden worden waren, anzunehmen. Daß die Einladung an die Reichsstände zur Beschickung des Rastatter Friedens-Congresses immer noch die Integrität des Reichs zur Grundbedingung machte, geschah vielleicht nur unter dem Einflusse eines letzten Schamgefühles, welches das offene Geständniß der übernommenen Herabwürdigung Deutschlands unter Frankreich nicht zuließ.

Indessen auf die Reichsstände hatte der Widerspruch der Handlungen und der Worte des Kaisers nur die Wirkung, daß sie sich für verrathen hielten, und nun auch gegen das Kaiserhaus mit Mißtrauen erfüllt wurden. Nie hatte sich daher bis jetzt ein Friedens-Congreß für Deutschland unter traurigern Aussichten eröffnet, als jener in Rastatt. Preußen war an Frankreich gekettet, Oestreich hatte in die Verstümmlung des Reichs zu Gunsten der Franzosen bereits eingewilligt, und die Reichsstände besaßen keine Macht, ihre eigene Ausbeutung und jene des Reichs abzuwenden. Zugleich waren Preußen, Oestreich und die Reichsstände gegenseitig wider einander mit großem Mißtrauen erfüllt, welches von Seite der letztern noch überdieß gerecht war, und daher zur Erbitterung überging. Jede Möglichkeit, die nationalen Rechte und die Würde Deutschlands auf dem Rastatter Friedens-Congresse zu vertheidigen, war daher verschwunden. Die französische Gesandtschaft kannte alle diese Verhältnisse sehr wohl, sie wußte genau, daß sie nur auf ihrer Forderung der Rheingrenze bestehen dürfe, um der Gewährung sicher zu sein; sie trat daher von vorneherein mit Keckheit und Anmaßung auf.

Hätte die Reichsdeputation über die geheimen Verträge Oestreichs und Preußens mit Frankreich noch Zweifel gehegt, so hätte diese sogleich bei dem Beginn der Unterhandlungen in Rastatt verschwinden, und den getäuschten Reichsständen die Augen vollständig geöffnet werden müssen.

Als nämlich die Gesandten der Reichsstände ihre Vollmachten vorlegten, bemerkten die französischen Geschäftsträger, daß sie auf solche Vollmachten gar nicht unterhandeln könnten, weil darin die Integrität des deutschen Reichs für die Grundlage des Friedensschlusses erklärt wurde. Man forderte daher von Seite Frankreichs, daß die Reichsdeputation neue Vollmachten einhole. Da sich die Reichsstände aus den oben entwickelten Gründen dem Verlangen der Franzosen wirklich fügen und unbedingte Vollmachten ausstellen mußten, so war die Verstümmlung Deutschlands eigentlich schon jetzt entschieden, und der Friedens-Congreß hatte außer der Einwilligung der Stände in die Herabwürdigung des Reichs keinen Zweck mehr.

In der That forderten die französischen Gesandten nach der Uebergabe der neuen Vollmachten in ihrer ersten Erklärung über den Inhalt des abzuschließenden Friedens (17. Januar 1798), daß die Reichsdeputation die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich als die Bedingung anerkenne, ohne welche die Unterhandlungen weder eröffnet, noch fortgesetzt werden könnten. Wohl sträubten sich die Reichsstände gegen ein solches Ansinnen, wohl suchte selbst der kaiserliche Bevollmächtigte wenigstens noch einen Theil der linken Rheinseite zu retten, die französischen Gesandten kannten die Uneinigkeit der Deutschen, und mithin die Ohnmacht des Reichs zu gut, unwiderruflich beharrten sie daher bei dem Buchstaben ihrer Forderung, und nahmen gegen die deutschen Bevollmächtigten sogar eine übermüthige und höhnische Sprache an. Ohne auf die Einwendungen der Reichsdeputation gegen die Grundlage des Friedens selbst, die Abtretung des linken Rheinufers, zu achten, nahmen sie das Zugeständniß dieser Grundlage als sich von selbst verstehend an, und forderten nun die Erörterung der nähern Bestimmungen des Friedens. Als die Reichsdeputation eventuell die Frage aufwarf, wo denn die Entschädigung der Stände, welche Gebietstheile auf der linken Rheinseite besitzen, herzunehmen sei, gingen die Franzosen mit ihren Anschlägen heraus, und brachten die Einziehung der geistlichen Herrschaften in Vorschlag, was sie die Säcularisation nannten. Diese Säcularisation wurde nun von ihnen für die zweite Grundlage des Friedens erklärt.

So hatten sich also die geheimen Verabredungen Frankreichs und Preußens enthüllt, und die Reichsdeputation sah deutlich, daß jeder Widerstand gegen die französische Forderung der Rheingrenze unmöglich sei. Es wurde zwar noch mancher Versuch gemacht, wenigstens eine Ermäßigung der verlangten Opfer auszuwirken, und die Unterhandlungen zogen sich bis in den Herbst 1798 hin; allein am 6. December 1798 übergaben die französischen Bevollmächtigten eine Note, worin die Abtretung des linken Rheinufers nebst andern Zugeständnissen für das Ultimatum der französischen Regierung, und die Unterhandlung für abgebrochen erklärt wurde, wenn die unbedingte Annahme des Ultimatums nicht binnen sechs

Tagen erfolgen werde. Am 11. December 1798 zeigte die bestürzte und entmuthigte Reichsdeputation den französischen Gesandten an, daß sie das Ultimatum annehme; allein unterdessen waren schon Ereignisse eingetreten, welche einen wirklichen Abschluß des Friedens unmöglich machen mußten.

Die Franzosen waren durch die Siege Bonaparte's im Jahr 1796 und 1797 so übermüthig geworden, daß sie die Mäßigung gänzlich ablegten, das Völkerrecht offen verhöhnten und die ausschweifendsten Pläne von Eroberung und Uebergewicht über andere Völker entwickelten. Wir haben schon angedeutet, daß die französischen Gesandten in Rastatt von Deutschland, außer der Abtretung des linken Rheinufers, auch noch andere Zugeständnisse forderten. Diese neuen Anmaßungen Frankreichs waren Anfangs vollends empörend; denn sie liefen auf nichts anderes hinaus, als den Franzosen zu künftigen Eroberungen am rechten Rheinufer den Weg zu bahnen. In einer Note vom 3. Mai 1798 hatten nämlich die Franzosen verlangt, daß ihnen über der Brücke von Hüningen ein Stück Land eingeräumt, Kehl und das Fort Kastell bei Mainz überlassen, alle Rheininseln abgetreten, und daß Ehrenbreitenstein, sowie alle befestigten Brückenköpfe am rechten Rheinufer geschleift werden sollen. Nie war eine Forderung maaßloser und übermüthiger, nie war deutlicher gezeigt worden, daß die Franzosen die Abtretung des linken Rheinufers nur als die Vorbereitung zu Eroberungen im Innern Deutschlands ansahen. Der Sinn jener Forderung bestand nämlich einfach darin, daß Deutschland nicht nur alle Mittel zur Vertheidigung des rechten Rheinufers beraubt, sondern auch den Franzosen durch die Besetzung des Forts Kehl und Kassel ein beständiges Thor zum bewaffneten Einfall in Deutschland eröffnet werde. Aber gerade das Uebermaaß dieser Forderung schlug nachtheilig für Frankreich aus.

Am östreichischen Hof war früher schon Unzufriedenheit und Mißtrauen wider die Franzosen entstanden, weil die letztern die Bedingungen des Friedens von Campo Formio noch nicht erfüllt, nämlich Oestreich noch nicht in den Besitz des ihm zugesicherten Theiles von Baiern gesetzt hatten. Deßhalb tauchte in Wien schon ein flüchtiger Gedanke an die mögliche Fortsetzung des Krieges auf. Der Kaiserliche Hof wollte aber vorher die gütlichen Wege ganz erschöpfen, und deßhalb auch noch besondere Unterhandlungen mit Frankreich anknüpfen. Ein Zufall bestätigte ihn noch mehr in dieser Absicht. Bernadotte, französischer Gesandter in Wien, hatte am 13. April 1798 von seiner Wohnung eine dreifarbige Fahne mit der Inschrift: „französische Republik" aushängen lassen, und war von der Bevölkerung in Wien, welche die Wegnahme dieser Fahne forderte, und bei der Weigerung sogar in die Wohnung des Gesandten gewaltthätig einbrach, beleidigt worden. Er verließ daher am 15. April 1798 Wien und forderte für die erlittene Beleidigung gebührende Genugthuung. Die Ausgleichung dieser Angelegenheit benutzte nun der Kaiser

liche Hof, um die bemerkten besondern Unterhandlungen einzuleiten. Er schlug nämlich vor, daß sich französische und kaiserliche Bevollmächtigte in Selz bei Rastatt versammeln sollten, um sich über die Beschwerden Bernadotte's zu verständigen, und dabei zugleich über die endliche Vollziehung des Vertrags von Campo Formio zu vereinigen. Frankreich nahm diesen Vorschlag an, und die Separat-Unterhandlungen mit Oesterreich wurden am 30. Mai 1798 in Selz eröffnet.

Unterdessen waren die französischen Gesandten in Rastatt mit ihrer maaßlosen Forderung vom 3. Mai 1798 herausgetreten, und der Kaiser dadurch gegen Frankreich noch mißtrauischer gestimmt, daher in dem Gedanken an die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten noch mehr bestärkt worden. Er forderte nunmehr nachdrücklich die Vollziehung aller Bedingungen des Friedens von Campo Formio, und auch Ermäßigung der französischen Forderung bei dem Kongresse in Rastatt; da aber die Franzosen in ersterer Beziehung neue Winkelzüge machten, und in letzterer auf ihren übermüthigen Bedingungen bestanden, so beschloß der Kaiser, auf die Wiedereröffnung des Krieges sich vorzubereiten. Deßhalb verweigerte er die Räumung von Ulm, Ingolstadt und Philippsburg, wozu er nach dem Vertrage von Campo Formio verbunden war, und machte zugleich Schritte, den Kaiser Paul I. von Rußland zu einem Bündniß gegen Frankreich zu bewegen.

Das englische Kabinet hatte dem Kaiser bei diesem Plane bereits schon vorgearbeitet, da es in Petersburg Besorgnisse über die französischen Uebergriffe zu erregen gewußt und den russischen Hof für ein Bündniß mit England und Oestreich günstig gestimmt hatte. Paul I. war schon durch die übertriebene Forderung der französischen Gesandten in Rastatt vom 3. Mai 1798 verletzt worden; andere Ereignisse hatten aber seine Besorgnisse noch mehr gesteigert und ihn geneigt gemacht, die Macht Rußlands anzuwenden, um den Uebermuth der Franzosen in gebührende Schranken zurückzuweisen. Die Franzosen hatten nämlich im Jahre 1798 (11. Februar) nicht nur Rom besetzt und den Kirchenstaat für eine Republik erklärt, sondern auch in die innern Verhältnisse der schweizerischen Eidgenossenschaft sich eingemischt, und der revolutionären Partei ein Heer zu Hülfe gesendet, so daß in Folge dieser Ereignisse die Schweiz nach französischer Art für eine einheitliche und untheilbare Republik erklärt wurde (12. April 1798). Kurz nachher war eine französische Expedition unter Buonaparte nach Aegypten in erobernden Absichten abgegangen und hatte sich dabei der Insel Malta bemächtigt. In Deutschland nahmen die Franzosen, trotz des Waffenstillstandes, die Rheinschanze bei Mannheim ein, und verweigerten der Besatzung von Ehrenbreitenstein völkerrechtwidrig die Verproviantirung; allenthalben zeigte sich daher Frankreich eroberungssüchtig, übermüthig und gewaltthätig, ja selbst höhnend gegen das Völkerrecht.

Alle diese Ereignisse bestimmten nun in Verbindung mit der Forderung der französischen Gesandten vom 3. Mai 1798 den Kaiser Paul I. von Rußland, mit England und Oestreich ein Bündniß gegen Frankreich einzugehen. Das Wiener Kabinet, von solchen Gesinnungen Pauls I. unterrichtet, sandte nach der Abbrechung der Unterhandlungen in Selz (6. Juli 1798) den Grafen Cobenzl nach Petersburg, um das Bündniß mit Rußland wirklich abzuschließen. Cobenzl hatte zugleich den Auftrag erhalten, über Berlin zu reisen und dort den König von der Neutralität abzubringen zu suchen. In der That hätten die unerhörten Uebergriffe und Anmaßungen der Franzosen dem preußischen Hofe endlich die Augen öffnen und ihn belehren sollen, daß er durch die Preisgebung des deutschen Reichs an Frankreich nur sein eignes Verderben vorbereite. Graf Cobenzl gab sich auch die größte Mühe, in Berlin wieder den Anschluß Preußens an die gemeinsame Sache des Vaterlandes auszuwirken; indessen alle seine Anstrengungen waren vergebens und auch der König Friedrich Wilhelm III., eingewiegt in Träume von Sicherheit und Hoffnungen von Vergrößerung, beharrte auf der unseligen Politik der Neutralität, oder vielmehr des geheimen Einverständnisses mit Frankreich. Dagegen kam schon in Berlin die Einigung Rußlands und Oestreichs zu Stande, und Cobenzl erhielt im August 1798 von dem russischen Gesandten Repnin die Zusicherung, daß ein russisches Hülfsheer von 24,000 bis 30,000 Mann den Oestreichern sogleich zu Hülfe ziehen werde.

Im Herbste 1798 hatten die französischen Gesandten in Rastatt ihre anmaßenden Forderungen vom 3. Mai endlich etwas herabgestimmt, indem sie in ihrem erwähnten Ultimatum von der verlangten Strecke Landes bei Hüningen wieder abstanden, mit der Hälfte der Rheininsel sich begnügen und Kehl sowie Kassel, wenn beide Forts geschleift seien, an Deutschland zurückgeben wollten; indessen diese Nachgiebigkeit konnte bei den übrigen maaßlosen Entwürfen Frankreichs nichts nützen und wäre nach der bereits erfolgten Einigung Rußlands und Oestreichs auch zu spät gekommen. Die Rüstungen dauerten daher fort, und im December 1798 traf ein Theil des russischen Hülfsheeres bereits in Mähren ein. Als dieß bekannt geworden war, erklärten die französischen Gesandten in Rastatt in einer Note vom 2. Januar, daß Frankreich den Krieg wieder als eröffnet ansehe, wenn sich Oestreich und das deutsche Reich dem Marsche der Russen nicht widersetzen würden. Die Reichsdeputation sandte diese Erklärung an die Reichsversammlung, und letztere gab die Antwort dem Kaiser anheim. Da aber der Kaiser das Verlangen der Franzosen stillschweigend ablehnte, so erklärte die französische Republik am 12. März 1799 an Oestreich wiederholt den Krieg.

Obgleich in Folge der Kriegserklärung französische Heere schon im März 1799 wieder in Deutschland eingefallen waren, wollte man gleichwohl die Friedens-Unterhandlungen in Rastatt wenigstens zwischen dem

deutschen Reich und Frankreich weiter fortfingen. Als jedoch der kaiserliche Bevollmächtigte am 7. April 1799 erklärte, daß er an den Friedensunterhandlungen keinen weitern Antheil nehmen könne, als ferner durch den Ausbruch des Kriegs die diplomatische Verbindung der französischen Gesandten in Rastatt mit ihrer Regierung unterbrochen wurde, ja sogar die Sicherheit der Gesandten in Rastatt selbst nicht mehr verbürgt zu sein schien, so erklärte die Reichsdeputation den französischen Bevollmächtigten, daß die Friedens-Unterhandlungen nicht weiter fortgesetzt werden könnten.

So wurde denn der Friedens-Congreß zu Rastatt im Frühling 1797 ohne Ergebniß aufgehoben. Leider war aber sein Ausgang mit einem Bruch des Völkerrechts verknüpft, welcher gegen die Urheber mit dem größten Abscheu erfüllen muß. Am 13. April 1799 war der kaiserliche Bevollmächtigte von Rastatt abgereist; und am 23. April 1799 hatte sich die Reichsdeputation für aufgelöst erklärt. Am 25. April zeigten die französischen Gesandten an, daß sie binnen drei Tagen abreisen würden, doch an demnämlichen Tage wurde ein von ihnen abgesendeter Eilbote (Courier) zwischen Rastatt und Plittersdorf von östreichischen Husaren aufgehalten und vor den Obersten Barbaczy in Gernsbach gebracht. Nicht nur die französischen Gesandten beschwerten sich hierauf bei dem Obersten über diese Verletzung des Völkerrechts, sondern auch die Gesandten der deutschen Reichsstände unterstützten diese Beschwerde; gleichwohl gab Barbaczy nur die Antwort, daß er vor dem Empfang höherer Instructionen, die er bereits verlangt habe, keine Entschließung ertheilen könne. Als nun die deutschen Bevollmächtigten darauf drangen, daß die Sicherheit der französischen Gesandten verbürgt werde, so erschien am 28. April 1799 ein östreichischer Rittmeister in Rastatt mit dem mündlichen Auftrag des Obersten Barbaczy an die Reichsdeputation, daß die Abreise der französischen Gesandten gesichert sei, und mit der schriftlichen Weisung an diese Gesandten selbst, daß ihre Abreise binnen 24 Stunden erfolgen müsse. Die französischen Geschäftsträger Bonnier, Roberjot und Jean Debry fuhren noch am Abend des 28. April 1799 von Rastatt ab, und gelangten, nachdem sie am Thore von östreichischen Husaren noch lange aufgehalten worden waren, in dunkler Nacht endlich in's Freie. Schon eine Viertelstunde von Rastatt wurden sie aber von einer Rotte berittener Leute in der Kleidung von Szekler-Husaren überfallen, aus dem Wagen gerissen und mit Säbelhieben furchtbar mißhandelt. Bonnier und Roberjot gaben unter den mörderischen Streichen sogleich den Geist auf, Jean Debry flüchtete sich hingegen verwundet in einen Straßengraben und entkam später nach Rastatt.

Auf die dringenden Vorstellungen der deutschen Bevollmächtigten in Rastatt wurde hierauf der badische Major von Harrant abgeordnet, um die Wagen der Ermordeten und die gerettenten Begleiter derselben in die

Stadt zurückzubringen. Dieß geschah zwar, allein die Wagen durften dem östreichischen Wachtposten in Rastatt übergeben werden, und dieser nahm sogleich alle darin befindlichen Briefschaften in Verwahrung. Jean Debry gelangte mit seiner Gemahlin, mit jener des ermordeten Gesandten Roberjot und den Begleitern der französischen Geschäftsträger hierauf glücklich nach Frankreich. Als die deutschen Bevollmächtigten, welche nun ebenfalls sogleich abreisten, von Karlsruhe aus ihren Höfen die vorgefallene Greuelthat umständlich berichteten, so entstand in ganz Deutschland eine ungeheure Entrüstung. Zuerst äußerte der edle Erzherzog Karl seinen vollen Unwillen in einem Brief an den französischen General Massena, und der Kaiser Franz II. drückte dieselben Gesinnungen in einem Schreiben an die Reichsversammlung aus. Voll Entrüstung über das verübte Verbrechen erklärte er, daß er die genaueste Nachforschung nach den Thätern anstellen und nach deren Ueberweisung ohne Ansehen der Person strenge Gerechtigkeit üben werde. Um der Untersuchung noch mehr Nachdruck zu geben, forderte der Kaiser die Reichsversammlung auf, einige Bevollmächtigte aus ihrer Mitte der Untersuchungs-Commission beizugeben.

Trotz dieses ursprünglichen Eifers kam aber die Sache bald in's Stocken, und Niemand konnte je erfahren, was aus der Untersuchung geworden sei. War schon dieser Umstand seltsam, so wurde die Sache durch andere Umstände noch verdächtiger. Zuerst war es auffallend, daß der Oberst Barbaczy die Greuelthat nur der Raubsucht einiger gemeinen Soldaten zuschrieb, und daß man dennoch die Verabfolgung der Briefschaften verweigerte, welche sich in den Wagen der französischen Gesandten vorgefunden hatten. Diese Papiere wurden nämlich erst später zurückgegeben. Auffallend ist es ferner, daß der östreichische Hof die Untersuchung, welche der Erzherzog Karl unter Verhaftung des Obersten Barbaczy auf der Stelle angeordnet hatte, wieder aufheben ließ. Der dafür angegebene Grund, daß eine bloße militärische Untersuchung hier nicht am Orte sei, mochte sich wohl hören lassen; aber dann ist es um so auffallender, daß die vom Kaiser angeordnete Untersuchung ohne Ergebniß einschlief.

Die Meinungen über die Urheberschaft des Verbrechens waren übrigens sehr getheilt. Manche glaubten, daß die Mitglieder des französischen Directoriums die Ermordung ihrer Gesandten selbst veranstaltet hätten, Andere hielten die französischen Ausgewanderten für die Anstifter, noch Andere warfen die Schuld endlich auf das Wiener Kabinet selbst. Volles Licht war lange nicht über die Sache zu erlangen; doch hat man jetzt erfahren, daß die östreichischen Minister Thugut und Graf Lehrbach wirklich darauf ausgegangen waren, den französischen Gesandten bei ihrer Abreise von Rastatt gewisse Papiere abnehmen zu lassen, welche ein früheres geheimes Einverständniß Oestreichs mit Frankreich erwiesen. Oberst Barbaczy erhielt daher von ihnen den Auftrag, den Gesandten mit Scho-

rung deren Person die bemerkten Briefschaften gewaltsam wegzunehmen. Man überschritt jedoch den Auftrag und mißhandelte nicht nur die Gesandten, sondern ermordete sogar zwei derselben. Daher kam es nun, daß die östreichische Regierung die Greuelthat unter andern für eine der unvermeidlichen Unordnungen im Kriege erklärte; daher kam es, daß die Zurückgabe der Briefschaften verweigert wurde; daher, daß die Untersuchung ohne Ergebniß einschlief. Mit Recht spricht übrigens die Geschichte das Verdammungs-Urtheil über den ganzen anarchischen Vorfall, und über eine solche verbrecherische Verletzung des Völkerrechts.

Neun und zwanzigstes Hauptstück.

Fortgang des Krieges. Waffenglück der Franzosen.

(Vom Jahr 1799 bis 1801.)

Es wurde bereits erzählt, daß schon im März 1799 französische Heere wieder in Deutschland eingefallen waren; General Jourdan überschritt nämlich in den ersten Tagen des März den Rhein und drang nach Schwaben vor, während Massena von Graubündten aus gegen Vorarlberg manövrirte. Allein Erzherzog Karl zog bereits mit einem kräftigen Heere aus Oestreich heran, und schlug die Franzosen unter Jourdan am 21. und 25. März 1799 bei Ostrach und Stockach so entscheidend, daß sie über den Rhein zurückgehen mußten. Unglücklicherweise lähmte der Hofkriegsrath in Wien nach gewohnter Weise den Erzherzog Karl in seinen Entwürfen und Unternehmungen, indem er demselben den Oberbefehl über die östreichische Streitmacht in Tyrol entzog. Der Erzherzog hierdurch mit Recht aufgebracht und auch am raschen Verfolgen seines Sieges gehindert, verlor den günstigen Zeitpunkt zum Angriff der Franzosen in der Schweiz, und ließ deßhalb geschehen, daß Massena einen Theil des Jourdan'schen Heeres an sich ziehen und bei Zürich eine feste Stellung nehmen konnte. Am 13. April 1799 brach der Erzherzog endlich gegen Schaffhausen auf, und im Mai drang der östreichische General Hotze von Vorarlberg aus in Graubündten ein. Massena eilte nun herbei, und trieb die Oestreicher unter Hotze wieder zurück; allein am 14. Mai 1799 eroberte Hotze den Paß Luciensteig, und verbreitete sich nun über ganz Graubündten. Hierdurch wurde Massena genöthiget, nicht nur Graubündten, sondern auch Konstanz und Schaffhausen aufzugeben und alle seine Streitkräfte in der festen Stellung bei Zürich zu vereinigen. Am 3. Juni 1799 griff der Erzherzog Karl, nachdem er sich am 27. Mai mit dem General Hotze vereinigt hatte, die Franzosen bei Zürich an, und setzte die Angriffe, trotz des lebhaften Widerstandes

Massena's in den folgenden Tagen mit der größten Tapferkeit fort. Schon sollte am 6. Juni ein Hauptsturm der Oestreicher auf die französischen Linien erfolgen, als Massena den Rückzug beschloß. Am 7. Juni rückte der Erzherzog Karl hierauf siegreich in Zürich ein, und stellte die alte Landesverfassung wieder her.

Unterdessen hatten die östreichischen Waffen auch in Italien den besten Fortgang genommen, indem General Kray Ende März und Anfangs April 1799 mehrere Vortheile erfocht und die Franzosen an die Adda zurückwarf. Das russische Hülfsheer, von dem Feldmarschall Souwaroff befehliget, war zur Unterstützung der Operationen in Italien bestimmt worden, und in der Mitte April 1799 dort angekommen. Souwaroff vereinigte sich mit dem östreichischen General Melas, griff mit ihm am 20. April die Franzosen unter Moreau bei Cassano an, schlug dieselben und nöthigte sie, sich bis Alessandria zurückzuziehen. In Folge dieses Sieges zogen die Oestreicher am 28. April in Mailand ein, und stellten auch dort die alte Verfassung wieder her. Souwaroff ließ hierauf am 12. Mai den General Moreau durch eine vorgeschobene Heer-Abtheilung wiederholt angreifen. Dieser Angriff ward bei Bassignano von Moreau zwar abgeschlagen, allein das französische Heer durch stets erneuerte Treffen gleichwohl genöthiget, in das genuesische Gebiet sich zurückzuziehen. Moreau harrte dort auf die Unterstützung des Generals Macdonald, welcher mit einem beträchtlichen Heere aus Neapel nach Toskana zog. Souwaroff ging aber über Asti und Alessandria in Eilmärschen Macdonald entgegen, drängte ihn in Vereinigung mit Melas am 18. Juni über den Tidone zurück, und lieferte ihm am 19. Juni an der Trebbia eine entscheidende Schlacht, worin Macdonald vollständig geschlagen wurde.

Die Trümmer des französischen Heeres gingen hierauf nach Genua und vereinigten sich mit den Streitkräften Moreau's. General Joubert, welchem der Oberbefehl über dieses vereinigte Heer übertragen worden war, suchte nun die Festung Tortona zu entsetzen; allein er wurde am 15. August 1799 von dem Feldmarschall Souwaroff bei Novi heftig angegriffen und in eine allgemeine Schlacht verwickelt. Bald nach dem Beginn derselben fiel Joubert, und Moreau übernahm die Leitung der Schlacht; aber trotz der Feldherrngaben dieses berühmten Generals erlitten die Franzosen eine allgemeine Niederlage und einen ungeheuern Verlust.

Nach einer solchen fortgesetzten Schwächung der französischen Macht in Italien schienen die östreichischen Streitkräfte daselbst hinreichend zu sein, um allein den Feldzug erfolgreich zu beendigen. Die Verbündeten beschloßen daher, daß das russische Hülfsheer die Stellung des Erzherzogs Karl in der Schweiz einnehmen, und dieser östreichische Oberfeldherr mit seiner Armee an den Rhein ziehen solle, um dort den Krieg mit Nachdruck gegen Frankreich zu führen. Dieser Plan ward ausge-

führt, indem Souwaroff am 21. September in Bellinzona eintraf, am 24. auf der Spitze des Gotthard erschien, die Franzosen aus Urseren verdrängte, und den General Massena nun im Rücken bedrohte.

Mittlerweile war der Erzherzog Karl am Rheine angekommen, hatte Philippsburg entsetzt, die Franzosen am 18. September 1799 bei Neckerau geschlagen und in Folge dieses Sieges Mannheim wieder eingenommen. In Italien, in der Schweiz, am Rheine, überall also waren die Verbündeten siegreich, und das Waffenglück der Franzosen schien sich entschieden zum Abnehmen zu neigen. Um diese günstige Lage der Dinge noch besser zu benützen, und den Krieg wider Frankreich mit erhöhtem Nachdruck zu führen, verfiel der edle Erzherzog Karl nun wirklich auf die Maaßregel, welche wir oben für den sichersten Weg zur Rettung Deutschlands bezeichneten, das heißt, er gerieth auf den Gedanken, einen allgemeinen Aufstand des deutschen Volkes wider Frankreich zu organisiren.

Die Kriegserklärung der Franzosen vom 12. März 1799 war zwar nur gegen Oestreich gerichtet gewesen, und das deutsche Reich bisher noch nicht in den neuen Krieg verwickelt worden; indessen nicht nur der deutsche Kaiser Franz II., sondern auch der König von Schweden und der Kaiser von Rußland drangen in die deutschen Reichsstände, an die gemeinsame Sache sich wieder anzuschließen, und an dem Kriege wider die raubsüchtigen Franzosen Antheil zu nehmen. Der Reichstag fügte sich auch in einem Reichsgutachten vom 16. September diesem Antrage, und verpflichtete sich zur Stellung zahlreicher Mannschaft. Eine solche Stimmung benützend, empfahl nun Erzherzog Karl den Reichsständen sehr lebhaft ein allgemeines Aufgebot der Volksmassen. Da im Kurfürstenthum Mainz der Landsturm nicht allein schon gebildet war, sondern auch bereits ein französisches Heer unter dem General Hilliers bei Kassel geschlagen hatte, so wies der Erzherzog Karl auf dieses Beispiel hin, er erinnerte ferner an die erfolgreichen Aufstände der fränkischen, bairischen und schwäbischen Bauern in den Jahren 1795 und 1796, und beschwor die Reichsstände mit patriotischer Wärme solche Zeichen der Zeit nicht unbenützt zu lassen. Mit großem Scharfsinn bemerkte er, daß die Bereitwilligkeit der Massen zum Aufstande wider die Franzosen erst dann die rechte Wirkung erzielen werde, wenn die Regierungen an die Spitze treten, die Bewaffnung des Volkes durch Lieferung von Gewehren erleichtern und in das Ganze Ordnung bringen. Darum erbot er sich auch, die erforderliche Anzahl Offiziere zu senden, um den Landsturm allenthalben zu organisiren und zu leiten.

Gewiß war dieser Vorschlag des hochsinnigen Erzherzogs Karl von unermeßlicher Wichtigkeit, auch billigte ihn der Kaiser durch ein Ausschreiben an die Reichsstände vom 31. October 1799; allein unglücklicher Weise sollte die schöne Idee Karls abermals an dem Stumpfsinn

und der Gleichgültigkeit der deutſchen Reichsſtände gegen das Vaterland ſcheitern. Preußen behauptete fortwährend ſeine antinationale Neutralität, zeigte ſich gegen ſeine Mitſtände kalt und verſchloſſen, und hielt auch die von ihm abhängigen norddeutſchen Regierungen von der gemeinſamen Vertheidigung des Vaterlandes ab. Als die Betheiligung des Reichs an dem Kriege gegen Frankreich im Jahre 1799 bei dem Reichstage verhandelt wurde, hatte die Mehrheit der Stände endlich die Wiedereröffnung des Reichskriegs beſchloſſen; allein die Minderheit aus der Krone Preußen und den von ihr beherrſchten norddeutſchen Fürſten beſtehend, hatten deſſenungeachtet die Antheilnahme an dem Reichskrieg verweigert. Dieſer unſelige Zwieſpalt entmuthigte auch viele Reichsſtände von der öſtreichiſchen Partei, beunruhigte das Volk und ſchwächte das Vertrauen auf eigene Kraft. So mußte denn auch die ſchöne patriotiſche Idee des Erzherzogs Karl ſcheitern. In einigen Gegenden verſuchte man zwar die Bewaffnung des Volkes; allein in andern erregten die Regierungen Hinderniſſe, und als das Volk ſah, daß die nördlichen Fürſten nicht einmal ihre regulären Contingente ſtellen, geſchweige den Landſturm organiſiren wollten, ſo verweigerte es hie und da, z. B. in Württemberg, ebenfalls die Ergreifung der Waffen. Der Dämon der innern Zwietracht hatte alſo die deutſchen Fürſten unwiderruflich ergriffen, und fortan ging das Reich in Eilſchritten dem unvermeidlichen Untergang entgegen. In der That traf die deutſche Sache bald nachher entſchiedenes Unglück, und ein verhängnißvoller Schlag um den andern.

Obgleich der Zug Souwaroff's in die Schweiz ſo glücklich ausgefallen und Maſſena, wie geſagt, ſchon im Rücken bedroht war, ſo vereitelte doch ein Fehler des Unterbefehlshabers Souwaroff's, des Generals Korſakoff, alles wieder und brachte ſelbſt die ruſſiſche Hauptarmee in große Gefahr. Korſakoff ließ ſich nämlich bei Zürich von dem franzöſiſchen General Lorges, welchen Maſſena abgeſendet hatte, am 5. September 1799 überraſchen und in ein Treffen verwickeln. So tapfer ſich die Ruſſen auch ſchlugen, ſo hatten die Franzoſen durch die Ueberrumpelung doch zu große Vortheile erlangt, Korſakoff wurde daher von den Oeſtreichern getrennt, vollſtändig geſchlagen und zum Rückzug nach Schaffhauſen gezwungen. Da die Franzoſen zu gleicher Zeit über den öſtreichiſchen General Hotze bei Uznach ſiegten und nach dem Fall dieſes Feldherrn ſein Heer nach Voralberg zurückdrängten, ſo war nun ſelbſt Souwaroff in Gefahr, abgeſchnitten zu werden. Mit außerordentlicher Kaltblütigkeit und der größten Kühnheit führte aber Souwaroff ſein Heer aus dem Kanton Glarus im October 1799 nach Graubündten, indem er mit demſelben unwegſame Berge überſtieg, über welche bisher nicht einmal die Eingebornen zu klettern gewagt hatten. Von Graubündten zog Souwaroff in Sicherheit an den Bodenſee nach Lindau.

Inzwiſchen hatte der ruſſiſche Kaiſer Paul I. ſchon vielfach ſeine

Unzufriedenheit über das Benehmen der deutschen Reichsstände in diesem Kriege geäußert. Zuvörderst hatte der Hofkriegsrath in Wien die östreichischen Generale, welche mit Souwaroff operiren sollten, durch ungeschickte Befehle beengt und an energischem Handeln gehindert, wodurch rückwirkend auch den Bewegungen des russischen Oberbefehlshabers Fesseln angelegt und seine Pläne häufig vereitelt wurden. War der russische Kaiser schon hierüber erzürnt, so empfand er noch größern Aerger, daß Preußen und Norddeutschland überhaupt der deutschen Sache jeden Beistand verweigerten, während doch die Russen dafür sich schlügen. Er erklärte daher den deutschen Gesandten in Petersburg durch eine Note vom 29. September 1799, daß er sein Hülfsheer zurückrufen werde, wenn die deutschen Reichsstände an dem Krieg wider Frankreich, welcher ja nur ihrer Vertheidigung wegen geführt werde, nicht nachdrücklichen Antheil nehmen würden. Da diese Aufforderung, wie gewöhnlich, fruchtlos war, und zugleich die erzählten Unfälle der russischen Waffen in der Schweiz eintraten, so trennte sich Paul I. wirklich von Oestreich, und Souwaroff erhielt im Januar 1800 Befehl, mit seinem Heere durch Mähren nach Rußland zurückzukehren.

Auf die Nachricht von dem Abmarsch der Russen und überhaupt von der ungünstigen Wendung der Dinge in der Schweiz eilte der Erzherzog Karl mit seinem Heere sogleich nach Schwaben, um die Verbindung mit der östreichischen Heer-Abtheilung, welche aus Graubündten nach Vorarlberg zurückgeschlagen war, herzustellen, und einen Einfall der Franzosen in's Innere von Deutschland zu verhüten. Der Erzherzog nahm daher im October 1799 sein Hauptquartier in Donaueschingen, und bemühte sich von dort aus zunächst, den russischen Feldmarschall Souwaroff, welcher noch in der Nähe des Bodensee's stand, zu besänftigen und wieder zur Theilnahme an dem Kriege zu bewegen. Als dieß fehlgeschlagen war, nahm er seine Maaßregeln gleichwohl so gut, daß er weitere Unternehmungen der Franzosen in der Schweiz verhinderte. Dagegen hatten diese am Rhein den Abzug des Erzherzogs benützt, um wieder vorzudringen. Nachdem sie unter dem Befehl des Generals Lecourbe bei Mainz und Oppenheim im October 1799 über den Rhein gegangen waren, nahmen sie Mannheim und Heidelberg ein, belagerten Philippsburg und schoben ihre Posten selbst bis Heilbronn und Pforzheim vor. Erzherzog Karl schickte deßhalb eine Abtheilung seines Heeres unter dem General Sztaray ab, um die Franzosen wieder zurückzutreiben. In der That wurden dieselben Anfangs December 1799 bei Wisloch geschlagen, und nach der Befreiung von Mannheim und der Entsetzung von Philippsburg zum Rückzug über den Rhein gezwungen.

Fast gleichzeitig waren die Waffen der Oestreicher auch in Italien wieder siegreich. Die östreichischen Generale Kray und Melas schlugen nämlich die Franzosen am 4. und 5. November bei Savigliano so ent-

scheidend, daß Anfangs December sogar die wichtige Festung Coni in ihre Hände fiel, und nunmehr, mit geringen Ausnahmen, ganz Italien im Besitz der Oestreicher und ihrer Verbündeten war. Unterstützt von den Engländern, waren nämlich die Neapolitaner Ende September 1799 in Rom eingerückt, während Ancona im November durch Kapitulation an den östreichischen General Fröhlich überging. Einige Zeit nach dem Abgang der Russen hatten also die deutschen Waffen noch einen guten Fortgang; aber bald traten Schlag auf Schlag alle die Unfälle ein, von denen oben die Rede war.

Die Erfolge der Oestreicher in Italien und ihre Siege am Rhein im November und December 1799 erwiesen freilich, daß auch nach dem Abgang der Russen die östreichisch-deutschen Armeen den französischen die Spitze zu bieten und das Reich wirksam zu vertheidigen vermochten; allein es schien, als wenn die Räthe des Kaisers in Wien es absichtlich darauf angelegt hätten, um die hohen Feldherrgaben des Erzherzogs Karl nutzlos zu machen, nur solche Pläne auszusinnen, welche Deutschland nothwendig zu Grunde richten mußten. Karl hatte für den Feldzug 1800 einen vortrefflichen Plan entworfen, und war in der Vertheidigung desselben auch von seinen Generalen unterstützt worden. Aehnliches war von Seite des östreichischen Generals Melas in Italien geschehen; doch die Minister Thugut und Dietrichstein, die nichts vom Kriege verstanden, wollten die Sache dessenungeachtet besser wissen, verwarfen den weisen Plan des Erzherzogs, sowie jenen von Melas, und drangen dem letztern einen andern auf, der von dem Lord Keith, dem Befehlshaber der englischen Flotte vor Genua, entworfen wurde und offenbar zweckwidrig war. Um das Unglück voll zu machen, ging um jene Zeit in Frankreich gerade umgekehrt die Leitung der sämmtlichen Heere und die Staatsgewalt selbst auf einen einzigen, und zwar sehr fähigen Mann über, den General Buonaparte, welcher auf den Schlachtfeldern schon so viel Ruhm erworben hatte.

Buonaparte war nämlich auf die Nachricht von den innern Zuständen Frankreichs Anfangs November 1799 plötzlich aus Aegypten zurückgekehrt, hatte mit Hülfe seiner Soldaten die Directorial-Regierung am 18. Brumaire (9. November) gestürzt und eine neue Verfassung gegründet, welche die Staats-Regierung in die Hände von drei Consuln legte. Buonaparte war der Erste dieser Consuln und jetzt schon thatsächlich das Staats-Oberhaupt Frankreichs. Ein solches Ereigniß fehlte nur noch, um die Auflösung des deutschen Reichs zu vollenden; denn während nun ein einziger Wille sämmtliche Heere Frankreichs mit Festigkeit und Einsicht leitete, alle Hülfskräfte des Landes diesem nämlichen Willen zur Verfügung standen, wurden die deutschen Heerführer von unfähigen Ministern gegängelt und in allen wohlberechneten Unternehmungen gehindert. Was die Folgen sein würden, zeigte sich nun bald.

Der erste Consul in Frankreich hegte wichtige Entwürfe, und sah eine Erhebung nur als eine Stufe zu noch, größerer Machtvollkommenheit an, welche alsdann dazu dienen sollte alle Verhältnisse Europa's vom Grunde aus zu verändern. Um mit einem großen Schlage zu beginnen, hatte Buonaparte beschlossen, in dem bevorstehenden Feldzuge vom Jahr 1800 den französischen Waffen endlich den entscheidenden Sieg über Oestreich zu erwirken. Zu diesem Zwecke entwarf er den großartigen Plan, daß eine zahlreiche französische Armee unter Moreau durch Schwaben nach dem Herzen von Oestreich vordringen, eine andere unter dem persönlichen Oberbefehl des ersten Consuls hingegen über den Bernhard nach Italien rücken, die Oestreicher dort im Rücken überfallen und aus ganz Italien verdrängen soll.

Der Zwiespalt, welcher gerade damals zwischen den östreichischen Generalen und den unfähigen Ministern herrschte, begünstigte noch diese Entwürfe. Melas wollte nach seinem ursprünglichen Plane Genua, welches zu Land und zur See eingeschlossen war, mit Macht eiligst wegnehmen und dann die weitern Unternehmungen der Franzosen in Italien sorgfältig überwachen. Wäre dieser Plan angenommen worden, so konnte Melas noch zeitlich nördlich sich wenden, die Alpenpässe besetzen, und so den Plan Buonaparte's vereiteln. Allein der Hofkriegsrath in Wien befahl ihm, gerade umgekehrt einen Einfall in die Provence vorzubereiten, und hierdurch wurden die Alpenpässe bloßgestellt.

Bevor Buonaparte seinen wichtigen Plan für den Feldzug vom Jahre 1800 entwarf, oder wenigstens die Ausführung desselben einleitete, hatte er, und zwar Ende des Jahres 1799, sowohl in London als in Wien Friedens-Anträge machen lassen; allein sie konnten bei der damaligen Stimmung und den widerstrebenden Plänen der betheiligten Mächte unmöglich einen Erfolg haben; sowohl Oestreich als Frankreich rüsteten daher während des Winters eifrig für den Krieg. Der Erzherzog Karl, welcher den Stand der Dinge mit vollkommener Uebersicht würdigte, war von der Gefahr betroffen, welche die Einmischung der kaiserlichen Minister in die Kriegsleitung und die verkehrten Pläne derselben über alle östreichischen Armeen bringen mußten; er machte deßhalb einen ernstlichen Versuch, ein vernünftigeres System geltend zu machen. Gleichwohl siegte die Cabale der unfähigen Minister, und der edle Erzherzog sah nun mit Schmerz, daß er fortan den Oberbefehl nicht mehr mit Nutzen führen könne. Dadurch wurde er gerade in diesem entscheidenden Augenblick, nämlich zu Anfang des Jahres 1800, bestimmt, von dem Commando sich ganz zurückzuziehen. Dieß war ein verhängnißvoller Schlag für Deutschland; denn der Rücktritt des Erzherzogs mußte nicht nur die östreichischen Soldaten, welche ihm mit dem vollsten Vertrauen und mit der größten Liebe ergeben waren, entmuthigen, sondern auch der gesammten Nation die betrübende Ueberzeugung beibringen, daß die Sache des

Vaterlandes nunmehr verloren sei. Der Erzherzog Karl war nicht bloß ein großer Feldherr, sondern auch ein wahrer Patriot; er hatte selbst von seinem Privatvermögen viel aufgeopfert, um das deutsche Reich zu retten. Wenn nun der einzige Feldherr, welcher dem ersten Consul der Franzosen mit Erfolg hätte widerstehen können, zum Abtreten gezwungen war, wenn derjenige Prinz des Hauses Oestreich, der wirklichen deutschen Patriotismus besaß, zurückgestoßen wurde, was konnte fortan das Schicksal des deutschen Reiches sein? Unter traurigen Anzeichen eröffnete sich also der Feldzug von 1800, und nur zu bald bestätigten die Ereignisse alle Besorgnisse.

An der Stelle des Erzherzogs Karl war der Oberbefehl über die östreichischen Heere in Deutschland dem Feldzeugmeister Kray übertragen worden, und dieser traf in der Mitte März 1800 im Hauptquartier des Erzherzogs zu Donaueschingen ein. Nach dem bereits angegebenen Plane Buonaparte's sollte Moreau die Oestreicher in Deutschland mit Macht angreifen, um den beschlossenen Zug des ersten Consuls über die Alpen zu verbergen. Vom 24. und 25. April 1800 an setzte Moreau deßhalb seine Armee auf allen Punkten in Bewegung. Nachdem der linke Flügel derselben in der Nacht vom 24. auf den 25. April bei Kehl über den Rhein gegangen war, folgte bald darauf der Uebergang des Centrums bei Altbreisach, während eine dritte Colonne von Basel her vorrückte. Der Feldzeugmeister Kray glaubte, daß Moreau, wie früher, über die Pässe des Schwarzwaldes und Freudenstadt nach Schwaben vordringen wollte, und schickte daher starke Abtheilungen ab, um dieß zu verhindern. Indessen Moreau zog schnell seine Massen zurück, brach plötzlich bei Freiburg hervor und richtete seinen Marsch gegen Stockach. Es war nun klar, daß Moreau nur den Marsch des ersten Consuls über die Alpen decken und den Feldzeugmeister Kray an der Unterstützung der östreichischen Armee in Italien hindern wollte; Kray zog deßwegen in Eilmärschen nach Stockach, um den Franzosen zuvorzukommen. Allein er wurde am 3. Mai 1800 schon bei Engen angegriffen und zur Schlacht genöthiget. Die Oestreicher wurden trotz aller Tapferkeit in diesem Treffen geschlagen und nach Mößkirch zurückgedrängt. Dort erneuerte sich das Treffen am 5. Mai, endigte wiederum mit einem Siege der Franzosen, welcher zwar unbedeutend war, dessenungeachtet den Feldzeugmeister Kray zum Rückzug zwang. In Folge weiterer Treffen bei Biberach und Memmingen ward dieser bis an die Donau fortgesetzt. Da jedoch Kray nunmehr ein befestigtes Lager bei Ulm bezog, so stand Moreau für das Erste von weiteren Angriffen ab, und beide Theile beschränkten sich vorläufig auf gegenseitige Beobachtung.

Aber schon war der Hauptzweck der Operationen Moreau's erreicht, nämlich die Verbindung Kray's mit den östreichischen Armeen in Tyrol, Vorarlberg und Italien unterbrochen, der erste Consul Buonaparte daher

in den Stand gesetzt, seinen Marsch über die Alpen auszuführen. Dieß geschah vom 17. bis zum 20. Mai 1800, indem ein Theil der Armee Buonaparte's über den großen Bernhard, ein andrer über den kleinen Bernhard, und ein vierter über den Gotthard ging. Der Zug über den großen Bernhard war nicht ohne Schwierigkeit und das ganze Unternehmen überhaupt großartig; allein lächerlich war es, daß es von den eitlen Franzosen mit dem denkwürdigen Uebergang Hannibals über die Pyrenäen und die Alpen verglichen wurde.

Am 21. Mai 1800 erschien Buonaparte in Italien, und mit außerordentlicher Schnelligkeit begannen nun seine Operationen. Er ging sogleich auf Mailand los, überschwemmte die Lombardei und schlug die zerstreuten Oestreicher bei der Adda, der Seska und am Tessino. General Melas verfolgte um diese Zeit immer noch den ihm aufgedrungenen Plan, in die Provence einzurücken. Anfangs hatten seine Waffen einen guten Fortgang; nachdem er den Feldzug frühzeitig (6. April) eröffnet hatte, erfocht er am 18. April bei Voltri einen Sieg über die Franzosen und zwang dadurch den General Massena, sich mit einem Theil seines Heeres in die Festung Genua zurückzuziehen. Der andere Theil nahm den Rückzug durch die piemontesischen Alpen; Melas ließ diesen verfolgen, nahm Nizza ein und später auch Savona. Schon war auch die Uebergabe von Genua nothwendig geworden, als Melas bei Coni die Nachricht erhielt, daß ein großes französisches Heer unter persönlicher Anführung des ersten Consuls die Alpen überstiegen und die Lombardei besetzt habe. Melas brach daher am 24. Mai 1800 nach Turin auf, um der Gefahr, welche nun seinem Heere drohte, wo möglich noch vorzubeugen. Genua ergab sich zwar am 4. Juni an die Heer-Abtheilung, welche Melas zurückgelassen hatte, durch Kapitulation, doch dieser Vortheil half um nichts mehr, da den Oestreichern eine überlegene französische Macht in Oberitalien entgegenstand, welche alle Vortheile der Oertlichkeit für sich hatten. Melas, welcher sich bei Alessandria gelagert hatte, beschloß eine Schlacht zu wagen, um die begangenen Fehler wieder gut zu machen, und da ihm Buonaparte in diesem Wunsche eifrig entgegenkam, so ordneten sich am 14. Juni 1800 beide Heere in der Gegend von Alessandria, ohnweit des Dorfes Marengo, zur Schlacht.

Buonaparte wußte, daß von dem Ausgang dieser Schlacht das Schicksal des Feldzugs und zugleich seine eigene Zukunft abhing; eine Niederlage konnte ihn von der Spitze seiner Macht plötzlich wieder herabstürzen, während ein Sieg ihn dort befestigen und noch höher heben mußte; Buonaparte bot daher alle Hülfskräfte seines Genie's auf, um den Sieg zu erringen. Allein die Oestreicher waren jetzt schon lange des Sieges gewohnt und nicht minder entschlossen, denselben dauernd an ihre Fahnen zu fesseln, und auch Buonaparte wieder aus Italien herauszuschlagen; es begann daher von beiden Seiten das heftigste Ringen. Die

Franzosen haben über die folgenreiche Schlacht bei Marengo viel prahlerische und fabelhafte Gerüchte verbreitet, geschichtliche Wahrheit bleibt es jedoch, daß der greise Melas, trotz aller hochgepriesenen Ueberlegenheit des Genies Buonaparte's und der Tapferkeit der Franzosen, den Sieg bereits errungen, die Schlacht schon entschieden gewonnen hatte. Dieß ist so wahr, daß Eilboten mit der Botschaft des Verlustes der Schlacht bereits nach Paris abgegangen waren, und daß in Folge dieser Nachrichten die Parteien in der französischen Hauptstadt sich bereits anschickten, Buonaparte wieder zu stürzen. Indessen Melas, welcher die Schlacht für gewonnen hielt, gab in seinem hohen Alter von beinahe 80 Jahren, der Erschöpfung bei den Anstrengungen des Tages zu früh nach, und zog sich zurück, indem er dem General von Zach die Zerstreuung der Franzosen vollends überließ. Zach ritt ein überaus feuriges Pferd, verfolgte die Franzosen zu hitzig und gab dadurch Blößen, welche der französische General Desaix geschickt benützte, um mit einigen frischen Divisionen von Neuem anzugreifen. Hierdurch kamen die östreichischen Grenadiere etwas in Verwirrung, und diesen entscheidenden Augenblick ergriff der General Kellermann zu einem überaus kühnen und raschen Reiterangriff. Jetzt erst neigte sich die Schlacht zum Nachtheil der Oestreicher, und der Sieg ging unerwartet auf die Franzosen über. Nachdem die Linien der Oestreicher auf allen Punkten durchbrochen waren, begannen sie bestürzt und mit großem Verlust den Rückzug über die Bormida.

Die Folgen der Schlacht bei Marengo waren überaus wichtig; denn sie setzten die Franzosen in den Besitz des größten Theiles von Italien und eines ungeheuern Kriegs-Materials. Melas war nicht nur von der Verbindung mit Deutschland ganz abgeschnitten, sondern durch das Nachrücken der Generale Massena und Suchet auch im Rücken bedroht und der Gefahr ausgesetzt, zwischen zwei Feuer zu gerathen. Er schickte daher einen Generaloffizier in das Hauptquartier Buonapartes und ließ um einen Waffenstillstand nachsuchen. Der erste Consul Frankreichs, welcher die östreichische Militärmacht selbst nach seinem Siege bei Marengo noch fürchtete, wollte nicht alles der Entscheidung der Waffen anheimstellen; er wollte den Stillstand freilich nur unter sehr harten Bedingungen für den Kaiser bewilligen, gleichwohl seinen Zweck nur durch Verstellung und Ueberredungs-Kunst erreichen. Durch höfliches Benehmen gewann er sich nämlich die Gunst des Generals Zach, welcher gefangen worden war, sandte denselben an Melas und bestimmte durch ihn den letztern, sich überaus lästige Bedingungen des Waffenstillstandes gefallen zu lassen. Melas nahm die Friedens-Präliminarien von Leoben wieder an, überließ den Franzosen Piemont, Genua, sowie die gesammte cisapinische Republik, und verpflichtete sich, mit seiner Armee über Piacen nach Mantua zurückzugehen. Nur Peschiera, Borgoforte, Mantua, Ferrara und Toskana blieben im Besitz der Oestreicher. Uebrigens ward der Waffen-

stillstand auf unbestimmte Zeit mit zehntägiger Aufkündigungsfrist geschlossen.

Unterdessen hatten sich in Deutschland die Heere des Generals Moreau und des Feldzeugmeisters Kray in der Stellung bei Ulm bis zum 4. Juni auf gegenseitige Beobachtung und einige Manöver beschränkt, welche Moreau unternommen hatte, um Kray aus seiner festen Stellung heraus zu locken. Am 4. Juni glaubte der östreichische Oberbefehlshaber endlich, daß sich eine günstige Gelegenheit zu einem Treffen dargeboten habe, und er brach daher an diesem Tage aus seinem Lager hervor. Der Angriff, welcher dem linken Flügel der Franzosen galt, fand am 5. Juni statt und war anfangs erfolgreich, indem die Division des Generals Richepance durchbrochen wurde und in große Gefahr gerieth. Nun wurde auch der rechte Flügel der Franzosen mit Erfolg angegriffen; allein der französische General Ney zog eiligst mit einer Verstärkung herbei, und drängte die Oestreicher wieder zurück. Nun gelang es dem General Richepance seine durchbrochenen Colonnen wieder zu ordnen und sodann angriffsweise zu verfahren. Alles dieß bewog den östreichischen Heerführer, seine Truppen in das feste Lager bei Ulm zurückzuführen. Moreau ging hierauf am 15. Juni oberhalb Ulm über die Donau, um den Feldzeugmeister Kray zur Annahme einer andern Stellung zu nöthigen; doch sein Plan schlug fehl, und erst am 16. Juni gelang es dem französischen General Lecourbe, welcher unterhalb Ulm über die Donau setzte, die Oestreicher in heftige Gefechte zu verwickeln. Diese dehnten sich bis zum 19. Juni aus, und endigten mit einem bedeutenden Verlust der Oestreicher, obgleich Kray sich sehr tapfer geschlagen hatte. Moreau bedrohte hierauf durch einen Seitenmarsch die Magazine der Oestreicher in Donauwörth und Regensburg. Die Kaiserlichen hatten bei Donauwörth Batterien errichtet und vertheidigten sich damit sehr standhaft, zugleich erhielten sie auch von Höchstädt und Dillingen her Verstärkung; dessenungeachtet wurden sie am Ende geschlagen. Kray mußte nach diesen Vorgängen mit der östreichischen Hauptarmee bei Ulm entweder eine allgemeine Schlacht wagen oder seinen Rückzug nehmen. Er entschied sich für den Rückzug in der Richtung nach Nördlingen, und nahm dort vom 22. Juni an eine gute Stellung ein. Obgleich die Nachricht von dem abgeschlossenen Waffenstillstand in Italien schon am 24. Juni in den beiderseitigen Lagern angekommen war, schlug Moreau das Verlangen Kray's, die Feindseligkeiten einzustellen, dennoch wegen angeblichen Mangels an Vollmachten ab, und beeilte sich, vor der Anerkennung des Waffenstillstandes bis Baiern vorzurücken und über Graubündten seine Verbindung mit der französischen Armee in Italien herzustellen. Nach seinem Befehle rückte daher der General Decanen über Augsburg nach München, während der General Lecourbe zwischen dem 11. und 14. Juli

nach Feldkirch zog und nach Eroberung des Passes Lucienſteig Graubündten beſetzte.

Kray mußte ſich jetzt zum Rückzug nach Oeſtreich entſchließen, und ging daher über Neuburg und Ingolſtadt nach Landshut. Nachdem hierauf die Unterhandlungen über die Einſtellung der Feindſeligkeiten von Moreau endlich angenommen worden waren, wurde der Waffenſtillſtand am 15. Juli 1800 zu Parsdorf abgeſchloſſen. Durch dieſen Vertrag wurde das Land zwiſchen dem Inn und der Iſar für neutral erklärt, und die Demarcationslinie für beide Armeen dahin feſtgeſetzt, daß ſie von Graubündten bis an die Einmündung der Vils in die Donau und von dort, der Altmühl und Redniz entlang, bis zur Einmündung des Mains in den Rhein fortlaufen ſoll. Der Kaiſer ließ hierauf dem erſten Conſul von Frankreich durch den Grafen von St. Julien in Paris Friedens-Anträge machen. Da Buonaparte England zu vereinzeln wünſchte, ſo war er einem Separatfrieden mit Oeſtreich nicht abgeneigt. Er ging daher auf Unterhandlungen ein, und dieſe ſchienen einen guten Fortgang zu nehmen; denn ſchon am 28. Juli wurden die Präliminarien des Friedens auf den Grund des Friedensſchluſſes von Campo Formio in Paris wirklich abgeſchloſſen. Allein dem Kaiſer war es mit allen dieſen Schritten nichts weniger als Ernſt. Das engliſche Kabinet hatte nämlich der Geldnoth des öſtreichiſchen Hofes durch ein großes Anlehen abgeholfen und einen neuen Allianzvertrag mit dem Kaiſer abgeſchloſſen, worin ſich dieſer verpflichtete, bis zum Februar 1801 ohne Englands Zuſtimmung keinen Frieden mit Frankreich einzugehen. Da dieſer Vertrag ſchon am 20. Juni 1800 zu Stande gekommen war, ſo hatte die Sendung des Grafen St. Julien nach Paris, die im Juli 1800 ſtattfand, natürlich nur den Zweck, Zeit zu gewinnen, keineswegs aber wirklich den Frieden zu vermitteln. Der Kaiſer verſagte daher den in Paris abgeſchloſſenen Präliminarien die Genehmigung, und Duroc, der Adjutant Buonaparte's, welcher die franzöſiſche Ratification nach Wien überbringen ſollte, wurde bei den öſtreichiſchen Vorpoſten aufgehalten. Am 14. Auguſt eröffnete endlich der öſtreichiſche Miniſter Lehrbach dem Adjutanten Buonaparte's, daß der Kaiſer einen Separatfrieden nicht abſchließen wolle, ſondern vor allem auf die Beiziehung Englands zu den Friedensunterhandlungen dringen müſſe. Hierauf wollte indeſſen die franzöſiſche Regierung nicht eingehen, und Moreau erhielt daher den Auftrag, den Waffenſtillſtand aufzukündigen, was am 29. Auguſt geſchah. Da die Oeſtreicher noch nicht hinlänglich gerüſtet waren, ſo mußten ſie ſich überaus läſtige Bedingungen gefallen laſſen, um eine Verlängerung des Waffenſtillſtandes auszuwirken. Durch einen Vertrag vom 20. September 1800, der in Hohenlinden zu Stande kam, verpflichteten ſie ſich nämlich, den Franzoſen bis zur Abſchließung des Friedens die Feſtungen Philippsburg, Ulm und Ingolſtadt zu überliefern. Nur gegen ein ſo großes

Opfer willigten die Franzosen ein, den Waffenstillstand auf 45 Tage zu verlängern.

Die Friedensunterhandlungen wurden hierauf im October 1800 wieder erneuert, scheiterten jedoch abermals in der Erklärung des Kaisers, daß er ohne die Zustimmung Englands dieselben nicht abschließen könne. Am 11. November ward daher der Waffenstillstand von den Franzosen abermals aufgekündigt und der Krieg selbst am 28. November wieder eröffnet. Um denselben von Seite Oestreichs jetzt mit besserem Erfolg zu führen, waren in dem Kommando viele Veränderungen vorgenommen worden, doch nicht mit Vortheil; denn die Heerführung wurde noch schwerfälliger, weil man sie dem jungen Erzherzog Johann unter Leitung des Feldzeugmeisters Lauer anvertraute. Zugleich beschränkte sich die Verstärkung der östreichischen Heere, welche mit Hülfe des Waffenstillstandes allerdings zu Stande gekommen war, nur auf Recruten und Landwehren, während die Armee Moreau's durch gute Soldaten außerordentlich vermehrt wurde. Aller Nachtheil war also auf Seite Oestreichs.

Am 28. November 1800 war die östreichische Armee auf allen Seiten aufgebrochen, um die Franzosen bei Landshut zu überflügeln. Ihre Bewegungen waren in der That so rasch, daß sie schon Landshut, Moosburg und Freißingen besetzt hatte, und sich anschickte, den linken Flügel der Franzosen zu umgehen; indessen Moreau errieth zeitig diese Absicht und stellte sein Heer bei Hohenlinden sehr vortheilhaft in Schlachtordnung auf. Erzherzog Johann von seinen ersten Erfolgen gegen die Franzosen verleitet, nahm die Schlacht am 3. December 1800 unter sehr ungünstigen Umständen an. Das Centrum der östreichischen Armee befand sich in einem gefährlichen Defilee, wo es sich nicht gehörig entwickeln konnte; da nun noch überdieß der französische General Richepance nach der Anordnung Moreau's so glücklich war, die Oestreicher zu umgehen und im Rücken anzugreifen, so stand die Schlacht für die Kaiserlichen bald sehr mißlich. Der Angriff Richepance's brachte nämlich in ihren Reihen Unordnung hervor, und dieß benützte Moreau sogleich zu einem Angriff auf die Fronte. Die östreichischen Linien wurden durchbrochen, und trotz des lebhaften Widerstandes auf den Flügeln endlich zum Rückzug gezwungen. Moreau's Sieg war ganz entscheidend und der Verlust der Kaiserlichen außerordentlich groß.

Jetzt erst nahm der östreichische Hof seine Zuflucht wieder zu dem Erzherzog Karl, indem diesem der Oberbefehl übertragen wurde. Da aber die Hauptarmee in Folge der Schlacht bei Hohenlinden von Tyrol abgeschnitten war, und die Franzosen schon am 15. December in Salzburg einzogen, so überzeugte sich Karl, daß er nicht im Stande sein werde, dem siegreichen Vordringen der Franzosen für die Dauer zu widerstehen; er rieth daher zum Frieden. Moreau wollte den von ihm nachgesuchten Waffenstillstand nur unter der Bedingung bewilligen, daß sich der Kaiser

zur Abschließung eines Separatfriedens mit Frankreich verpflichte. Freilich stand einem solchen Zugeständnisse der Vertrag Oestreichs mit England entgegen, und der Kaiser sträubte sich daher; da indessen Moreau immer weiter vordrang und mit seinen Vorposten am Weihnachts-Abend 1800 nur noch 20 Stunden von Wien entfernt war, so mußte sich das östreichische Kabinet endlich unbedingt fügen. Am 25. December wurde daher der Waffenstillstand zu Steyer wirklich abgeschlossen, und durch ihn übernahm der Kaiser die Verpflichtung, den Frieden mit Frankreich sofort ohne Beiziehung Englands zu unterhandeln. Zugleich mußte er den Franzosen Würzburg mit der Citadelle, dann Braunau, Kufstein, Scharnitz und alle Päße Tyrols überliefern.

Nach solchen Zugeständnissen konnte der Kaiser nicht mehr an die Fortsetzung des Krieges denken; die Friedens-Unterhandlungen wurden daher seinem Versprechen gemäß schon am 1. Januar 1801 in Lüneville eröffnet und so rasch fortgesetzt, daß der Friede selbst am 9. Februar unterzeichnet wurde. Die Franzosen hatten keine andere Grundlagen der Unterhandlungen angenommen, als was von Oestreich auf dem Congreß in Rastatt bereits schon zugestanden worden war. Besiegt im Felde, verlassen von Preußen und Norddeutschland hatte der Kaiser keine Wahl; er mußte deßhalb den Frieden ganz in der Art annehmen, wie ihn Frankreich dictirte. Franz II. trat also wiederholt die östreichischen Niederlande an Frankreich ab, verzichtete auf die Grafschaft Falkenstein, das Fricktal und alles Land auf dem linken Rheinufer zwischen Zurzach und Basel, und stellte das Breisgau zur Verfügung der Franzosen. In Italien überließ er denselben die Herzogthümer Mailand und Mantua, wogegen er Venedig mit zwei Drittheilen des dazu gehörigen Gebiets, so wie Istrien und Dalmatien erhielt. Zugleich mußte sich der Kaiser verpflichten, in der Eigenschaft als deutsches Reichsoberhaupt diesen Frieden auch für das Reich selbst anzunehmen und an Frankreich das ganze linke Rheinufer abzutreten. Zur Entschädigung der Reichsstände, welche Besitzungen auf dem linken Rheinufer hatten, wurde festgesetzt, daß das Princip der Säcularisation zur Vollziehung gebracht wurde.

So war also durch den Frieden von Lüneville Deutschland entschieden verstümmelt und zugleich zu der baldigen endlichen Auflösung des Reichs der Weg gebahnt.

Dreißigstes Hauptstück.

Folgen des Friedens von Lüneville. Der Reichsdeputationsschluß vom Jahr 1803. Gänzliche Umgestaltung Deutschlands.

(Vom Jahr 1801 bis 1803.)

Wie wir bemerkten, wurde der Frieden von Lüneville von dem Kaiser Franz II. nicht bloß für seine Erbstaaten, sondern in seiner Eigenschaft als Reichsoberhaupt auch für das deutsche Reich abgeschlossen. Ohne Zustimmung der Reichsstände war der Kaiser eigentlich nicht dazu berechtigt gewesen; allein Frankreich hatte solchen Schritt für eine unerläßliche Bedingung des Friedens mit Oestreich erklärt, und der Kaiser mußte sich daher mit dem Vorbehalte dazu entschließen, die Genehmigung des Friedensschlusses von Seite der deutschen Reichsstände nachträglich auszuwirken. Dieß mußte nun sogleich geschehen, und zwar um so schleuniger, als die Zurückziehung der französischen Truppen aus den Gegenden, welche noch bei Deutschland blieben, von der Auswechslung der Ratificationen abhängig gemacht worden war. Franz II. ließ daher den Friedensvertrag von Lüneville am 21. Februar 1801 der Reichsversammlung vorlegen, und entschuldigte sich wegen der unvermeidlichen, eigenmächtigen Abschließung desselben, und trug auf schleunige nachträgliche Genehmigung des Vertrages von Seite der Reichsstände an. Zuverlässig gingen die kleineren Reichsstände nur mit schwerem Herzen an die Bewilligung dieser Forderung; denn es lag darin nicht nur eine tödtliche Verletzung der Integrität, der Würde und der Interessen des Reichs selbst, sondern auch die Vernichtung vieler einzelner Reichsglieder durch die festgesetzte Säcularisation. Formell war durch die Versagung der Genehmigung des Friedens freilich noch ein Mittel zur Abwehr dieses National-Unglücks gegeben, allein materiell war Deutschland in Folge der innern Zwietracht dazu ohnmächtig; es mußte sich willenlos den Gewaltgeboten der Fremden unterwerfen. Da noch überdieß die Bedrückun-

gen des Krieges den Wunsch des Friedens allgemein erregt hatten, so wurde die Genehmigung des Lüneviller Vertrags von den Reichsständen sehr rasch, nämlich schon am 7. März 1801, dem zweiten Tag der hierüber gepflogenen Unterhandlungen ertheilt.

Ein bedeutendes Geschäft war also beendiget, aber ein anderes von ungleich größerer Wichtigkeit war noch zu erledigen, nämlich die Vertheilung der Länder, welche in Folge des festgesetzten Princips der Säcularisation nach dem Lüneviller Friedensschluß eingezogen werden sollten. Die Art und Weise, wie man diese Länder vertheilen werde, mußte nicht nur deßhalb äußerst folgenreich sein, weil davon die künftigen Machtverhältnisse der einzelnen Fürsten abhingen, sondern vorzüglich deßwegen, weil dadurch das Dasein des deutschen Reichs selbst bedingt war. Und in dieser Beziehung wollten die Franzosen endlich die Maske gänzlich abwerfen und sich unverhüllt als die unerbittlichen Todfeinde Deutschlands zeigen, sie wollten der Welt beweisen, daß keine Opfer und keine Gebiets-Verminderung Deutschlands, so groß sie auch seien, ihren Eroberungsdurst zu stillen vermögen, sondern daß sie nicht eher rasten wollten, als bis sie das deutsche Reich selbst in Trümmer geschlagen, die Deutschen zu ihrem Fußschemel herabgewürdiget hätten; sie wollten endlich der Welt offen verkünden, welche Wohlthaten die französische Revolution den Völkern, und insbesondere den Deutschen, gebracht habe. Die französische Republik hatte mit der feierlichen Erklärung begonnen, daß sie allen Völkern die Freiheit uneigennützig verschaffen, von allen Eroberungen sich entfernt halten werde: Freundschaft und brüderliche Eintracht waren verheißen, Gerechtigkeit gegen Jedermann versprochen worden. Tod den Tyrannen, Schutz dem Hülflosen, Krieg den Palästen, Friede den Hütten, Großmuth, Brüderlichkeit, Gerechtigkeit!.... Das waren die hochtönenden Losungsworte, mit denen die französischen Republikaner auszogen. Ohne Schuhe und häufig auch ohne Hemd kamen sie bei uns an, wir mußten sie kleiden und nähren. Wo lag für Deutschland eine Verbindlichkeit dazu? Aber mit der Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse begnügten sie sich nicht; sie brandschatzten vielmehr schon bei ihren ersten Einfällen in Deutschland furchtbar, und plünderten sogar unsere Gemälde-Gallerien aus. Wir haben die vormals unerhörten Summen, welche die Franzosen während des Jahres 1796 in Baden, Würtemberg und Baiern als Contributionen erhoben, bereits angegeben, indessen noch weit ärger wurde die Ausbeutung Deutschlands in dem Feldzug vom Jahre 1800. In Nürnberg, Salzburg und Oestreich wurden 48 Millionen Franken als Kriegs-Contributionen erhoben, und in den Ländern, welche die Franzosen in Folge des Waffenstillstandes von Paßdorf besetzt hielten, ungeheure Lieferungen ausgeschrieben. Nach einem mäßigen Anschlag belief sich der Werth dieser Lieferungen mit den Einquartierungslasten, Vorspann und Gelderpressungen in den Gegenden

vom Oberrhein bis an die Ens auf mehr als 200 Millionen Franken. Dabei erzwangen französische Generale und Kriegs-Commissäre noch für sich besondere Lieferungen und Geldzuschüsse, obgleich dieß der Oberheerführer Moreau streng verboten hatte.

Eine ungeheure Ausbeutung Deutschlands durch Lieferungen und Contributionen war also die erste Wohlthat, welche die Franzosen uns brachten, die zweite war die grausame Verstümmlung des deutschen Reichs im Lüneviller Frieden, indem sie unerhörter Weise das ganze linke Rheinufer von Deutschland abrissen, und die dritte sollte darin bestehen, die Länder-Vertheilung, welche nach dem Säcularisations-Princip eintreten mußte, so einzurichten, daß das deutsche Reich sich nicht mehr erhalten könne, sondern binnen kurzer Frist gänzlich einstürzen müsse.

Das innerste Wesen der deutschen Reichsverfassung beruht auf dem Grundsatz, daß der Kaiser die natürliche Schutzwehr für die schwächern Reichsstände gegen die mächtigern Fürsten sei, und daß umgekehrt durch inniges Anschließen der Reichsstädte, der Reichsritterschaft, der Prälaten und aller kleineren Reichsstände an den Kaiser die Reichsgewalt gekräftiget, und dadurch in den Stand gesetzt werde, ihren natürlichen Beruf der Schutzwehr aller Schwachen auch für die Folge zu erfüllen. Alles hing daher bei der bevorstehenden Länder-Vertheilung davon ab, daß die Reichsgewalt vorzüglich berücksichtigt, hiernächst die kleineren Stände so viel als möglich geschont, und durch die fortwährende Uebereinstimmung ihrer Interessen mit jenen des Kaisers die Grundlagen der Reichsverfassung aufrecht erhalten würden. Umgekehrt waren diese Grundlagen vollständig zertrümmert, und der unverzügliche Einsturz des Reichs selbst völlig unvermeidlich, wenn das Princip der Säcularisation so vollzogen werden sollte, daß eine Masse kleinerer Reichsstände ganz geopfert, die Reichsgewalt vollends entkräftet und den mächtigern Reichsfürsten, namentlich den Häusern Preußen, Baiern, Württemberg und Baden durch unverhältnißmäßige Vergrößerung ein entschiedenes Uebergewicht ertheilt werde. Ein so großes National-Unglück die Abtrennung des linken Rheinufers für Deutschland auch war, so konnten seine unseligen Folgen doch bedeutend vermindert und selbst für die künftige Wiederherstellung der Integrität Deutschlands Aussichten eröffnet werden, wenn der Säcularisation nur nicht das zweite, sondern das erste Princip zu Grunde gelegt, und bei der großen Veränderung, welche nun in Deutschland eintreten mußte, auf die Vertilgung der innern Krebsschäden, auf Veredlung und Wiederbelebung der Reichsverfassung, auf Kräftigung des Volksgeistes Bedacht genommen würde. Der Kaiser war schon durch seine Interessen auf die Durchführung des ersten Princips verwiesen und auch dazu geneigt; allein die Franzosen waren entschlossen, das zweite um jeden Preis durchzusetzen, also Deutschland vollends zu Grunde zu richten.

Dem ersten Consul Buonaparte lag dieser Plan so sehr am Her-

zen, daß er sich zu seiner Ausführung nicht auf die Macht Frankreichs allein verlassen, sondern sich auch noch mit jener Rußlands verstärken wollte. Zu dem Ende schickte er seinen Adjutanten Duroc im Jahre 1801 als Gesandten an den Kaiser Alexander, welcher inzwischen auf Paul I. gefolgt war, um nicht nur rücksichtlich des Friedens zwischen Frankreich und Rußland alles in's Reine zu bringen, sondern auch über ein Bündniß beider Mächte zur Leitung der deutschen Säcularisations-Angelegenheit zu unterhandeln. Nächst Frankreich ist Rußland der gefährlichste Nebenbuhler Deutschlands; es ist daher keineswegs unnatürlich, daß sich beide Mächte zur Schwächung Deutschlands wenigstens vorübergehend vereinigen. Obgleich also der Kaiser Paul I. an dem Krieg wider Frankreich nur zum Schutze der Integrität des deutschen Reiches Antheil genommen hatte, so willigte umgekehrt der Kaiser Alexander dennoch ein, sich mit der französischen Republik zu verbinden, um die Säcularisation in Deutschland nach den Anschlägen der Franzosen zu leiten. Duroc brachte nämlich am 11. October 1801 einen geheimen Vertrag mit Rußland zu Stande, worin unter andern festgesetzt wurde, daß Frankreich und Rußland sich über die Vertheilung der Entschädigungen an die deutschen Fürsten, welche Besitzungen auf dem linken Rheinufer hatten, vereinigen und hiernach das Vertheilungs-Geschäft gemeinsam leiten, dabei jedoch die Fürsten von Baiern, Württemberg und Baden vorzüglich berücksichtigen werden.

Nach solchen Vorgängen lag die Art und Weise der Länder-Vertheilung ganz in der Willkühr der Franzosen, und wurde von Paris aus in souveräner Weise dictirt. Dieß erkannte man auch in Deutschland so allgemein, daß Jedermann, welcher zu fürchten oder zu hoffen hatte, alsbald nach Paris eilte, um dort bei den Gewalthabern seine ehrerbietigen Bitten anzubringen. Von jetzt an entstand ein Schauspiel, welches das patriotisch-deutsche Gemüth mit der tiefsten Betrübniß erfüllen muß. Fürsten, die vor einigen Jahren noch mit so großer Verachtung auf die französischen Republikaner herabgesehen hatten, traten nun als demüthige Bittsteller vor den ersten Consul, und flehten um den Schutz desselben, d. h. um Begünstigung bei Vertheilung der Länderbeute. Die Reichsstädte sandten Bevollmächtigte, um durch Gold ihre Unabhängigkeit zu erkaufen, und auch mancher Reichsritter ließ sich herab, seine stattliche Stellung durch unterwürfige Aufwartungen in Paris zu retten. Doch nicht bloß dem ersten Consul brachten alle diese Schwärme von Bittstellern ihre Ehrfurchts-Bezeigungen dar, sondern auch den Ministern und selbst untergeordneten Werkzeugen, und es ergab sich nun ein Haschen und Jagen nach gnädigen Protectionen, welches dem Adel des menschlichen Geistes geradezu Hohn sprach. Ach, daß durch die fortgesetzten Staatsfehler der Mächtigen in Deutschland ein solcher Zustand der Erniedrigung über unser Vaterland kommen mußte! Ein großer Theil

des Reichs war als allgemeine Beute ausgesetzt, gierig fielen die Mächtigen darüber her, um sich eines großen Antheils zu versichern, und kleinsinnig verschmähten sie es nicht, solche Vergrößerung durch demüthige Unterwürfigkeit gegen die übermüthigen Franzosen zu erkaufen.

Die Verhandlungen am deutschen Reichstage über die Art und Weise der ihm aufgedrungenen Säculariſation, welche schon im März 1801 ihren Anfang nahmen, begannen demnach unter trostlosen Aussichten. Anfangs verschleierten Frankreich und Rußland ihre Pläne noch etwas, und der Reichstag schickte sich daher an, die große Angelegenheit selbstständig zu ordnen, indem er am 2. October zur Entwerfung des Vertheilungs-Planes einen Ausschuß ernannte. Dieser bestand aus den Ständen Baiern, Böhmen, Brandenburg, Hessen-Kassel, Mainz, Sachsen, Württemberg und dem Hoch-Deutschmeister, versammelte sich aber erst am 24. August 1802 in Regensburg. Selbst nach der Ernennung des Ausschusses hatten Frankreich und Rußland ihre Maske noch einige Zeit beibehalten, und dem deutschen Kaiser erklärt, daß ihre Einwirkung auf das Säculariſations-Geschäft nur in freundschaftlichen Rathschlägen bestehen, bloß den Charakter einer uneigennützigen, wohlwollenden Vermittlung tragen werde. Indessen im Jahre 1802 war der geheime Vertrag von Frankreich und Rußland bereits in Wirksamkeit, zugleich hatte das Benehmen Preußens und anderer Reichsfürsten gezeigt, wie leicht es für Frankreich sein werde, diese von dem Reiche abzuziehen, den Kaiser also zu vereinzeln und mit den preisgegebenen Ständen zur Ohnmacht zu verdammen. Preußen hatte nämlich über die Art seiner Vergrößerung in Paris unmittelbar unterhandelt, und auch hierüber am 23. Mai 1802 abermals einen Separat-Vertrag mit Frankreich abgeschlossen. Da zugleich Rußland von Frankreich noch mehr umgarnet worden war, so nahmen die Franzosen im Sommer 1802 keinen Anstand mehr, ihre Anmaßungen nun unverhüllt zu zeigen; der französische General Lahorest und der russische Geschäftsträger Klüpfel legten daher einen förmlichen Theilungsplan in Regensburg vor. Nun zeigte es sich sogleich, daß die Verhandlungen des Reichstages über die Länder-Vertheilung nur eine leere Förmlichkeit, und alles im Geheimen schon unwiederruflich verabredet sei. Kaum war nämlich der französisch-russische Theilungsplan zum Vorschein gekommen, so griffen Preußen, Baiern und Württemberg schon thatsächlich zu, und nahmen die Länder in Besitz, welche sie nach dem Theilungsplane erhalten sollten. Dadurch wurde auch der Kaiser bestimmt, eigenmächtig einzuschreiten, und er ließ daher Passau und Salzburg besetzen.

Deutschland sah nun wohl ein, daß man der Reichsdeputation, welche zur Entwerfung des Theilungsplanes ernannt worden war, nur die unwürdige Rolle zugedacht hatte, das willenlose Werkzeug der Vollstreckung der Befehle des Auslandes zu sein. Ohne Hoffnung auf die

Wiedererhebung des Reichs, ohne Aussicht und Trost, niedergeschlagen und muthlos war aber Deutschland keiner stolzen Entschlossenheit fähig. So kam es denn zu der unseligen Erklärung der Reichsdeputation, daß man den französisch-russischen Plan im Wesentlichen annehme. Um jedoch die Würde des Reichs einigermaßen zu wahren, behielt sich der Ausschuß verschiedene Abänderungen vor. Selbst das war aber dem ersten Konsul in Frankreich mißfällig, und er ließ der Reichsdeputation in seinem Uebermuthe Namens Rußlands und Preußens förmlich befehlen, daß sie sich jeder Veränderung des ausländischen Theilungsplanes und jeder Verzögerung in der Vollziehung desselben zu enthalten habe. So weit war also die Erniedrigung Deutschlands schon gekommen, daß die deutsche Reichsversammlung in innern Staatsangelegenheiten so hochmüthige Befehle fremder Mächte annehmen und, müssen wir es sagen? auch blindlings befolgen mußte!

Das Schicksal Deutschlands war also entschieden! Alle seine Fürsten, welche durch den Theilungsplan der Fremden gewannen, frohlockten darüber, und würden keinen Augenblick Anstand genommen haben, zur Vollziehung desselben ihre Waffen mit denen des Auslandes zu vereinigen; Oestreich war besiegt und für den Augenblick ohnmächtig, die zum Opfer bestimmten Reichsstände kleinmüthig, das deutsche Reich fügte sich daher unbedingt in den herrischen Willen seiner ausländischen Diktatoren. Am 23. November 1802 erklärte die Reichsdeputation, daß sie den französisch-russischen Theilungsplan vollständig annehme. Oestreich leitete nun über seinen Theil der Entschädigung ebenfalls Separat-Unterhandlungen mit Frankreich ein, und da diese am 26. December 1802 wirklich zum Abschluß eines Vertrages geführt hatten, so wurde der französisch-russische Theilungsplan durch einen Reichsdeputations-Hauptschluß vom 25. Februar 1803 in allen Stücken genehmiget und zum Reichsgesetz erhoben. In diesem wurden die eingezogenen Stifte und Reichsgebiete in folgender Weise vertheilt.

Preußen erhielt alle Besitzungen des Kurfürstenthums Mainz in Thüringen mit dessen Antheil an Trefurt, die Bisthümer Paderborn und Hildesheim, die Reichsstädte Goslar, Mühlhausen und Nordhausen, den dritten Theil des Bisthumes Münster mit der Stadt Münster, endlich die Abteien Elten, Essen, Herford, Kappenberg, Quedlinburg und Werden.

An Baiern überließ man die Stadt Passau mit einem Bezirke zwischen der Ilz und der Donau, die Grafschaft Neuburg am Inn, die Bisthümer Augsburg, Freisingen und Bamberg, verschiedene Distrikte von Eichstädt, die Gebietstheile der Abteien in Augsburg, die Probstei Kempten, die reichen Abteien Eberach, Elchingen, Irrsee, Kaisersheim, Ottobeuren, Roggenburg, Söflingen, Wangen und Ursberg, endlich die Reichsstädte Bopfingen, Buchhorn, Dinkelsbühl, Kempten, Kaufbeuren, Leut-

kirch, Memmingen, Nördlingen, Ravensburg, Rothenburg an der Tauber, Wangen, Weißenburg, Windsheim und Ulm.

Württemberg erhielt außer der Probstei Ellwangen sieben Stifte und neun Reichsstädte; Baden hingegen einen Theil der Bisthümer Basel, Straßburg und Speier am rechten Rheinufer, Mannheim und Heidelberg mit dem dazugehörigen pfälzischen Gebiet auf der rechten Rheinseite, das Bisthum Konstanz, die Herrschaft Lahn, die Aemter Lichtenau und Wildstädt, die Probstei Odenheim und außerdem noch zehn Abteien und sieben Reichsstädte. In ähnlicher Weise wurden auch Hessen-Darmstadt und Hessen-Kassel begünstiget, und mit Willkühr überhaupt die gesammte Säcularisationsbeute vertheilt. Oestreich erhielt nach Verhältniß am wenigsten; denn dem Kaiser wurden für sich nur die Bisthümer Brixen und Trient zugetheilt, und für den Großherzog von Toskana nur das Erzstift Salzburg, das Bisthum Eichstädt, beide jedoch mit Ausnahmen, und ein Theil des Bisthums Passau.

Wägt man bei dieser Ländervertheilung Gewinn und Verlust der betheiligten Fürsten gegen einander ab, so ergibt sich erst der eigentliche Sinn der Theilungsart. Preußen hatte nämlich auf dem linken Rheinufer 48 Quadratmeilen mit 127,000 Einwohnern verloren, und dafür 240 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 600,000 Seelen empfangen. Dagegen betrug der Verlust Baierns 186 Quadratmeilen mit ungefähr 600,000 Unterthanen, und die Entschädigung 290 Quadratmeilen mit ungefähr 900,000 Einwohnern. Baden erhielt für 8 Quadratmeilen und 25,000 Unterthanen 60 Geviertmeilen mit einer Bevölkerung von 240,000 Seelen, und Württemberg das Zweifache seines Länder- und Unterthanen-Verlustes. An Hessen-Darmstadt gab man vollends gar 90 Geviertmeilen für 13.

In Folge dieser Anordnungen fiel nun in den Verhältnissen und der Anzahl der Reichsstände eine außerordentliche Veränderung vor. Zuvörderst gingen von den geistlichen Kurfürsten zwei, nämlich Trier und Köln, ganz ein. Der Kurerzkanzler von Mainz sollte zwar bleiben, wurde aber nach Regensburg und Aschaffenburg versetzt, und erhielt statt der 171 Geviertmeilen des Kurfürstenthums Mainz mit einer Bevölkerung von 350,000 Seelen nur 24 Quadratmeilen mit 80,000 Einwohnern. Sein jährliches Einkommen ward durch einen Zuschuß auf eine Million Gulden festgesetzt. Dagegen verloren außer den Kurfürsten von Trier und Köln auch die 23 Bischöfe des Reichs, sämmtliche infulirten Aebte, so wie die übrigen Prälaten, die Landesherrlichkeit und Reichsstandschaft, und traten mit dem Genuß von Pensionen und gewissen Ehren-Vorzügen in das Privatleben über. Da gleichzeitig 45 Reichsstädte durch Vereinigung mit fürstlichen Ländern die Unmittelbarkeit und die Eigenschaft als Reichsstände verloren, so wurde die Anzahl der Reichsstände überhaupt so sehr vermindert, daß am Reichstag nur noch 147 Stimmen be-

standen, nämlich das kurfürstliche Kollegium mit 10, die Fürstenbank mit 127, die Grafenbank mit 4, und jene der Reichsstädte mit 6. Für den Abgang der zwei geistlichen Kurfürsten hatte man vier neue weltliche ernannt, Württemberg, Baden, Hessen-Kassel und Salzburg. Von den Reichsstädten hatten diese Eigenschaft nur sechs noch erhalten, Frankfurt am Main, Augsburg, Nürnberg, Hamburg, Bremen und Lübeck; gewaltig waren sohin alle Verhältnisse des Reiches verändert.

Für das Erste wollte Frankreich dem deutschen Reiche noch erlauben, in solcher Veränderung sein Dasein weiter fortzusetzen. Dem äußern Scheine nach lebte also das verstümmelte Reich nach, wie vor, fort; doch es war nichts als Schein, und im Wesen das Leben bereits entschwunden. Nur die Unkundigen konnten noch getäuscht werden, Jedermann hingegen, welcher den Geist der deutschen Reichsverfassung kannte, wußte genau, daß durch den Deputationsschluß von 1803 alle Grundlagen des Reichs untergraben wurden. Die einzige Stütze des Kaisers gegen die Uebergriffe der mächtigern Fürsten waren die Reichsstädte, die Reichsritterschaft, die Prälaten, die Grafen und die Bischöfe. Alle diese hatten nun mit geringen Ausnahmen die Landesherrlichkeit, sohin alle staatliche Macht verloren. Wurde die Reichsgewalt schon durch ein solches Ereigniß außerordentlich geschwächt, so wurde das Uebel noch dadurch viel größer, daß die Besitzungen der aufgehobenen Reichsstände gerade an die Fürstenhäuser abgetreten wurden, welche durch ihr Anstreben zur Souveränität die Reichsverfassung eben in Gefahr gebracht hatten. Die Vertheidigungswaffen wurden daher in Angriffswaffen umgewandelt, und die Grundlagen der Reichsverfassung dermaßen untergraben, daß das Ganze bei dem ersten besten Ereigniß einstürzen mußte.

Was dem Elende noch die Krone aufsetzte, war der Umstand, daß die ganze Neuerung von Frankreich ausging, und daß dabei für ein scharfes Auge Pläne vorschimmerten, welche auf nichts anderes, als den gänzlichen Untergang Deutschlands hinausgingen. Der Nachdruck, mit welchem Frankreich auf die vorzügliche Begünstigung Baierns, Württembergs und Badens bei der Ländervertheilung drang, hatte die Natur jener Pläne angedeutet. Buonaparte wollte keine starke Macht in Deutschland dulden, er schmeichelte Preußen, so lange er es aus Politik schonen mußte; allein er war zur Demüthigung dieser Monarchie so gut entschlossen, wie zu jener des Kaiserhauses, und suchte sich zu dem Ende neue Verbündete in Deutschland, oder vielmehr Werkzeuge zur Vernichtung Deutschlands, und unter diesen vor allen Baiern, Württemberg und Baden. Trostlos war daher für die Deutschen fortan der Blick in die Zukunft.

Ein und dreißigſtes Hauptſtück.

Folgen der Säculariſation. Neuer Krieg von Frankreich gegen Oeſtreich. Fortgeſetztes Waffenglück der Franzoſen.

(Vom Jahr 1803 bis zum Herbſt 1805.)

Große Nationen gleichen organiſchen Weſen, man kann nicht willkührlich Glieder von ihnen abtrennen, ohne daß nicht das Ganze leide, ohne daß je nach Umſtänden nicht die Nation ſelbſt einer plötzlichen Auflöſung verfalle oder langſam hinſieche. An Deutſchland beſtätigte ſich dieſe Wahrheit, es litt furchtbar an den Folgen des Lüneviller Friedens und verfiel in Zuckungen, welche das Schlimmſte für die Zukunft beſorgen ließen. Seitdem die franzöſiſchen Grenzzeichen am Rheine ſtanden, ſeitdem die Gebeine unſerer Kaiſer im Dome zu Speier jetzt in fremder Erde ruhten, war das edle Selbſtbewußtſein, ja ſogar die Selbſtachtung unſerer Nation verloren. Nicht minder unglücklich waren die Folgen der Säculariſation; denn die Diktatur der Franzoſen hatte Willkühr und Gewalt an die Stelle der Gerechtigkeit geſetzt, und dadurch den Rechtsſinn unſres Volkes tödtlich verletzt. Mit welchem Rechte nahm man die Länder- und Gebietstheile der Fürſtbiſchöfe, der Abteien und der Reichsſtädte in Beſitz? Die Reichsverfaſſung hatte dieſen Ständen die Unverletzlichkeit ſo gut gewährleiſtet, als den mächtigern Fürſten, ſie ſtanden unter dem Schutze des öffentlichen Rechts, und dieſes wurde gewaltſam niedergetreten, um die Begierden der Eroberung zu befriedigen. Seltſame Gerechtigkeit! Preußen hatte dem Vaterland den Verluſt des linken Rheinufers hauptſächlich zugezogen, weil es ſich durch den Baſeler Separatfrieden von der gemeinſamen Nationalvertheidigung losſagte und ſeitdem mit beharrlicher Unbarmherzigkeit das deutſche Reich den Streichen der Franzoſen preisgab; der Verluſt des linken Rheinufers war die Urſache der Säculariſation; die Fürſtbiſchöfe, die Abteien, die Reichsſtädte ſollten alſo für die Sünden Preußens büßen!

Wie ſchon das Princip der Säculariſation das Recht übermüthig niedertrat, ſo ſprach auch die Art der Vollziehung der Gerechtigkeit Hohn, indem ſie von der ſchnödeſten Willkühr eingegeben war. Die Nationalwürde ſelbſt beleidigte man damit, weil die Begünſtigungen nur ſolchen Mächten zugewendet wurden, welche entweder durch das Einverſtändniß mit Frankreich das Reich ſchon an den Abgrund des Verderbens geführt hatten, oder für die Zukunft als die Werkzeuge ſeines endlichen Sturzes waren auserſehen worden. Gewaltthaten der Art können in Mitte einer Nation niemals vollzogen werden, ohne ihrer ſittlichen Natur die tiefſten Wunden zu ſchlagen. Die Gerechtigkeit iſt ſelbſt der Ausfluß höchſter Moralität, und wo ſie in der Weiſe verletzt wird, daß die mächtigſten Glieder einer Nation als Werkzeuge einer fremden Macht zur Zerrüttung ihres Vaterlandes ſich gebrauchen laſſen, ſo werden die Grundlagen der Sittlichkeit tief erſchüttert, und das führt ein Reich dem endlichen Verderben noch ſchneller entgegen, als Niederlagen auf dem Schlachtfelde. Deutſchland mußte dieſe Wahrheit bitter erfahren; denn die Säculariſation hob alles gegenſeitige Vertrauen der einzelnen Reichsglieder unter ſich auf, erfüllte wechſelſeitig mit Haß und Verdacht, und entfeſſelte die bösartigſten Leidenſchaften. Oeſtreich, über das Einverſtändniß der Häuſer von Preußen, Baiern, Württemberg, Baden und Heſſen mit Frankreich heftig entrüſtet, ſuchte nur noch Gelegenheit, ſich zu rächen, und zwar zunächſt an Baiern und Württemberg; Preußen empfand über ſeine verwerfliche Politik endlich Scham, wurde ängſtlich und fing an, zwiſchen der Beibehaltung ſeiner Selbſtſucht und dem Wiederanſchluß an Oeſtreich zu ſchwanken; doch immer unterlag es wieder der Ländergier, immer noch neigte ſich die Wagſchale zu Gunſten Frankreichs; Baiern, Württemberg und Baden hingegen fürchteten im Bewußtſein ihrer Schuld die Rache Oeſtreichs, und gaben ſich, um Schutz zu ſuchen, immer willenloſer den Franzoſen hin. Wohin ſolche Zuſtände am Ende führen mußten, liegt klar vor Augen, doch ſelbſt die Grundlagen des europäiſchen Gleichgewichts waren durch den Lüneviller Frieden und die Säculariſation ganz verrückt, und nahe daran, zuſammen zu ſtürzen.

Frankreich hatte durch die Rheingrenze nicht nur eine ungeheure Vergrößerung erworben, ſondern auch einen mächtigen, von jetzt an nie mehr ruhenden Antrieb erhalten, ſeine Grenzen immer weiter hinauszurücken. Mittel dazu waren zugleich durch die Säculariſation eingeleitet worden, weil dadurch die Mächte zweiten und dritten Ranges in Deutſchland feſt an Frankreich gekettet und ſo gewiſſermaßen für die Vorhut des Eroberungsangriffes gegen Europa erklärt wurden. Rußland konnte bei ſeiner Entfernung von den Uebergriffen der Franzoſen zwar am ſpäteſten erreicht werden, allein es konnte die völlige Zerſtörung des europäiſchen Gleichgewichts dennoch nicht mit gleichgültigen Augen anſehen, und gleichwohl hatte es durch die Unterſtützung der Pläne Buonaparte's

bei der Säculariſation zu jener Zerſtörung ſelbſt beigetragen, durch die Begünſtigung von Baiern, Württemberg und Baden den Vortrab des franzöſiſchen Eroberungsheeres geſchaffen.

Nur eine Nation gab es noch in Europa, welche die Staatsfehler der übrigen nicht theilte, vielmehr die ganze Gefährlichkeit der franzöſiſchen Revolutionsgrundſätze mit allen Folgen gleich Anfangs erkannte, und ſeitdem mit Einſicht, Kraft und Ausdauer den Uebergriffen der Franzoſen ſich entgegenſtemmte, nämlich Großbritannien. Um den Eroberungen Frankreichs Einhalt zu thun, vernichteten die Engländer die franzöſiſche Seemacht, und ſtürzten ſich auf die franzöſiſchen Kolonien. Sie hatten dabei freilich auch ihre eigene Vergrößerung im Auge; aber ſie nahmen doch von dem franzöſiſchen Coloß auf einer Seite wieder etwas weg, während er auf der andern Maſſen über Maſſen häufte, und ſchufen dadurch ein wohlthätiges Gegengewicht. In Folge eines Miniſterwechſels in England wurde zu Amiens am 25. März 1802 zwar auch zwiſchen Großbritannien und Frankreich Friede geſchloſſen; doch es war dieß nur eine kurze Waffenruhe, denn beide Mächte blieben ſtandhaft bei ihrer Politik, Frankreich bei der Eroberung und Großbritannien bei dem Widerſtande gegen dieſelbe. Wie allgemein vorausgeſehen worden war, wurde der Krieg zwiſchen beiden Mächten daher ſchon im Mai 1803 wieder erklärt.

Die Engländer befolgten dabei abermals ihr altes Verfahren, und nahmen den Franzoſen ſogleich mehrere Colonien ab, unter andern Domingo. Da die Seemacht der Franzoſen längſt zerrüttet war, und weder die Feldherrngaben noch die militäriſchen Organiſationskräfte Buonaparte's auf den Seekrieg mit Erfolg ſich ausdehnten, ſo vermochte er auf den Gewäſſern nichts gegen England auszurichten. Zufälliger Weiſe war der König von England aber zugleich auch Kurfürſt von Hannover, und beſaß alſo Gebietstheile in Deutſchland. Obgleich das engliſche Volk, mit dem es die Franzoſen eigentlich zu thun hatten, um das Fürſtenthum ihres Königs in Deutſchlands ſich wenig bekümmerten, ſo ſah ſich Buonaparte dieſes Fürſtenthum dennoch zum Gegenſtand ſeiner Rache aus, und befahl alſo ſeinen Heeren die Beſitznahme von Hannover. Hierin lag eine neue Beleidigung Deutſchlands; denn das deutſche Reich beſtand noch, und Hannover war ein Theil deſſelben. Ein Angriff auf Hannover mußte daher eine Feindſeligkeit gegen das Reich ſelbſt ſein, und dieſem die Verbindlichkeit der Vertheidigung der überzogenen Provinz auflegen; indeſſen ſo ſehr waren die Deutſchen ſchon entartet, daß ſie auch ruhig zuſahen, als die Franzoſen zur Beſetzung Hannovers Anſtalt machten.

Am 26. Mai 1803 rückte eine franzöſiſche Heer-Abtheilung unter Mortier wirklich in die Grafſchaft Bentheim ein, und am 31. Mai ſtellte ſich die franzöſiſche, zur Beſitznahme Hannover's beſtimmte, Armee bei

Rechte auf. Unterdessen war ein hannöver'sches Heer zur Vertheidigung des Landes gebildet worden, und dieses theilte die Furcht der deutschen Fürsten vor der französischen Uebermacht keineswegs, sondern brannte vielmehr vor Begierde, sich mit den Franzosen zu schlagen, und ihr Land mit dem äußersten Muthe und selbst bis zur Verzweiflung zu vertheidigen. Wer weiß, welchen Eindruck das Beispiel eines entschlossenen Widerstandes gegen die Uebermacht der anmaßenden Eroberer und nöthigenfalls einer edlen Hingebung auf den Geist des unzufriedenen, bereits murrenden deutschen Volkes hervorgebracht hätte; allein die hannöverischen Landesbehörden waren, wie die übrigen deutschen Regierungen, bereits von der Altersschwäche des Kleinmuths befallen, und hielten die Thatkraft ihrer Truppen selbst darnieder. Sie glaubte, weise zu sein, wenn sie die zaghafte Unterwerfung für Staatsklugheit und Besonnenheit, den nämlichen Kampf und im Nothfall die Aufopferung für das Vaterland hingegen für Ueberspannung erklärten; sie legten sich daher auf Unterhandlungen. Diese waren aber im Grunde nichts anderes als unbedingte Ergebung, nur etwas verschleiert, und so wurde am 3. Juni 1803 zu Suhlingen ein Vertrag abgeschlossen, welcher den Franzosen die hannöverischen Lande bis an die Elbe überlieferte. Dieß war natürlich nur das Vorspiel der Besitznahme von ganz Hannover. In der That verweigerte Buonaparte die Genehmigung des Vertrages von Suhlingen, und befahl seinen Generälen weiteres Vorrücken. Gerade dieser Uebermuth bestärkte jedoch die tapfere hannöveranische Armee, welche sich in das Lauenburgische zurückgezogen hatte, in dem Entschlusse eines mannhaften Widerstandes. Schon hatte sie diese Absicht bestimmt an den Tag gelegt und sich angeschickt, den Uebergang der Franzosen über die Elbe zu verhindern, als die Landesbehörden sie förmlich zur feigen Unterwerfung zwangen. Die besonnenen Staatsmänner erklärten, daß der Widerstand der Armee das Land in Unglück stürzen werde, ja sie fügten sogar versteckte Drohungen hinzu, und so kam es, daß an der Elbe bei Artlenburg am 5. Juli 1803 ein zweiter Vertrag des Inhalts abgeschlossen wurde, daß die hannöverische Armee die Waffen strecke, und nach gänzlicher Auflösung in die Heimath entlassen werde. Abermals waren es Deutsche selbst, welche den Franzosen den Sieg in die Hände spielten. Der Widerstand des hannöverischen Heeres war ganz ernstlich gemeint, und mußte für die Feinde um so bedenklicher sein, als das Landvolk bereits schwierig war und Miene machte, an das Heer sich anzuschließen. Es waren die Abgeordneten der hannöverischen Stände, welche diesen mannhaften Geist des Volkes niederhielten, und dasselbe um die feige Unterwürfigkeit fast anflehten. Sie waren es, welche für solchen Zweck keine Anstrengung scheuten, so sehr ihnen eine solche zum Zwecke der ehrenvollen Vertheidigung lästig war; sie nahmen es auf sich, die tapfern Soldaten, welche insbesondere über die Zumuthung der Ueberlieferung

ihrer Waffen an die Franzoſen erbittert waren, dadurch zu beſchwichtigen, daß ſie ſich dem niedrigen Geſchäfte unterzogen, gleichſam als Schergen die Auslieferung der Waffen an die Franzoſen zu beſorgen.

Die Beſitznahme eines deutſchen Fürſtenthums von Seite der Franzoſen, während das Reich mit Frankreich im Frieden ſtand, war nach dem hergebrachten Staats- und Völkerrecht eine ganz unerhörte Handlung, und hätte die deutſchen Fürſten, insbeſondere Preußen, endlich belehren ſollen, wohin die Separat-Bündniſſe einzelner deutſcher Mächte mit Frankreich führen müſſen? In der That ſchien Preußen, das gerade damals wegen des Lüneviller Friedens und der Säculariſation eines gewiſſen Schamgefühls ſich nicht erwehren konnte, nachdenklich zu werden, und über die Ergreifung einer andern Politik mit ſich zu Rathe zu gehen. Rußland hatte um dieſelbe Zeit den großen Staatsfehler, welchen es durch die Unterſtützung der franzöſiſchen Pläne bei der Säculariſation begangen hatte, bereits eingeſehen, und war entſchloſſen, denſelben wieder gut zu machen. Es erhob ſich daher wider die Beſitznahme Hannovers durch Frankreich, und ließ bei dem preußiſchen Hofe Winke fallen, daß es zur Vertreibung der Franzoſen aus Hannover geneigt ſei, mit deutſchen Mächten, namentlich Oeſtreich, ein Bündniß zu ſchließen. Offenbar gebot die richtige Politik, ja im Grunde die Pflicht der Selbſterhaltung dem preußiſchen Hauſe, einem ſolchen Bündniß ſich anzuſchließen, und der König wurde in der That ſchwankend. Doch der Dämon der Ländergier ſollte den preußiſchen Hof noch ein Mal umſtricken, und unwiderruflich dem Verderben entgegenführen.

Buonaparte war bereits auf die preußiſche Macht eiferſüchtig geworden, und ſann auf den Sturz derſelben; vorher mußte er aber Oeſtreich noch mehr ſchwächen, und durch Ueberweiſung der Länder, welche er dem Kaiſerhaus abzunehmen gedachte, an Baiern, Würtemberg und Baden, dieſe Mächte noch mehr an das franzöſiſche Intereſſe feſſeln. Für den Augenblick mußte er deßhalb Preußen noch ſchonen und einzuſchläfern ſuchen, indem er dem Berliner Hofe fortwährend den Köder der Vergrößerung vorhielt. Friedrich Wilhelm III. hatte aus Veranlaſſung der Beſetzung Hannovers durch die Franzoſen einen Geſchäftsträger in Perſon des Kabinetsraths Lombard an den erſten Konſul Frankreichs abgeſendet, um denſelben über ſeine Abſichten rückſichtlich Hannovers auszuholen. Buonaparte verſtand die Kunſt, ſich zu verſtellen, und die fremden Geſandten durch Höflichkeit für ſich zu gewinnen vortrefflich; er überredete daher den Kabinetsrath Lombard, daß er mit Preußen die beſten Abſichten habe, ja er ließ auch Winke fallen, daß man Hannover zur Vergrößerung Preußens verwenden könne. Friedrich Wilhelm III., von dem Vorſatze Rußlands zur neuen Verbündung mit Oeſtreich betroffen, war gerade ſehr unruhig, weil er nicht wußte, ob der Anſchluß an ein ruſſiſch-öſtreichiſches Bündniß oder fortgeſetztes Einverſtändniß mit

Frankreich die Interessen seines Staates besser fördere? Während dieses Schwankens wurde ihm nun die Möglichkeit der Erwerbung Hannovers in der Ferne gezeigt; zugleich machte Lombard über die vermeintlich freundlichen Gesinnungen Buonaparte's gegen Preußen so schöne Worte, daß sich Friedrich Wilhelm III. von seinen Räthen wirklich bestimmen ließ, das fortgesetzte Einverständniß mit Frankreich der Vertheidigung des deutschen Reichs vorzuziehen. Es kam nun im December 1803 ein neuer Vertrag zwischen Frankreich und Preußen zu Stande, worin die letztere Macht gänzlich getäuscht wurde. Während nämlich Buonaparte im Besitze Hannovers verblieb, wurde der Krone Preußen nichts weiter zugestanden, als daß Frankreich ohne Vorwissen und Einwilligung des Berliner Hofes über Hannover nicht verfügen solle. Nicht einmal durch die Beute selbst, sondern durch ein unbestimmtes Versprechen derselben ließ sich also der preußische Hof abermals von der Vertheidigung der deutschen Interessen abwendig machen.

Nachhaltiger war der Eindruck, welchen die Besitznahme Hannovers durch die Franzosen auf Oestreich und Rußland gemacht hatte. Beide Mächte, von England noch überdieß fortwährend gespornt, gaben sich dem Gedanken eines Coalitions-Krieges gegen Frankreich allmählig von Neuem hin, und andere Ereignisse bestärkten sie noch darin. Seitdem der erste Konsul Buonaparte durch seinen Sieg bei Marengo und den Frieden von Lüneville in seiner Macht sich befestiget hatte, ging er entschieden darauf aus, die Regierungsgewalt Frankreichs bleibend für sich und seine Familie zu erwerben. Nachdem im Jahre 1802 seine konsularische Würde zuerst auf zehn Jahre verlängert, und dann auf Lebenszeit ihm verliehen worden war, wurde er, seinem Willen gemäß, schon am 18. Mai 1804 als Napoleon I. zum Kaiser der Franzosen erhoben. Die Rückkehr Frankreichs zur Monarchie konnte an sich die übrigen Mächte nicht beunruhigen, weil Buonaparte nicht bloß ein Feind der Anarchie war, sondern Volksherrschaft, Republikanismus und selbst freisinnige Institutionen überhaupt haßte; allein die Persönlichkeit des neuen Monarchen in Frankreich war von der Art, daß für die Unabhängigkeit der europäischen Staaten alles zu befürchten war. Napoleon I. wollte nicht ein einfacher König von Frankreich sein, sondern ein Weltreich gründen; er wählte darum den Titel „Kaiser", und schien schon hierdurch anzukündigen, daß die Landesgrenzen und die Nationalität anderer Völker fortan auf keine Achtung mehr Anspruch zu machen hätten. Ein erster Fingerzeig solcher Sinnesart war schon dadurch gegeben, daß Napoleon noch als erster Konsul Frankreichs einen überaus gewaltthätigen Charakter offenbarte, unabhängige Fürsten anderer Länder wie seine Unterthanen behandelte, und das Völkerrecht überhaupt in einer Weise verletzte, wie es bisher niemals erhört worden war. Nicht genug, daß er nach dem Ausbruch des neuen Krieges mit England außer Hannover auch den Schwei-

zer-Kanton Wallis mit Truppen überzog, in Etrurien Befeſtigungen eigenmächtig errichtete, und ſelbſt die Inſel Elba beſetzte, trieb er ſeinen Uebermuth auch bis zu einer empörenden Verletzung des deutſchen Reichsgebiets, indem er einen bourboniſchen Prinzen, den Herzog von Enghien, durch franzöſiſche Truppen im badiſchen Orte Ettenheim gefangen nehmen, nach Vincennes führen und dort erſchießen ließ.

Niemals war eine Uebelthat mit kälterem Blute begangen worden, als dieſe, niemals war zugleich eine große Nation, wie die Deutſchen, tödtlicher beleidigt worden, als durch dieſen Frevel des maßloſeſten Uebermuthes. Wäre der Nationalgeiſt und das edle Selbſtgefühl unſeres Volkes nicht ſchon gänzlich abgeſtorben geweſen, ſo hätte das geſammte Reich mit Entrüſtung ſich erheben, und den muthwilligen Beleidiger zur Genugthuung zwingen müſſen; leider blieb es aber in Folge des tiefen Verfalles Deutſchlands bei vereinzelten Klagen und Einſprüchen. Das Kaiſerhaus fühlte zwar die Schmach, welche dem deutſchen Reich zugefügt ward; allein es glaubte ſich noch nicht gerüſtet genug, um jetzt ſchon die Waffen wieder zu ergreifen; andere Ereigniſſe mußten daher noch hinzukommen, um den geheimen Wunſch des Widerſtandes gegen die Uebergriffe Napoleons in einen feſten Entſchluß umzuwandeln. Dieſe ließen bei den ungeheuern Entwürfen des neuen Kaiſers von Frankreich nicht lange auf ſich warten. So lange Buonaparte als Konſul Frankreich regierte, ſtand er den abhängigen Republiken Italiens in der Eigenſchaft als Präſident vor, nach ſeiner Erhebung zum franzöſiſchen Kaiſer wußte er es aber einzuleiten, daß einige italieniſche Notablen ihm die Würde eines Königs von Italien antrugen. Obwohl dieſe Männer keinen Auftrag von ihrem Volke hatten, nahm Napoleon die italieniſche Königswürde natürlich dennoch an, und wurde im Mai 1805 zu Mailand feierlich gekrönt.

Auf den öſtreichiſchen Hof hatte ſchon die Ernennung Napoleons zum Kaiſer der Franzoſen einen großen Eindruck gemacht. Franz II. trug zwar die deutſche Kaiſerkrone, indeſſen ſie wurde nur durch Wahl übertragen; wenn nun die Wahl ſpäter auf einen andern deutſchen Fürſten fiele, ſo war das Haus Habsburg nur noch im Beſitz des böhmiſchen und ungariſchen Königstitels, ſohin im Aeußerlichen unter den Monarchen Frankreichs herabgeſetzt. Um nun der Veränderung der europäiſchen Machtverhältniſſe vorzubeugen, die hieraus entſpringen mußte, ſah ſich Franz II. bewogen, durch eine öffentliche Urkunde vom 11. Auguſt 1804 den Titel eines erblichen Kaiſers von Oeſtreich anzunehmen. Man wußte indeſſen am Wiener Hofe recht gut, daß dieſe Vorſichts-Maßregel nicht hinreichen werde, um die Entwürfe Napoleons zu zügeln, ſondern daß man alle Macht aufbieten müſſe, den Uebergriffen Frankreichs wirkſam ſich entgegenzuſtemmen. Als nun die Erhebung Napoleons zum König von Italien die Beſorgniſſe bedeutend geſteigert hatte, als der Kaiſer der

Franzosen aber auch hiebei nicht stehen blieb, sondern im Juni 1805 die Republik Ligurien mit Frankreich vereinigte, und bald darauf den Freistaat Lucca seinem Schwager als Fürstenthum verlieh, so beschloß Oestreich noch ein Mal das Waffenglück zu versuchen. Vorbereitende Schritte waren schon gegen das Ende des Jahres 1804 geschehen, indem der Wiener Hof, von den Uebergriffen Napoleons betroffen, im November 1804 zu Petersburg einen vorläufigen Vertheidigungs-Vertrag mit Rußland abschloß. Als nun die Gewaltschritte Napoleons gegen Ligurien und Lucca den Entschluß zum Krieg endlich unwiderruflich gemacht hatten, so entwickelte Oestreich bedeutende Rüstungen. Napoleon beschwerte sich hierüber in verschiedenen diplomatischen Noten vom 13. und 16. August 1805, und da der Wiener Hof seine Rüstungen nicht nur zugestand und rechtfertigte, sondern auch fortsetzte, so war der Krieg entschieden.

Napoleon hatte dortmals bedeutende Streitkräfte in Boulogne versammelt, um Großbritannien mit einer Landung zu bedrohen, doch sie waren gegen Oestreich bestimmt, und wurden nun vom 1. September 1805 an nach der Richtung von Schwaben in Bewegung gesetzt. Auf der andern Seite hatten die Oestreicher nicht nur in Italien ihre Streitkräfte bedeutend verstärkt, sondern auch den Plan gefaßt, in Deutschland rasch vorzudringen, und insbesondere Baiern, Württemberg und Baden an der Unterstützung der Franzosen zu hindern. Was seit der Säkularisation vorherzusehen war, hatte sich nämlich unglücklicher Weise bestätiget; denn die genannten drei Mächte zeigten sich fortan dem Interesse Frankreichs eifrig ergeben, und gehorchten jedem Winke Napoleons. Der Fürst von Württemberg behauptete seine Würde und seinen Stolz freilich auch gegen Napoleon; aber der schlaue Kaiser der Franzosen wußte den Fürsten so gut zu behandeln, daß dessen Ansprüche mehr auf die Etiquette und Aeußerlichkeiten beschränkt blieben, und Frankreich im Wesen der Politik auch über Württemberg unbedingt verfügen konnte. Um die Fürsten von Baiern, Württemberg und Baden aber noch mehr an sich zu ziehen, versprach ihnen Napoleon auch nach der Säkularisation fortwährend Vergrößerung, und so kam es, daß die genannten Fürsten schon thatsächlich die Vasallen Frankreichs waren. Trotz der gerühmten Ueberlegenheit Napoleons und seiner zahlreichen Heere getraute sich also der Kaiser der Franzosen gleichwohl nicht, Deutschland als Ganzes zu besiegen, sondern er baute seine Hoffnung ebenfalls auf die innere Uneinigkeit der Deutschen.

Aus dem Baseler Separatfrieden, aus der Vereinzelung Preußens und der Preisgebung Deutschlands von Seite dieser Macht waren einzig und allein die Erfolge der Franzosen hervorgegangen; auch Napoleon hatte daher bei dem Wiederausbruch des Kriegs mit Oestreich im Jahre 1805 nichts Eiligeres zu thun, als Preußen in der Neutralität oder vielmehr in der Preisgebung Deutschlands zu bestärken, damit er Oeste-

reich alsdann vereinzelt brechen, und später das gleiche Schicksal dem König von Preußen selbst bereiten könne. Aus diesem Grunde schickte er gleichzeitig mit dem Aufbruch seiner Heere von Boulogne seinen Vertrauten Durac wiederholt als Geschäftsträger nach Berlin, und ließ dem König Friedrich Wilhelm III. ein Bündniß mit Frankreich förmlich antragen. Es war in der That Zeit, daß der preußische Hof seine ungeheuern Staatsfehler endlich einsehen und eine Politik ergreifen möchte, welche mit der Wahrung der deutschen Interessen zugleich die Zwecke des preußischen Hauses selbst besser als bisher gefördert haben würde, seit dem Ende des Jahres 1804 riethen auch am Berliner Hofe einzelne Männer von Einsicht und Vaterlandsliebe ernstlich zu einem andern Staatsverfahren, fast schien der König, der über neuere Gewaltthätigkeiten der Franzosen sehr aufgebracht war, schon zu schwanken; allein das alte Mißtrauen gegen Oestreich, und die Gleichgültigkeit gegen die allgemeinen Angelegenheiten Deutschlands behaupteten am preußischen Hofe unglücklicher Weise abermals das Uebergewicht, und Napoleon erreichte daher auch im Jahre 1805 seinen Zweck. Allerdings nahm der König Friedrich Wilhelm III. denn doch Anstand seinen Abfall von Deutschland bis zu einem förmlichen Bündniß mit Frankreich zu steigern; diesen Antrag Durocs lehnte er also ab, doch dieß war keineswegs hinreichend, um seine Pflichten als deutscher Reichsfürst zu erfüllen, ja selbst nicht geeignet, nur die Sonder-Interessen Preußens zweckmäßig zu vertreten. In beiden Beziehungen war vielmehr der Anschluß an Oestreich und die Kriegserklärung gegen Frankreich schlechterdings unerläßlich. Napoleon wußte dieß auch so gut, und hatte ein so bedeutendes Interesse an der bloßen Neutralität Preußens, daß er in der genauen Kenntniß des Charakters des Königs das Bündniß mit Frankreich eben nur deßhalb anbieten ließ, um durch das Höhere das Geringere, nämlich wenigstens die Neutralität Preußens, zu erlangen. Es befand sich am Berliner Hofe eine gewisse Anzahl von Staatsmännern, welche dem Interesse Frankreichs ergeben waren, diese siegten, und die Neutralität wurde denn bewilligt.

Oestreich stand demnach auch in dem Kriege von 1805 wieder vereinzelt; mit Rußland war zwar ein Schutz-Bündniß abgeschlossen worden, und russische Heere hatten sich bereits nach Deutschland in Bewegung gesetzt. Bei dem langsamen Marsch derselben war jedoch zu befürchten, daß sich Napoleon mit Uebermacht zuerst auf die östreichischen Armeen werfen und dieselben schlagen werde, bevor sie von den Russen kräftig unterstützt werden konnten. In Erwägung der Gefahren endlich, welche vollends die Neutralität Preußens wiederholt dem deutschen Reiche bereiten mußte, beschloß nun der östreichische Hof, den Kurfürsten von Baiern zur Vertheidigung Deutschlands zu zwingen. Durch den Fürsten von Schwarzenberg ließ der Kaiser Franz II. den Kurfürsten Maximilian Joseph von Baiern in München selbst auffordern, seine Truppen mit denen

des Kaisers zu vereinigen. Als der baierische Hof zögerte, sich diesem Verlangen zu fügen, rückte eine ansehnliche östreichische Macht in Baiern ein. Vom patriotischen Standpunkte hatte der Kaiser bei diesem Verfahren unzweifelhaft Recht; und es ist nur zu bedauern, daß man eines Theils nicht rasch genug zu Werke ging, und andern Theils in Baiern sich unnöthige Bedrückungen erlaubte, insbesondere der Bevölkerung das entwerthete östreichische Papiergeld für den vollen Nennwerth aufdrang. In Folge des Zauderns der Oestreicher gelang es den baierischen Truppen nach Franken zu entkommen, und sich später mit den Franzosen zu vereinigen. Der Kurfürst Maximilian Joseph flüchtete sich ebenfalls, und rief nunmehr den Schutz Napoleons förmlich an. Da auch die Fürsten von Württemberg und Baden ihre Truppen zur Verfügung Frankreichs stellten, so wurde der Krieg vom Jahr 1805 abermals unter den traurigsten Anzeichen begonnen.

Das Schlimmste dabei war, daß in Ansehung des Oberbefehls über die östreichischen Heere wieder die alten Fehler begangen wurden. An die Spitze der Hauptarmee in Deutschland, welche in der zweiten Hälfte Septembers 1805 bis Schwaben vorgedrungen war und sich zwischen Ulm und Memmingen entwickelte, stellte man den Erzherzog Ferdinand, sowie den Feldmarschall Mack, und lähmte durch eine Einrichtung, welche keinem der Feldherrn den souveränen Gebrauch seiner Streitkräfte erlaubte, die Heerführung selbst. Napoleon, welcher seinen Feldzugsplan schon in Boulogne entworfen hatte, mochte auf diese Einrichtung bei der östreichischen Armee Rücksicht genommen haben; er ging daher dieses Mal nicht selbst nach Italien, wo der Erzherzog Karl auf kaiserlicher Seite commandirte, sondern beschloß gegen die Armee unter Ferdinand und Mack in Schwaben einen großen Schlag auszuführen. Zu dem Ende verfiel er auf einen Gedanken, welcher für den Feldzug wohl entscheidend werden konnte, zugleich aber eine unerhörte Verletzung des Völkerrechts und einen maaßlosen Uebermuth in sich schloß.

Im Hannöverischen stand nämlich eine französische Armee unter dem Marschall Bernadotte, und diese war bestimmt worden, den Angriff der französischen Hauptarmee, welche von Boulogne heranzog, gegen Ferdinand und Mack in Schwaben zu unterstützen. Der Marsch Bernadotte's durch das preußische Fürstenthum Ansbach würde nun sein Heer um einen oder zwei Tage seiner Bestimmung früher zugeführt haben. So gering dieser Zeitgewinn auch war, so wollte es der Kaiser Napoleon um seinetwillen dennoch wagen, das neutrale Gebiet Preußens zu verletzen, und also dem Könige Friedrich Wilhelm III. eine tödtliche Beleidigung in's Antlitz zu werfen. Da man von preußischer Seite auch noch den unverzeihlichen Fehler begangen hatte, zum Schutze der Neutralität keine Heeresmacht in Franken aufzustellen, so ertheilte denn Napoleon dem Marschall Bernadotte zu Ende September 1805 wirklich den Befehl, das preußische Gebiet zu

verletzen und durch das Ansbachiſche zu marſchiren. Dieſer Befehl wurde auch vollzogen und hatte für den Feldzug ganz entſcheidende Folgen; denn Bernadotte griff nun in Vereinigung mit den bairiſchen Truppen den öſtreichiſchen General Kienmayer, welcher die Flanke der großen öſtreichiſchen Armee in Schwaben decken ſollte, mit einer ſolchen unverhältnißmäßigen Uebermacht an, daß ſich Kienmayer nach Baiern zurückziehen mußte.

Nunmehr war der Hauptzweck Napoleons bei dieſem Feldzug ſchon vollſtändig erreicht. Von Boulogne waren nämlich vier franzöſiſche Armeecorps an den Rhein marſchirt, und am 25. September 1805 zwiſchen Mannheim und Straßburg über dieſen Strom gegangen. In Verbindung mit der Armee Bernadotte's, dann einer zweiten unter Marmont, der zugleich mit jenem manövrirte, endlich mit den Württembergern und Badenern zählten die franzöſiſchen Streitkräfte in Deutſchland über 200,000 Mann. Da nun die öſtreichiſche Hauptarmee bei Ulm unter Ferdinand und Mack nur gegen 60,000 Mann zählte, und in Folge des Rückzuges von Kienmayer ſchon von Oeſtreich abgeſchnitten war, ſo entwickelte Napoleon eine ungeheure Uebermacht, um Mack und Ferdinand gänzlich einzuſchließen. Bernadotte beſetzte Ingolſtadt und München, Marmont ging bei Neuburg über die Donau, und vier andere franzöſiſche Heere unter Murat, Lannes, Ney und Soult ſetzten theils bei Dillingen, theils bei Donauwörth über dieſen Fluß. In der Gegend von Günzburg widerſetzte ſich der Erzherzog Ferdinand am 9. October 1805 dem Uebergange mit großer Tapferkeit, Mack ſelbſt unterſtützte ihn; allein die Stellung der Oeſtreicher war durch den Rückzug Kienmayers und die zu große Sorgloſigkeit Ferdinands oder Macks, die jenem Rückzug nicht folgten, ſchon zu gefährlich, zugleich die Uebermacht der Franzoſen ſo ungeheuer, daß der Widerſtand, trotz aller Tapferkeit, vergeblich blieb, und die beiden öſtreichiſchen Heerführer nach Ulm zurückgehen mußten. Dort wurden ſie nun von den unermeßlichen Heeren Napoleons, die von allen Seiten immer näher rückten, vollſtändig eingeſchloſſen.

Anſtatt in dieſer Noth mit der geſammten öſtreichiſchen Armee auf einem Punct durchzubrechen, vereinigten ſich Ferdinand und Mack in dem unglücklichen Plane, daß erſterer allein den Durchbruch verſuchen, der andere dagegen Ulm behaupten ſoll. Erzherzog Ferdinand zog daher mit dem größten Theil der Reiterei am 14. October von Ulm ab, um über Franken nach Böhmen ſich durchzuſchlagen. An demſelben Tage hatte aber Napoleon ſelbſt die Oeſtreicher auf allen Puncten angegriffen und zurückgeſchlagen. Ney insbeſondere erfocht einen bedeutenden Sieg bei Elchingen, in deſſen Folge Ulm ganz enge eingeſchloſſen wurde. Da die Franzoſen ſchon die Anhöhen vor der Stadt beſetzt hatten, und Napoleon am 16. October die Stadt heftig beſchießen ließ, ſo hatte der öſtreichiſche Marſchall Mack, welcher durch den Abzug von 24,000 Mann unter Fer-

dimand empfindlich geschwächt war, weder zur Behauptung seiner Stellung, noch zum Durchschlagen noch einige Hoffnung. Er capitulirte daher am 17. October, und ergab sich mit seiner ganzen Armee von ungefähr 30,000 Mann kriegsgefangen.

Die Capitulation von Ulm war nicht bloß für Oestreich, sondern auch für Deutschland ein unermeßliches Unglück, denn sie setzte die Franzosen nun in den Stand, sowohl die vorgeschobenen russischen Heerabtheilungen, als auch die zerstreuten östreichischen Colonnen durch ihre Uebermacht zum Rückzuge zu zwingen, und unaufhaltsam in das Herz von Oestreich vorzudringen. Alles dieses geschah denn auch mit so außerordentlicher Schnelligkeit, daß die Franzosen schon am 29. October in Braunau einzogen, und daß das Hauptquartier Napoleons schon am 5. November 1805 nach Linz verlegt wurde. Erzherzog Ferdinand hatte mit seiner vortrefflichen Reiterei zwar den Franzosen einen Marsch abgewonnen, und bereits Hoffnung erlangt, sein Heer zu retten; allein seine Nachhut wurde von Murat eingeholt, und ergab sich unter Werneck ebenfalls durch Capitulation. Durch dieses neue Unglück kam es, daß Ferdinand nur einige Trümmer seines Heeres nach Böhmen brachte. Gleichwohl befanden sich im Innern Oestreichs noch bedeutende Streitkräfte, weil die unversehrte Abtheilung Kienmayers mit einem Theile des Heeres unter dem Erzherzog Carl verstärkt worden war, und durch eine russische Armee unter Kutusow unterstützt wurde. Die Russen schlugen sich auch bei Krems so tapfer, daß eine französische Heerabtheilung unter Mortier fast gänzlich aufgerieben wurde. Durch seine Uebermacht war es jedoch dem Kaiser Napoleon inzwischen gelungen, die Donau an vielen Puncten zu überschreiten, Wien zu bedrohen und die östreichisch-russische Armee auf der Flanke zu umgehen. Erzherzog Carl hatte sich in Italien gegen Massena standhaft vertheidigt, und selbst nach seiner Schwächung, da er 30 Bataillone zur Unterstützung Kienmayers abgeben mußte, in einem dreitägigen Kampfe bei Caldiero das Schlachtfeld behauptet; er eilte nun nach Deutschland, um sich mit Kutusow zu vereinigen und Wien zu retten. Allein die großen Massen Napoleons hatten durch Eilmärsche bereits einen solchen Vorsprung erlangt, daß eine vorgeschobene Abtheilung unter Murat bereits am 12. November 1805 in Wien einrückte. Kutusow mußte nun fürchten, von dem russischen Heer in Mähren abgeschnitten zu werden, und wurde daher trotz seines Sieges bei Krems zum Rückzug nach Mähren gezwungen.

So groß das Unglück auch war, welches dieser kurze Feldzug Schlag auf Schlag über Oestreich und Deutschland gehäuft hatte, so hätte gleichwohl alles noch gut gehen können, wenn nur jetzt der preußische Hof endlich in sich gegangen wäre, und der deutschen Sache aufrichtig sowie nachdrücklich sich zugewendet hätte. Noch hielten der Erzherzog Carl und der General Kienmayer das Feld, Erzherzog Johann führte eine gerettete

Heerabtheilung von Tyrol nach Steyermark, Ferdinand einige Trümmer seines Heeres von Franken nach Böhmen; Kutusow war sogar siegreich, und eine zweite russische Armee unter Buxhöoden stand in Mähren. Hätte nun der preußische Hof seine Heere plötzlich gegen die Franzosen in's Feld geführt, wozu der Friedensbruch im Ansbachischen ihm das Recht gab, so mußte Napoleon seine Kräfte theilen, die östreichischen Heere konnten Zeit und Mittel gewinnen, sich zu vereinigen, und ein einziger glücklicher Schlag des preußischen, russischen oder östreichischen Heeres hätte Napoleon so gut über den Rhein zurückwerfen können, als einst der Erzherzog Carl die siegreichen Heere Jourdans und Moreau's aus dem Herzen von Deutschland über den Rhein zurückgetrieben hatte.

Alle Umstände schienen auch anzudeuten, daß Preußen diese Politik endlich ergreifen müsse. Der König Friedrich Wilhelm III. war schon seit dem Ende des Jahres 1804 schwankend, er mochte heimlich fühlen, wie sehr die Neutralität Preußens das deutsche Reich bloßstelle und am Ende die preußischen Interessen selbst gefährde. Wenn er von einer übel gesinnten Umgebung auch noch einmal zu dem Beharren auf seinem Staatsfehler bewogen wurde, so hätte doch alles sich ändern sollen, als ihn Napoleon durch die Verletzung des Ansbachischen Gebietes so übermüthig beleidigte, denn schon die Ehre hätte ihn von jetzt an unwiderruflich die Waffen gegen Frankreich in die Hand geben müssen. In der That schien auch die anmaßende That Napoleons anfangs eine solche Folge zu haben, da die Nachricht über die Verletzung des Ansbachischen Gebietes den König Friedrich Wilhelm wirklich in die heftigste Entrüstung versetzte, und noch andere Umstände mitwirkten, um diese Stimmung ernstlich zu einem kriegerischen Entschluß fortzuführen.

Als nämlich die Nachricht von der Verletzung des preußischen Gebietes in Berlin ankam, befand sich dort gerade ein östreichischer Prinz, der Erzherzog Anton, und dieser bestürmte den König, sich der deutschen Sache anzunehmen. Da die Kapitulation von Ulm, welche gleichzeitig mit der Verletzung des preußischen Gebiets in Berlin bekannt wurde, auf den König Friedrich Wilhelm III. großen Eindruck machte und in ihm Besorgnisse wegen der Uebermacht Frankreichs erregte, da endlich auch der Kaiser Alexander von Rußland zu derselben Zeit in Berlin verweilte, und die Vorstellungen des Erzherzogs Anton dringend unterstützte, so wurde Friedrich Wilhelm endlich bewogen, die Macht Preußens zur Ermäßigung der Uebergriffe Frankreichs zu verwenden. Am 3. November 1805 wurde daher zwischen dem Erzherzog Anton, dem Kaiser Alexander und dem König Friedrich Wilhelm III. die Uebereinkunft getroffen, daß Preußen in dem gegenwärtigen Kriege die bewaffnete Vermittlung übernehmen, und in dieser Stellung dem Kaiser Napoleon gewisse Beschränkungen als unerläßliche Bedingungen eines fortgesetzten Friedens von Seite des Berliner Hofes vorschreiben soll. Diese Bedingungen bestanden

darin, daß die europäischen Machtverhältnisse auf die Bestimmungen des Lüneviller Friedens zurückgeführt, und folglich Italien, Holland und die Schweiz der angemaßten Oberhoheit Frankreichs wieder entzogen werden sollen. Wenn Napoleon dieses Verlangen des preußischen Hofes nicht bis zum 15. December 1805 bewilligen werde, sollte Preußen an Frankreich den Krieg erklären, und seine Heere sofort in's Feld führen.

Obgleich eine solche Forderung noch viel zu gemäßigt war, und das Gleichgewicht Europa's, welches eben durch den Lüneviller Frieden zerstört wurde, nicht wiederherstellen konnte, so war bei dem bekannten Uebermuth Napoleons dennoch vorauszusehen, daß er selbst so demüthige Bedingungen trotzig verwerfen werde. Preußen wäre sohin zur Kriegserklärung gegen Frankreich genöthiget worden, und insoferne war die Uebereinkunft vom 3. November 1805 allerdings wohlthätig.

So großes Aufsehen das schnelle siegreiche Vordringen der französischen Armee in Oestreich allenthalben auch erregen mußte, so ließ sich Napoleon über die eigentliche Beschaffenheit seiner Lage gleichwohl nicht täuschen. Während die ganze preußische Armee noch zum Schutze Deutschlands verwendet werden konnte, sammelten sich auch große Streitkräfte im Hannövrischen, indem dort die Engländer Truppen an's Land setzten. Zudem war eine dritte russische Armee unter Beningsen in Marsch, welche die beiden andern Heere unter Buxhöwden und Kutusow verstärken sollte. Unter diesen Umständen konnte schon ein kleiner Unfall den Franzosen, trotz ihres Vordringens, gefährlich werden, und Napoleon betrieb daher eifriger wie je seinen gewöhnlichen Kunstgriff, in die feindlichen Reihen Uneinigkeit zu bringen, und sie einzeln zu schlagen. Vor allem lag ihm daran, den preußischen Hof so lange von einem entscheidenden Schritt abzuhalten, bis er einen Hauptschlag gegen die russische Armee in Mähren ausgeführt habe.

Da sich Kutusow in der Richtung von Znaym zurückzog, so suchte ein französisches Heer unter Mürat, Lannes und Belliard so zu manövriren, daß es noch vor den Russen in Znaym anlange, und die Vereinigung Kutusows mit Buxhöwden verhindere. Durch eine wenig rühmliche Kriegslist gelang auch dieser Plan. Jenes französische Heer hätte zur Ausführung seiner Absicht in Wien vom rechten Donau-Ufer auf das linke übersetzen müssen. Hier stand aber noch ein bedeutendes östreichisches Heer unter dem Oberbefehl des Prinzen Auersberg in Schlachtordnung, und zugleich waren alle Anstalten getroffen, die Donaubrücke zu sprengen. Der Befehl dazu war bereits gegeben, und sollte eben vollzogen werden, als die französischen Generale am rechten Donau-Ufer Parlamentäre absendeten und durch sie den Abschluß des Friedens behaupten ließen. Mürat, der mit den Generalen Lannes und Belliard selbst über die Brücke kam, zeigte dem Prinzen Auersberg falsche Briefe von Napoleon mit der Nachricht des abgeschlossenen Friedens vor, Lannes und

Belliard betäubten den Prinzen durch großes Geſchrei, und ſo kam es, daß das Abbrennen der Brücke unterblieb, daß einige franzöſiſche Bataillone derſelben ſich endlich bemächtigten, und ſo dem franzöſiſchen Heere den Uebergang verſchafften. Der unverzeihliche Fehler des Prinzen Auersberg hatte noch die weitere Folge, daß ſeine Soldaten von der franzöſiſchen Uebermacht umzingelt und zu Gefangenen gemacht wurden.

Durch dieſen ſeltſamen Unfall gewann nun Murat dem ruſſiſchen General Kutuſow in der That den Vorſprung ab, und verſetzte ihn in eine verzweifelte Lage, da er von Burhöwden abgeſchnitten und, zwiſchen zwei Heere gedrängt, der Gefahr ausgeſetzt war, die Waffen ſtrecken zu müſſen. Aus dieſer Gefahr rettete er ſich durch eine Kriegsliſt, wodurch er jene der Franzoſen an der Donaubrücke vergalt. Er ſtellte ſich nämlich, als wenn er ſich ergeben wollte, und während die Capitulation an Napoleon zur Beſtätigung geſchickt wurde, brach er mit dem Hauptheere nach Znaym auf, indem er nur eine Abtheilung von 6000 Mann unter Bagration bei Hollabrunn ſtehen ließ, um den Franzoſen den Abzug des Hauptheeres zu verbergen. Als Murat ſich getäuſcht ſah, griff er am 16. November 1805 den General Bagration mit ungeheurer Uebermacht an; allein dieſer tapfere Heerführer ſchlug ſich kühn durch, und ſtieß am 19. November bei Miſchau wieder zu Kutuſow. Die Vereinigung des letztern mit Burhöwden ging ungehindert von ſtatten, und der Plan Napoleons war alſo geſcheitert.

Inzwiſchen war der preußiſche Miniſter Haugwitz von Berlin abgegangen, um dem Kaiſer Napoleon in Gemäßheit der Uebereinkunft vom 3. November 1805 das preußiſche Ultimatum zu überbringen, und von ihm eine categoriſche Erklärung zu fordern. Napoleon kannte dieſe Uebereinkunft bereits, weil man ſo wenig ein Staatsgeheimniß daraus gemacht hatte, daß ihr weſentlicher Inhalt ſogar in Zeitungen gerückt worden war. Alles hing für den franzöſiſchen Kaiſer nun davon ab, daß er den beabſichtigten Hauptſchlag gegen die vereinigte ruſſiſche Armee in Mähren ausführe, bevor er zur Abgabe ſeiner Erklärung, alſo zum Bruch mit Preußen, genöthigt ſei. Er beſchleunigte daher den Marſch ſeiner Hauptmaſſen nach Mähren aus allen Kräften, und ſuchte es zugleich ſo lange wie möglich zu verzögern, den preußiſchen Miniſter Haugwitz perſönlich anzuhören. Am 20. November 1805 ſtand Napoleon mit ſeinem Hauptquartier bereits in Brünn, und fortan wandte er theils militäriſche Manöver, theils diplomatiſche Kunſtgriffe an, um die vereinigte ruſſiſche Armee vor dem Eintreffen des dritten ruſſiſchen Heeres unter Beningſen zu einer allgemeinen Schlacht zu verleiten.

Niemals war ein Zeitpunkt in politiſcher Beziehung kritiſcher, als damals, nie hing das Schickſal der europäiſchen Mächte mehr von der Leitung oder Benützung des Augenblicks ab. Hätte Haugwitz geeilt, um ſeine wichtige Sendung noch vor einem entſcheidenden Zuſammenſtoß bei-

der Armeen zu erfüllen, und dadurch die Kriegs-Erklärung Preußens gegen Frankreich zur Nothwendigkeit zu erheben, ſo mußte die ganze Lage der Dinge ſogleich weſentlich verändert werden, und ſelbſt die Annahme der Schlacht, ſowie der Verluſt derſelben von Seite der Ruſſen, konnte den Krieg noch nicht entſchieden zum Vortheil Frankreichs beendigen. Wenn umgekehrt die Ruſſen die Schlacht vermieden, ſich gegen Schleſien gewendet und den preußiſchen Heeren ſich genähert hätten, ſo wäre der Berliner Hof, trotz alles Zauberns von Haugwitz, am Ende zur Kriegs-Erklärung gegen Frankreich durch die Umſtände ſelbſt genöthigt worden. Oeſtreich konnte alsdann in Ungarn rüſten, Preußen ſich vorbereiten, England in Hannover noch größere Maſſen entwickeln, mithin die ganze Lage der Dinge eine andere Wendung nehmen. Indeſſen alles neigte ſich auf Seite der Verbündeten zum Unglück; Haugwitz ließ ſich auf eine unverantwortliche Weiſe von Napoleon hinhalten, ohne zur Ueberreichung ſeines Ultimatums gelangen zu können, und die Ruſſen brannten zu ſehr von der Begierde, den Franzoſen ein Haupttreffen zu liefern.

Am 2. December 1805 ſtellte ſich die ruſſiſche Armee bei Auſterlitz im Angeſichte Napoleons wirklich in Schlachtordnung auf, und eröffnete das Treffen durch ein Mannöver, welches die Umgehung des rechten franzöſiſchen Flügels zum Zweck hatte. Anfangs ſchien dieſer Plan zu gelingen; allein die Ruſſen hatten durch ihre Kampfeshitze ihre frühere günſtige Stellung ſchon verlaſſen und Blößen gegeben, deren üble Folgen nicht wieder gut zu machen waren. Ihr linker Flügel wurde abgeſchnitten, der rechte auf Auſterlitz zurückgeſchlagen, die Garde, welche die Verbindung deſſelben mit dem Centrum wiederherſtellen ſollte, geworfen, und das Centrum ſodann ſelbſt geſprengt. Die geſammte ruſſiſche Linie löste ſich nun in Unordnung auf, und die Franzoſen erlangten einen vollſtändigen, ganz entſcheidenden Sieg, welcher die Lage Europa's vom Grunde aus veränderte.

Zwei und dreißigstes Hauptstück.

Folgen der Schlacht bei Austerlitz. Friede von Preßburg.

(Vom 2. December bis zum 26. December 1805.)

So hart der Schlag bei Austerlitz insbesondere für das östreichische Kaiserhaus auch war, welches dadurch der Unterstützung der russischen Armee für den Augenblick beraubt wurde, so war im Grunde doch nicht alles verloren, sondern man hätte durch Entschlossenheit und Ausdauer immer noch Rettung herbeiführen können. Der Erzherzog Karl, welcher den Rückzug aus Italien angetreten hatte, um Wien zu retten, war durch seine Geschicklichkeit so glücklich gewesen, sich den Verfolgungen Massena's zu entziehen, und mit seinem Heere über Krain und Steiermark der ungarischen Grenze sich zu nähern. Schon hatte er den französischen Commandanten in Wien zur Uebergabe aufgefordert, als die Schlacht von Austerlitz erfolgte und hierauf am 6. December ein Waffenstillstand abgeschlossen wurde, welcher auch die Operationen des Erzherzogs Karl lähmte. Letzterer hatte die Absicht, sich nach Ungarn zu werfen, und von dort aus den Russen die Hand zu reichen. Wenn ihm nun auch die Einnahme von Wien nicht gelungen wäre, so konnte er sich doch in Ungarn bedeutend verstärken, den Russen Zeit verschaffen, sich wieder zu sammeln, und später in Vereinigung mit Preußen Deutschland noch retten. Noch stand es also in der Macht des Kaisers Franz II. und des Königs von Preußen, den völligen Untergang Deutschlands abzuwenden. Leider sollte aber durch Zaghaftigkeit einerseits und Wankelmuth andrerseits alles verloren gehen. Die Ursache dieses Unglücks lag weniger in dem Ausgange der Schlachten, als in diplomatischen Verhältnissen.

Kaiser Franz II. war schon vor der Schlacht bei Austerlitz gegen den preußischen Hof mit Mißtrauen erfüllt, und hierin seitdem noch mehr bestärkt worden. Die öffentliche Bekanntmachung der Uebereinkunft zwi-

schen Rußland, Preußen und Oestreich vom 3. November 1805, deren wir bereits erwähnten, war nämlich von östreichischer Seite ausgegangen, um den niedergeschlagenen Gemüthern Muth einzuflößen. Hierüber war aber derjenige Theil der preußischen Staatsmänner, welcher im Geheimen dem französischen Interesse ergeben war, ungehalten, und führte sowohl wegen der Bekanntmachung, als über die Uebereinkunft selbst laute Beschwerden. Kaiser Franz II. wurde daher in Erinnerung der bisherigen Politik Preußens zu dem Glauben gebracht, daß es dem Berliner Hof mit jener Uebereinkunft nicht Ernst gewesen sei, und da das unverantwortliche Verfahren des Ministers Haugwitz bei seiner Sendung an Napoleon jenen Glauben noch bestärkte, so verlor Franz II., welcher sich mit dem Kaiser Alexander im russischen Hauptquartier befand, nach der Schlacht bei Austerlitz allen Muth, und hoffte, nur noch durch einen Separatfrieden mit Frankreich sich retten zu können. Zwei Tage nach der Schlacht begab er sich daher in Person zu Napoleon, und machte Friedens-Anträge.

So sehr der Kaiser der Franzosen auch über seinen Sieg bei Austerlitz erfreut war, so ließ er sich, bei seinem großen Scharfblick, doch nicht zu der Meinung verleiten, daß dadurch der Krieg gänzlich entschieden sei. Er würdigte vielmehr die Widerstandsmittel, welche Oestreich noch besaß, besser, als Kaiser Franz II. selbst, und war besonders über das Gewicht, welches Preußen zu Gunsten Deutschlands in die Wagschaale legen konnte, vollkommen klar. Im scharfen Ueberblick über die gesammte Lage der Dinge erfaßte er sehr richtig, daß er trotz aller Siege nicht mächtig genug sei, um Preußen und Oestreich zu gleicher Zeit zu erdrücken, sondern daß er entweder fortwährend Preußen schonen müsse, um mit Hülfe dessen Neutralität Oestreich ganz zu vernichten, oder dem Kaiser Franz II. verhältnißmäßig noch einen billigen Frieden zugestehen müsse, um seine volle Macht alsdann gegen Preußen wenden zu können. Bisher hatte er stets den ersten Weg gewählt, weil Oestreich seit den ersten Kriegen mit Frankreich unveränderlich das deutsche Interesse vertheidigte, und dem Kaiser Napoleon daher an der Demüthigung Oestreichs zunächst am meisten gelegen war. Indessen die Uebereinkunft des Königs Friedrich Wilhelm III. mit Rußland und Oestreich vom 3. November 1805 hatte den Kaiser der Franzosen so sehr erbittert, daß sein Verlangen nach Rache das Uebergewicht gewann, und er, um dasselbe zu befriedigen, nunmehr den zweiten Weg einzuschlagen, also dem Kaiser Franz II. einen verhältnißmäßig billigen Frieden zu bewilligen beschloß. Der Hauptgedanke, welcher ihn dabei leitete, war natürlich der, unmittelbar nach dem Friedensschluß seine Sprache gegen Preußen zu ändern, und die erste beste Gelegenheit zur Vernichtung der preußischen Macht zu benützen.

Unter dem Einflusse dieses Gedankens kam denn Napoleon den Frie-

densanträgen des Kaisers Franz II. so bereitwillig entgegen, daß schon am 6. December der bereits erwähnte Waffenstillstand abgeschlossen, am 21. December die Friedens-Unterhandlungen in Preßburg eröffnet und der Friedensschluß selbst dort am 26. December 1805 unterzeichnet wurde.

In diesem nahm der Kaiser Franz II. seine Einsprache über die französischen Uebergriffe in Italien, welche die nächste Ursache des Kriegs gewesen war, ganz zurück, genehmigte nicht nur die Verfügung Napoleons über Lucca, sondern erkannte den Kaiser der Franzosen auch als König von Italien förmlich an, und trat ihm zu diesem Königreiche auch noch seine Besitzungen im Venetianischen ab. Für sich selbst hatte Napoleon also verhältnißmäßig nur wenig verlangt, desto mehr forderte er dagegen für seine Vasallen, die Fürsten von Baiern, Württemberg und Baden. Vor allem mußte der Kaiser Franz II. den beiden Kurfürsten von Baiern und Württemberg den Königstitel, welchen diese nach dem Willen oder mit Zustimmung Napoleons angenommen hatten, zugestehen und beide als Könige förmlich anerkennen. Um denselben zugleich durch Länderzuwachs auch eine königliche Ausstattung zu verleihen, mußte der Kaiser Franz II. in bedeutende Gebiets-Vergrößerung der neuen Könige, und zwar größtentheils auf Kosten Oestreichs, einwilligen. Baiern erhielt die Markgrafschaft Burgau, das Fürstenthum Eichstädt, die Grafschaft Tyrol mit Trident und Brixen, den salzburgischen Antheil des Hochstifts Passau, Vorarlberg, die Grafschaften Hohenems, Königsegg und Rothenfels, die Herrschaften Tettnang und Argen, die Stadt Lindau mit ihrem Gebiet und endlich die Reichsstadt Augsburg mit allem Zubehör. An Württemberg wurden abgetreten die Städte Ehingen, Munderkingen, Riedlingen, Mengen und Saulgau, die Ober- und Niedergrafschaft Hohenberg, die Landgrafschaft Nellenburg, die Landvogtei Altorf mit Ausschluß der Stadt Konstanz, die Städte Villingen und Brentlingen, und ein Theil des Breisgaues. Damit Baden nicht leer ausgehe, erhielt es den übrigen Theil des Breisgaues, die Ortenau, die Stadt Konstanz und die Commende Meinau. Als Entschädigung für alle seine Verluste sollte Oestreich nur Salzburg und Berchtesgaden erhalten, wobei Frankreich die Verpflichtung übernahm, dem bisherigen Besitzer von Salzburg, dem Erzherzog Ferdinand, das Eigenthum von Würzburg auszuwirken, das also Baiern abtreten sollte.

Wenn man den Inhalt des Preßburger Friedens auch nur flüchtig überdenkt, so ergibt sich sogleich der Zweck, welchen Napoleon dadurch erreichen wollte. Der Kaiser der Franzosen sah diesen Friedensschluß offenbar für nichts anderes an, als für einen vorübergehenden Waffenstillstand, welcher ihm die Mittel gewähren sollte, seine Anschläge auf Deutschland auszuführen. Auf der innern Uneinigkeit der Deutschen beruhten diese Anschläge; Baiern, Baden und Württemberg sollten als ein Keil

zwischen Preußen und Oestreich geschoben und von den letzteren Mächten bald die eine, bald die andere vereinzelt angegriffen und planmäßig geschwächt werden. Der erste Schritt zur Ausführung dieses Planes war die Säcularisation und die außerordentliche Begünstigung, welche dabei den Fürstenhäusern von Baiern, Württemberg und Baden zu Theil wurde, ein zweiter, noch entscheidender hingegen war die abermalige Vergrößerung dieser Fürstenhäuser durch den Preßburger Frieden, und vor allem die Erhebung der Kurfürsten von Baiern und Württemberg zu Königen. Letztere Maaßregel allein riß die beiden neuen Königshäuser unwiderruflich von Deutschland los, und kettete sie fortan mit ehernen Ketten an ihren Schöpfer Napoleon. Zugleich war dadurch das Schicksal des deutschen Reiches schon mittelbar ausgesprochen, die Verfassung desselben vernichtet, der Entschluß seiner unverzüglichen Auflösung von Napoleon bereits angekündigt. Dieß fühlte man auch so stark, daß man die ausdrückliche Erklärung für nöthig hielt, durch die Erhebung der Kurfürsten von Baiern und Württemberg zu Königen werde deren Verhältniß zum deutschen Reich nicht geändert. Natürlich war dieß nur ein Kunstgriff, um über die bereits beschlossene Auflösung des Reichs für einen Augenblick noch einen Schleier zu werfen; allein er blendete nur die Schwachen, und enthielt jedenfalls das mittelbare Geständniß, daß mit dem Preßburger Frieden ein deutsches Reich nicht mehr denkbar sei.

Den bedeutendsten und folgereichsten Sinn hatte der Preßburger Friedensschluß jedoch für die Krone Preußen. So groß die Opfer auch waren, welche dadurch dem östreichischen Kaiserhaus auferlegt wurden, so würde es gleichwohl um einen solchen Preis den Frieden nicht erlangt haben, wenn Napoleon damit nicht einen besondern Zweck erreichen wollte. Dieser Zweck bestand augenfällig darin, durch einen vorübergehenden Waffenstillstand mit Oestreich die Mittel zur Demüthigung Preußens zu erhalten. Daß dem wirklich so war, hatte sich schon während der Unterhandlungen über den Preßburger Frieden ergeben. Erst fünf Tage nach der Schlacht bei Austerlitz, sohin erst am 7. December 1805 war es dem preußischen Minister, dem Grafen Haugwitz, gelungen, bei dem Kaiser Napoleon Audienz zu erhalten.

Der Graf von Haugwitz legte auf die Veränderung der Umstände, welche in Folge der Schlacht von Austerlitz eingetreten war, ein solches Gewicht, daß er sich sogar die Ueberschreitung seines diplomatischen Auftrags erlaubte, nämlich die Uebereinkunft vom 3. November 1805 verschwieg, die Aufforderung, welche er auf den Grund derselben an Napoleon ergehen lassen sollte, unterließ, und nur im Allgemeinen von der Vermittlung Preußens sprach. Demungeachtet benahm sich Napoleon schon sichtbar kalt, obgleich er seine eigentliche Stimmung gegen Preußen noch verbarg, weil die Friedens-Unterhandlungen mit dem Kaiser Franz II. noch nicht weit genug vorgerückt waren. Am 13. December 1805, wo

der Graf von Haugwitz die zweite Audienz hatte, war dagegen an dem wirklichen Abschluß des Friedens zwischen Frankreich und Oestreich nicht mehr zu zweifeln, Napoleon ließ daher die Maske gänzlich fallen, und nahm wider die Krone Preußen eine überaus herrische Sprache an. Er machte dem Könige Friedrich Wilhelm III. nicht nur den Vorwurf der Unredlichkeit, sondern er fügte auch noch sehr unschickliche Drohungen bei. In seiner Macht stünde es, Preußen zu demüthigen, sagte er, aber er wolle Gnade für Recht ergehen lassen, wenn Preußen unzertrennlich mit Frankreich sich verbünde. Hätte der Graf von Haugwitz die damalige Lage Napoleons und den wahren Stand der Dinge mit den Augen des Staatsmannes zu durchschauen verstanden, so hätte er gerade aus jener Wendung in der Rede Napoleons den Schluß ziehen müssen, daß der französische Kaiser sich noch nicht getraute, schon im Augenblick mit Preußen zu brechen, sondern daß er noch einer Vorbereitung bedürfe, um diese Macht vollends zu verderben. Sogar darüber gab die Rede Napoleons Aufklärung, worin jene Vorbereitung noch bestehen solle; denn er verlangte, daß Preußen einige Gebietstheile theils an Mürat, Napoleons Schwager, theils an Baiern abtrete, und dafür den Besitz von Hannover annehme. Dieß sagte aber nichts anderes, als daß Napoleon seine Vasallen in Deutschland immer inniger an sich schließen und zugleich Preußen durch die Besitznahme von Hannover mit England, Rußland und Oestreich entzweien wolle. Das war die Vorbereitung, welche Napoleon noch wollte, um dann über Preußen herzufallen.

Für einen scharfsinnigen Staatsmann wären alles dieß hinreichende Winke genug gewesen; allein Haugwitz war durch den Sieg Napoleons bei Austerlitz so betäubt, daß er den Zweck seiner Sendung ganz vergaß, und, anstatt ein feindliches Ultimatum seines Hofes zu überbringen, am 15. December 1805 sogar einen Vertrag unterschrieb, nach welchem Preußen für die Erwerbung von Hannover das Fürstenthum Ansbach, das Herzogthum Cleve mit Wesel und endlich die Herrschaft Neufchatel an Frankreich abtreten sollte. Preußen war also abermals umgarnt, und zugleich Oestreich durch den Frieden von Preßburg für den Augenblick an der Vertheidigung Deutschlands gehindert.

Der Vertrag mit Haugwitz vom 15. December und der Friede von Preßburg vom 26. December 1805 hatten allen Wünschen Napoleons, die er zur Zeit hegte, vollkommen Genüge gethan. Von jetzt an ging nun der Kaiser der Franzosen rasch seinem Hauptziele entgegen, nämlich der Vernichtung der deutschen Nationalität.

Drei und dreißigstes Hauptstück.

Auflösung des deutschen Reichs. Schluß des Werks.

(Vom 26. December 1805 bis zum 6. August 1806.)

Für den Kenner der Geschichte und der Staatskunst lag die Vernichtung der deutschen Reichsverfassung schon in dem Preßburger Frieden, und insbesondere in dem Verhältniß, in welches durch ihn die neugeschaffenen deutschen Könige nebst andern Fürsten zu Frankreich gesetzt wurden. Napoleon that sich nach jenem Friedensschluß offenbar Gewalt an, die Auflösung des deutschen Reichsverbands nicht jetzt schon auszusprechen. Nichts zeigt dieß deutlicher, als der Beisatz, daß die Erhebung der Kurfürsten von Baiern und Württemberg zu Königen an deren Verhältniß zum deutschen Reich nichts ändere; denn Napoleon gestand dadurch zu, daß er die Unvereinbarkeit des Preßburger Friedensschlusses mit der Fortdauer des deutschen Reichs selbst fühle, mithin durch die scheinbare Anerkennung der Fortdauer aus irgend einem Grunde sich noch Zwang anthue, jedoch nur für kurze Zeit. Dieser Grund bestand darin, daß der Kaiser der Franzosen vor der offenen Enthüllung seiner Pläne die Krone Preußen von allen Mächten Europa's trennen, in den Augen der Kabinete wie der Völker herabsetzen und politisch gänzlich verderben wollte. Ein erster Schritt dazu war freilich schon der Vertrag vom 15. December 1805, welcher dem Grafen Haugwitz aufgedrungen wurde; indessen es fehlte noch die Ratification des Berliner Hofes, ja es schien sogar, als wenn die Genehmigung auf Schwierigkeiten stoßen würde, und deßhalb hielt Napoleon im Preßburger Frieden mit der Auflösung des deutschen Reiches noch etwas zurück.

Als Haugwitz von seiner Sendung in's französische Hauptquartier nach Berlin zurückkam, war man über die Art und Weise, wie er seinen Auftrag ausgerichtet hatte, sehr verwundert und in der That sehr betroffen. Der Minister von Hardenberg erkannte sogleich die Gefahr,

in welche Preußen durch die Ratification des Vertrages vom 15. December 1805 gestürzt werden müsse, und sprach sich hierüber offen aus. Er zeigte, welcher ungeheure Mißgriff es sei, wenn Preußen alte Stammländer, wie z. B. Ansbach, für Hannover abtrete, worauf Frankreich kein Recht habe, und dessen Verlust der König von England sich niemals gefallen lassen werde. Hardenberg fühlte auch das Gehässige, welches in dem Vertrage vom 15. December 1805 lag, allein so gewichtig auch die Gründe für die Verwerfung eines solchen Vertrages waren, so wagte der preußische Hof dennoch nicht, diese Verwerfung auszusprechen. Man wählte vielmehr einen Mittelweg, indem der traurige Vertrag nur mit einem Vorbehalt zu Gunsten des Königs von England genehmiget, Hannover nur einstweilen von Preußen in Besitz genommen werden sollte.

Napoleon ersah aus dieser halben Maaßregel sogleich, daß der preußische Hof keines männlichen Entschlusses fähig sei, und daß er daher nur auf seinen Forderungen fest bestehen dürfe, um gewiß zu sein, Preußen gänzlich zu umstricken. Er verwarf daher den Vorbehalt und nahm zugleich von Neuem eine drohende Sprache wider den Grafen von Haugwitz an, welcher zu Anfang des Jahres 1806 behufs der definitiven Einigung in Paris anwesend war. Diese Drohungen schüchterten den armen Grafen so sehr ein, daß er am 15. Februar 1806 einen zweiten Vertrag unterzeichnete, worin nicht nur die Eintauschung Hannovers unbedingt zugestanden wurde, sondern Preußen sogar die Verpflichtung übernahm, die preußischen Ströme und Häfen den englischen Schiffen zu verschließen.

Die unselige, die geradezu verderbliche Natur eines solchen Vertrages für Preußen lag offen am Tage; dessenungeachtet wurde der Vertrag vom Berliner Hof genehmigt, und auch alsbald in Vollziehung gesetzt. Nachdem nämlich die französischen Truppen das Fürstenthum Ansbach schon am 21. Februar 1806 für das Haus Baiern förmlich in Besitz genommen hatten, geschah bald darauf in Hannover ein Gleiches von Seite des preußischen Generals Schulenburg-Kehnert. In einer Proklamation vom 1. April 1806 erklärte nämlich dieser General, daß Preußen an den Kaiser Napoleon drei Provinzen abgetreten und zur Entschädigung dafür Hannover erhalten habe, daher dieses Land für ewige Zeiten in Besitz nehme. Um den Schritt noch gehässiger zu machen, erklärte das Besitz-Ergreifungs-Patent des Grafen Schulenburg noch, daß dem Kaiser Napoleon die Staaten des Kurhauses Braunschweig, die er an Preußen abgetreten, vermöge des Eroberungsrechtes zuständig gewesen seien. Nun hatte Napoleon seinen Zweck vollständig erreicht: Preußen war mit allen befreundeten Mächten entzweit und sowohl politisch als moralisch gänzlich zu Grunde gerichtet.

Oestreich und Rußland mußten nämlich fortan mit erhöhtem Mißtrauen und selbst mit Unwillen gegen den Berliner Hof erfüllt sein, weil

dieser die Uebereinkunft vom 3. November 1805 gebrochen und noch obendrein ein neues Bündniß mit Frankreich angenommen hatte. England war aber vollends durch die Besitznahme Hannovers durch die Preußen tödtlich beleidiget. Die öffentliche Meinung in Deutschland endlich mußte sich von Preußen abwenden, weil der Berliner Hof das deutsche Reich den Franzosen schutzlos preis gab. Oestreich hatte durch den Preßburger Frieden freilich auch von der Vertheidigung Deutschlands abstehen und in die Vorbereitung der Auflösung des Reichs willigen müssen, allein es that es nur gezwungen, nachdem sein letzter Versuch des Widerstandes im Felde unglücklich geendet hatte. Preußen hingegen hatte unthätig dem Verfall des Reiches zugesehen, ja denselben durch seine Neutralität selbst veranlaßt, und nun nahm es bei der Zerstückelung des Reichs durch die Besitzergreifung von Hannover an der Beute selbst Antheil. Preußen war daher vollkommen vereinzelt, von allen befreundeten Mächten gemieden, von der öffentlichen Meinung Deutschlands verurtheilt. Das nur wollte Napoleon, und jetzt beschloß er, den Hauptschlag selbst vollends auszuführen, das heißt das deutsche Reich aufzulösen, und sohin die Deutschen aus dem Verzeichniß der Nationen auszustreichen.

Am 12. Juli 1806 schloß der Kaiser der Franzosen mit den neuen Königen von Baiern und Württemberg, mit den Fürsten von Baden und Hessen-Darmstadt, mit dem ehemaligen Reichserzkanzler, nun Fürsten von Regensburg, mit dem Herzog von Berg, den Fürsten von Nassau, Lichtenstein, Salm, dem Herzog von Aremberg und dem Grafen von der Leyen zu Paris einen Vertrag ab, welcher der rheinische Bund genannt wurde. Durch diesen Vertrag sagten sich die genannten deutschen Fürsten von dem deutschen Reiche, d. h. ihrem Vaterlande los, und errichteten unter sich einen Staatenbund, für dessen Beschützer der Kaiser der Franzosen erklärt wurde. Der rheinische Bund übernahm dagegen die Verpflichtung, alle Kriege Frankreichs auf dem Festlande als seine eigenen anzusehen und mitzuschlagen. In jedem dieser Kriege, oder wenn ein Mitglied des Staatenbundes angegriffen würde, mußte Baiern 30,000 Mann, Württemberg 12,000, Baden 8,000, Berg 5,000, Hessen-Darmstadt 4,000 und die übrigen Bundesfürsten zusammen 4,000 Mann als Kontingent stellen. Frankreich stellte dagegen für die Zwecke der Conföderation ein Kontingent von 200,000 Mann.

Alle deutschen Reichsgesetze wurden für die Mitglieder dieser Conföderation für unverbindlich erklärt, und sämmtlichen Theilhabern des Bundes die volle Souveränität in ihren Ländern zugesprochen. Eine Veräußerung dieser Souveränität war nur zu Gunsten eines Bundes-Mitgliedes zulässig, auch durften die conföderirten Fürsten nur in einem der Bundesstaaten oder von einer mit der Conföderation alliirten Macht eine Würde oder einen Dienst annehmen. Dem Herzog von Berg, Mürat, Schwager Napoleons, sowie den Fürsten von Baden und Hessen-Darm-

stadt wurde der Titel eines Großherzogs mit königlichem Range verliehen. Hiernächst kamen die conföderirten Fürsten über verschiedene Gebiets-Austauschungen überein, und zugleich erhielten mehrere derselben weitere Vergrößerungen, so Baiern die Reichsstadt Nürnberg und die deutschen Commenden Rohr und Waldstetten, Württemberg die Commenden Kapfenburg, Lauchheim und Alschhausen, sowie die Städte Waldsee und Schelklingen, Baden das Fürstenthum Heitersheim und die Stadt Tuttlingen, der Fürst Primas, früher Erzkanzler des Reichs, Frankfurt am Main u. s. w. Außerdem wurden noch verschiedene reichsunmittelbare Fürsten mediatisirt, d. h. mit gewissen Ehrenrechten der Souveränität einzelner Bundesfürsten untergeben. Das deutsche Reich war vollständig zertrümmert. Um dieß noch deutlicher zu machen, setzte die rheinische Conföderation eine Bundes-Versammlung in Frankfurt am Main ein, welche unabhängig vom deutschen Reich die Angelegenheiten des Bundes berathen und leiten sollte, natürlich nach dem Willen des Bundes-Protectors, des französischen Kaisers.

Jetzt wollte Napoleon dem deutschen Reich seinen Tod auch noch officiell ankündigen; der französische Gesandte in Regensburg erklärte daher der deutschen Reichsversammlung, daß der Kaiser Napoleon das Dasein einer deutschen Reichsverfassung nicht mehr anerkenne, daß das deutsche Reich daher aufgelöst sei. In Uebereinstimmung mit diesem Befehle des Dictators erklärten die deutschen Fürsten, welche nach dem obigen Verzeichniß Mitglieder des Rheinbundes waren, daß sie sich von dem deutschen Reichsverbande lossagen, und fortan unter den Schutz des Kaisers Napoleon stellen. Ja sie erröthteten sogar nicht, auch noch beizufügen, daß Napoleon derjenige Monarch sei, der das wahre Interesse Deutschlands am meisten befördere.

Wohl mochte jetzt der preußische Hof erschrecken; aber was wollte er sagen, da er durch seine unselige Politik die furchtbare Katastrophe eben herbeigeführt hatte? Wie immer ließ er sich noch überdieß durch einen vorgehaltenen Köder einlullen, indem Napoleon zu verstehen gab, daß er eine norddeutsche Conföderation unter dem Protectorat Preußens erlauben werde. Mit dieser Vorspiegelung war es natürlich niemals Ernst, aber der preußische Hof beruhigte sich gleichwohl dabei, und schwieg auch bei dem Machtgebote Napoleons, daß das deutsche Reich aufgelöst sei.

Oestreich war nach dem unglücklichen Feldzuge vom Jahr 1805 und allen geschilderten Folgen des Preßburger Friedens nicht im Stande, der Vernichtung der deutschen Nationalität sich zu widersetzen. Kaiser Franz II. erklärte daher in einer Urkunde vom 6. August 1806, daß er der rheinischen Conföderation gegenüber seine Pflichten als deutscher Kaiser nicht mehr erfüllen könne, daß das Reich durch die Ausscheidung der Rheinbundfürsten aufgelöst sei, daß er daher die Krone als deutscher Kaiser

niederlege, und auch für seine Erbstaaten von dem Reichsverband sich lossage.

So war denn die Auflösung des deutschen Reichs durch das gesetzliche Oberhaupt desselben selbst ausgesprochen, und die Deutschen hörten daher am 6. August 1806 auf, unter den europäischen Nationen einen Platz einzunehmen. Unermeßlich war das Unglück, welches hierin für die Deutschen lag, unermeßlich für die Gegenwart und möglicher Weise sogar leider für alle Zukunft! So lange das deutsche Reich noch gesetzlich bestand, war jedes Bündniß mit dem Auslande wider Kaiser und Reich, war jeder Versuch zur Aufhebung der Nationaleinheit, wenigstens dem Rechte nach, Hochverrath oder mindestens ein Verbrechen. Jetzt wurde dagegen jeder Versuch der Wiederherstellung des Reichs und der Nationaleinheit in den einzelnen deutschen Staaten ein Verbrechen, jeder Kampf wider die Souveränität des Landesherrn, die nach der Reichsverfassung doch unerlaubt und selbst strafbar sein mußte, eine Uebelthat. So ward die Tugend zum Vergehen, und das Vergehen zur Tugend gestempelt! Wohl war die Reichsverfassung entartet, allein man hätte sie verbessern können, und zwar so verbessern können, daß alle Stände und Glieder des Reichs, die Fürsten so gut, als der Kaiser, die Fürsten eben so gut, als Adel, Bürger und Bauern dabei gewonnen hätten. Großartig und herrlich war das Prinzip der deutschen Reichsverfassung, voll von Fruchtbarkeit, Fülle und schöpferischer Kraft, weise und gediegen, ohne seines Gleichen in der Geschichte des Erdkreises! Welcher Reformen war dieses reiche und lebensvolle Verfassungsprinzip fähig! Auf solche Reformen zu dringen, wäre vor der Auflösung des Reichs ein Verdienst gewesen, jetzt würde dagegen das Verlangen nach Regeneration und weiser Wiederherstellung der deutschen Reichsverfassung gesetzlich eine Uebelthat.

Es bestehen seit der Auflösung des Reichs freilich noch deutsche Staaten, aber keine deutsche Nation, der Deutsche hat kein Recht, sich eine Nation zu nennen, er gilt im Auslande wohl für einen Oestreicher oder Preußen, doch nicht für einen Deutschen; nirgends ist der Deutsche als solcher vertreten, es gibt im Auslande allerdings preußische, östreichische, baierische, württembergische Gesandte u. s. w., allein keinen deutschen, ja die Souveräne der deutschen Staaten würden gar nicht erlauben, daß in London, Paris und Petersburg ein deutscher Gesandter als Vertreter einer deutschen Nation auftrete. Nach der offiziellen Sprache muß der kleine Badener, Württemberger, Nassauer, Baier, Hildburghauser, Hechinger das ganze, große Deutschland das Ausland nennen. Das ist der Sinn der Auflösung des Reichs, dahin, dahin ist das deutsche Vaterland und die deutsche Nation!

Wohl mag man daher noch von einem Deutschland sprechen, insoferne als die Wiedererstehung eines solchen in Zukunft möglich ist, in-

dessen staatsrechtlich gibt es seit der Auflösung des deutschen Reiches keines mehr, und mit dieser Auflösung schließt daher die Geschichte der Deutschen. Fortan gibt es nur noch eine Geschichte der deutschen Staaten, und zwar für immer, wenn die Nationaleinheit nie wieder zu erlangen ist, oder in so lange, bis dieß geschehen sein wird. Ob es je dazu kommen könne, ist im höchsten Grade zweifelhaft. Hierin liegt ein weiterer schlagender Grund, daß es für jetzt keine Geschichte der Deutschen mehr gibt, sondern nur eine Geschichte der deutschen Staaten, welche nach Umständen auch wohl gar in eine Geschichte der Preußen und in eine Geschichte der Oestreicher, oder der Nord- und Süddeutschen sich auflösen kann.

Wo die Ursache dieses Unglücks zu suchen ist, lehren die Blätter der gegenwärtigen Geschichte. Vermögen die Lehren der Erfahrung noch auf Deutschland zu wirken, so wird sich das Schicksal des Ganzen später wieder zum Guten wenden, außerdem, und besonders dann, wenn die Lehren der Geschichte rücksichtlich des Benehmens und der Verhältnisse der Franzosen gegen Deutschland vergeblich bleiben, dann .... ja dann wiederholt sich die Unterjochung Deutschlands unter Frankreich, und selbst im günstigsten Falle stehet im Hintergrunde: Geschichte der Preußen, Geschichte der Oestreicher!

Ende.